

ACTA
LINGUISTICA
ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

TOMUS IX.

FASCICULUS 1—2.



1959

ACTA LINGUIST. HUNG.

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-44), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankszámla: 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, romanischen und orientalischen Sprachen, sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA
LINGUISTICA
ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

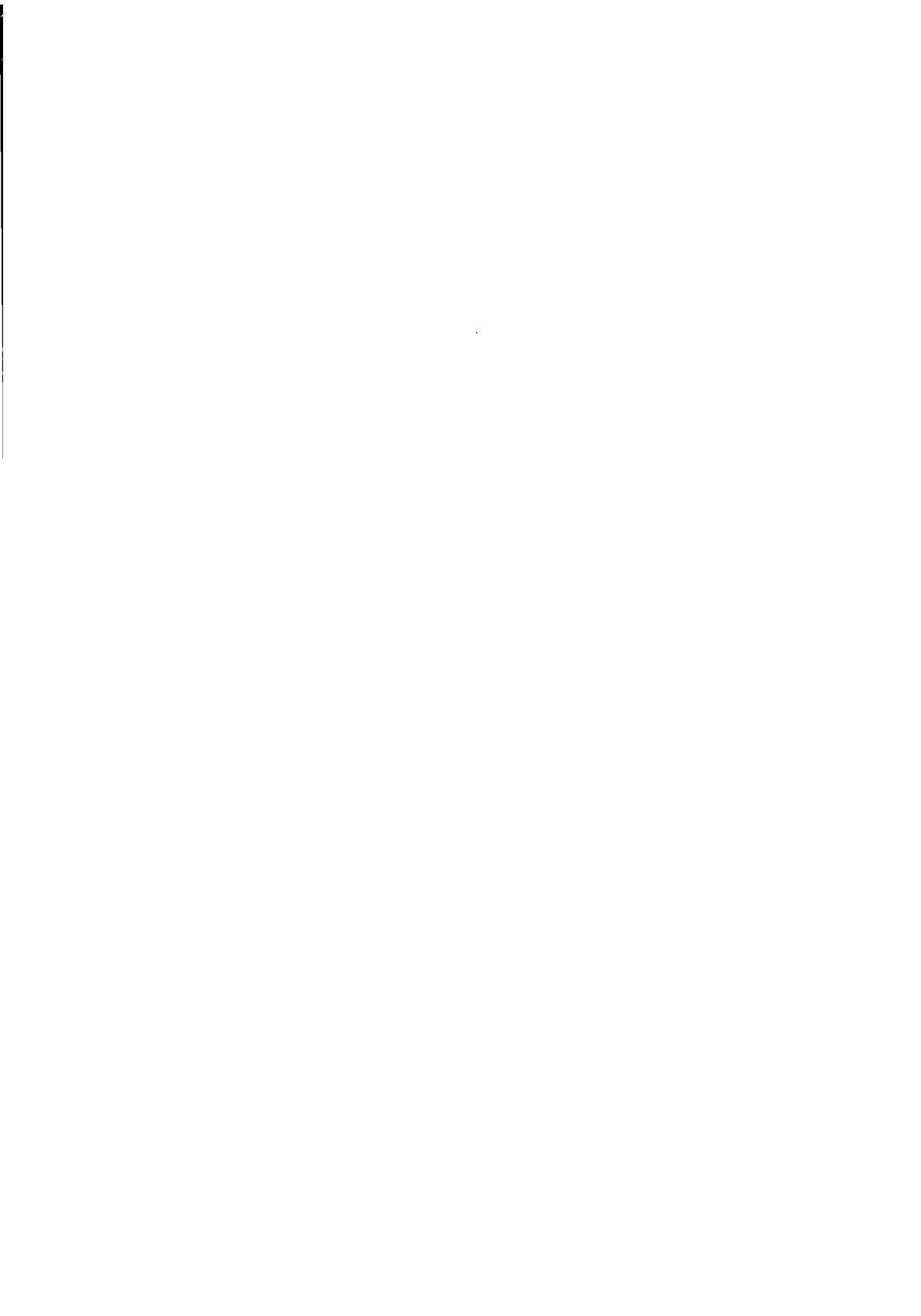
TOMUS IX.



1959

INDEX

<i>Gárdonyi, S.</i> : Zum Bedeutungswandel in der Bergmannsprache — <i>Гардони, Ш.</i> : К изменениям значений в языке шахтеров	361
<i>Herczeg, Gy.</i> : Sintassi delle proposizioni subordinate nella lingua italiana — <i>Херцег, Дь.</i> : Синтаксис подчиненных придаточных предложений в итальянском языке	261
<i>Hutterer, Cl.</i> : Randbemerkungen zu Eberhard Kranzmayers Historischer Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes — <i>Хуттерер, Кл.</i> : Примечания к книге Э. Кранцмайера об исторической географии фонем баварского диалекта	335
<i>Kázmér, M.</i> : Conférence onomastique à Budapest — <i>Казмер, М.</i> : Конференция по ономастике в Будапеште	385
<i>Lakó, Gy.</i> : Present Situation and Future Tasks of Finno-Ugric Linguistics in Hungary — <i>Лако, Дь.</i> : Современное положение и задачи финноугорского языкознания в Венгрии	7
<i>Lakó, Gy.</i> : Zum 75. Geburtstag von Dr. David Fokos-Fuchs — <i>Лако, Дь.</i> : К 75-летию рождения Д. Фокоша-Фукса	235
<i>Magdics, Klára</i> : Intonation of the Hungarian Settlers from Bukovina — <i>Магдич, К.</i> : Интонация венгерских поселенцев Буковины	187
<i>Moór, E.</i> : Die Ausbildung des ungarischen Volkes im Lichte der Laut- und Wortgeschichte. (VI.) — <i>Моор, Э.</i> : Формирование древневенгерского народа в свете истории звуков и слов (VI.)	117
<i>N.-Sebestyén, Irén</i> : Attributive Konstruktionen im Samojedischen — <i>Н.-Шебештьен, И.</i> : Определительные конструкции в самоедском языке	35
<i>Tamács, L.</i> : Zum ungarisch-slawisch-deutschen Wortgut des Rumänischen — <i>Тамаш, Л.</i> : К венгерско-славянско-немецкому словарному фонду румынского языка	241
<i>Vértes, A. O.</i> : Lajos Hegedüs — <i>Вертеш, А. О.</i> : Л. Хегедюш	1
<i>Vizkelety, A.</i> : Zur Orthographie und Lautlehre des „Budapester Oswald“ — <i>Визкелету, А.</i> : Об орфографии и фонетике „Будапештского Освальда“	375
Comptes-Rendus	
<i>Bárczi Géza</i> : Bevezetés a nyelvtudományba. (<i>Hutterer, Cl.</i>) — <i>Барци, Г.</i> : Введение в языкознание. (<i>Хуттерер, Кл.</i>)	229
<i>Eckhardt Sándor</i> : Magyar-francia szótár (Dictionnaire hongrois-français). (<i>Gáldi, L.</i>) — <i>Экхардт, Ш.</i> : Венгерско-французский словарь. (<i>Гальди, Л.</i>)	391
Das Ofner Stadtrecht. Herausgegeben von Karl Mollay. (<i>Hutterer, Cl.</i>) — Das Ofner Stadtrecht (Городское право Буды). Изд. К. Моллай. (<i>Хуттерер, Кл.</i>)	400
Index Alphabétique	407





LAJOS HEGEDŰS

LAJOS HEGEDŰS

1908—1958

In der geschichtlichen Entwicklung der modernen ungarischen Lautwissenschaft ist unter den Namen der auf diesem Gebiet hervorragendsten Gelehrten, wie József Balassa, Zoltán Gombocz, Gyula Laziczius, gewiss auch der Name von Lajos Hegedűs zu nennen.

Als Bahnbrecher auf dem Gebiete der ungarischen Phonetik gewirkt zu haben, dieses Verdienst muss dem in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auftretenden Balassa zugeschrieben werden: die ausländischen Ergebnisse der allmählich zu einer selbständigen Wissenschaft werdenden Phonetik wurden durch ihn in Ungarn verbreitet, andererseits war er es, der die moderne Lautwissenschaft der ungarischen Sprache dem Auslande vermittelte. Leider wurde sein mit grosser Opferbereitschaft zustande gebrachtes Laboratorium, bald nach dessen Gründung, ein Opfer der stürmischen Zeiten. Unter den Arbeiten von Gombocz als Phonetiker sind wohl vorwiegend seine mit E. A. Meyer gemeinsam durchgeführten Zeitdaueruntersuchungen bekannt, doch schätzen wir vor allem und noch höher als diese seine grosse erzieherische Wirkung auf die jüngere Generation, deren Spuren auch in der gegenwärtigen Entwicklung der ungarischen Lautwissenschaft nachzuweisen sind. Das grösste Verdienst von Gyula Laziczius ist in phonetischer Hinsicht der weitere Ausbau der Phonologie.

Lajos Hegedűs ist zweifelsohne der erfolgreichste und fruchtbarste unter allen ungarischen Experimentalphonetikern. Seit 1930, d. i. dem Jahre, in welchem er — nach Abschluss seiner Studien an der Budapester bzw. der Wiener Universität — als Schüler der Professoren Gombocz und Scripture seine Doktorarbeit über die Formen der ungarischen Sprachmelodie veröffentlichte, erschienen von ihm beinahe hundert Abhandlungen bzw. Artikel, vorwiegend lautwissenschaftlichen Aspekts. Nach einem Semester das er in London als Stipendiat verbracht hatte, wurde er Gymnasiallehrer zu Pécs (Fünfkirchen), während seiner Sommerferien aber bereiste er Europa, und besuchte zahlreiche phonetische Laboratorien; in mehreren nahm er auch selber Forschungen vor. Ein weitaus günstigeres Arbeitsfeld bot sich ihm, als er von Pécs — wo er nach einem kurzen Lehraufenthalt zu Debrecen

im Jahre 1944 Dozent im Transdanubischen Wissenschaftlichen Institut wurde — nach Budapest, in das Sprachwissenschaftliche Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften berufen wurde als Leiter der zu der Zeit gegründeten phonetischen Abteilung, der er dann bis zu seinem Tode vorstand.

Sämtliche Werke der reichen Ernte, die das Lebenswerk von Hegedűs gebracht hat, können freilich diesmal nicht besprochen werden. Seine etymologischen Ergebnisse, etwa die Abhandlung über die Frage des sprachlichen Tabus und noch manche wertvolle Arbeiten müssen diesmal ausser acht gelassen werden.

1. Ein bedeutender Teil der Forschungen von Hegedűs gilt der Erforschung der Artikulation einzelner Laute und Lautverbindungen.

So wurde z. B. die Lippenpalte während der Artikulation einzeln ausgesprochener ungarischer Vokale ihrer Länge bzw. Breite nach gemessen. Seine Angaben hinsichtlich der illabialen Laute sind besonders beachtenswert, da sie im Gegensatz zu den Beobachtungen anderer tüchtiger Phonetiker eine mit der Hebung der Zunge parallel eintretende Verkürzung der Länge bzw. Breite der Mundöffnung erwiesen. So beträgt die Länge der Lippenpalte bei der Bildung von \bar{a} nach den Messungen von Hegedűs durchschnittlich etwa 50 mm, ihre Breite jedoch 29 mm, — dagegen bei der Bildung von \bar{i} nur mehr 42 bzw. 11 mm (Kinematographie der Mundlippen während der Artikulation. ArchNPhonExp. VIII—IX [1933], 82—5).

In zwei Abhandlungen werden von Hegedűs seine über die Artikulation der ungarischen Vokale gefertigten Röntgenaufnahmen besprochen. In der einen Arbeit bringt er wichtige Angaben über die Raumverhältnisse der Mund- und der Rachenhöhle (Röntgenfelvételek a száj- és garatüreg változásairól magánhangzók képzése közben = Röntgenaufnahmen über die Formveränderungen der Mund- und Rachenhöhle während der Artikulation von Vokalen. NyK. L [1936], 111—7), in der anderen wird die Bildung der ungarischen Vokale mit der englischen und deutschen verglichen (Röntgenaufnahmen von ungarischen Vokalen. ArchNPhonExp. XIII [1937], 72—8).

Auf Grund von Planimetermessungen von Palatogrammen konnte Hegedűs feststellen, dass während der Bildung der ungarischen anlautenden Verschluss- bzw. Reibelauten die Berührungsfläche der Zunge und des Gaumens eine grössere ist als in inlautender Stellung (NyK. LI [1941], 72).

Als einen Teilnehmer der in Ungarn in den dreissiger Jahren geführten Debatte über das Wesen der Affrikaten (vgl. : Die Natur der ungarischen Affrikaten. ArchNPhonExp. XV [1939], 97—102 etc.) beschäftigte ihn diese Frage bis ans Ende. In seiner zuletzt erschienenen Arbeit versuchte er auf Grund von Palatogrammen, Kimogrammen, Oszillogrammen, Messungen der Tonhöhe und der Druckverhältnisse bei der Artikulation, mit Hilfe der Beobachtung von Magnetophonaufnahmen, normal und nach rückwärts gekurbelt, durch zahlreiche Argumente zu beweisen, dass die ungarischen Affrikaten sowohl

physiologisch als auch akustisch betrachtet zusammengesetzte Laute sind (Neuere Untersuchungen der ungarischen Affrikaten. *Phonetica*, II [1958], 153—85).

Die Arbeit von Hegedűs über das Wesen der Geminaten erhärtete auf Grund von zahlreichen neuen Versuchen die Annahme, nach welcher die Geminaten und die im engeren Sinne genommenen langen Laute im wesentlichen gleich gebildet werden (A geminátákról = Über die Geminaten. *MNy.* LII [1956], 415—28).

Im Laufe der Analyse der Diphthonge der ungarischen Mundarten stellte sich heraus, dass diese »Doppellaute« eigentlich in zwei Gruppen zu reihen sind: in solche, die eine Druckspitze haben, d. i. einsilbige Diphthonge sind, und solche, die zwei Druckspitzen aufweisen, und somit zweisilbige Diphthonge darstellen (Hangnyomásmérések = Lautdruckmessungen. *NyK.* LVI [1955], 214); im letzteren Fall wird die Einheit des Diphthongs durch den einheitlichen Phonemwert gesichert (Experimental Phonetics in the Service of the Linguistic Atlas. *ALH.* V [1955], 394—5; usf.). Beachtenswert erscheint, dass Hegedűs bei der Analyse der Diphthonge auch den Wechsel der Tonhöhe untersuchte (ausser den bereits angeführten Stellen: Neue Methoden in der Erforschung der Diphthonge. *Z. f. Phon.* IX [1956], 31—74). Besonders eingehend wurden die im Gebiet Sármedék gebräuchlichen Diphthonge erforscht (*MNyM.*: 262—76; Diftonguselemzések sármedéki hangfelvételekről = Analyse von Diphthongen auf Grund von Schallaufnahmen aus Sármedék. *MNyj.* III [1956], 52—101).

Die Arbeiten über den Einfluss der Nasalen auf die Vokale stellten mehrere Stufen der Nasalisation fest — je nach der Art der Lautverbindungen (Einfluss der Nasallaute auf die Vokale im Ungarischen. *ArchNPhon-Exp.* XII [1936], 34—8).

Die Senkung des Tons während der Bildung der ungarischen stimmhaften Konsonanten konnte durch Experimente mit Aktionsstrom erwiesen werden (*NyK.* LX [1958], 51—8).

2. Bis zuletzt interessierten Hegedűs auch satzphonetische Probleme.

Mit Hilfe seiner Messungen der ungarischen Lautdruckverhältnisse konnte nachgewiesen werden, dass der Abgeschlossenheit eines Gedankens oder einer logischen Einheit im allgemeinen eine Lautdruckverminderung entspricht, dem Unabgeschlossenen dagegen eine höher gestimmte, nach vorne hin weisende Lautdruckform (Hangnyomásmérések = Lautdruckmessungen. *NyK.* LVI [1955], 213).

Bereits in seinen ersten Arbeiten wurden von Hegedűs zahlreiche ungarische Sprachmelodieformen festgestellt (Experimentalphonetische Untersuchungen über den musikalischen Satzakkzent im Ungarischen. In: *A Bécsi Collegium Hungaricum Füzetei* = Hefte des Coll. Hung. zu Wien, V. Budapest, 1930 [Ungarisch]; Experimentalphonetische Untersuchungen über die

Melodieformen der Frage im Ungarischen. Vortrag, gehalten 1930 auf dem Internationalen Phonetischen Kongress zu Bonn). Noch später kehrte er auf die Untersuchung der sprachlichen Ausdrucksformen der Gefühle zurück (Der modifizierende Einfluss der sensitiven Faktoren auf die Sprachmelodie im Ungarischen. ArchNPhonExp. X [1934], 30—7); auch beachtete er in vielen seiner Arbeiten ausser der Sprachmelodie noch andere satzphonetische Eigenheiten, so unter anderen die Zeitdauer.

Am Ende seines Lebens beschäftigte sich Hegedűs mit besonderem Interesse mit der Beobachtung der Redepausen. Durch diese Forschungen suchte er Näheres zur Analyse der Zusammenhänge zwischen Denken und Sprechen zu bieten (A beszédészünetekről = Über die Redepausen; im Manuskript; On the problem of the pauses of speech. ALH. III [1953], 1—36). Hegedűs betont, dass die eingeschalteten Pausen im Reden ähnliche sprachliche Faktoren sind wie etwa der Akzent: der Sprechende wendet die Pausen eben so an, wie er das in seiner sprachlichen Gemeinschaft erlernt hat. Auch in der wechselnden Gestaltung des mundartlich verschiedenen Satzrhythmus beobachtete er immer wieder die Redepausen, und auch in vielen seiner mundartlichen Textveröffentlichungen wird die Stelle der eingeschalteten Pausen bezeichnet.

Hegedűs versuchte die Rhythmenanalyse auch an grösseren sprachlichen Einheiten. Nach den Feststellungen seiner »Rhythmus der ungebundenen Sprache« (ArchNPhonExp. XI [1935], 39—46) betitelten Arbeit gliedert sich unser Sprechen womöglich in rhythmische Perioden, und sind diese von ungleicher Silbenzahl, stellt sich infolge Verkürzung bzw. Dehnung der in ihnen enthaltenen Laute ein natürlicher Ausgleich ein. Bereits in seiner Arbeit »A magyar nemzeti versritmus kérdése« (Das Problem des ungarischen nationalen Versrhythmus, Pécs, 1934) warf er ähnliche Gedanken auf; in diesem Bändchen finden sich ausserdem noch lehrreiche Bekenntnisse namhafter ungarischer Dichter über die Entstehungsart ihrer Verse; diese wurden von den Betreffenden eben auf die Bitte von Hegedűs abgefasst.

Verwandt mit den vorigen Problemen muten uns die Sprechtempoanalysen an (Sprechtempoanalysen im Ungarischen. Z. f. Phon. X [1957], 8—20) sowie die Untersuchungen über die Sprechakte bzw. über die Druckgruppengestaltung in der Rede (A szólamok alakulása. PaisEml. 96—108; Experimentalphonetische Untersuchungen über die Druckgruppengestaltung im Ungarischen. UAJb. XXIX [1957], 176—99).

Auch die Arbeiten von Hegedűs verdienen an dieser Stelle genannt zu werden, in denen er die Methoden der Experimentalphonetik bespricht (Experimental Phonetics in the Service of the Linguistic Atlas. ALH. V [1955], 185 ff., 369 ff., The Work of the Phonetic Laboratory of the Institute of Linguistics of the Hungarian Academy of Sciences (1949): Sonder-

druck aus dem »Instituts de Phonétique et Archives phonographiques« betitelten und durch Sever Pop redigierten Bande Louvain, 1956. 245—68).

3. Aus seinen bislang veröffentlichten mundartlichen Textsammlungen wären vor allem zwei Bände hervorzuheben: Népi beszélgetések az Ormán-ságból (Volksgespräche aus der Gegend Ormán-ság, Pécs, 1946); Moldvai csángó népmesék és beszélgetések (Volksmärchen und Gespräche aus dem Kreise der Moldau-Csángós, Budapest, 1952). Auch finden sich noch zahlreiche, durch Hegedűs mitgeteilte mundartliche Texte auf den Seiten der ungarischen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften, so in: Magyar Nyelv, Magyar Nyelvjárások, Magyar Nyelvőr.

Von besonderem Werte ist für uns die mundartliche (und gemeinsprachliche) Schallplattensammlung von Hegedűs. Ein Teil seiner im ganzen etwa 1500—2000 Schallplatten ging leider im Jahre 1956 zugrunde, doch besitzt auch der bewahrte Teil der Sammlung sowohl für die Mundartenforschung als auch für die phonetische — später wohl auch für die sprachgeschichtliche Forschung hohen Wert.

Zu der Sammlung und Bearbeitung all dieser Texte war gewiss nicht bloss Fachkenntnis nötig; nein, dazu brauchte Hegedűs auch noch tapfere Opferwilligkeit, starken Willen und standhafte Arbeitskraft. Wie oft musste wohl er in fernen Dörfern, unter der schweren Last der phonetischen Apparate vornüber gebeugt, lange Wege zu Fuss zurücklegen, allein zu dem Zweck, dass die ungarische Sprechweise der Gegenwart späten Nachkommen bewahrt werde!

Es unterliegt keinem Zweifel: auch diese Wege haben zur Beschleunigung seines frühen Endes beigetragen, und damit alle seine Pläne und kaum begonnene oder halbwegs fertige Arbeiten zu einem endgültigen Abschluss gebracht.

*

Viele mögen von uns sich noch erinnern: im Sommer 1928 rüstete sich Lajos Hegedűs mit jugendlicher Begeisterung und Erwartung zu seinem ersten grösseren Weg, zu seiner Reise nach Wien als erstem Schritt auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Nun, nach drei Dezennien mussten wir ihn an einem ebensolchen Sommertage 1958 auf seinen letzten Weg begleiten.

A. O. Vértés

PRESENT SITUATION AND FUTURE TASKS OF FINNO-UGRIC LINGUISTICS IN HUNGARY*

By
GY. LAKÓ

I.

Since the liberation of this country Hungarian linguists have held three congresses, with the participation of the Finno—Ugrian scholars of Hungary who joined in discussion on the problems relating to their discipline, but who have not organized any separate meeting so far. This is our first meeting of this kind, organized on the strength of the resolution adopted by the management of the 1st Department of the Hungarian Academy of Sciences. We call it a “conference” expressing thereby that it has a more restricted and more modest scope than the congresses of the linguists. This is quite obvious, since our Finno—Ugrian scholars make up but a fragmentary part of the totality of Hungarian linguists and this is their first attempt at discussing the problems of their branch of science within the scope of a self-imposed conference.

The objective of the Conference is to take stock of what has been achieved in Finno-Ugrian linguistics since the liberation, to disclose the shortcomings, to appoint our future tasks and to discuss proposals aiming at the improvement of our work. Anyone not familiar with the situation may raise the question: what is the use of it, why, ten years in the history of a discipline is a rather short time, a ten-year cycle in the development of science seldom happens to register achievements superior to any other decade. This, we admit it, is generally true. Nevertheless, the ten years that have elapsed since the liberation of this country are not a decade like many others, but represent a period which has opened up a new era in the scientific life of Hungary and brought about a considerable change in linguistics, and within this branch of science, also in the field of Finno-Ugrian linguistics.

For science in Hungary the new era generally means the new ideological basis, new working methods and new objectives. In addition to this, the possibilities of scientific work have also changed, and so have the conditions of research work. To what extent this applies to linguistics in general, has already been expounded in detail by more authoritative persons than myself on the

* This summing up was read to the First Conference of Finno-Ugrian Scholars held in Budapest in September 1955. This is an abbreviated text.

congresses of linguists and on many an academic meeting and elsewhere. That is why I do not wish to deal with these questions in general within the limited scope of our conference. I would rather dwell upon specific features of Finno-Ugric linguistics that have asserted themselves during the past ten years.

If, however, I were to restrict myself to do no more than this, I should convey a false picture of post-liberation Finno-Ugric linguistics which would thus not be presented in its development and would not be analysed against its historical background. In order to give a correct evaluation of the past ten years, we must look back upon the antecedents. That is why I shall make a brief survey of what I consider to have been the situation of science in Hungary during the decades prior to liberation.

We can briefly state that the golden age that followed Antal Reguly's study tour and developed in the wake of Pál Hunfalvy's and mainly of József Budenz' activities, came to an end in the last year of the first World War. Budenz' former disciples were keen on continuing their work with the initial impetus, and young researchers in great numbers would have joined them, but most of their scientific attempts were frustrated in certain cases by political persecution and, in general, owing to the antiscientific attitude of the past regime. The part played by the Hungarian Academy of Sciences in the organization of Finno-Ugric studies was reduced to nil and it did next to nothing to promote them. Between the first World War and the end of the second no more than two larger volumes of Finno-Ugric studies were published in the edition of the Academy. The possibilities of publishing smaller treatises were also extremely restricted. The only periodical where treatises exceeding the limits of an articles could be published, the *Nyelvtudományi Közlemények*, appeared at long intervals: during the quarter of a century between 1920 and the liberation six complete volumes were published altogether. The majority of young research workers either lost interest in further studies or were compelled to restrict their scientific activities to a few short papers, owing to their financial situation; they were hardly in a position to widen their intellectual horizon. At the same time such vast material as the bulk of Reguly's collection compiled a century earlier still remained unpublished, not to speak of new, highly valuable collections and of their assessment.

This was the situation of science in Hungary at the time of liberation. Scientific work, naturally, could not be started in 1945, immediately after the devastating second World war. The first two-three years were spent in rallying our forces and surveying possibilities. The first issue of the *Nyelvtudományi Közlemények* published after the war, appeared as late as 1948 and contained papers most of which had been in type since 1944. We have, from the very outset, been aware of the interest displayed by the responsible factors of our country for science, as well as of the assistance of the government, and in 1949 we, Finno-Ugrian scholars, were given the opportunity to

assist the birth of the first five-year plan of Hungarian linguistics, which set the task of reviving our science.

The fact that a plan of linguistics could be drafted is, in itself, worthy of attention. The introduction to our five-year plan (MNy. XLV, 97) reads : »within the limited possibilities of the capitalist regime the idea of a comprehensive linguistic five-year plan did not even crop up, and could not have been put forward either". The mere fact of planning was, from the beginning, welcomed by our linguists and found advisable. It is another question that the five—year plan of linguistics was conceived in the heat of the first impetus without due regard to the possibilities and, therefore, turned out to be untenable. Nevertheless our first five-year plan has its merits. The essence of what has been achieved by our Finno-Ugrian scholars since liberation was, for its best part, realized within the scope of the plan : the authors, while working, acted in accordance with the plan, the committees of the Academy endeavoured to ensure scientific and financial assistance in compliance with the plan to the works already undertaken, and it was according to this plan that the Academy provided for their publication. Since what we have achieved during the past ten years was centered round our five-year plan, I shall dwell upon the details of this plan and of its fulfilment. I am induced to do so by the importance of our five-year plan for scientific production as well as by the assumption that the details of its fulfilment are known only by a limited number of experts on the staff of the academic committees.

The first phase of the plan of Finno-Ugrian linguistics provided for the systematic checking and publishing of the collected data concerning the related languages, that had not been published and consulted earlier, *i. e.*, to make up for the negligence of the past century, *i. e.* of many decades. This first objective, to be achieved within five years, in itself suffered with the defects of what we may term maximalism. Those who drafted the plan failed to realize that only a few research workers could be expected to carry out of the first item, and that also other tasks of the plan were to make great demands on them. Nevertheless, what has been carried out under item one must be regarded as a significant achievement. In 1952 Miklós Zsirai published the second volume of Antal Reguly's and József Pápay's legacy under the title „Osztyák (chanti) hősénekek" (Ostyak [Khanty] Heroic Songs), making thereby accessible to researchers a material invaluable in respect of linguistics and literary genres. It is surprising that, despite its value, this volume has not been reviewed in detail either in Hungarian or in foreign periodicals. The apparent disinterestedness abroad can probably be ascribed partly to the deficiency of our book-distributing system and partly to the fact that the specialists in foreign countries had no opportunity to acquaint themselves with the first volume published in 1944, *i. e.* during the war, and are still expecting the publication of the third volume

(the continuation of the second) to contain the rest of the unpublished heroic songs in Reguly's collection. This was planned to be published within the first five-year plan. We deeply regret that Miklós Zsirai's death prevented him from completing his work. For many decades Miklós Zsirai fought enthusiastically for the publication of Reguly's texts. The tragic fate of Reguly's legacy willed it so that after the death of its first devoted caretaker, József Pápay, he, too, should die and leave it to the care of the future generation.

The elaboration of Bernát Munkácsi's unpublished Vogule (Mansi) material proceeded successfully. It has resulted in publishing the material explanation to, and the linguistic comments on, the text of Part 2, Volume III, of the „Vogul Népköltési Gyűjtemény” (Collection of Vogule Folklore), edited by Béla Kálmán. The introductory chapter to this volume, on the bear cult among the Ob-Ugrians, is also his work. The list of words and phrases with interpretations was compiled by Éva K. Sal. The material explanations and linguistic comments convey important information facilitating the comprehension of the difficult texts. Their importance will be realized if we remember that certain passages in the third Volume of the „Népköltési Gyűjtemény” are the Northern-Vogule transcriptions of songs recorded by Reguly in the Western-Vogule dialect, and, consequently, contain misinterpretations due to the difference between the two dialects.

Beside the publication of data collected earlier, as mentioned above, we started, in our five-year plan, the publication of texts of related languages collected during the first World War, too. As far as quantity is concerned, the editing of the Zyrian (Komi) texts was a task less exacting, inasmuch as part of them was published as early as 1920, and the rest could be condensed in one volume. We must, however, stress the excellent quality of this volume. In this »Volksdichtung der Komi (Syrjänen)« (Folk Poetry of the Zyrians), published in 1951, Dávid Fokos-Fuchs also gives the linguistic characteristics of the folkloric material, arranged according to dialects, showing the most important features of the dialects and their relationship to the neighbouring ones ; we find extremely accurate material explanations and linguistic comments written with meticulous care, added to passages that so required.

A considerably greater quantitative task was the provision in our five-year plan to publish the Cheremiss (Mari) material collected by Ödön Beke. Though the first volume „A cseremiszek (marik) népköltészete és szokásai” (Folk Poetry and Folkways of the Cheremisses) was published in 1951, we are far from having fulfilled the task, even farther from completion than in the case of the Ostyak texts. It would go beyond the scope of this report to expound in detail the reasons of this delay, and it would be even more difficult to explain all the obstacles in a manner that would satisfy everybody. Nevertheless I wish to mention two facts. The content of the first volume of Ödön Beke's texts met with severe criticism in the Soviet Union ; according to this criticism,

part of the texts is apocryphal and has no folkloric value. The other fact is that Ödön Beke failed to concentrate his forces and time on the editing of the Cheremiss texts and dictionary in a degree that would have been desirable from the point of view of quality. Should part of the Cheremiss texts be valueless in their content, or be of questionable value, their collector would have done well to prove their dialectological value, beside stressing certain generalizations. The task of the Hungarian Academy of Sciences in promoting science cannot be confined to publishing much and quick, but must also take care of the quality of its publications. At any rate, we have not discarded the publication of the Cheremiss texts, and I see no obstacle to publishing the manuscripts once they are made to meet certain qualitative requirements.¹

Due to its restricted volume, Károly Pápai's *Selkup Vocabulary*, edited by Péter Hajdú, was printed as an article in the journal *Nyelvtudományi Közlemények*, vol. LIV.

The publication of Bernát Munkácsi's collection of Votyak texts, though not connected with our five-year plan, must be mentioned here. According to an earlier promise made to Munkácsi, it was published by the Finno-Ugric Society, Helsinki, edited by Dávid Fokos-Fuchs under the title »Volksbräuche und Volksdichtung der Wotjaken« (SUSToim. 102. 1952. XXXVI + 715 pages). The variegated and interesting texts are taken from different dialects. They reveal, for instance, the fact that certain traces of the bear cult, so characteristic of the Ob-Ugrians, survived among the Votyaks as late as the beginning of the 20th century.

Our five-year plan also provided for the compilation and publication of dictionaries of languages related to Hungarian, drawing mainly upon the texts to be published. The preliminary studies were started to prepare an Ostyak dictionary of the Reguly texts and, despite the poor financial means, we succeeded in card-indexing half of the material. After Miklós Zsirai's death also this work was discontinued. — Béla Kálmán has elaborated the principles of editing the Vogule dictionary to be compiled from the material collected by Munkácsi. — The compilatory work of Dávid Fokos' Zyrian dictionary is well under way; it may be expected to appear in 1958. — Ödön Beke's great Cheremiss dictionary is, to my knowledge, far from being completed. Since the Cheremiss language is one of the Finno-Ugric languages that are least known lexically, we regret also from the standpoint of science that Ödön Beke's precarious state of health has for the past years encroached on his working capacity and is retarding, beside the above-mentioned factors, the rate of the compilation of the dictionary.

It was also planned to add to Munkácsi's Votyak dictionary a complementary list of words taken from the material collected during the first World

¹ One volume was published in 1957: „Mari szövegek. I. kötet” (Cheremiss Texts. Vol. 1).

War. The Linguistic Committee entrusted to Dávid Fokos-Fuchs this task which is to be undertaken after the publication of the Zyrian dictionary.

Though the scheme of our five-year plan as published in 1949, in the *Magyar Nyelv*, fails to mention it, the Moksha—Mordvine dictionary of Jenő Juhász was scheduled to appear in 1951, according to a type-written version of the plan, but it is only in the stage of preparation. This delay may partly be attributed to the fact that the Linguistic Committee, which after the reorganization of the Academy was soon charged with the administration of the five-year plan, was not and could not have been informed of tasks figuring only in the non-official versions and not in the printed text of our plan. Thus the Committee could not control the compilatory works of the Moksha—Mordvine dictionary. — Let me mention that a Finnish dictionary for practical purposes is to be edited by István Papp.

Another item of the plan of Finno-Ugric linguistics was envisaged within the first five-year plan, the compilation and preparation for publication of a Finno-Ugric etymological dictionary, more correctly an etymological dictionary containing the Finno-Ugric elements of the Hungarian word stock. Nor has the first part of this work been carried out according schedule. This, however, was to be expected because the timing of the different phases was planned on the basis of preliminary informations that were not justified by subsequent events. The point is that the assistance earmarked for this work failed to turn up. Nevertheless, the backlog, considering the volume and difficulties of the task, is not considerable. The compilation of the raw material will have been completed by the end of 1955 and we shall be able to engage in the preliminary works to elucidate the principles underlying publication.

Item 4 of our plan provided for the summing up of our informations concerning the Finno-Ugric peoples and languages, with special regard to the history of these peoples, their present situation, the social and cultural changes that came about after the Great October Revolution and their reflection in the languages.

Judging from the wording of this item, it must have been the plan of a large-scale synthesis to be realized by Miklós Zsirai. This vast synthesis has not and could not have been realized (it seems to be unnecessary to stress the lack of sense for reality in the case of this item). We have, instead, a brief summary by Miklós Zsirai „A finnugorság ismertetése” (Survey of the Finno-Ugric Peoples), published in the *Egyetemi Magyar Nyelvészeti Füzetek*, 1952, and used, at the same time, as a university text book which made up for a long-felt need. Péter Hajdú's „Szamojéd népek és nyelvek” (The Samoyede Peoples and Languages), published before the beginning of our five-year plan, (M.NyTK. no. 76) is of a similar character.

Item 5 provides for „publishing chrestomathies of languages related to Hungarian (such as Finnish and Vogule) for use in the university”. The Vogule

reader by Béla Kálmán was published this year, in 1955, in the *Égyetemi Magyar Nyelvészeti Füzetek*, and was welcomed in university education. This saves much time for professors and lecturers who formerly had to type texts and vocabularies for the students in many copies and to furnish each copy with the diacritical marks. Naturally, for similar reasons, there is great need of other chrestomathies (*e. g.*, Votyak, Zyrian and Cheremiss). The lack of chrestomathies in university education was in the past the more conspicuous than in Finland, for instance, excellent chrestomathies, having also a scientific value, served and still serve the purpose of teaching Finno-Ugric linguistics at the university. The Finno-Permian chrestomathies edited in Finland were a certain help to us in the past, though today the German interpretations in their vocabularies make them difficult to be used by our students.

Item 6, and at the same time the last, provides for the publication, within the five years, of the Index to volumes I to L of the *Nyelvtudományi Közlemények*. We were glad to welcome its publication in 1955, whereby the material in the first fifty volumes of the oldest Hungarian linguistical journal became accessible, comprehensive and readily available to research workers. The editor, Jenő Juhász deserves our thanks and acknowledgement for this achievement which might have been left unrealized for decades but for him.

Now if we want to assess quantitatively our achievements realized during the five years past, we obtain rather contradictory results according to what we check them against. If we compare them with the tasks planned, we get a disastrous picture: we have fulfilled but some two thirds of the textual publications, none of the planned dictionaries has come out, and only one of the textbooks of our related languages has appeared. We fall below the plan in other fields too, and to an extent that even certain over-fulfilments cannot make up for.

We obtain a different picture if we check our achievements against the production of the thirties. In those years not a single Finno-Ugric book of appreciable volume was published, whereas during the ten years following the devastating second World War five self-contained volumes appeared in the domain of Finno-Ugric linguistics (including the Index to the *Nyelvtudományi Közlemények*). While in the thirties the *Nyelvtudományi Közlemények* was issued in no more than three volumes, after 1950 this same journal appeared every year (somewhat delayed).

What is to be deduced from the two comparisons? Is it correct to say that our Finno-Ugric scholars have not worked enough because they have failed to fulfil the five-year plan, or should we rather say that we are quite satisfied with ourselves for having produced more than in the previous decades? None of these deductions is correct. The failure to fulfil the plan shows, first of all, that when drafting it we were unaware of the real possibilities and set exaggerated tasks. On examining the reasons of non-fulfilment it becomes

evident, among others, that we could have created more, if we had or could have worked more purposefully. The comparison with the thirties reveals that the Hungarian people's democracy has ensured the possibility of work to obviously more research workers than the past regimes, and the possibilities of publication are simply incomparable.

It is not because I want to ruminate over the past but because we are again facing the task of perspective planning that I deem it necessary to dwell upon the question, for what reason and in what respect our first linguistic five-year plan, *i. e.* its part relating to Finno-Ugric linguistics, was incorrect or, I should rather say, exaggerated and therefore not realistic.

In my opinion, our five-year plan was defective, among others, because it failed to reckon with the working capacity of the researchers. The drafters and the individual researchers themselves disregarded the fact that the fulfilment of many an item would turn out to be the task of but a few scholars, *i. e.* depend greatly on the effective collaboration of these few. In other instances, under the spell of figures, the researchers were considered by the piece only, disregarding their stage of development and individual capacities which should have governed the assignment of the different tasks. Nor was it taken into account that the running and editing of the scientific journals, the writing of articles and reviews in them, so as to keep them on a high scientific level, were the tasks of the same researchers whose time was already taken up completely by the works earmarked in the five-year plan. No allowance was made for unexpected tasks either. Nor were the financial capacities of our country seriously assessed, though it was obvious that our people's democracy — however highly appreciating and effectively assisting science — cannot make unlimited sacrifices for a discipline to comply with the wish-dream of those concerned.

In this connection we often hear the excuse that what was included in our plan was the proposals of the researchers concerned, that we had all been involved in the drafting of the plan and, consequently, that we are, all of us, equally responsible for it. It is true that any researcher was allowed to make his or her proposals, but not all of us were made responsible to sum up these proposals and shared in the final drafting of the plan. Certain opinions claiming some moderation in planning were voiced in those days, — true enough, sotto voce only, — but our Marxist leaders were unable to create an atmosphere in which criticisms and legitimate misgivings could have been expressed or given a hearing when put into words.

When drafting our next five-year plan we must take good care to draw from the fulfilment *i. e.* non-fulfilment of our first plan all the consequences that can be deduced, and to avoid the mistakes committed during the first five-year period.

II.

After this quantitative review of the production in the field of Finno-Ugric linguistics I wish to discuss some other questions. Through I may not meet with general approval, I am forced to state by way of introduction, for the sake of historical truth, that in the years following liberation, when we could have set to serious work, the authority of Marrism, *i. e.*, the leading role of its representatives in this country was a factor that cannot be by-passed without some comments even today. True enough, the period when Marrism ruled Hungarian linguistics will seem to have been insignificant from the perspectives of several decades, and it is easy to understand that it has left hardly any traces in the memory of several Hungarian linguists. Why, Marrism did not encroach upon linguistics in general, and neither Marrism nor its representatives were an equal burden on the whole domain of linguistics and on all linguists. Notwithstanding, I do not think that Marrism can, even today, be disposed of with a simple wave of the hand. We must not forget that it not only prevented us from making headway in our ideological development, but actually retarded it for a certain time, and that six months within a five-year period, when we were keen on making use of the seconds, are by no means an insignificant space of time. It must not be forgotten either that Marrism focused its influence on comparative linguistics, and it is by no means accidental that one of its strongest attacks was directed against the representatives of Finno-Ugric comparative linguistics in Hungary. Marrism rendered no good service to the ethics of science either. In some papers dealing with Finno-Ugric problems the authors began to show contempt for the older scholars who still believed the "ancient nursery-tale" of the existence of genetic relations between the Finno-Ugric languages. The violence of Marrism was obviously responsible for the opportunism of the young author who was highly susceptible to the conception that the bowing and scraping to the stronger party and the repetition of seasonable slogans was more important than the investigation of the facts in science and would undoubtedly ensure the publication of his papers and the road to personal success. And there is another thing that should make us reflect: the Finno-Ugric Division of the Linguistic Institute was promised a new young researcher every year, whereas only now, five years after the fall of Marrism, do we find young graduates seriously interested in Finno-Ugric comparative linguistics. This circumstance has already had its effect on the development of our science and will effect it yet for a long time to come. All in all, viewed from the perspectives of five years. I still cannot not regard the influence of Marrism in Hungary as utterly harmless, at least nor for Finno-Ugric comparative linguistics.

Now I shall try to answer the question, what is Finno-Ugric linguistics like, the one we have been cultivating since the fall of Marrism. I do not wish,

however, to tackle questions that are not the specific problems of Finno-Ugric linguistics but concern the whole science of language. First of all I want to stress that as far as the existence, *i. e.* the survival of our Finno-Ugric comparative linguistics is concerned, we owe it largely to Stalin. Should he not have written his linguistical treatises, Marrism would have most probably crushed Finno-Ugric comparative linguistics. Stalin's well-known statement according to which "there is no doubt that the linguistic relationship of such nations as the Slavs is undeniable and that the investigation of the linguistic affinity of these nations may be of good service to linguistics . . ." (Marxizmus és nyelvtudomány 31), has rehabilitated the comparative-historical method as well as Finno-Ugric comparative linguistics, for it is beyond doubt that the linguistic kinship of such peoples as the Finno-Ugric peoples is incontestable, and that the investigation of the linguistic relationship between these peoples is of great advantage for linguistics. Stalin's statement has made it clear to everyone that comparative-historical linguistics, including Finno-Ugric comparative linguistics, is not only compatible with Marxism, but its cultivation is our explicit duty imposed on us by the Marxist conception of language. Naturally, we must not overlook that the comparative-historical method has certain deficiencies which we must constantly endeavour to eliminate.

In connection with the quality of our Finno-Ugric linguistics I do not wish to dwell upon an earlier suggestion to make our science new to an extent that makes the old one unrecognisable. I think, the conception has since been broadly adopted that everything has its antecedents and no antecedent can be regarded as non-existing. Stalin, though refuting Marr's teachings in general, in his answer to the fourth question of Y. Kraseninnikova declares that we must take over and make use of the valuable and instructive part of Marr's ideas. The same applies for Finno-Ugric linguistics: what is valuable and instructive should be taken over and developed even if it happens to be old and to come from the linguistics of the bourgeois period. And I believe that the scientific tasks should be performed even if their importance had been recognised in the bourgeois period but been left unrealized. The difference between the subject matter of any given discipline of today and that of the same discipline of the bourgeois period depends among others on the degree in which the science of the bourgeois period carried out the impending scientific tasks. If the tasks were solved in the bourgeois period, the new era may turn to new tasks with increased attention, if not, then most of our tasks are the same as they were in the bourgeois period which left them unresolved.

The latter alternative applies to Finno-Ugric linguistics in Hungary. In connection with the quantitative problems, I have already outlined which tasks were left unsolved in the bourgeois period. Among these I have already mentioned the publication of collected texts of related languages as well as the compilation of the relevant dictionaries. Under such circumstances, the

most urgent tasks were obviously the publication of texts and the compilation of dictionaries, though neither of them is an explicitly Marxist task. They are the basic tasks of linguistics, because no linguistics can be made without linguistic material such as texts, and without the knowledge of the vocabulary of the different languages the requirement of simultaneously studying the people and their language cannot be met. The edition of etymological dictionaries is a task of Marxist linguistics not less important than the previous one. Summing up, I think that the five-year plan of Finno-Ugric linguistics contained exclusively timely tasks, left over from the past, that had been recognised as such by our linguists as early as before 1950.

It goes without saying that our five-year plan comprises the important tasks only. The problems and subject matters that were not included in it, but intrigued the Hungarian Finno-Ugric scholars are reflected in our journals, especially in the *Nyelvtudományi Közlemények* and the *Acta Linguistica Hung.* On examining the papers published in them, we come to the conclusion that one of the favourite fields of research that most intrigued our Finno-Ugric scholars was the prehistory, the ethnogenesis of the Hungarian and other Finno-Ugric peoples, *i. e.* of the Uralian tribes. We have a self-contained essay by Péter Hajdú „A magyarság kialakulásának előzményei” (The Antecedents of the Formation of the Hungarian People), a serious contribution to our prehistoric and linguistic literature. The results of research in prehistory were formerly scattered in different journals, and bourgeois criticism failed to assess the often contradictory opinions so much so that any kind of systematic information in questions of prehistory came up against considerable obstacles. Péter Hajdú's great merit is to have summed up the scattered results, to have submitted the contradictory views to severe criticism and contributed to our branch of science by making a number of new conclusions.

The discussion on Péter Hajdú's book is probably well known to those present (it has lately been published in book form “A magyar őstörténet kérdései” [Problems of Hungarian Prehistory]). The discussion has so far not justified Erik Molnár who, *mutatis mutandis*, essentially stated that in writing Hungarian prehistory no use could be made of the achievements of Hungarian linguistics (*cf.* *A magyar nép őstörténete* [The Prehistory of the Hungarian People], 1953, p. 16). As can be seen from the repeated statements made by V. Lytkin¹ and from the lecture delivered in Budapest by the Soviet professor B. A. Serebrennikov on prehistory, Hungarian linguistics have no reason to feel ashamed of having assumed the original home of the Finno-Ugric tribes to have been in Europe and not in the Gobi desert. The conclusions of earlier researchers may become obsolete, but there is no need of incriminating them for not having taken into account at the beginning of the

¹ *E. g.* *A magyar őstörténet kérdései*, 1955, pp. 15–16.

20th century the scientific achievements accomplished in the mid 20th-century.

Our researchers devoted many a shorter paper to the problems of the ethnogenesis and prehistory of Finno-Ugrian, *i. e.* Uralian peoples. Irén N. Sebestyén continued her earlier studies in this field and was the first among the few researchers of Uralian prehistory to devote a lengthy treatise to the problem of the original home of the Uralian tribes.¹ In her paper² dealing with problems of the Proto-Lappish language concludes that there was intercourse between the Ugric and Proto-Lappish tribes in the earliest times. — Great many prehistorical questions are dealt with in Elemér Mór's essay. Magdolna Sz. Kispál³ tries to corroborate with new arguments the existence of the much-debated Ugric-Turkic relations.

We are aware of the fact that views on prehistory are often liable to change within a short time. The results achieved in prehistoric research by Finno-Ugrian scholars in Hungary may in the future prove in some part or other erroneous in the course of further research work. Nevertheless, we can state with certainty that the requirement of studying the history of languages and peoples simultaneously has not been lost sight of by our researchers who, on the contrary, have achieved remarkable results in this field.

The study of the prehistory of the individual languages, naturally, relied in the first place on the testimony of the vocabulary. This means that while investigating prehistory, our researchers were concerned with etymology and loan words. Results in this domain have been achieved by Irén N.—Sebestyén, Dávid Fokos, Péter Hajdú, Károly Horváth, Béla Kálmán, and others. In his treatise „Jövevényszó kutatások” (Investigation of Loan Words; NyK. LV) Dávid Fokos put forth very instructive arguments to show that an inquiry into the loan words may allow of valuable conclusions as to the phonetic history not only of the language of origin but also of the adopting language. Béla Kálmán was the first (NyK. LIII and Acta Linguistica Hung. I) to compile the Ob-Ugric loan words in Russian. Magdolna Sz. Kispál in her „Világtájak nevei az ugor nyelvekben” (The Names of the Cardinal Points in the Ugric Languages; NyK. LII) examined the etymology of a whole group of concepts, accompanied by interesting comments. Of similar character are Ágota Cs.—Faludi's papers „Obi-ugor nyilnevek” and „Vadászattal kapcsolatos mértékegységek az obi-ugor nyelvekben” (Names of Arrow in Ob-Ugric Languages, and Units of Measure connected with Hunting in the Ob-Ugric Languages; NyK. LV and LIII, resp.). Péter Hajdú published his treatise „Die Benennung der Samojeden” in Finland. This is a valuable contribution to the scarce literature on the Samoyedes written by Hungarian authors.

¹ Osztályközl. I and Acta Linguistica Hung. I.

² NyK. LIII.

³ NyK. LIII.

Researchers in Hungary have also dealt with phonetical, morphological, and syntactical problems of the Uralian languages. The number of papers on phonetics is comparatively small. Elemér Moór expounded his views on the development of Hungarian consonantism in a long article (*Acta Linguistica Hung.* II). Péter Hajdú has proved that certain initial nasals in the Samoyede language are secondary formations (*NyK.* LV). We have a greater number of studies in morphology and syntaxis (morphological and syntactical aspects are, of course, seldom isolated). Ödön Beke (*Acta Linguistica Hung.* III—IV) has thrown light upon the origin and use of several Permian affixes. Magda A.-Kövesi has published a fragment under the title „A komi *-l* képző” (The Suffix *-l* in Zyrian) from her monograph in preparation (*NyK.* LV). Ödön Lavotha has devoted an article to the mode of expressing the object in Vogule (*NyK.* LIV), Éva K.-Sal has analysed the forms of negation in the Ob-Ugric languages (*NyK.* LVI), etc., etc. Péter Hajdú's treatise »Die Benennungen der Begriffe recht- und link-, als Ausdruck der Beziehung zwischen Sprache und Denken« (*Acta Linguistica Hung.* I) and György Lakó's „Az egyszerű ragok keletkezésének történetéhez” (On the Development of Simple Flexional Endings ; *Osztályközlemények* I) are contributions to the elucidation of the relation between language and thinking.

The problem of the relation between the family of Uralian languages, on the one hand, and other families of languages, on the other, does not belong to those that have intrigued the majority of our linguists. Nevertheless the problem of the kinship of the Uralian and Altaic languages has in several instances been tackled during the past ten years by some of the scholars who have the comprehensive knowledge required in approaching problems of this kind: Lajos Ligeti's lecture on this subject was followed by Irén N.-Sebestyén's and Béla Kálmán's treatise wherein (*Osztályközlemények* IV) the authors have expounded their views on the relation of the Uralian and Altaic languages with due regard to the recent results achieved in Finno-Ugric linguistics.

Investigations in the history of sciences have not been discontinued either. In his „A modern nyelvtudomány magyar úttörői” (Hungarian Pioneers of Modern Linguistics ; 1952) Miklós Zsirai assessed the merits of Sajnovics and Gyarmathi, assigning them an adequate place in the history of comparative-historical linguistics. It was he again who in his „A magyar nyelvtudomány haladó hagyományai” (Progressive Traditions of Hungarian Linguistics ; *Osztályközlemények* IV) analysed the works of the creators of comparative Finno-Ugric linguistics in Hungary, Reguly, Hunfalvy, and Budenz. The propagation of linguistics and educational work for the general public has been done in the form of articles in the *Magyar Nyelvőr*. A self-contained book in this line „Nyelvrokaink múltja és jelene a Szovjetunióban” (Present and Past of the Peoples in the USSR Linguistically Related to Hungarians) by József Erdődi and Ágota Cs.—Faludi was published lately.

Instead of reviewing in detail the further subjects that have been investigated since liberation, I wish to mention a more important aspect of our activity, namely the fact that our Finno-Ugrian scholars have taken a share in discussing certain matters of principle in the field of Marxist linguistics. Miklós Zsirai (*Osztályközlemények I*) has pointed out the most conspicuous deficiencies of the comparative-historical method and called our attention to the errors of bourgeois linguistics which must be avoided in our work to be performed in the spirit of Marxism. Béla Kálmán (*NyIK. II*) has also made a thorough study of the principal problems and shortcomings of the comparative-historical method. Péter Hajdú has thrown light upon the tasks (*Osztályközlemények III*) to be solved by Finno-Ugrian scholars in investigating the laws inherent in the evolution of language. György Lakó has summed up the views of Soviet Finno-Ugrian scholars on certain questions of principle in our discipline.

Do the above-outlined problems belong to the sphere of Marxist linguistics or not? — If we accept the authority of B. A. Serebrennikov, we must answer in the affirmative. In fact, Serebrennikov recently made the following statement in connection with a similar problem: „. . . any investigation of phonetics, of the etymology of words, of the individual problems of a grammatical system, of the deduction of primitive forms, etc. does not contradict Marxism at all insofar as, in last analysis, it contributes to the recognition of the true essence of linguistic phenomena, to our knowledge of their historical development and their evolution within a concrete historical situation” (*NyK. LVI, 294*). We can certainly state that the treatises of our researchers contribute to the recognition of the true essence of linguistic phenomena, to our knowledge of their historical development and of their evolution within a concrete historical situation, and thus feel entitled to answer in the affirmative in our case too.

Serebrennikov has made a deep analysis of the essence of Marxist Linguistics. „Marxist linguistics, — he says, — relies upon two basic principles. Marxist linguistics regards the objects and the phenomena such as they are in reality, and studies these phenomena according to the basic principles of Marxist dialectic method” (*loc. cit.*). This statement of Serebrennikov, naturally, does not claim to be a comprehensive exposition of the particulars of Marxist linguistics. Nevertheless, if we consider no more than these two basic principles, we can state without exaggeration that our research work is governed by these very principles: we endeavour to describe and interpret linguistic facts such as they are in reality, and to examine the phenomena by applying the Marxist dialectic method. There is, naturally, a long way ahead of us that leads to the unflinching application of this method in every instance, and we still much to read and learn until we can claim to be Marxist linguists. We must not forget, however, that the basic principles of true Marxist linguistics

were expounded five years ago (in 1950) by Stalin, consequently, that this science is in statu nascendi et evoluendi not only in Hungary but also in the Soviet Union. It would not be correct, — so it seems to me, — to draw up, on the analogy of other branches of science, requirements exceeding those characterizing Marxist science in general and not yet justified by linguistic research itself. Stalin (A nyelvtudomány néhány kérdéséhez [On some questions of linguistics] 34) states that language cannot be regarded either as basis or as superstructure; language has specific properties which discriminates it from the other social phenomena; “these properties are characteristic of the language only, and that is why language is the object of a self-contained science — linguistics”. And that is why I think that the principles of other sciences must not be imposed upon linguistics and, within this, upon comparative-historical linguistics. The scholars of comparative linguistics themselves must create Marxist comparative historical linguistics, and not on the strength of preliminary resolutions but while working, by the permanent control of linguistic facts. Contributions of philosophers and of the representatives of other sciences can widely be made use of, yet even in determining the tasks of Marxist linguistics we cannot rely exclusively upon the judgments of others. “To attribute to Marxism something that is not inherent in it, to make it appear as if certain parts of our scientific activity directed to examine the different aspects of one and the same phenomenon were important to Marxism and others utterly unimportant, then to assess linguistics from this biased standpoint, — is equivalent to having embarked upon the road of Marrism, of the falsification of Marxism”, — says Serebrennikov (*loc. cit.*). Hence, when outlining our tasks, we must not follow those non-linguists who can see but one or another aspect of the linguistic phenomena or, possible, none of them.

There is no doubt that a search for the working methods of Marxist linguistics has started in Hungary too. We could have registered more and better results, and development could have been more rapid. Our historical-comparative linguistics has not become conspicuously new, but then new sciences do not form and grow within a few years. Now I want to stress some characteristic features of our Finno-Ugric linguistics that indeed have imparted to it a new aspect and changed it as compared with the Finno-Ugric linguistics practiced before liberation.

Our linguists are more than ever keen on acquainting themselves with, and on making use of, the results of cognate disciplines. Since these results, with which our Finno-Ugric linguists are concerned, are in their majority those achieved by Soviet science, this involves that our linguists follow with keen attention and endeavour to further the achievements of Soviet science. This, of course, applies in the first place to prehistoric research. Péter Hajdú's treatise, for instance, has justly been considered by the critics to be “the first study to have made use of the hitherts practically inaccessible results of

Soviet linguistics, archeology, ethnography, anthropology and prehistory” (Edith Vértes : NyK. LVI, 303).

We find less references to the results of Soviet science in comparative Finno-Ugric linguistics in the strict sense of the word, for instance, in etymologies. This can be accounted for by the fact that Marrism had prevented the Soviet Finno-Ugric scholars from going into etymologies, and while the investigation of the individual Finno-Ugric languages has taken a growing impetus, the number of the representatives of Finno-ugric comparative linguistics is naturally yet small, since a few years are not sufficient for the development of this science.

Our Finno-Ugric linguistics of today differs from our Finno-Ugric linguistics prior to liberation to a certain degree also as regards its material. Whereas in the past it happened extremely rarely that one or another researcher could get at a literary product in one of the Finno-Ugric languages of the Soviet Union, today thanks to the generosity of the Soviet researchers we get from time to time the recent products of the growing literature of the peoples related to us Hungarians. Our researchers amply exploit these possibilities, in the first place for their studies in syntaxis, and have thus put an end to the one-sidedness that characterized our linguistic literature prior to liberation when our scholars drew their material exclusively or in most cases from half a century old or even older collections. But Soviet science has given us source materials more valuable than these: bilingual dictionaries of languages related to Hungarian are being published in the Soviet Union. They contain many new data, enable us to check the authority of earlier data and convey to us new interpretations, etc. Similarly our researchers can make good use of the grammars that are issued in the autonomous republics.

The influence of Soviet linguistics upon the Finno-Ugric linguistics in Hungary is, in fact, much deeper than one would expect on the basis of what has been said above. If now and then some biased criticism in this country tressed the worthlessness of our work, our earlier and present achievements, it was the more favourable and — we believe — fairer criticism of the Soviet linguists that restored our ambitions. If, owing to the shortcomings of our ideological qualification, certain criticisms in our country raised doubts as to the timeliness of some linguistic tasks, it was more than once the attitude of the Soviet linguists that restored our firm belief in the value of our work. When sometimes in our country the bell happens to toll for phonetic studies, we can always resort to a new phonetic treatise published by a Soviet scholar testifying to the fact that phonetic researches are welcome even in Marxist linguistics. We follow with especially keen interest the statements on matters of principle made by Soviet scholars and endeavour to make the necessary deductions from them concerning Finno-Ugric linguistics in Hungary.

Beside similarities I find also differences between Soviet and Hungarian Finno-Ugric linguistics. Soviet Finno-Ugric scholars are, more than we, bent on solving practical tasks, such as writing textbooks, compiling dictionaries for practical use. This is quite natural, since the relevant people live in the Soviet Union and this requires the solution of many tasks of practical character. At the same time Finno-Ugric linguistic research in Hungary is mostly of scientific character. Another difference is that the Soviet linguists in their treatises rely chiefly on the spoken language, on the new literary Finno-Ugric languages, whereas we, possessing collections of old material, rather draw on the older language and dialects. In addition to this, our Finno-Ugric scholars prefer to examine problems of comparative linguistics, while the majority of Soviet Finno-Ugric scholars are specialized in one or another of the Finno-Ugric languages. In Hungary the investigation of the Ob-Ugric languages seems to be a primary task whereas in the Soviet Union, owing to their central geographical position and their great number, the language of the so-called Finno-Permian peoples is being studied more extensively. Finally, our comparative Finno-Ugric linguistics, in the spirit of its traditions, takes into account the material collected by Finnish linguists as well as their reliable and valuable findings and statements; we have had at our disposal for several decades the publications issued in Finland and the older generational also has the necessary knowledge of the Finnish language. The relations between the Finno-Ugric scholars of Finland and of the Soviet Union are, to my knowledge, just beginning to take shape. These differences between Hungarian and Soviet Finno-Ugric linguistics are, in my opinion, not detrimental to the former. On the contrary, they show that Soviet and Hungarian Finno-Ugric linguistics, to a certain extent, complement one another.

At this juncture I wish to dwell upon the question of personal relations in Hungarian and Soviet linguistics. It goes without saying that in our Finno-Ugric linguistics these relations are of recent origin and of extreme importance. Unfortunately, I have hitherto been the only one among the Finno-Ugric scholars of Hungary to have had the opportunity to acquaint myself in the Soviet Union with the representatives of Soviet Finno-Ugric linguistics, with the linguists of the Finno-Ugric peoples. Nevertheless we all had the pleasure to get to know one of the Soviet Finno-Ugric scholars, Prof. B. A. Serebrennikov on the occasion of his visit to Hungary. His lectures delivered here were very instructive and his exceptionally wide knowledge corroborated our conviction that Soviet Finno-Ugric linguistics under his leadership is able to make up for the gaps caused by the rule of Marrism. Another fortunate token of the consolidation of the relations between the representatives of Soviet and Hungarian Finno-Ugric linguistics was the publication of a treatise by the Leningrad professor of Finno-Ugric philology, A. I. Popov, in a Hungarian journal, the *Acta Linguistica Hungarica*. A no less important fact is that,

thanks to personal connections, our libraries and individual researchers are able to obtain the majority of publications in Soviet Finno-Ugric linguistics soon after their appearance. This enables us to make use in our research work of the recent results of Soviet Finno-Ugric scholars.

This connection is, however, not as one-sided as it may seem on the basis of what has been said above. The Soviet representatives of comparative Finno-Ugric linguistics, we hear, willingly read the essays of Hungarian researchers, sometimes refer to them, take a stand on them, sometimes criticize or complete them. This has been made possible largely by the correct attitude of our Academy to science as a result of which the important treatises can appear in the *Acta Linguistica Hungarica* in foreign languages whereby they are made accessible to the international scientific world.

Before embarking upon a further subject, I wish to point out briefly some other positive features of our position. One of them is the creation of the Linguistic Institute, a research institute of the Academy. Whereas in the thirties, beside the representative of Finno-Ugric linguistics at the university, no more than one of our colleagues can be said to have been able to devote a considerable part of his life to science, today the Linguistic Institute of the Hungarian Academy of Sciences has a separate Finno-Ugric section where five researchers can be employed. Since József Pápay's death, at the Debrecen university there was no post for a professor in Finno-Ugric linguistics until a chair was created and assigned to Béla Kálmán who, together with István Papp, has developed a real little research centre for Finno-Ugric linguistics at the Debrecen university. Finally, another welcome phenomenon is the re-establishment of our relations with the linguists in Finland. The productivity of these relations have been proven by professor Erkki Itkonen's visit to Hungary, on the one hand, and by the study tour of four Hungarian researchers to Finland, on the other. We had very good connections in the past with Scandinavian Finno-Ugric linguistics too, but they have been, unfortunately, severed. We regret it the more so that Finno-Ugric linguistics in Scandinavia has attained a very high level.

III.

We have hitherto dealt with the quantity and quality of our results obtained in Finno-Ugric linguistics, but have hardly made any *criticism* of the quality. In certain points I may have conveyed to you a somewhat too favourable picture of our achievements, but if I was too optimistic, I do not think it was needless to sum them up and to disclose their values. We cannot expect others to do this job; and if we were to confine ourselves to disclosing and reiterating our shortcomings and deficiencies, our conference would

hardly achieve the required results. By summing up the positive features of our work I do not mean to ignore the negative ones, nor do I fail to see them. I do see them and even realize that their number is, unfortunately, considerable. And now let us tackle the negative side.

I wish to remark that it is by no means an easy job to submit the work of the individual researchers to criticism, as was recently suggested in connection with a report of mine. It is not easy because in many instances the reasons of the shortcomings do not lie with the research workers themselves but with their past and present conditions which they have not been and are not able to alter. Another fact which requires consideration is the small number of our Finno-Ugric scholars as compared with the multitude of tasks. Their restricted number, naturally, prevents them from meeting every requirement produced by the diversity of a branch of science. The distribution of our researchers according to age is not favourable either. We have hardly any so-called middle cadres of whom we might expect most, and even among these few, who were active mainly before the liberation of the country, there is none who under the adverse circumstances of the bourgeois regime was not compelled to discontinue his or her scientific work for five, six more years. Even in the past we had but two scientific workers, József Györke and Károly Horváth, who could devote a comparatively long stretch of their short lives to science, and their untimely death was a great loss to our science. Our older scholars are busy editing the old collections awaiting publication: obviously, they have no time to dedicate themselves to new tasks. And it is again quite natural that the young researchers are unable to solve the tasks that under more favourable conditions should be assumed by the older, more experienced scholars. All this goes to show that we can register a considerable improvement in post-liberation Finno-Ugric linguistics in Hungary, but cannot speak as yet of its palmy days. Finno-Ugric linguistics in the past bourgeois regime was so much neglected that the five years following the fall of Marxism have not been sufficient to make it really prosper, and even under the most favourable conditions another ten years are necessary to reach prosperity.

The lack of sufficient interest in questions of principle is, I think, a shortcoming not only of Finno-Ugric linguistics in Hungary but of entire Hungarian linguistics. Within our Finno-Ugric linguistics this implies the lack of new subjects and a certain stereotyped character of the subjects proposed to be analysed.

This fact, in my opinion, can be traced back to several reasons. One of them is that at our universities and in our linguistics both theoretical and philosophical problems were in the past thrust into the background. The university students interested in linguistics had, I think, very little opportunity to learn something of the ideology, of the philosophical theories underlying the discussion of the different problems of linguistics.

And those graduated from the universities (I would not call them “research workers” in the sense we use this term today) under the adverse circumstances were glad enough to keep up contact with science by publishing a few contributions or reviews and, unless they wanted to run the risk of definitely parting company with their branch of science, could not even think of investigating the ideological bases of their discipline or, of all things, of submitting them to criticism.

Marrism, for course, was not susceptible to bring any change in this situation after liberation. The Marrist theories, obviously, did not enhance the appreciation of theoretical considerations concerning language. The same can be said of the Marrist stunts, meant to serve as self-criticism, performed after the publication of Stalin’s treatises. While earlier the slightest hints at some kind of relation between the theories of Marr and, say, Wundt were qualified as something next to high treason, later the same theorists were heard to state, as a matter clear as noonday, that Marr’s teachings were nothing short of the adaptations, *i. e.* variants of the teachings of Wundt and other bourgeois linguists. After such preliminaries theory naturally took a certain time to recover its authority. The few years that have elapsed after the fall of Marrism, — let us admit, — have not yet produced the results required. Let us hope that by enhancing our knowledge of Marxism and by publishing a growing number of treatises by the younger generation, having obtained a better ideological training, the theoretical problems in our science will be tackled by more and more scientific workers and we shall also be able to approach them with more competence than has been done so far.

The field of Finno-Ugric linguistics has, however, not only theoretical limits but also limits of other character. These are greatly responsible for the neglectedness of theoretical questions. Though it is correct and obvious that the Ob-Ugric languages are investigated in Hungary more than the other Finno-Ugric languages, yet it is a regrettable fact that we have no researcher, *i. e.* young scientific worker specialized in Mordvine and the Permian languages. The Lappish language, an extremely important one for Finno-Ugric consonantism and for the ethnogenesis of the Finno-Ugric peoples has not been studied in Hungary for half a century, so much so that, I think, even the results achieved in other countries are not sufficiently known. The insufficient information of the Western-Finno-Ugric languages has led to our horizon having been narrowed. Finno-Ugric linguistics in Hungary has during the past decades had hardly any say in, for instance, the investigation of the vocalism of Finno-Ugric languages; phonetic researches have in general been ceded to the Finnish scholars. This is partly due to the fact that many of our researchers lack the necessary phonetic training and that no attempt has ever been made to write a textbook of Finno-Ugric phonetics. We have also failed to sum up the recent results in Finno-Ugric phonetics and morphology as was done in the past

in works like the *Magyar Nyelvhasznítás* (Hungarian Comparative Linguistics) and the *Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft* of J. Szinyei. Since the publication of Ödön Beke's *Cseremisz Nyelvtan* (Cheremiss Grammar), *i. e.* since 1914, not a single work has been published in the field of Finno-Ugric linguistics, that would match the importance and significance of this work. At the same time Finnish authors can pride themselves on such works as Paasonen's *Beiträge*, Kannisto's treatise on the history of vowels in Vogule, Toivonen's essay on the affricates, Uotila's work on the history of the Permian consonantism; Steinitz has written the history of the Finno-Ugric vocalism and Vasily Litkin has published monograph on Old Permian. It is, of course, easy to account for our backwardness which, indeed, is to be regretted. I stress it here because I fail to see what we are doing to change this situation. Beside insisting on the schedule of our plan, some organizers of our scientific life almost ignored the requirements of quality until 1953 or regarded them as being of secondary importance, though there can be no doubt that by an exaggerated rate of performance and by acquiescing in poor quality we only deceive ourselves and do no service to science. The requirements of quality are, however, neglected even today when no coercive circumstances induce us to do so. We more than once refrain from making a large-scale analysis of a subject, demanding much care, possibly many years of serious study devoted to it, which, indeed, may not be duly rewarded. Thus such subject-matters that would deserve a serious monograph are worked up in some hurriedly improvised article. The author is more eager to score a quick success than to wait until history of science assesses the real value of his work. Yet there is no doubt that at the present stage of development of our science, fundamental and high-standard works cannot be written without the necessary concentration of our forces and of our time, and nothing great can be achieved by work performed in hot haste.

I have already mentioned the shortcomings to be observed in our etymological work. We must liquidate the wide-spread belief that etymology is something that anybody on any level of development may have a go at. A good etymology presupposes the familiarity with the phonetics and morphology of the relevant languages, requires wide semantic knowledge not to speak of the necessity of having at one's disposal informations of other character. Only a slight percentage of the correspondences established without circumspect and meticulous investigations may prove correct or be justified by subsequent research, while their majority are susceptible to mislead the investigators and undermine the credit of our science.

On the congress of linguists held in Szeged the opinion was voiced that positivism considerably dominates Hungarian linguistics. What, in fact, is this positivism? — In his answer to a question put after one of his lectures professor Serebrennikov made a brief mention of positivism: there are two

kinds of positivism in linguistics, a beneficial and a detrimental one. I am inclined to agree with him. Beneficial positivism in linguistics means that its statements are firmly substantiated by linguistic material. A should not condemn this kind of positivism. Yet I have the impression that the Szeged critic was not altogether wrong, because in the field of our Finno-Ugric linguistics the other kind of positivism, the detrimental one does occur, even if sporadically. Certain authors do not content themselves with enumerating masses of examples but endeavour to quote all available examples even if they deal with some entirely common phenomenon. This kind of positivism is, in my opinion, wholly unnecessary. A case in point is when the author tries to give a possibly full enumeration of examples even for phenomena mentioned only incidentally, and does so even after having quoted masses of them in connection with some of these phenomena in a paper of his published shortly before. And, naturally, not only the quoting of examples can be overdone. The full or enlarged republication of well-known arguments of other authors is equally incorrect. Where a simple reference would do, we sometimes find long-winded epic verbosity. It would be the duty of the editors to notice these phenomena and to fight them on a common platform.

Another great obstacle to be overcome by many members of both older and younger generation is a certain deficiency in the practical knowledge of languages. The majority of the so-called middle cadres still fail to master Russian, whereas the younger generation have not get the necessary knowledge of Finnish. Yet no works of international standard can be achieved without the knowledge of either of them. The difficulties are enhanced by the fact that the Finno-Ugric scholars of the northern peoples publish an increasing number of papers in English, whereas general linguistic informations are best accessible through French, and if one wishes to understand earlier or even partly contemporary Finno-Ugric linguistic literature German seems to be indispensable, sometimes even Swedish would come in handy. To acquire these "aids" necessary for the up-to-date cultivation of our science takes up a lot of time, and under the above-outlined circumstances we can hardly require a candidate's dissertation to come up to international standards.

Finally I want to mention two more problems which are by no means primarily those of Finno-Ugric linguistics but have a bearing upon it, or rather upon its journal, the *Nyelvtudományi Közlemények*. One of them is the Hungarian style of the papers appearing in our journals, or more exactly the risk we run by reducing our requirements as to the standards of style. I may be accused of tactlessness when on a congress of linguists I mention a shortcoming that can justly be objected to even in case of non-linguists, but it would go against my conscience to leave it unmentioned. Several of our authors, in my opinion, take no care in composing and wording their papers, *i. e.* take even

less care than would justly be required not only of a linguist but of any educated Hungarian. Many papers seem to reach the editor in their first drafting containing mistakes in sentence construction, illogical successions of sentences, often unnecessary repetitions, confused terminology, inaccurate expressions and lacking logical structure. It seems to be a peculiar thing, but this carelessness can partly be ascribed to the otherwise very fortunate circumstance that our possibilities of publication have tremendously improved. Far be it from me to praise the times when we had hardly any possibilities of publishing our works, but I think this kind of shortage had a decidedly positive effect on us: it compelled the authors, especially the young ones to make utmost efforts in composing and drafting their papers. Pressed for space, the authors endeavoured to express their thoughts in a concise form, delivered their manuscripts carefully drafted lest any shortcoming should prevent them from being published. Unlike the slow and cumbersome publication of the past, today if the paper is available for the publication of their essays, some authors think that the editors must not be petty-minded about the deficiencies of the style and the drafting. We are well aware of the fact that our Academy was created with the primary purpose of cultivating the Hungarian language, and the raising of the linguistic cultural standard of our people is still a primary task of our Academy. Thus it is unpardonable that exactly the papers on linguistics, exactly in the journal of the Hungarian Academy of Sciences should appear in a form objectionable from the point of view of the Hungarian language. Beside the professional evaluation of the manuscripts, the editors are unable to undertake the rephrasing of the many articles received and to fight the diplomatic duel very often unseparable from it. Hence on behalf of the editors' board I invite those who have hitherto been careless in composing and wording their papers to make a point of submitting flawless manuscripts.

Another alarming phenomenon in our branch of science is the misuse of the readers' institution. Some authors give the impression of thinking like this: "Why should I prepare my manuscript with such care? The reader will anyway make a thorough study of the problem dealt with and comment upon my statements. I have plenty of time to make some complementary researches and to give my manuscript the final touch up simultaneously with the corrections to be made in compliance with the suggestions of the reader." Should the supervising reader fail to notice the material and other mistakes, well "It's his funeral! After all, one cannot expect everything from the author! And there is the editor, too! If he wants to have an article, let him write it himself, or else he should keep quiet about his objections!" If we want to carry it to excess, this falls not much short of submitting a kind of sketch of a skeleton drafting which then will have to be "filled in" by the supervising reader or the editor. In general we can state that the job of supervising manuscripts is becoming an unrewarding profession taking up more and more time. The

attitude toward the supervisor cannot be regarded as completely correct in the following cases either. Sometimes the author collects from two supervisors three to four reports on his manuscripts which, after carrying out the suggested corrections, may become almost a new essay much superior to the first version since it contains the many results of the supervisors' work — without any reference to their names. Unfortunately, I cannot deny the necessity of supervising manuscripts as of today but I think we must fight the excesses of this institution and I am decidedly of the opinion that the author is bound to refer to the supervisor's name in connection with substantial corrections made according to the suggestions of the latter.

IV.

Since I have spoken of the flaws and shortcomings in the field of our Finno-Ugric linguistics, I feel obliged to make some suggestions how to eliminate them or, at least, to point out certain conditions hampering our development, hoping that, perhaps others might find the remedy. By way of introduction I must declare that in the field of our discipline I see not much possibility of a speedy improvement. The publication of the linguistic materials to be edited by our older colleagues will still absorb much of their time. Should they neglect these tasks, this would involve further delay. If they concentrate on editing texts and compiling dictionaries they will not have sufficient time and energy to take part in the fulfilment of other tasks or meet other requirements that the representatives of other disciplines and new standpoints expect them to fulfil, in some cases justly so, and that they themselves realize to be important. Yet I think that the publication of texts and dictionaries cannot be postponed in spite of the drawbacks it involves. And this applies, in my opinion, also to the compilation of the etymological dictionary „A magyar szókincs finnugor elemei” (The Finno-Ugric Elements in the Hungarian Vocabulary). Though this work requires the contribution of many researchers, and to a great extent, yet the edition of this dictionary is imperative since it will satisfy primary demands. Beside the above-mentioned tasks, I would not venture to think of other works of a similarly large scale to be undertaken in our next five-year plan.

Certain tokens seem to indicate that the younger generation of research workers will have more and better possibilities of work than the previous generation, and we shall be able to speed up their development. I mention as a favourable token the increasing number of our aspirants: whereas we have so far had one aspirant at home and one abroad, this year two more started their studies, one in this country and one in the Soviet Union. The cultivation of our science today is hardly imaginable outside a research institute. If our

future candidates will be able to obtain posts in a research institute, they will certainly give new impetus to the development of our science and introduce new, up-to-date conceptions.

To enhance the standard of our science I think it most desirable to acquaint our research worker with the Finno-Ugric languages so far neglected. The university should ensure the possibility to students and aspirants to obtain a practical training in the languages necessary for the cultivation of our science. Young students and aspirants may be sent to the Soviet Union during the summer vacation for a month or two in exchange for Soviet students, in order to improve their Russian. We must do our utmost to be able to send every second or third year an aspirant or a university student to Finland to study the Finnish language and Finno-Ugric linguistics. It would also be desirable to further improve our relations with the Finnish linguists. Several Finnish linguists, to my knowledge, would like to study our scientific results and brush up their knowledge of the Hungarian language. If we could realize all this, it would be of great use for Hungarian Finno-Ugric linguistics.

As to the improvement of the situation of our so-called middle cadres I cannot even think of any proposal or suggestion. Today when these researchers act as readers supervising manuscripts, editors, opponents, lecturers, have in charge several aspirants, etc. and, consequently, are faced practically every month with another scientific problem, it is hardly conceivable that they can make up for the losses they incurred in the past, direct the large-scale collective works and still find time for devoting themselves to some major task. In order to ensure the thoroughness of investigations indispensable for large-scale scientific works I think it is unavoidable to reduce the number of our administrative meetings, social gatherings, and the like. Deep-going investigations becoming more and more indispensable cannot be replaced by reports, drafting programs, planning, etc. And another thing: in the interest of Finno-Ugric linguistics and in general linguistics studies in Hungary, requirements of quality must prevail over requirements of quantity and the rate of performance. In order to improve the Hungarian style and the structure of papers to be published in journals, I should advise the authors concerned not to rush to the editors with manuscripts written in shock-work. If the first draft is left as it is for a few weeks, and is then again read meticulously, the author is bound to find a considerable amount of stylistic and structural deficiencies. If he corrects them, his manuscript to be submitted for publication will be much more adequate for this purpose.

Finally I want to touch upon the plans that have during the recent years been suggested in connection with the future of our discipline. One of them is a Hungarian-Soviet expedition to the regions inhabited by the Vogules and the Samoyedes. Obviously, this suggestion was welcomed with the greatest

joy. Though the Vogule texts collected by Bernát Munkácsi are highly valuable, some of their shortcomings do not render unnecessary another expedition to the Vogules, which would also help editing a more correct version of Munkácsi's legacy. We must also realize that the Vogule population is rather restricted in number and it would be desirable to study their language as long as Vogules perfectly mastering their mothertongue can be found without greater difficulties. The material to be collected would complete the one now available and the collation of the two would throw a very instructive light upon the development of the language of the small Vogule people during the past century. An expedition to the Samoyedes is amply justified by the fact that no Hungarian researcher has ever been in their parts. We must solicit the Hungarian Academy of Sciences to keep this plan in evidence and to make an effective contribution to the realization of this highly important suggestion as soon as this plan will be capable of being dove-tailed with the plans of Soviet researchers.

The essence of the other plan was that the Academy should invite occasionally a young researcher, aspirant or university student whose mothertongue is one of the Finno-Ugric languages and facilitate, on the one hand, their studies of the Hungarian language and linguistics, and the study of the Finno-Ugric language he speaks by Hungarian research workers, on the other. As far as we are concerned we must whole-heartedly support this idea. It is unnecessary to tress what it would mean if, for instance, we could study the Vogule language in the phonetic laboratory of the Linguistics Institute by means of the most up-to-date phonetic devices or if, for instance, a Cheremiss research worker could give us help in compiling Ödön Beke's great Cheremiss dictionary.

The idea of organizing an international congress of Finno-Ugric scholars has also been raised. No doubt, many contemporary problems would make this desirable. For instance, the Finnish linguists propose to introduce a number of changes in Finno-Ugric transcription; the former uniformity of the Finno-Ugric phonetic transcription has been severed; — the investigation of dialects of some Finno-Ugric peoples is not yet quite satisfactory; a Hungarian or Finnish researcher could promote the investigation of dialects; — our phonetical and phonological informations about some Finno-Ugric languages and dialects are rather incomplete and uncertain; we could most probably come to an agreement concerning possible exchange of publications, researchers, holders of scholarships and concerning common expeditions. Nevertheless the organisation of such an international congress requires such large-scale preparations and such thorough preparedness that I do not think it possible to realize it in our country next year.

V.

And now I close my somewhat protracted report. What I have said does not reflect any official standpoint since I have been invited to speak not as one responsible for the plan or holding a post but simply as one of the Finno-Ugric linguists. It is possible that I have failed to touch upon some important questions, in which case the fault lies with me. I invite you, dear Colleagues, to make up for such shortcomings of my report by your contributions to it. I have deliberately omitted some such questions, wishing to leave something to you too. I have not spoken of the problems that may be encountered in the teaching of Finno-Ugric languages at the universities since I am not well informed about them. I have not dealt with what the Hungarian linguists may object to our work or expect us to do. It is up to them to tell. I have also left to be raised by others such problems as the development of the debating spirit and criticism in the field of our branch of science.

I have quoted in my report a number of treatises and articles but I wish to stress that it was far from me to give an exhaustive bibliography of them. The titles mentioned served rather to indicate the subjects that our researchers have dealt with during the past ten years. I apologize if they find some disproportion or serious lack in my enumeration that was meant to convey examples only, I have omitted no one deliberately. As I have assessed the past, present, and future of our science I have found them to contain many subjective elements. The interventions of my colleagues will surely reveal the possible errors in some of my views and correct them. I certainly believe that the unbiased interventions that will speak to the point will be valuable contributions to the elucidation of the true situation of our science as well as to the improvement and successful development of our discipline. If our discussions will result in that much, our conference will certainly not remain unmentioned in the history of Finno-Ugric linguistics in Hungary to be written sometime in the future.

ATTRIBUTIVE KONSTRUKTIONEN IM SAMOJEDISCHEN

Von

IRENE N.-SEBESTYÉN

Dem Andenken Zsigmond Simonyis gewidmet

Vor reichlich vier Jahrzehnten, im J. 1913, erschien das Werk von Zsigmond Simonyi »A jelzők mondattana« [Syntax der Attribute]. In diesem Werk — einer Fortsetzung seiner früheren Arbeiten über die historische Syntax — behandelte der Verfasser die Geschichte der ungarischen attributiven Konstruktionen. Auf Simonyis Anregung verfasste Manó Kertész seine Arbeit »Finnugor jelzős szerkezetek« [Finnisch-ugrische attributive Konstruktionen] (NyK. XLIII, 1—101 und Finnugor Füzetek Nr. 17) und die Verfasserin vorliegender Arbeit ihre Abhandlung »Finn jelzős szerkezetek« [Attributive Konstruktionen im Finnischen] (NyK. XLIV, 117—160). Zur Klärung der Geschichte finnisch-ugrischer attributiver Konstruktionen liefern uns interessante und lehrreiche Angaben ausser den Grammatiken der einzelnen Sprachen auch die später erschienenen Abhandlungen: Aarni Penttilä: Suomen attributista (Suomi V, 10: 260—86 [Tunkelo-Gedenkbuch 1930]); Dávid Fokos-Fuchs: A melléknévi jelző szórendje [Wortfolge des Adjektivattributs] (Nyr. LXIII, 35—40, 71—9), A jelzők sorrendje [Die Reihenfolge der Attribute] (Nyr. LXV, 3—6); Rein Nurkse: Adjektiivatribuudi kongruentsist eesti keeles [Kongruenz des Adjektivattributs im Estnischen] (Tartu, 1937. Akadeemilise Emakeele Seltsi Toimetised XXX, 1—72); Konrad Nielsen: A note on the origin of attributive forms in Lapp (MSFOu. LXVII, 286—307); István Átányi: A lapp melléknevek attributivpredikativ alakpárjainak kérdéséhez [Zur Frage der attributiv-prädikativen Varianten lappischer Adjektive] (NyK. LI, 307—55). Mit Berücksichtigung der gesamten ungarsprachlichen Literatur dieser Frage behandelt Klemm in seinem Werk »Magyar történeti mondattan« [Historische Syntax der ungarischen Sprache] (285—375) systematisch die geschichtliche Entwicklung der ungarischen attributiven Konstruktionen. Mit der Kongruenz von Rectum und Regens, dem interessantesten Problem der finnischen attributiven Konstruktionen, befasst sich Hakulinen im II. Band (241—247) seines Werkes »Suomen kielen rakenne ja kehitys« [Bau und Entwicklung der finnischen Sprache] und die Verfasserin vorliegender Arbeit in ihrer erwähnten Arbeit

(S. 119 ff.) und in ihrer Abhandlung »Beiträge zum Problem der protolappischen Sprache« (ALH. III, 314—6).*

Die Forschungen über die attributiven Konstruktionen der finnisch-ugrischen Sprachen führten zu drei grundlegend wichtigen Feststellungen: 1) in der finnisch-ugrischen Ursprache war das Attribut (Rectum) seinem Beziehungswort (Regens) vorangestellt. Infolge dieser uralten strengen Wortfolge-Regel bildete das Attribut und sein Beziehungswort eine enge Einheit, eine Zusammensetzung, und das Pluralzeichen und die Kasusendungen erhielt daher nur das Beziehungswort; 2) das Substantiv konnte als Qualität bezeichnendes Attribut zu einem anderen Substantiv gehören; 3) nach einem Zahlattribut stand das Regens im Singular.

Ein einziger samojedischer Satz kann bestätigen, dass die drei grundsätzlichen Feststellungen schon für die uralische Ursprache bezeichnend waren: nen. (Leht.) O. *nāχār*'' *jēššè χällēm*'' *maññē* 'drei Eisenfische sah er' (106).¹

Die uralischen Sprachen haben diese uralten uralischen syntaktischen Eigenarten im allgemeinen bis heute beibehalten. Die Kongruenz von Rectum und Regens ist nicht nur im Finnischen (ausnahmsweise im Mordwinischen und Lappischen) das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, sondern auch in den samojedischen Sprachen, wo sie anzutreffen ist: im Tawgyschen und in einzelnen nenezischen Dialekten (vgl. N.-Sebestyén: ALH. III, 307—16).*

In der vorliegenden Arbeit untersuche ich einige Probleme der samojedischen attributiven Konstruktionen. Als sprachliches Material stehen uns vor allem die von Castrén aufgezeichneten und von Lehtisalo veröffentlichten nenezischen Heldenlieder zur Verfügung, die heute schon als Sprachdenkmäler gelten, ferner die nenezischen Texte von Lehtisalo, die ein reiches Material aus der Volksdichtung enthalten. Bei den samojedischen attributiven Konstruktionen war ich bestrebt, — mich auf die sprachlichen Tatsachen stützend — auch einige, mit diesem Problemenkreis zusammenhängende syntaktische und morphologische Fragen der uralischen Sprache zu beantworten. (Die Zahl- und Pronominal-Attribute, sowie die adverbialattributiven Konstruktionen vom Typ (Leht.) O. *tšùrì χäè*'' 'die oben

* [Korrekturnote: Vgl. noch W. Schlachter: »Die Kongruenz des attributiven Adjektivs im Finnischen« (Münchener Studien zur Sprachwissenschaft 1958. Heft 12. S. 5—23).]

¹ Fokos-Fuchs wies nach, dass die erwähnten uralischen syntaktischen Eigenarten auch den türkischen Sprachen eigen sind (FUF. XXIV, 298—300), und dass sie auch im Mongolischen vorhanden sind (Az Orsz. Néptanulm. Egyesület 1944. évi Évkönyve, S. 39—48; Nyr. LXX, 13—20, 41—44).

* [Korrekturnote: In ihrem Werk *Материалы и исследования по языку ненцев* Moskau—Leningrad 1956, S. 157—81 behandelt N. M. Tereščenko die Adjektive und das Attribut im Nenezischen. Sie bemerkt, dass das Attribut in dem Dialekt von Bolschaja Semlja im Nom. und Akk. (teilweise auch im Gen. und Prosek.) mit dem Beziehungswort im Numerus kongruiert.]

befindlichen Gewittergeister' (17) konnten hier deshalb nicht berücksichtigt werden, weil zu ihrer geschichtlichen Erörterung kein genügendes Material vorliegt.)

Quellen und Abkürzungen:

- Bud. = József Budenz: Jurák-szamojéd szójegyzék. NyK. XXII, 321—376.
- Castr. = Samojedische Volksdichtung, gesammelt von M. A. Castrén, herausgegeben von T. Lehtisalo. Helsinki 1940. (MSFOu. LXXXIII.)
- Castr. Gr. = M. Alexander Castrén's Grammatik der samojedischen Sprachen, herausgegeben von Anton Schiefner. St. Petersburg 1854.
- Castr. Wb. = M. Alexander Castrén's Wörterverzeichnisse aus den samojedischen Sprachen, bearbeitet von Anton Schiefner. St. Petersburg 1855.
- Castr.: Wb. Anh. = Materialien zu einer Syntax in Castréns samojedischem Wörterbuch.
- Donn. = Kai Donners Kamassisches Wörterbuch nebst Sprachproben und Hauptzügen der Grammatik, bearbeitet und herausgegeben von A. J. Joki. Helsinki 1944.
- Donner—Joki = Das III. Kapitel des obigen Werkes von Kai Donner: Hauptzüge der Grammatik.
- Leht. = Juraksamojedische Volksdichtung, gesammelt und herausgegeben von T. Lehtisalo. Helsinki 1947. (MSFOu. XC.) (Lehtisalos Lautbezeichnung habe ich bis zu einem gewissen Grade vereinfacht.)
- Leht.: AblSuff. = T. Lehtisalo: Über die primären uralischen Ableitungssuffixe. Helsinki 1936. (MSFOu. LXXII.)
- Prok. = Г. Н. Прокофьев: Селкупская Грамматика. Leningrad 1935. (Die Angaben aus Prokofjews Texten teile ich nach der in der deutschen Ausgabe seiner selkupischen Grammatik gebrauchten Transkription mit; vgl. UngJb. XI, 92).
- Reg. = Regulys samojedische Aufzeichnungen im Uralgebiet, angeführt aus dem Jurak-samojedischen Wörterverzeichnis von Budenz.
- Sprog. = A. Sprogis' Wörterverzeichnis und grammatikalische Aufzeichnungen aus der Kanin-Mundart des Jurak-Samojedischen. Bearbeitet und herausgegeben von Irene N.-Sebestyén. ALH. II, 97—188.

In den Etymologien und in den Abkürzungen von Sprachen, Dialekten und Wörterbüchern gebrauche ich die üblichen Abkürzungen der NyK. und der Acta Linguist. Hung.

Abkürzungen der nenezischen Dialekte*:

Die Tundra-nenezischen Dialekte:

- O. = Dialekt von Obdorsk
- OP. = Dialekt am *Puřte*-Fluss
- OD. = Dialekt am Ob-Delta
- T. = Dialekt am Tas-Fluss
- PD. = Dialekt am Pur-Delta
- MS. = Dialekt von Malaja Semlja
- BS. = Dialekt von Bolschaja Semlja
- Kan. = Dialekt der Halbinsel Kanin
- Arch. = Dialekt von Archangelsk

Die Wald-nenezischen Dialekte:

- Nj. = Aufzeichnungen in Njalina
- Kis. = Dialekt am Kisseljovskaja-Fluss
- Ni. = Dialekt am *ni'ťse'*-Fluss
- Lj. = Dialekt am Ljain-Fluss

I.

Zur Frage der Entwicklung uralischer Wortarten und uralischer attributiver Konstruktionen

Eine charakteristische Eigenart der uralischen Sprachen ist die nominale Satzkonstruktion. Als uraltes uralisches Erbe treffen wir sie mit Ausnahme

* [Korrekturnote: Lehtisalo führt in seinem Juraksamojedischen Wörterbuch (und auch in seinen anderen Werken) neben den Angaben in vielen Fällen nicht die Mundart an, um die es sich handelt, sondern den Wohnort der Gewährsperson bzw. den Ort der Aufzeichnung. Die Sigel für die Angaben vom Dialekt von Obdorsk sind: O, O₁₋₆, O₇, O₉₋₁₁, T₉; Dialekt am Tas-Fluss = T₁₋₂, T₄, T₇₋₈, T₁₂₋₁₃, T₁₇; Dialekt am Pur-Delta = T₃, T₅₋₆, T₁₀₋₁₁, T₁₄₋₁₆, T₁₈; Dialekt von Malaja Semlja = Oks., U-Ts.; Dialekt von Bolschaja Semlja = Sj., K, Ko., I, U, Oks₂, MB.; Dialekt von Kanin = Nes, Nes₂, N, Sjo., Me.; Dialekt von Archangelsk = O₆; — Dialekt am Ljain-Fluss = Lj., Lj₁₋₂, S., Sah. — Die Angaben mit dem Sigel Ni. stammen laut Wb. CIV von der Umgebung des Flusses *ni'ťse'*, laut Vd. X von der Umgebung des Flusses Maikovskaja (vgl. NyK. LX, 241). — O₈ (O₆ ist ein Druckfehler) = Aufzeichnungen in Obdorsk von einem Manne, »der Obdorsk gelegentlich besuchte« (CII).]

des Finnischen und des Lappischen heute noch in sämtlichen uralischen Sprachen an.² Die Nominalsätze sind jedoch auch aus dem Finnischen und Lappischen nicht spurlos verschwunden. In seinem Vortrag über die lappischen Dialekte, — gehalten im J. 1954 in der September-Sitzung der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft (Magyar Nyelvtudományi Társaság), — bezeichnete Erkki Itkonen den Gebrauch der Nominalsätze vom Typ *satne pygries 'er [ist] alt'* als eine für den südlappischen Dialekt bezeichnende Eigenart. Weitere Beispiele dafür: *aľakana akte cohā 'draussen [ist] ein Hund'* (Halász: NyK. XX, 83); *tihte tann ruonoleks āta 'das [ist] eine sonderbare Sache'* (a. a. O. 87); *pū^učēn oajjā čappies 'der Kopf des Renttiers [ist] schön'* (a. a. O. 110); *tušnie jēnā pū^uč' 'dort [sind] viele Renttiere'* (a. a. O.) usw. Vgl. noch Erkki Itkonen: MSFOu. XCVIII, 301 ff.

Auch im heutigen Finnischen gibt es manche Sprichwörter und Sprüche ohne Verbum finitum und Hakulinen hält es für möglich, dass rhythmisch gefasste, stehende Redensarten, wie *ikävā erätön ilta 'verdriesslich [ist] der beutelose Abend'*, oder *milloin meri emä, milloin emintimä 'das Meer [ist] einmal Mutter, einmal Stiefmutter'* den uralten Typ des Nominalsatzes vertreten (SKRK. II, 186). Auch Penttilä äusserte schon früher die Meinung, dass in Sprichwörtern und Redensarten dieser Art das Verb *on 'ist'* wahrscheinlich niemals vorhanden war (Suomi V, 10 : 263).

Der Satzbau ohne Verbum finitum ist im Nenez-Samojedischen sehr häufig. In Castréns Texten bilden z. B. die Anfangszeilen des Heldenliedes Nr. 1. lauter Nominalsätze: *jān goj ninje njār piebes, njār jan deata; opoj habidō, tabbadōda hābih, njār jan deata njūdendo side nieda 'auf dem Landrücken [sind] drei Brüder: drei Landeswirte. Sie [haben] einen Knecht Tabbadooda. Der jüngste der drei Landeswirte [hat] zwei Frauen'* (1).

Für die nominale Satzkonstruktion finden sich nicht nur in Castréns, sondern auch in Lehtisalos Texten zahlreiche Beispiele: (Leht.) O. *šib nū^u χāšše tāre-nšidū^u paride^u* 'die Antlitze der sieben himmlischen Jünglinge [sind] schwarz' (533); T. *padar tēr fork 'dein Renttier [ist ein] Bär'* (99); PD. *tēm^umorō-^utv nañnj, nišedv β^uēsokko, nēš^uedv puχū^u tše 'ein unverheirateter Mann (Junggeselle) [ist] der Spatz, sein Vater [ist] der Alte, seine Mutter die Alte'* (65); MS. *niššāβ βijjēn v^učētā^u jē 'mein Vater [ist] der reiche Wirt der Tundra'* (295); *pēlledv tē^u ηū 'die Hälfte [sind] Renttierspuren'* (299); BS. *tēn χar^u n tēn 'die Renttiere [sind] meine eigenen Renttiere'* (289); Kan. *numdv χē^o no 'die Luft [ist] still'* (234); *nā^u tšī^u βōēβv tē^u tšī 'ohne Zelt [ist es] schlimm, kalt'* (216—7) usw., usw.³

² Der Nominalsatz ist eine augenfällige Eigenart auch in den altaischen Sprachen (vgl. [Fokos-] Fuchs: FUF. XXIV, 298; Ligeti: NyK. L, 232—39).

³ Péter Hajdú machte mich darauf aufmerksam, dass solche Beispiele in den in Prokofjews Werk: Языки и письменность народов Севера, in dem I. Band mitgeteilten tawgyschen und jennisischen Grammatiken ebenfalls vorkommen (74, 84, 90).

In den uns zur Verfügung stehenden Texten können wir beobachten, dass die nominale Satzkonstruktion auch den südsamojedischen Sprachen eigen ist, wenn auch ihr Gebrauch seltener ist, als im Nenezischen: selk. (Castr.) *šīpan māt pite* 'das Haus der Ente [ist] das Nest'; *tāpen māt pō* 'das Haus des Eichhorns [ist] der Baum'; *and Šōle gumen māt* 'das Boot [ist] des Samojedens Haus'; *Šōle gumen porgot ātā-kob* 'des Samojedens Kleidung [ist] die Renntierhaut'; *čueč munden ima* 'die Erde [ist] aller Mutter' (Wb. Anh. 396). Einige dieser Konstruktionen sind auch mit dem Seinverb aufgezeichnet: *šīpan māt pitet ēṇa*, *tāpen māt pōt ēṇa* (in den Formen *pitet* und *pōt* erscheint die Endung *-t*, das Possessivsuffix der 3. Pers. Sg., als determinierendes Element). Auch aus Castréns selkupischen Texten können wir Beispiele anführen: *perga gup ali lamdeka gup?* '[ist er] hoch oder niedrig?' [ein hoher Mensch oder ein niedriger Mensch?] (309); *šogor mog(o) polmākt* 'hinter dem Ofen [ist] ein Holzhaufen' (313). Auch in Donners kamassischen Texten finden wir Beispiele für den Nominalsatz: *let i'go* '[seine] Gräten [sind] viel' (88); *d^o nī* 'er [ist ein] Knabe' (98); *ko'bdo* '[ein] Mädchen [ist sie]' (ebd.); „nī“, *m^ola*, „ei ko'bdo“ 'Knabe, sagt er, kein Mädchen' (ebd.); *giṇen būz^ol* 'wo [ist] dein Mann?' (163); *giṇen tan uṇal* 'wo [ist] dein Fleisch' (ebd.) usw. Nominale Prädikate sehen wir in den kamassischen Rätseln Nr. 3, 6, 10, 21 (a. a. O. 85—6).

Als sprachlicher Ausdruck gewisser Vorgänge kann im heutigen Finnischen ein Wortsatz dienen. Ich führe hierfür Ravilas Beispiel an (Johdatus kielihistoriaan [Einführung in die Sprachgeschichte] 66): *Sataa* 'es regnet'. Das Wort *sataa* ist vom historischen Standpunkt aus mit dem Verbalnomen *satava* identisch, der fragliche Ausdruck ist also seinem Ursprung nach ein eingliedriger Nominalsatz. Und wenn der finnische Angler, — um ein anderes Beispiel von Ravila anzuführen —, beim Anbeissen seinem Genossen zuruft: *Kala!* 'Fisch!', so ist dieser sprachliche Ausdruck genauso ein eingliedriger Nominalsatz, wie der Ausruf *Fecske!* 'Schwalbe!', mit dem der Ungar im Frühling die erste Schwalbe begrüßt.

Das finnische *Kala!*, das ungarische *Fecske!* — Sätze aus einem einzigen Wort — vertreten den ältesten Satztyp, den eingliedrigen uralischen Satz, in dem Prädikat und Satz eine Einheit bilden (vgl. Ravila ebd.). In einem gewissen Urzustand der uralischen Sprache, in einer der uralischen Grundsprache weit vorangehenden Zeit, sind diese Wortsätze oder Ursätze (vgl. hierzu Bárczi: *Bevezetés a nyelvtudományba* [Einführung in die Sprachwissenschaft] 72) noch nicht als nominale Sätze im heutigen Sinne zu betrachten, denn die Wortarten waren in diesem Urzustand der uralischen Sprache noch nicht herausgebildet. Es gab kein Substantiv, kein Adjektiv und kein Verb, es gab nur das neutrale Wort. In einem Satz, wie z. B. *Feuer!*, war — um Bárczis Worte zu gebrauchen — „das Wort *Feuer* einmal eine Art Verb 'es brennt', einmal Adjektiv 'rot; warm', einmal Substantiv: 'Lodern,

Flamme, Feuer' " (ebd.). Andenken dieses präuralischen sprachlichen Zustandes sind in den heutigen uralischen Sprachen die sog. primären Nomenverba, die keinerlei Suffixelemente enthalten, Wörter vom Typ ung. *fagy* 'Frost, es friert', *les* 'Lauer, er lauert', *nyom* 'Spur, er drückt'.⁴

In den uralischen Sprachen weisen mehrere sprachliche Erscheinungen darauf hin, dass die Kategorien des Nomens und des Verbs ursprünglich zusammenfielen.

Ich führe hierfür die Worte von Pais an: „Im Vorwort des MUSz. (IX. 1.), geschrieben im Juli 1881, erklärt Budenz die im Laufe seiner Arbeit herangereifte Änderung seiner Ansichten über die „ugrische“ Wortbildung auf folgende Weise: „Am Anfang nahm ich noch in mehreren Fällen latent gewordene denominalen Verbalsuffixe an, später fand ich jedoch, dass der ugrischen [finnisch-ugrischen] Grundsprache Wortstämme in grösserer Anzahl zuzuschreiben sind, bei denen der verbale, bzw. nominale Wert noch nicht getrennt waren.“ Ähnlich äussert sich Budenz über die Absonderung der Verba und der Nomina auch in UA. (9)“ (Pais: MNy. XLVI, 302).

Gombocz betonte ebenfalls, dass in den finnisch-ugrischen Sprachen die etymologisch identischen Wortstämme nicht selten verschiedene Wortarten vertreten, und da gewisse Suffixe sowohl an Nominal-, wie auch an Verbalstämme angefügt werden können, die denominalen und die deverbale Art der Ableitung nicht eindeutig zu unterscheiden ist (vgl. UngJb. X, 8—9; vgl. ferner Klemm: MNy. XXIII, 329). Hakulinen wies in der finnischen Sprache in grosser Anzahl Suffixe nach, die genauso an Nominalstämme, wie auch an Verbalstämme angefügt werden können (SKRK. I, 162—74).

Auf die ursprüngliche Indifferenziertheit der Wortkategorien weist auch die aus dem Mordwinischen und aus den samojedischen Sprachen bekannte verbale Flexion der Prädikatsnomina hin. Im Mordwinischen kann nahezu jedes Substantiv die verbalen Personalendungen annehmen, und zwar nicht nur im Nominativ, sondern auch in den Formen mit Kasussuffixen: *eržan*, *eržat*, *erža* 'ich bin, du bist, er ist ein Ersä', *kudosan*, *kudosat*, *kudosa* 'ich bin,

⁴ Die wichtigeren Quellen über die primären Nomenverba der finnisch-ugrischen Sprachen sind: ungarisch: Budenz: NyK. XVIII, 303—4; Simonyi: Nyr. XXXVIII, 241; Melich: MNy. IX, 253—4; Klemm: MNy. XXIII, 331; Gombocz: ÖM. I, 131—2 = Ung. Jb. X, 7—9; Pais: MNy. XLVI, 305; chantisch: Schütz: NyK. XL, 27; mansisch: Budenz: a. W. 298; D. Szabó: NyK. XXXIV, 59; Liimola: FUF. XXIX, 168; Komi-Sprache: Budenz: a. W. 303; udmurtisch: Budenz a. W. 300; Medvezky: NyK. XLI, 311; marisch: Budenz: NyK. IV, 56—60, XVIII, 297; mordwinisch: Budenz: NyK. XIII, 69—70; finnisch: Budenz: NyK. XVIII, 462; Mark: Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1932, 1—41; Hakulinen: Suomen kielen rakenne ja kehitys I, 64; lappisch: Wiklund: JSFOu. X, 210—16; nenezisch: Lehtisalo: NyK. L, 228—30; N.-Sebestyén: A Magyar Tud. Akad. Nyelv-és Irodalomtudományi osztyálynak Közleményei IV, 366, Fussnote. — Nomenverba vom Typ *fagy*, *les*, *nyom* gibt es auch in den türkischen Sprachen: Ligeti: MNy. XLIII, 14, NyK. XLIX, 224; L, 232, Fussnote; Deny: Grammaire de la langue turque § 849, 1, 2. — Nach gefälliger Mitteilung von Lajos Ligeti gibt es Nomenverba auch im Mongolischen und Mandschurischen.

du bist, er ist zu Hause' (vgl. *kudo* 'Haus'). Ohne verbale Personalendung und ohne Ableitungssuffix drückt sowohl die Nominativform, wie auch die Kasusform 3. Pers. Sg. Präsens aus (vgl. Klemm : MNy. XXIII, 339 ; Ravila : FUF. XXVII, 118). Ähnlich kann man auch die Nomina der nordsamojedischen Sprachen konjugieren, im Tawgyschen nur im Tempus I., im Jenisseischen (nach den Paradigmen) in den Tempora I. und II. und im Nenezischen in allen drei Zeitformen. Die verbalen Personalendungen können — ebenso wie im Mordwinischen — nicht nur dem Nominativ, sondern auch den Formen mit Kasussuffixen angefügt werden. Die 3. Pers. Sg. ist auch in diesen Sprachen mit dem Nominativ Sg., bzw. der Form mit Kasussuffix identisch. Betrachten wir nun ein Beispiel aus dem Nenezischen : Tempus I. : *sawadm*, *sawan*, *sawa* usw. 'ich bin, du bist, er ist gut' usw. ; Tempus II. : *sawadamś*, *sawanaś*, *sawaś* 'ich war, du warst, er war gut' usw. ; Tempus III. : *sawamgum* usw. 'ich werde gut' usw. (*sawa* 'gut') (Castrén : Gr. §§ 215, 216, 392—404).⁵

Prokofjev wies nach, dass der verbale Gebrauch der Nomina (mit Personalendungen) auch im Selkupischen vorhanden ist : Sg. 1. *mat lözan* 'ich bin ein Geist', 2. *tat lözanvi* 'du bist ein Geist' ; Dual 1. *mē lözimij* 'wir (zwei) sind Geister', 2. *tē lözilij* 'ihr (zwei) seid Geister' ; Pl. 1. *mē lözimit* 'wir (viele) sind Geister', 2. *tē lözilüt* 'ihr (viele) seid Geister', vgl. *lözi* 'Geist (Mythol.)' ; Sg. 1. *mat nätäran* 'ich bin ein Mädchen', 2. *tat nätäranvi* 'du bist ein Mädchen' ; Dual 1. *mē nätärimij* 'wir (zwei) sind Mädchen', 2. *tē nätärilij* 'ihr (zwei) seid Mädchen' ; Pl. 1. *mē nätärimit* 'wir (viele) sind Mädchen', 2. *tē nätärilüt* 'ihr (viele) seid Mädchen', vgl. *nätäk* 'Mädchen' (UngJb. XI, 293—4).

Im Nenezischen haben wir auch einige Belege dafür, dass sehr selten ein Nomen caritivum das Verbalnomensuffix *-ββi* annimmt und die Funktion eines Verbum finitums erfüllt: (Castr.) *nie' mirtsivi_oi_h* 'die Weiber sind billig' (133) ; *niser jī sivi_oi_h* 'dein Vater war unvernünftig' (235) ; (Leht.) O. *mañe'' nūde nāββv'' nēsi* 'unser jüngster Bruder ist ohne Weib' (451) ; PD. *mā jērβseββi* 'das Zelt war herrenlos' (63).

In Castréns nenezischen Texten, in einem der Lieder, treffen wir die verbale Personalendung auch einer mit dem enklitischen *-raha* gestalteten Zusammensetzung angefügt: *hadd wuomdarahan* 'du bist scheinbar einem Schlechten ähnlich' (266). Ein Beleg in Lehtisalos Texten aus dem Wald-Dialekt am Kissel'jovskaja-Fluss weist die verbale Personalendung I. Pers. Sg. an einer Zusammensetzung mit dem enklitischen Wort *tōraha* ~ *tōlaha* auf: *mañ jāχannāj βièrβtōrχāt*, *sūtōrχāt* 'in meinem

⁵ N. M. Terešenko untersuchte in ihrer Arbeit »Das Prädikatsnomen im Nenezischen« die Fälle, wo das nominale Prädikat gebraucht wird. Sie stellte fest, dass die Verwendung des Nomens in Prädikatsfunktion mit verbalen Personalendungen (und mit Zeichen der Zeitform II.) sich auf einen immer enger werdenden Kreis beschränkt und es immer mehr durch ein verbales Prädikat oder durch die Verbindung Nomen + Seinverb ersetzt wird (s. die Besprechung von Fokos-Fuchs über das Werk Советское Финноугроведение in ALH. II, 243).

Lande doch bin ich wie ein Richter, wie ein Herr' (590). In einem Heldenlied ist das unbestimmte Zahlwort 'viel' und in einem anderen Lied das Pronomen 'solcher; talis' mit dem Zeichen des Tempus II. versehen: (Castr.) *jam bōngana haroana ōkats* 'auf dem Wege Wollende (Freier) waren viele' (235); *maro dētjī njūdeanāndoh paridienje nie mungōda daertsets* 'bei den jüngsten von den Geizigen Wirten des Schwarzen Weibes Pfeile waren solche' (87). In einem Beleg aus dem Malaja-Semljaer Dialekt trägt das Zahlwort 'sieben' die verbale Personalendung 1. Pers. Pl. und das Zeichen der II. Zeitform: (Leht.) *maññie tsi''iββōts* 'wir waren sieben' (553).

Im Nenezischen kann auch das interrogative, bzw. adverbiale Pronomen verbale Personalendungen annehmen: (Leht.) MS. *puðēr χiβèn?* 'wer bist du?' [du wer-bist?] (295); *χiβen ä è β^rat?* 'wer bist du?' [wer-bist dein-Sein?] (296); Kan. *nōtsko jīngñèè, amyēs tar, tš ē n?* 'Junger Vielfrass, warum bist du solch einer?' [Junger Vielfrass, warum so-bist?] (248).⁶

Im Satz der ungarischen Volkssprache *És az és* 'der Regen regnet' steht das Wort *és* als Substantiv und als Verb: das Subjekt ist also dem Prädikat gleich (vgl. Gombocz: UngJb. X, 9). In Donners kamassischen Texten erfüllt das dem ung. Worte *víz* 'Wasser' entsprechende Wort *βū* in demselben Satz die Funktion des Substantivs und des Verbs: *man uḡunu jīngānde βū* *βu h λ ε bu' l em* 'ich trinke unter meinem Fuss Wasser trinkend' (91). Auch das dem ung. *fa* 'Baum, Holz' entsprechende kamass. Wort kommt in doppelter Rolle, als Substantiv und als Verb in dem gleichen Satz vor: *bost^o p'a^o bai^{st^o}* 'selbst [ging sie] Holz zu hacken' (90). Die Endung *-st^o* im Wort *bai^{st^o}* ist Ableitungssuffix des Infinitivs; das Element *-i-* ist kein denominales Verbalsuffix, sondern ein Suffixelement, das dem Worte 'Holz' sowohl in seiner nominalen, wie auch in seiner verbalen Funktion angefügt werden kann: *dū'pi p'a^o i p'a^o i bi* 'frisches Holz hackte sie' (ebd.). Interessant ist auch der folgende Satz: *d^og^{te} šōbi de nuke, pāila mambi* 'darauf kam jenes Weib, ging Holz hauen' [eigtl. 'holzhauend'] (197).⁷

⁶ Auch in der Mari-Sprache können die Demonstrativ-, bzw. Interrogativpronomina verbale Personalendungen annehmen (vgl. Beke: Cseremisiz nyelvtan [Tschere-missische Grammatik] S. 269. Anm., 271). — Ausnahmsweise kommt auch im Mansischen die konjugierte Form eines Interrogativpronomens vor: (Kann.) OL. *pōriymaβe, kēnpūliḡ, pāssāpūliḡ, ti manijtaβe, ti mañnaraβe* 'es wurde auf ihn losgesprungen, wie ein Stück von einer Mütze, wie ein Stück von einem Fausthandschuh wird er nun zerrissen, was nun auch mit ihm gemacht wird' (Wog. Volksdichtung I, 74). In einer Fussnote auf Seite 397 des angef. Werkes ist die Form *mañnaraβe* folgendermassen erklärt: »Den Stamm des Verbes bildet das Interrogativpronomen *mañ^o n^o* 'was'. Weitere Beispiele in TLw. 142—3...«.

⁷ Eine Bemerkung von Joki verdient ebenfalls beachtet zu werden: »An die Nominalkonjugation anderer samoj. Sprachen erinnert die Infinitivform in folgenden Sätzen: *māna jūt helāst^o* od. *h'illāz t^o* od. *hellāz t^o* 'nimm mich als Kamerad', wo an den Stamm des Substantivs (*helē* 'Kamerad') ursprünglich die Infinitivform des Verbs »sein« angefügt ist« (Donn. — Joki § 64). Die Form *helāst^o* usw. können wir auch so auffassen, wie die Form *bai^{st^o}*: das Infinitivsuffix ist hier direkt an das Substantiv angefügt, das wahrscheinlich auch das Suffixelement **i* enthält.

Diese wörtlich unübersetzbaren kamassischen Beispiele lassen uns den uralten sprachlichen Zustand empfinden, worüber Ravila sich folgendermassen äussert: „Uns ist der Unterschied zwischen den Substantiven, Adjektiven und Verben so lebendig, dass wir uns gegenüber der Tatsache, zu der uns die vergleichende geschichtliche Forschung unbedingt führt, dass nämlich zwischen diesen Gruppen ursprünglich kein Unterschied bestehen konnte, ziemlich hilflos fühlen“ (FUF. XXVII, 119. Vgl. noch Johdatus 64—5).

Pais (MNy. XLVI, 296—309) und auch Bárczi (Bevezetés a nyelvtudományba 73) sind ebenfalls der Ansicht, dass Nomen und Verb ursprünglich eine undifferenzierte Kategorie bildeten. Die Spaltung des neutralen Wortes in Wortarten vollzog sich im Satze. Ravila bemerkt hierzu, dass „die Klärung des Differenzierungsvorganges zu den wichtigsten Aufgaben der sprachgeschichtlichen Forschung gehört“ (Johd. 65).⁸

In der uralischen Ursprache waren — wie Ravila es dargelegt hatte — die Kategorien Nomen und Verb — zwar ohne jedes formale Unterscheidungszeichen — voneinander schon getrennt: „Wir haben eine überwältigende Menge von Wörtern, wie *kala, kivi, puu* usw., die in der uralischen Ursprache deutlich Namen von Gegenständen waren und die sich nicht mehr von einem anderen verbalen oder nominalen Stamm herleiten lassen. Ebenso gross ist aber die Zahl der unzerlegbaren Wörter, wie *juoksee, ui, tulee, menea, pesee*, usw., die ein Tun, eine Handlung bezeichnen und die ebenso nicht von anderen Wörtern abgeleitet werden können. Der Unterschied zwischen Nomina und Verben war also vorhanden, aber er wurde nicht durch etwas Formales angegeben“ (FUF. XXVII, 83. Fussnote.).

Ausser den beiden Kategorien Nomen und Verb existierten in der uralischen Ursprache — als ein Erbe aus einer der Differenzierung der beiden Kategorien vorausgegangenen Zeit — die einstigen neutralen Wörter, die in Doppelfunktion auftretenden Nomenverba. Die Gruppe dieser Wörter musste einst — nach Zeugnis der samojedischen, in erster Reihe der nenezischen Belege — wesentlich bedeutender gewesen sein, als die Gruppe der Nomenverba in den heutigen uralischen Sprachen. In einigen dieser Sprachen, so auch im Altungarischen und im Nenez-Samojedischen treffen wir vereinzelte Angaben dafür an, dass — ausser den heutigen Nomenverba — auch die heutigen Verbalstämme eine verbalnominale, d. h. eine nominale Funktion erfüllen konnten. Meiner Ansicht nach können in den zusammengesetzten altungarischen Namen (sog. „Schutznamen“) *Nëmvagy, Mavagy*, sowie *Nëmél* die zweiten Komponenten *vagy* und *él* als Formen dieser Art aufgefasst werden. Diese alten ungarischen Personennamen haben Pais (MNy.

⁸ Differentioitumisen yksityiskohtainen selvittely on kielihistorian tärkeimpiä tehtäviä (Johd. 65).

XVIII, 95—6) und Klemm (MNy. XXII, 120) gedeutet. „Die Frage — schreibt Pais — was die Funktion des *vagy* in den Wortverbindungen *nem-vagy* und *ma-vagy* war, ist schwer zu entscheiden. Es kann nämlich das Nomenverbum sein, das zur Zeit der Kodexe in der Bedeutung 'Eigentum, Güter' gebräuchlich war; es kann aber auch ein Verbum finitum sein, das die 2. oder 3. Pers. Sg., sogar vielleicht — damals noch — alle beide bezeichnete". (a. a. O. 96). Über den Namen *Nēmél* schreibt er auf derselben Seite: „wir können ihn als einen Schutznamen in der Bedeutung 'nicht lebend' oder 'er ist nicht am Leben' auffassen." Klemm fasste die zweite Komponente *vagy* der Personennamen *Nēmvagý*, *Mavagý* als eine Verbform 3. Pers. Sg. auf und er identifizierte sie mit dem Nomen *vagy* der alten Sprache, dessen Bedeutung 'Vermögen, Gut, Besitz' seiner Ansicht nach aus der Bedeutung 'etwas seiendes, existierendes, vorhandenes' sich entwickelt hatte. Das *-gy* im Auslaut erklärte er als einen sekundären Laut, der durch Palatalisation der Stammform *val-*, *vol-* entstanden ist (MNy. XXII, 120).

Die Berechtigung der Annahme, dass die ungarischen Verbalstämme *val-*, *vol-* und *él* einst auch eine nominale Bedeutung besaßen, wird durch nenez-samojedische Belege bestätigt.

Im Nenezischen gibt es zwei, teilweise verdunkelte Zusammensetzungen, von denen die eine zur Bezeichnung des Begriffes 'reich', die andere zur Bezeichnung des Begriffes 'arm' dient: (Castr.) *sauwa-jilea*, (Reg.) *saua-ile*, *sau-ile* 'reich', *voj-ile* 'arm'. Die zweite Komponente dieser Zusammensetzungen ist dem nackten Verbalstamm gleich: (Castr.) *jilea-* 'leben', (Bud.) *jile-*, *jilea-* 'élni, lakni, lenni; leben, wohnen, sein', (Sprog.) *jile-* 'leben, wohnen'. Nach Regulys Aufzeichnung bedeutet das Wort *ile*, *ile* soviel, wie 'lebend'; (Castr.) *sauwajilea*, (Reg.) *saua-ile*, *sau-ile* ist demnach = 'gut-lebend', (Reg.) *voj-ile* = 'schlecht-lebend'.⁹ Das Wort *jil*“, das mit dem Verbalstamm identisch ist, hat in den Texten von Lehtisalo auch die Bedeutung 'Leben': O. *σίβ jūd*“ *jiri jil*“ *ηᾶἔσῶησΓαῆνω ηῶβ*“ *ἡῤῥῆκκν χῖῆἔβᾶι tāḍebe-taññēḃḃi* 'vor dem Alter von siebenzig Grossvätern [zu der siebenzig Grossväter-Lebenszeit] gab es einen grossen befähigten Zauberer' (4). Die behandelten nenezischen Zusammensetzungen mit der Bedeutung 'reich' und 'arm' entsprechen also nach meiner Auffassung in ihrer Konstruktion genau dem altungarischen Personennamen *Nēmél*, und das zweite Glied der nenezischen Zusammensetzung ist sogar mit *él*, dem zweiten Glied des ung. Personennamens *Nēmél* auch etymologisch identisch. Es ist also durchaus möglich, dass die Bedeutung des altungarischen Personennamens 'nicht-lebend' war.

⁹ Auch im Wörterverzeichnis von Sprogis gibt es ein Verbalnomen, das von formalem Standpunkt aus zum Nomenverb *ile* eine Parallele darstellt: *ha* 'gestorben, tot, kriecht'. Für den verbalen Gebrauch des Wortes vgl. z. B. den folgenden Satz: (Leht.) BZ. *ñēḃḃḃ ḃḃā* 'meine Mutter starb' (322).

Die altungarischen Personennamen *Nëmvagy*, *Mavagy*, deren Bedeutung 'nicht-seiend', bzw. 'heute-seiend' gewesen sein dürfte,* sind — meiner Ansicht nach — in ihrer Konstruktion mit jenen nenez-samojedischen Zusammensetzungen, bzw. zusammensetzungartigen Fügungen identisch, in denen das zweite Glied *ηae* 'Wesen, existierend, seiend' zugleich auch 3. Pers. Sg. des heutigen Seinverbs ist.¹⁰ Bevor ich auf diese nenezischen Konstruktionen näher eingehe, will ich darauf hinweisen, dass in den Urkunden nebst dem Personennamen *Nëmvagy* auch der Name *Nëmvaló* vorkommt. Das altungarische *Nëmvagy* verhält sich morphologisch zur Form *Nëmvaló* genau so, wie Castréns Beleg *sauwajilea* 'reich' zum *sauwajilehé* mit derselben Bedeutung (vgl. noch z. B. (Leht.) MS. *s a ß β o - j i l ē ñ n v χ i β ē r i χ i ñ ñ ā ñ n v t e ñ ñ e β ā n ?* 'einen reichen Menschen, wo weisst du?' S. 304) und wie Regulys Beleg *voj-ile* 'arm' zu Castréns Beleg *wajiliko* mit derselben Bedeutung. In Castréns Beleg : *sauwajilehé* ist das Element *-hé* — wie ich es später (S. 94 ff.) nachweisen werde — ein verdunkeltes Verbalnomensuffix, und ein Verbalnomensuffix ist auch das *-ko* Element des Beleges *wajiliko* (vgl. Lehtisalo : AblSuff. 380). Die Komposita *sauwajilehé* und *wajiliko* sind ebenso sekundäre Formen, wie der altungarische Personennamen *Nëmvaló*. Die Entstehung der samojedischen und ungarischen Formen mit Bildungssuffixen ist auf dieselbe Ursache zurückzuführen : als die zweite Komponente der Zusammensetzung (nen. *-jilea*, *-ile*, *-ile* = ung. *él*, bzw. ung. *-vagy* < **val*) vom Sprachgefühl als ein Verbum finitum empfunden worden war, wurde der nominale Charakter der zweiten Komponente auch durch ein formales Element bezeichnet (nen. *-jilehé*, *-jiliko*, ung. *-való*). Nach einer mündlichen Bemerkung von Géza Bárczi wurde die Verdunkelung des nominalen Charakters beim ung. *él* und das Hervortreten der abgeleiteten Form *élő* durch seine Doppelbedeutung 'Leben' und 'lebend' gefördert. Wir haben oben gesehen, dass das etymologisch dem ung. *él* entsprechende nenezische Wort ebenfalls auch die Bedeutung 'Leben' besitzt. (In der Obdorsker Sage von Lehtisalo ist das nenezische Wort *jil* in der deutschen Übersetzung durch 'Alter' wiedergegeben; es ist jedoch klar, dass die eigentliche Bedeutung des Wortes 'Leben' ist.)

Die nenezischen Zusammensetzungen auf *-ηae*, obwohl sie als Attribute nicht vorkommen, klären gleichzeitig auch die eigentümlichen ungarischen Konstruktionen vom Typ *nap-levő* auf. Entsprechende Fügungen wies Simonyi im Obugrischen¹¹ und auch im Türkischen nach (NyF. XLVII, 1).

Für die Fügung des Typs *nap-levő* (*nap* 'Sonne') können wir als charakteristisches Beispiel folgende Zeilen des St. Bernhard-Hymnus anführen :

* [Korrekturnote : Die von mir hier gegebene Erklärung der Personennamen *Nëmél*, *Nëmvagy*, *Mavagy* nimmt D. Pais nicht an (vgl. NyK. LX, 134).]

¹⁰ Das nenezische Seinverb *ηae* usw. gehört etymologisch mit dem ungarischen Seinverb *val*, *vol*- und mit seinen finnisch-ugrischen Entsprechungen zusammen (s. Hajdú : ALH. IV, 26 und die dort angeführte Literatur).

¹¹ S. noch Beke : Nyr. XL, 353, XLI, 286.

Megfeketült nap lévő színöd, eltávozott ékösségöd 'verschwärzte sich deine sonnenleiche (eigtl. 'Sonne-seiende') Farbe, dahingeschwunden deine Herrlichkeit', *Megfeketült hó lévő testöd, szép orcádra halál jelönt* 'verschwärzte sich dein schneegleicher (eigtl. 'Schnee-seiender') Körper, auf deinem schönen Angesicht erschien der Tod' (vgl. Simonyi ebd.).

Die ungarischen Konstruktionen vom Typ *nap-levő* und die nenezischen Zusammensetzungen auf *-ηae* verhalten sich der Form nach zueinander so, wie der altungarische Personennamen *Nēmvaló* sich zur Form *Nēmvaggy* verhält: *ηae* ist ein Wort nominalen Charakters, ohne jedes formale Element, ebenso wie das *vaggy* in den fraglichen ungarischen Namen. Es soll noch bemerkt werden, dass in den nenezischen Texten von Castrén und Lehtisalo die ursprüngliche Bedeutung der zweiten Komponente der Zusammensetzung auf *-ηae* wahrscheinlich oft schon verdunkelt ist. Zusammensetzungen auf *-ηae* sind im Obdorsker Dialekt ziemlich häufig.

Wir wollen nun die nenezischen Belege untersuchen.

a) In einigen isolierten Ausdrücken hat das Wort *ηae* die Bedeutung 'Wesen, existierend, seiend' bewahrt: (Castr.) *wuäsakōngae* 'Alter' [Alterwesen] (252); *nie n g a e, jinsilie!* 'Weib, höre!' [Weib-Wesen, höre zu!] (226), im gleichen Heldenlied: *nie, jinsile!* 'Weib, höre zu!' (228); *nie n g a e* (nach einer Randbemerkung: *nie*), *junadar'ah, hunjād turta nieh* ',,Weib'', erkundigt er sich, „woher gekommenes Weib?'' (143); *nie* (nach einer Randbemerkung: *nie n g a e*), *hāenjon!* 'Weib, gehe!' (138);* (Leht.) O. *tšikkī t ā d e b' ā η ā è ηōb*'' *lū, tsv jurūūdō tañnéβi* 'dieser Zauberer [zauberndes Wesen] hatte einen russischen Freund' (22); *šide sa βō η ā è ηōb*'' *tšeiββi-nimmo* 'trafen wir doch einander, wir zwei Guten' [gute Wesen] (69); T. *nūde βē ē n n a η k ā η ā è* 'junger *βēnnaŋka*' [β. -Wesen] (380); MS. *p u x ū η ā è pīn*'' *syrkkar*''³! 'hallo Alte [Altewesen], sieh doch hinaus!' (269). Bemerkenswert ist die Zusammensetzung mit dem 'Renntier' bedeutenden Wort im Malaja-Semljaer Dialekt: *tēηāè tāxāri-ηōkkv* 'Renntiere [Renntier-Wesen] sind sehr viele' (308).

b) Die Zusammensetzungen auf *-ηae* sind im Satze suffixlose Adverbien: (Castr.) *j i e w u k o η a e jilea* 'er lebt als Waise' [Waise-seiend lebt], *j i e r u η a e jilea* 'er lebt als Fürst' (Wb. Anh. 376); *udaseādin noingāe saedovaeu tjikī* 'für den Handlosen als Tuchsowik die von mir genähte es ist' (197); *tjuku jauna hüveän dōb' t j u n g a e padlīh* 'an dieser Stelle wenn jemand kommt, als Wegweiser steht' (244); *h a l a η a e haije* 'er wurde zum Fisch' [Fisch-seiend ging → wurde]; *tō n a η a e hāntā* 'er wird ein Fuchs werden'; *sira j i' η a e haije* 'der Schnee wird zu Wasser'; *jēseam je a d o η a e jādanū* 'ich schmiede

* [Korrekturnote: Vgl. noch (Leht.) OP. *n i è η ā è tamnno jšēŋā-n?* 'heda, Frau, bist du noch wach?'; O., BS. *hēŋē!* (vocat.), Nj. *éj, hièŋāé!* 'heda, Frau!'; BS. *hēŋāé, i''* 'heda, Frauen!' (Wb. S. 114b, 312a).]

das Eisen zu Kesseln' (Wb. Anh. 376); (Leht.) O. $\chi\acute{\alpha}\epsilon\beta'i\delta\epsilon_{-B^r}\acute{\alpha}\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\eta\acute{\alpha}m\tau\acute{\iota}\eta''^a$ '[er] setzte sich als heiliger Berg' [heiliger Berg-seiend sitzt er] (3); $t\acute{\alpha}\delta^v$ $j\acute{\alpha}-\eta\acute{\alpha}\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $pa\eta\eta\acute{\alpha}\delta v$ 'dann richtete er ihn als Fuss der Erde auf' (4); $n\acute{\alpha}$ $\beta^{\omega}\epsilon\sigma\acute{o}kku$ $j\acute{\iota}j\acute{j}i\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}\acute{\iota}\eta''^a$ 'gehe als Schwiegersohn des $\eta\acute{\alpha}$ -Alten!' (5); $p\acute{\upsilon}\lambda\lambda u\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\epsilon\eta\epsilon^r\acute{\alpha}\delta\acute{\alpha}\eta''^a$ 'als dünne Wolken begaben sie sich zu gleiten' (530); $s\acute{\alpha}f\acute{o}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}m\eta\delta''^a$ 'als Regen liessen sie sich herab' (536); $j\acute{\alpha}n.t^{\epsilon}r$ $\acute{\eta}\epsilon\eta\eta\epsilon\tau\acute{s}''$ $\acute{s}\acute{\epsilon}n\epsilon t s a \eta\acute{\alpha}\epsilon$ $j\acute{\iota}\lambda\lambda\epsilon\beta\beta\acute{\iota}$ 'der auf der Erde wohnende Samojede lebte gesund' (15) usw.; $j\acute{\iota}r\acute{\iota}j\eta\eta\eta''$ $\chi\acute{\alpha} s a \beta \beta \acute{\alpha} \eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$, $\acute{\eta}\epsilon\eta\eta\eta\eta''$ $\eta\acute{\alpha}n\acute{\iota}\eta''$ $\acute{\eta}\acute{\epsilon}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'der Mond ist ein Mann [Mann-Wesen] geworden, das Weib wieder eine Frau [Weib-Wesen] geworden' (8); $ma\eta$ $\chi\acute{\upsilon}.t^{\epsilon}i.\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}n\tau\acute{\alpha},\delta m''^a$ 'ich verwandle mich in einen Kuckuck' (34); $\acute{\eta}\acute{\alpha}\chi\acute{\alpha}r\acute{p}-p\acute{o}$ $j\acute{\iota}\lambda\lambda\epsilon\beta\beta\acute{\iota}$ $\eta\acute{\alpha}.t^{\epsilon}s\acute{\epsilon}k\acute{k}\acute{\iota}$ $\eta\acute{\alpha}r\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'er wurde so gross, wie ein drei Jahre gelebtes Kind' [drei Jahre erlebtes Kind-gross-seiend ging (= wurde)] (33); $pa\delta\acute{\alpha}$ $\chi\acute{\alpha}r\delta\acute{\alpha}\delta v$ $t\acute{\alpha}.$ $\eta\acute{\alpha}r\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}\epsilon\beta\beta\acute{\iota}$, $\acute{\eta}\acute{\alpha}\beta\acute{\iota}.$ $m\acute{\alpha}\lambda\delta v$ $n\acute{\iota}$ $\eta\acute{\alpha}\delta u''^a$ 'sein Haus war so gross geworden: sein anderes Ende war nicht zu sehen' (41); $t\acute{\alpha}\delta\epsilon\acute{\iota}^r$ $\beta^{\omega}\epsilon\sigma\acute{\alpha}k\acute{k}\acute{o}r$ $j\acute{\epsilon}\acute{s}\acute{s}\acute{\epsilon}$ $p\acute{\epsilon}r\acute{\iota}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$, $pa\eta\eta\epsilon j\acute{\alpha}r$ $j\acute{\epsilon}\acute{s}\acute{s}\acute{\epsilon}$ $\acute{\eta}\acute{o}j\eta\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$, $\acute{s}\acute{\epsilon}\acute{s}\acute{s}\acute{\alpha}\beta\acute{\epsilon}r$ $j\acute{\epsilon}\acute{s}\acute{s}\acute{\epsilon}$ $t\acute{\alpha}r\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$, $\beta^{\omega}\epsilon\eta\eta\eta\eta\epsilon r$ $j\acute{\epsilon}\acute{s}\acute{s}\acute{\epsilon}$ $t\acute{\iota}\acute{s}\acute{s}\acute{s}\acute{\upsilon}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'der Zauberer-Alte verwandelte sich in einen eisernen Hecht, $pa\eta\eta\epsilon$ wurde eine eiserne Quappe, Harzriese wurde ein eiserner Barsch, Einbein wurde eine eiserne Plötze' (105); $\acute{s}\acute{\iota}b'im.t^{\epsilon}\acute{\iota}$ $s\acute{\alpha}\lambda\tau\acute{\alpha}v$ $\chi\acute{o}j\eta\eta\eta''$ $t^{\acute{\alpha}}\epsilon\beta\chi\acute{\alpha}\beta\beta\acute{\alpha}$ $t\acute{\alpha}\delta v$ $\eta\epsilon r m$ $\chi\acute{\alpha}\delta a \eta\acute{\alpha}\epsilon$ $t\acute{\alpha}\delta\acute{\alpha}\delta v$ 'bei Ankunft am siebenten Eisrücken schlug er [der Stier] mit dem nordischen Schneetreiben' (27); PD. $ma\eta$ $\chi\acute{\alpha}\epsilon\chi\epsilon\eta\acute{\alpha}$ $\chi\acute{\alpha}n-t\acute{\alpha},\delta m''^a$ 'ich gehe als Haehe' (64); $\chi\acute{\alpha}\epsilon\chi\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'Haehe wurde er' (22); $\acute{s}\acute{\iota}mna\lambda\tau v$ $\eta\acute{\alpha}\eta\eta\eta\delta v$ $\eta\acute{\alpha}r\chi\acute{\alpha}n\tau v$ $j\acute{\iota}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $_{-B^r}\acute{\alpha}\eta\eta\eta''^a$ 'sein Boot durch das Loch füllte sich gänzlich mit Wasser' (61); $\acute{s}\acute{\iota}r\acute{\epsilon}$ $j\acute{\epsilon}f\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'es wurde Mittwinter' (66); $\chi\acute{\alpha}\delta a \eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'es schneite' [Schneesturm-seiend wurde, vgl. (Castr.) $hada$, had 'Schneefall mit Unwetter'] (67); MS. $\eta\acute{\alpha}r\acute{\alpha}\acute{\iota}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'der Spätwinter kam' (303); $t\acute{\alpha}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'es wurde Sommer' (304); $\acute{\epsilon}o f \acute{o} \acute{\iota} \eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\epsilon$ 'der Herbst kam' (ebd.).

Interessante Zusammensetzungen bildet das Wort $\eta\acute{\alpha}\epsilon$ mit Pronomina und Numeralia: (Castr.) $\acute{o}l\epsilon r\eta\eta\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $h\acute{\alpha}j\acute{\iota}$ 'er blieb allein' (22); (Leht.) O. $\eta\acute{o}$ B^r $\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\upsilon}\eta.t^{\epsilon}r''$ $\chi\acute{\alpha}n\tau\acute{\alpha}n$, $\acute{s}\acute{\iota}\delta\epsilon\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $\chi\acute{\alpha}\epsilon\chi\epsilon\eta\acute{\iota}\eta''^a$ 'wie begibst du dich allein [eins-seiend], lass uns zu zweien [zwei seiend] gehen!' (25); $j\acute{\alpha}$ $m\acute{\iota}\delta\acute{\alpha}\chi\acute{\alpha}\eta\eta\eta v$ $p\acute{\upsilon}\chi\acute{\upsilon}.t^{\epsilon}\acute{s}\acute{\alpha}\chi\acute{\alpha}\eta''$ $\beta^{\omega}\epsilon\sigma\acute{o}k\acute{k}\acute{o}\chi\acute{o}\delta''$ $j\acute{\alpha}n$ $\acute{s}\acute{\iota}\delta\epsilon m$ B^r $\acute{o}\eta\acute{\alpha}\epsilon$ $j\acute{\iota}\lambda\lambda\epsilon-\eta\acute{\alpha}\chi\acute{\alpha}\eta''^a$ 'als die Erde geschaffen wurde, lebten eine Alte und ein Alter ganz allein zu zweien' (38); $t^{\epsilon}\acute{\iota}k\acute{k}\acute{\alpha}n\tau v''$ $\chi\acute{\alpha}j\eta\eta''$ $\acute{\eta}\acute{\alpha}\chi\acute{\alpha}r\eta\eta\epsilon$ 'dann gingen sie zu dritt fort' (171).¹²

¹² Auch im Mansischen gibt es ähnliche Wortverbindungen mit den Verbalnomina des Seinverbs, das etymologisch mit dem Wort $\eta\acute{\alpha}\epsilon$ zusammengehört (vgl. Kertész: NyK. XLIII, 94).

Beachtenswert ist die Verbindung des Wortes *ηae* mit den Wörtern (Castr.) *jei, jēi* 'Teil, Eigentum' und *jeje* 'eigen': (Leht.) O. *mañ n̄ ū j è ì η ä è p̄ā-s̄āδàim* " *šerlt̄ā·χā·δm*"²¹! 'wenn ich doch an Stelle des Knaben einen hölzernen Sjaadai mache!' (9); PD. *puχù.t̄s̄è n̄ u j ē j je η ä e χar̄ttv n̄um.β̄ze p̄akkat̄rv* 'an Stelle des Sohnes des Mütterchens steckte er ihn in seinen eigenen Sohn' (128). Die mit Personalsuffixen versehenen Formen des Wortes *jei* werden auch als Possessivpronomina gebraucht (Gr. §. 452). Die eigentliche Bedeutung der Zusammensetzung *jèηäè*, bzw. *jējjenäe* ist etwa 'eigenseiend'. (Das Wort *n̄u* 'Knabe' steht in beiden Sätzen im Nominativ.) Castrén erwähnt schon den wahrscheinlichen Zusammenhang der Postposition *jie*, *jiei* 'um, wegen, statt' (die meistens mit dem Possessivsuffix 3. Pers. Sg. gebraucht wird), und der Postposition *jem̄ie* 'wegen' mit dem Wort *jei, jēi* 'Teil, Eigentum' (Gr. 582).

Simonyi hielt — wie erwähnt — das ungarische Wortgefüge vom Typ *nap-levõ* für uralt und er berief sich ausser den obugrischen auch auf türkische Entsprechungen (NyF. XLVII, 1). Nach seiner Meinung entstand die Fügung *a piros levõ rózsa* 'rot-seiend die Rose' aus dem Satz: *a rózsa piros [van]* 'die Rose [ist] rot'. Fokos-Fuchs äussert sich darüber folgendermassen: „da... wir wissen, dass der ural-altaische Satz ein Nominalsatz war und der angeführte Satz *a rózsa piros* 'die Rose [ist] rot' auch ursprünglich so konstruiert war, kann man mit dieser Erklärung kaum einverstanden sein" (Nyr. LXIV, 56). Auch Kertész zweifelte (NyK. XLIII, 93) an der Urtümlichkeit der ungarischen Konstruktion dieses Typs nicht und er gab der Ansicht Ausdruck, dass sie durch die Analogie der attributiv gebrauchten Adverbien zu erklären sind und ihre Existenz wohl der Kontamination zweierlei Wortgefüge verdanken: **néha való* 'qui aliquando existit' × *néhai* (z. B. in der alten Sprache: *néhai Maria azzon*): *néhai való*... Nach dem Muster solcher Konstruktionen sind dann andere, ähnliche entstanden, wie z. B. *hó levõ tested* 'dein Schnee-seiender Körper = dein schneeähnlicher Leib'. Fokos-Fuchs (ebd.) hält ebenfalls für wahrscheinlich, dass die Konstruktionen vom Typ *nap-levõ* tatsächlich Ergebnisse von Analogie-Wirkungen sind: „die verbalnominalen Konstruktionen des Typs *nap-levõ* sind teils durch die Einwirkung des verbalnominalen Satzgefüges wie *apám volt fa* 'ein mein Vater-gewesener Baum' = *fa, amely apám volt* 'ein Baum, der mein Vater war', teils durch die Einwirkung der Wortgefüge, wie z. B. *eszeveszett* 'von Sinnen gekommener', *szemfájó* 'augenleidend', *láb fáj* 'fussleidend' entstanden".

Aus den behandelten nenezischen Zusammensetzungen mit *-ηae* ergibt sich, dass die ungarischen Konstruktionen des Typs *nap-levõ* im Uralischen wurzeln. Diese Konstruktionen sind demnach weder durch Analogie, noch durch Kontamination von Wortgefügen entstanden, sondern sie sind auf einen Urtyp **nap-lev(sz)* zurückzuführen, den man auf Grund der nenezischen Zusammensetzungen auf *-ηae* mit Recht annehmen darf. Das zweite

Glied in diesem urtümlichen Wortgefüge war ein ebenso uraltes, den sprachlichen Zustand vor der Differenzierung der Wortarten widerspiegelndes neutrales Wort, wie das *vagy*, bzw. *él* in den Personennamen *Nëmvagy*, *Mavagy*, *Nëmél*, oder wie das Element *-ŋae* der behandelten nenezischen Zusammensetzungen.

Bemerkenswert ist noch, dass wie sich im Ungarischen aus dem Personennamen *Nëmvagy* der Name *Nëmvaló*, aus der ursprünglicheren Konstruktion **nap-lev(sz)* der Typ *nap-levő*, also eine Konstruktion mit formalem Element entwickelte, ebenso — wenigstens teilweise — sich auch im Nenezischen ein ähnlicher Entwicklungsvorgang vollzog. In Castréns Texten und auch in den Texten von Lehtisalo, die die Dialekte von Bolschaja Semlja, Kanin und am *ñi^otšé^o*-j-Fluss vertreten, gibt es Zusammensetzungen, in denen die zweite Komponente *ŋae* mit einem formalen Element *ś* versehen ist. Dieses *ś* dürfen wir wahrscheinlich mit dem Zeichen des nenezischen Infinitivs identifizieren (Lehtisalo: AblSuff. 200—201), mit der Bemerkung jedoch, dass die Infinitiv-Form auch eine partizipiale Bedeutung hat: (Castr.) *h ā s i sulmī^oih* 'sterbend fiel er kopfüber' (78); (Leht.) O. *tar^otšē ŋ ā ē ś* 'so seiend' (525); *χājjerāda^o nājju s i r t ś e ŋāmtajjāχā^o* 'nach der Sonne schauend sitzen sie [Dual]' (10); *ñēb'edv ñišēdv j ā r t ś e χājjeχv^o* 'seine Mutter und sein Vater blieben weinend zurück' (19) usw. Beispiele: (Castr.) *tunda tsive ninje h ā p t s i e n g a s* (~ *hāptsiengae*) *āmdih* 'in der Asche des Feuers als Tod er sitzt' (162); *h e ä m g a s hānah* 'er wird blutig' (265); (Leht.) BS. *jīδ^o χ a ñ n a η ē ś* 'als Blutopfer des Wassers' (291); *mañ ŋāmb^oodām^o salte j ē r β^o η ē ś* 'ich werde sitzen als Fürst von Obdorsk' (370); Kan. *mañ nākkāñnv m^o ē ñ n a η ā ē ś jexerām^o* 'ich als im Zelte bleibend [seiend] weiss nicht' (215); Ni. *tājnno sēnsāmmī βāēōkku tētto kōpv β i j j e η η ā ē ś β i ē l^oŋāttv* 'dort schnitt der Waldriesen-Alte das Fell seines Renntieres zu Riemen' (133); *kāexelē^oŋv η^o k k a η η ā ē ś* 'sie gingen alle' (82); *tšōñnetto ñēāη s i t ś e η η ā ē ś kajjeχv* 'sie gingen mit dem Fuchs zu zweien' (142). Besondere Beachtung verdient der folgende Beleg aus der Mundart BS.: *śide n ā ś s a η ē ś η^ovt^o tēβrām^o* 'zwei Brüder [Bruder-seiend] zusammen brachte ich' (576), vgl. *śide nās* 'zwei Brüder' (356). In diesem Satze entspricht die Zusammensetzung *ñāssaŋēś* ihrer Struktur nach genau den alten ungarischen Personennamen *Mavaló*, *Nëmvaló*, die ebenfalls ein formales Element enthalten. Diese Belege beweisen auch, dass die Zusammengehörigkeit der Komponente *ŋae* und des Seinverbs für das Sprachgefühl noch vorhanden ist.

Als Beweis dafür, dass — wenigstens im Dialekt am *ñi^otšé^o*-j-Fluss — auch der nominale Charakter der Komponente *ŋae* für das Sprachempfinden lebendig ist, berufe ich mich auf Belege, in denen dem Wort *ŋae* das Dativsuffix *-χvə* angefügt ist: *tš^okkī tēj s i t ś e η η ā e χ v ə ŋamka^o!* 'lass uns mein Renntier zu zweien essen!' (132); *ku^okkī pē. l. l. ēām n ē j j ē ā k-*

*η ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām ριλῆωηη ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām
 τῶρρ κῆτῦτἄνναηη ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām τυχῦτἄσση-
 η ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām ἰἄμπ ἀπρῆηη ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ
 πῆλλῆām τἄνησηη ἄεχρα καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām τῶām τἄἔτη ἄεχρα
 καθῆρα, κυκκῆ πῆλλῆām λῆἔμπελῶτυηη ἄεχρα καθῆρα* 'ein Teil von mir
 wurde zur Mücke, ein Teil von mir wurde zur Bremse, ein Teil
 von mir wurde zur Wespe, ein Teil von mir wurde zur Fliege,
 ein Teil von mir wurde zur Schlange, ein Teil von mir wurde zur
 Eidechse, ein Teil von mir wurde zum Frosch, ein Teil von mir
 wurde zum Schmetterling' (104).

*

Sich auf breite und tiefgreifende Kenntnisse des uralischen sprachlichen Materials stützend, ist Ravila über den ursprünglichen Bau des uralischen Satzes zu wichtigen Ergebnissen prinzipieller Bedeutung gekommen. Diese Ergebnisse führte er im Kapitel „Über den ursprünglichen Bau des uralischen Satzes“ (S. 108—136) seiner umfangreichen Abhandlung „Über die Verwendung der Numeruszeichen in den uralischen Sprachen“ aus (FUF. XXVII, 1—136).

Als Grundlage für Ravilas Darlegungen dient die bekannte Tatsache, dass die Formen des Verbum finitums in den finnisch-ugrischen Sprachen vom historischen Standpunkt aus mit formalen Elementen versehene Verbalnomina sind. (Eine besondere Kategorie bildet in den finnisch-ugrischen und ebenso auch in den samojedischen Sprachen die Indikativ 3. Pers. Sg. Präs. Form der subjektiven Konjugation, wenn sie mit dem Verbalstamm, bzw. dem uralten neutralen Wort identisch ist.) In einem finnischen Satz, wie *Lintu lentää* 'der Vogel fliegt', ist das Prädikat *lentää* 'fliegt' nach unserem heutigen Sprachempfinden ein Verbum finitum — historisch betrachtet ist es jedoch mit dem Verbalnomen *lentävä* 'fliegend' identisch: *lentää* < *lentävä*. (In der Sprache des Kalevala-Epos und der alten Volksdichtung kommen die 3. Pers. Sg.-Formen vom Typ *tulevi* noch häufig vor. Die Ind. 3. Pers. Pl. des Verbum finitums ist auch im heutigen Finnischen *lentävät* '[sie] fliegen', also Verbalnomen + *t* Pluralzeichen.) Der Satz mit Verbum finitum: *Lintu lentää* ist demnach auf einen zweigliedrigen Nominalsatz: *Lintu lentävä* zurückzuführen. Auf Grund eingehender Untersuchung der Pluralitätsbezeichnung kam Ravila zum Ergebnis, dass das uralische Zeichen der Pluralität *-t* ursprünglich nur dem nominalen Prädikat angefügt wurde; die Mehrheit des Subjekts blieb ursprünglich unbezeichnet und die numerale Kongruenz des Subjekts und des Prädikats entwickelte sich nach und nach. — Die bekannte Tatsache, dass das Attribut seinem Regens vorangeht, mit ihm gleichsam eine Zusammensetzung bildet und infolgedessen die Zeichen und die Kasusuffixe nur das Regens erhält, ist eine uralte syntaktische

Regel der uralischen Sprachen. Nach Ravilas Auffassung ist also das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat in formaler Hinsicht dasselbe, wie das Verhältnis des Attributs zu seinem Beziehungswort. Die beiden Verhältnisse waren sogar letzten Endes auch in ihrem Wesen gleich. Dies bedeutet mit anderen Worten, dass das uralische Subjekt-Prädikat-Verhältnis aus dem Rectum-Regens (Attribut-Beziehungswort)-Verhältnis entstanden ist: „Was ich über das Verhältnis des Subjekts zum Prädikat gesagt habe, bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass das prädikative Verhältnis in den uralischen Sprachen aus dem attributiven entstanden ist“ (a. O. 114).

Für einen Satz vom Typ *Lintu lentävä* müssen wir also — nach Ravilas Ansicht — als frühere sprachliche Form die Zusammensetzung *Lintu-lentävä* annehmen. In einer solchen Zusammensetzung gibt es weder ein Subjekt zur Bezeichnung des Handelnden, noch ein Prädikat zur Bezeichnung der Handlung; die eine sprachliche Einheit darstellende Zusammensetzung ist das Symbol der Anschauungseinheit. Den Bedeutungsinhalt der Zusammensetzung könnten wir mit heutigen sprachlichen Mitteln etwa folgendermassen ausdrücken: 'Vogel-Fliegen', 'Vogel-Fliegendes (ist da!)'. Rectum und Regens gerieten in der Zusammensetzung durch Synthese zueinander in ein abhängiges Verhältnis, denn wir dürfen kaum daran zweifeln, dass die einheitliche Anschauung in einem noch primitiveren Zustand der Sprache durch zwei, je aus einem Wort bestehende Sätze ausgedrückt wurde: *Lintu! Lentävä!*

In diesem Punkte stimmt im wesentlichen die Auffassung von Ravila und Bárczi über die Entstehung des zweigliedrigen Satzes überein (Bárczi: Bevezetés 90). In einem wesentlichen Punkte unterscheiden sich jedoch die Ansichten der beiden Sprachgelehrten. Bárczi fasst das Verhältnis der beiden Teile im zweigliedrigen Satz als Subjekt-Prädikat-Verhältnis auf: »Der [volle] Bewusstseinsinhalt teilt sich zuerst in zwei Hälften: in die Vorstellung, in den Begriff des Gegenstandes oder der Sache, und in die Vorstellung, in den Begriff einer Eigenschaft, eines Zustandes oder eines Vorganges, was am Gegenstand vorhanden ist, an ihm sich vollzieht, oder dessen Vorhandensein man wünscht, fragt. Dieser letztere ist der wichtigste Teil des Satzes: d a s P r ä d i k a t« (a. W. 41).

Pais hat schon früher, in einer im J. 1950 erschienenen Arbeit: »Mondatrészek — beszédrészek« [Satzteile — Redeteile] seine Ansicht über die Entstehung des Satzes dargelegt (MNY. XLVI, 296—309). Er kam zum Ergebnis, dass das sog. Subjekt-Prädikat-Verhältnis »auf dem Gebiet des sprachlichen Lebens die primärste Konstruktion ist« (a. a. O. 305).¹³

¹³ Eine genaue Bibliographie über die Entstehung des Satzes finden wir im Werk von Klemm: *Magyar történeti mondat* (6—8). Vgl. noch Ravila: FUF. XXVII, 114; Pais a. W.

Auf Grund der Darlegungen von Pais und Bárczi halte ich es für wahrscheinlich, dass aus den finnischen Wortsätzen *Lintu! Lentävä!* auf dem Wege der Synthese nicht eine Zusammensetzung, sondern ein zweigliedriger Satz wurde. Der Gedankeninhalt des Satzes *Lintu lentävä* war auch eine Feststellung: der Sprechende teilte mit, dass der Vogel im Flug sich befindet. Die Tatsache, dass aus dem zweigliedrigen sprachlichen Ausdruck, dessen Glieder gesonderte Sprechakte gebildet hatten, der heutige Satz mit Subjekt und Prädikat entstand, stellt einen wichtigen Beweis dafür dar, dass in den uralischen Sprachen die älteste, durch Belege erweisbare sprachliche Einheit der zweigliedrige Satz mit Subjekt und Prädikat gewesen ist.

In Castréns Texten beginnt ein Heldenlied mit folgenden Worten: *side atsekîh* 'zwei Knaben sind es' = '[diese] zwei [sind] Knabe[n]' (172). Dieser sprachliche Ausdruck ist ein zweigliedriger Nominalsatz, dessen Subjekt das Zahlwort *side* 'zwei' und dessen Prädikat das Hauptwort *atsekîh* 'Knabe' ist. (Wir sahen oben, dass das Nomen in Prädikatsrolle wie ein Verb konjugiert werden kann und die Grundform Ind. 3. Pers. Sg. ist.) Sätze gleichen Typs sind in Castréns Texten auch die folgenden: *siu jurndier* 'siebenhundert Menschen' (62); *siu häendalioda* 'sieben Häendaliodas' (ebd.); *siu siosidaej* 'sieben Siusidaejs' (ebd.). Denselben Typ vertritt in Lehtisalos Texten der erste Satz einer aus dem Obdorsker Dialekt und einer aus dem Dialekt am *nî'tsé''j*-Fluss aufgezeichneten Erzählung, sowie der erste Satz eines Kindermärchens aus der Gegend des Pur-Deltas: O. *ηοῖπὸὶρί χᾶσαβῖβο* 'es ist nur ein Mann' (25); Ni. *si.tšəp nîèššəp* 'zwei Männer' (79); PD. *jāη_kòì nîññe nâχallî'' jādañnv* 'auf dem Landrücken [sind] nur drei Fussgänger' (80).

Dass ein Zahlwort in den uralischen Sprachen als Subjekt fungiert, ist nichts Ausserordentliches. Nach Hakulinen (SKRK. I, 66—67) waren die Zahlwörter ursprünglich Substantive, die eine gewisse Gruppe, Menge bezeichneten. Sie sind erst nach langwährender Entwicklung zu Wörtern geworden, die eine bestimmte Quantität ausdrücken. Im Finnischen gibt es heute noch Spuren, die auf den substantivischen Ursprung der Zahlwörter hinweisen. Das numeralische Attribut steht (mit Ausnahme der Zahlwörter 'eins' und 'Million', s. Hakulinen a. W. II. 236) heute noch, nach voller Entwicklung der Kongruenz vom Rectum und Regens, in Nom. Sg., wenn das Regens in der Partitiv-Form Subjekt oder Objekt des Satzes ist (es wird also genauso gebraucht, wie die sog. unveränderbaren adjektivischen Attribute substantivischen Ursprungs): *kaksi kalaa* 'zwei Fische', *kymmenen miestä* 'zehn Menschen'.¹⁴ In den übrigen Kasus nimmt das Zahlwort in attributiver Funktion die Kasussuffixe ebenso an, wie das adjektivische Attribut: *kahden*

¹⁴ Hakulinen a. a. O. erwähnt — auf Nielsen, Laerebok I. 102 hinweisend — den gleichen, mit dem Finnischen übereinstimmenden Gebrauch der lappischen Zahlwörter.

kalan (Sg. Gen.), *kahdet häät* 'zwei Hochzeiten' (Pl. Nom. und Akk.), *kymnenelle miehelle* 'für zehn Menschen' (Sg. Allat.). Für den substantivischen Ursprung der Zahlwörter spricht auch die Tatsache, dass einzelne Zahlwörter im Finnischen heute noch substantivisch gebraucht werden: *vuosikymmen* 'Jahrzehnt' (eigtl. 'Jahr-Zehn'), *vuosisata* 'Jahrhundert' (eigtl. 'Jahr-Hundert'),¹⁵ dial. *markkakymmenen* 'zehn Mark' (eigtl. 'Mark-Zehn'). Diese Zusammensetzungen sind im Finnischen ebenso substantivische Massbezeichnungen wie z. B. *leipäpala* 'ein Stück Brot' (eigtl. 'Brot-Stück'), *voi-kilo* 'ein Kilo Butter' (eigtl. 'Butter-Kilo').¹⁶ Der Ausdruck *kymmenen miestä* ist vollkommen gleichwertig mit solchen massbezeichnenden Ausdrücken, wie: *pala leipää* '[ein] Stück Brot'.

Ausser dem Satztyp *side atsekñh* 'zwei Knaben sind es' (eigtl. 'Zwei [gibt es] Knabe[n]'), also ausser den Nominalsätzen mit Numeralsubjekt, die nur sporadisch, hauptsächlich als erster Satz von Liedern und Sagen vorkommen und gewissermassen als stereotype Ausdrücke zu werten sind, gibt es im Nenezischen — um zu unserer Hauptfrage zurückzukehren — ähnliche Wortgefüge, in denen das Seinverb oder das Verb *taññā* 'es gibt, existiert, ist vorhanden' als Prädikat erscheint: (Leht.) MS. *side nās äëßβī* 'zwei Brüder waren es' (352); *side mëäl taññā* 'es sind zwei Zelte' (268); O. ηōβ'' *χāsaßβa taññëßβī* 'es war ein Mann' (34) usw. Sicher ist aber, dass der erste Satztyp (Numeralsubjekt + Nominalprädikat) die ältere, ursprünglichere sprachliche Schicht vertritt. Das Seinverb oder das Verb *taññā* trat erst im Laufe der späteren Entwicklung im zweigliederigen Satz mit Numeralsubjekt + Nominalprädikat auf. Als Ergebnis dieser Entwicklung ist aus dem Prädikat des Nominalsatzes (z. B. ηōβ'' *χāsaßβv* 'ein Mann') Regens, aus dem Numeral-subjekt ein Numeralattribut, Rectum geworden. So entwickelte sich — mit sprachlichen Belegen nachweisbar — das Verhältnis Subjekt-Prädikat zum Verhältnis Attribut-regierendes Substantiv, d. h. Rectum-Regens.

Aus einigen Belegen dürfen wir darauf schliessen, dass das Verhältnis Rectum-Regens auch durch die Synthese zweier, einander formal beigeordneter, inhaltlich jedoch untergeordneter Sätze entstehen konnte: (Castr.) *χeam kāmālī'eh saeu hāmālī'eh* 'Blutstropfen beginnen zu fallen' [Blut fiel, Tropfen (eigtl. 'Auge') fiel] (281);¹⁷ *njāra wuajeras pou vajeras* 'nach drei,

¹⁵ In den Ausdrücken *Jahrhundert*, *Jahrtausend* steht im Deutschen dieselbe Konstruktion.

¹⁶ Solche Ausdrücke gibt es auch im Ungarischen: *gyufaszál* 'ein Streichholz', *rózsaszál* 'eine Rose', *kenyérdarab* 'ein Stück Brot' usw., und kommen auch in lappischen Texten vor, z. B. IpS. (Donner—Halász) *vuóitas-tuθno súongo-miedain*, *tärv-e-tuθno suongo-süruin*... 'ein Fass voll Fett (eigtl. 'Fett-Fass') als Freier-Honig, ein Fass voll Pech (eigtl. 'Pech-Fass') als Freier-Getränk...' (NyK. XVI, 173). Vgl. noch die entsprechenden Konstruktionen aus der Komi-Sprache (Fokos-Fuchs: ALH. V, 63—64).

¹⁷ Auch im Mansischen und Chantischen: (Munk. — Szil.) *kēlp-sām* 'Blutstropfen' [Blut-Auge], vgl. noch: *rakw-sam* 'Regentropfen' [Regen-Auge]; — (Karj.—Toiv. 855—6) Kaz. *žñs₂'m* 'Wassertropfen; bei Regen an die stille Oberfläche des Wassers aufsteigende

nach Jahren' [drei vergingen, Jahre vergingen] (287); (Leht.) O. *mæðdark-kāñnv taññēŋ^rùsⁱ jīřīkkomⁱ*'' *taññēŋ^rùsⁱ* 'der Hinkende sollte sein, mein Grossvater sollte (hier) sein' (542); OD. *t^éēltam*'' *χādaßβv*'' *tjm^orādaßβa*'' 'vier töteten wir, Renntiere erschlugen wir' (189); BS. *jāl^lten^otēptv jāl^lte šīβ βāttorŋam*'' *χān βāttorŋam*''^a 'am morgigen Tage sieben versprach ich, Blutopfer versprach ich' (284). Aus solchen sprachlichen Wendungen dürften sich die heutigen attributiven Konstruktionen vom Typ 'Blutstropfen', 'mein hinkender Grossvater', 'drei Jahre' entwickelt haben.

Der Bau beigeordneter Sätze von diesem Typ weist einen engen Zusammenhang mit jener ausserordentlich wichtigen syntaktischen Eigenart der samojedischen Sprachen auf, über die sich A. Schiefner in seinem zu Castréns Grammatik geschriebenen Vorwort folgendermassen äusserte: „Von den übrigen syntaktischen Eigentümlichkeiten hebe ich die hervor, dass wenn mehrere Subjekte ein und dasselbe Praedicat haben, dies bei jedem derselben wiederholt werden muss; z. B. *niseau hās, nébeau hās, nau hās* 'mein Vater, meine Mutter, mein Bruder starben', das Ostjak-Samojedische jedoch, wo sich die Conjunction *ai* für 'und' geltend gemacht hat, finden wir *kanarŋ ai ātā ōkeršēäk kūsag* 'der Hund und das Renntier starben beide'; doch findet sich auch in diesem Dialekt: *tupkau nor mue', harm nor mue'* 'nimm nicht mein Beil, nimm nicht mein Messer' (XXI).“ Ravila teilte aus Castréns nenezischen und selkupischen Liedern weitere ergänzende Belege zur Bekräftigung dieser wichtigen Feststellung mit (FUF. XXVII, 35). Vollständigkeitshalber führe ich Belege auch aus Lehtisalos nenezischen Texten an: O. *sāmān jān^osārmik*'' *ŋōkkv ŋāēßβī*''^a, *sāmān nū^oun^osārmik*'' *ŋōkkv ŋāēßβī*''^a, *sāmān jīdaŋ^okāl^lte*'' *ŋōkkv ŋāēßβī*''^a 'allerlei Tiere der Erde gab es viel, allerlei Vögel des Himmels waren viele, allerlei Fische des Wassers waren viele' (15); PD. *ñēk^rēdv jāŋ^oru, nūdē jāŋ^oru, nēdv jāŋ^oru, βēññēkkodv taññā jāŋ^oru, tēdv jāŋ^oru* 'er hat keine Mutter, keinen Sohn, kein Weib, keinen Hund da, kein Renntier' [seine Mutter ist nicht, sein Sohn ist nicht usw.] (78); MS. *ilv^oadv jāŋ^oru, sīnde jāŋ^oru* 'es hat weder Boden noch Deckel' (593); *nāđō*'' *nōññāñnv χārβ^l taññēßβī*''^a, *χō^l taññēßβī*''^a 'an der Türseite der Zelte waren Lärchen, waren Birken' (252); *sēř^rā^okkv^o B^oār^okkv^o tsəŋ nīššēdv^o daññēßβē, nēβ^oēdv^o daññēßβē* 'Weisser Renntierpelz [ein Name] hat Vater, hat Mutter' (275); Ni. *nīēnejju tajjəŋ mīēŋŋv, nāpajju tajjəŋ mīēŋŋv, nīēššejju tajjəŋ mīēŋŋv, nījōkkōjju tajjəŋ mīēŋŋv* 'die Mutter ist vorhanden, das Weib des älteren Bruders ist vorhanden, der Vater ist vorhanden, der ältere Bruder ist vorhanden' (101) usw., usw.

Ähnlich, durch Wiederholung des Prädikats, also durch zwei oder mehrere Sätze wird im Nenez-Samojedischen auch das zwei- oder mehr-

Luftblase' usw. — Auch in der alten ungarischen Sprache kommt die Zusammensetzung *vér szem* 'Blut-Auge' in der Bedeutung 'Blutstropfen' vor: (CzF.) *Miként földön elfolyó vérszemek* 'wie auf der Erde verrinnende Blutstropfen'.

gliedrige Objekt ausgedrückt, wenn die Objekte zum gleichen Prädikat gehören. (Castr.) *nisjemda hādāua'ah, njevemda hādāua'ah* 'deinen Vater erschlugen wir, deine Mutter erschlugen wir' (272); (Leht.) MS. *χārβō* *βFārđē*, *χō* *βFārđē* '[er] fällte Lärchen, [er] fällte Birken' (253); *χārβō amōFē maītōrjēd*, *χō amōFē maītōrjēd?* 'warum fälltest du Lärchen, warum fälltest du Birken?' (ebd.); *ńēm* *αFāñnā*, *ññm* *αFāñnā* '[er] nahm das Weib, [er] nahm den Bogen' (278); BS. *pām* *βFēèrñam*, *jīdām* *βFēèrñam*^α '[ich] trage Holz, [ich] trage Wasser' (287); *mālšādar šēr*^α, *pīβædar šēr*^α! 'ziehe die Malitsa über, ziehe die Stiefel [an deine Füße]!' (333).

Diese syntaktische Eigenart des Samojedischen ist uralischen Ursprungs. Als Nachweis stehen uns dafür zahlreiche Beispiele aus den obugrischen Sprachen zur Verfügung (s. Ravila a. a. O. 36—7). Auch im Mordwinischen kommen ähnlich konstruierte Sätze vor: (Paasonen) E. *uduman saś, madiman saś, tiťāñ kudov tujimam saś, avañ marto kortamom saś, tiťāñ marto baśamom saś* 'es verlangt mich zu schlafen, es verlangt mich, mich niederzulegen, es verlangt mich, nach dem Vaterhause zu gehen, es verlangt mich, mit der Mutter zu reden, es verlangt mich, mich mit dem Vater zu besprechen' (vgl. Klemm: NyK. XLV, 363).

Beachtenswert ist der folgende Njalinaer Beleg: (Leht.) *sērnīk kātakkū*^α, *βsēñ nīk kātakkū*, *ñōpkarot nūχurōt, nāmmat nūχurōt* 'der Wolf tötet [nicht], der Hund tötet nicht, auch nur ein einziges Kalb, nicht einmal das Kalb einer einjährigen Kuh' (411). Dieses Zitat können wir als ein Beispiel für die primitive Form des Gedankenparallelismus betrachten. — Auf die uralische Herkunft des Gedankenparallelismus weisen auch die nachfolgenden Liederzeilen aus den nenezischen Texten von Castrén, bzw. von Lehtisalo: (Castr.) *hanimsi hāsi beām'ah, ōritsi kāsi beām'ah* 'frierend begann ich zu sterben, hungernd begann ich zu sterben' (285); *hōju hōbto lirtsedida siedi hōbtoħ wābtasetido* 'wenn sie [= die Pfeile] Landrücken treffen, zerbrechen sie sie, wenn sie Hügel treffen, werfen sie sie um' (89); *hunna malgana ninjedaet jāna jien munorp'ah meār miritjon; tiet lamdu jāna jien mūnorpah parompadon!* 'dann, wenn im Lande des Mannes deiner älteren Schwester die Bogensehne knallt, eile schleunigst; wenn im Lande der vier Lando's die Bogensehne knallt, eile!' (245); *njeveau haroasada'ah hunjan garoasada'ah, saeusi haroasada'ah hunjan garoasada'ah?* 'meine Mutter wolltet ihr, wohin wolltet ihr, die Blinde wolltet ihr, wohin wolltet ihr?' (283); (Leht.) O. *ñērmanōw nād siřrēraχā tšīr*^α *tšīr*^α *tañnāid*^α; *jubantw nād nāřjanw tšīr*^α, *tšīr*^α *tañnāid*^α 'von Norden her schneegleiche Wolken, Wolken erhoben sich; von der Wärmeseite rote Wolken, Wolken erhoben sich' (539); PD. *šēñαFārēñāè χařje, jāptōñāè χařje* 'er wurde eine grosse schwarze Gans' [grosse schwarze Gans-seiend wurde, Gans-seiend wurde] (127); BS. *šāššan* *tēłtv nūm*^α, *tāłłēim* *βFīři nūm*^α 'die Tochter des Wirtes *šāšša* bin ich, die Tochter des Diebes *pīři* bin ich' (582) usw.

Die obugrischen Texte liefern uns — wie erwähnt — reichliche und mannigfaltige Beispiele für den Gedankenparallelismus. Die nenezischen Belege, die in ihrer Art mit den obugrischen Konstruktionen übereinstimmen, rechtfertigen die Ansicht von Ravila, dass der Gedankenparallelismus kein einfaches stilares Element, sondern eine uralte Ausdrucksform sei, die „tief zum ganzen Wesen der Sprache gehört“ (a. a. O. 37).

II.

Das Substantivattribut

Zur Zeit der uralischen Ursprache waren — wie die sprachlichen Belege es bezeugen — die Kategorien Nomen und Verb im allgemeinen schon voneinander abgesondert (s. oben, S. 44.). Die Entstehung des Verbum finitums vollzog sich, — als Ergebnis eines schon in einem früheren sprachlichen Zustand beginnenden, langen Entwicklungsvorganges, — parallel mit der Entwicklung der Flexion. Die Formen des Verbum finitums lassen sich vom historischen Standpunkt aus in den uralischen Sprachen heute noch in zwei Hauptgruppen teilen: 1) 3. Pers. Sg. = Verbalstamm = das urtümliche neutrale Wort; 2) 3. Pers. Sg. = Verbalnomen mit formalem Zeichen.

Wir können uns nun folgende Frage stellen: Waren Substantiv und Adjektiv in der uralischen Ursprache voneinander gesonderte Kategorien?

Ravila äusserte sich darüber, wie folgt: »das Adjektiv hat in den finnisch-ugrischen Sprachen keine besondere Form, es unterscheidet sich seiner Gestalt nach in keiner Weise vom Substantiv. Zwar zeigt im Lappischen das als Adjektivattribut gebrauchte Adjektiv in Bezug auf seine Form einen Unterschied von dem in prädikativer Funktion erscheinenden, und Zeichen einer unterschiedlichen Behandlung treten uns u. a. im Tscheremissischen und in den obugrischen Sprachen entgegen s. Beke KSz. 14, S. 322, aber dies sind spät entstandene Erscheinungen« (FUF. XXVII, 112).

Castrén nannte die Adjektive, die keine Ableitungen sind, an denen also kein formales Element zu beobachten ist, „primitive“ Adjektive, und bemerkte, dass ihre Anzahl im Samojedischen sehr gering sei.¹⁸

Auf Grund der Texte und Aufzeichnungen von Donner erklärte Joki in Bezug auf das Kamassische: »eigentliche Eigenschaftswörter gibt es verhältnismässig wenig« (§ 25).

¹⁸ »Wegen ihrer mehr abstracten Natur entwickeln sich die Adjective überhaupt später als die meisten übrigen Redeteile und bestehen aus dieser Ursache grösstenteils aus abgeleiteten Wörtern. In der Samojedischen Sprache ist die Anzahl der primitiven Adjective sehr gering...« (Gr. 186, § 348).

Uralische Etymologien beweisen klar, dass in der uralischen Ursprache die Kategorien des Substantivs und des Adjektivs ohne formales Element zusammenfielen :

Galle; bitter; grün, blau : sam. nenez. (Castr.) *padea* 'Galle' (mscr. Knd.) *paceä*, *pateä* 'Galle; bitter', *pačea*, *pač*, *pače* 'bitter'; tawg. (Castr.) *fate* 'Galle'; jen. (Castr.) B. *fode*, Ch. *fore* id.; selk. (Castr.) *pad*, *patte*, *pače* usw. id. (Donn.) *pād*² 'grün'; *padə-rgä* 'Messing'; kam. (Castr.) *phada* 'Galle' ~ fgr. md. (Paas.) E. *piže*, M. *pižē* 'grün; Kupfer, Messing'; E. (Wied.) *piže* 'grün, blau' (Paasonen: Beitr. 259; Kai Donner: AnlLab. 140—1; Toivonen: FUF. XXI, 94).

Fett; fett : sam. tawg. (Castr.) *sela* 'geschmolzenes Fett (von Fischen)'; selk. (Castr.) *sile* 'fett'; kam. (Castr.) *sil* 'Fett'; koib. (Klapr.) *syl* id. ~ fgr. f. *sila-va*, *sile-va* 'Fett, Speck'; msi (Kann. mscr.) KU. *šält* 'karhun rasva; Fett des Bären'; P. *šilt* 'karhulla ylt' ympäri ruumiin oleva paksu rasvakerros; den Bärenkörper ganz umgebende dicke Fettschicht' (Paasonen: Beitr. 206; Liimola: Vir. 1951: 366).

Kind, Junge; jung : sam. nenez. (Castr.) *ηate-ky*, *ηace-ky* 'jung, Kind' usw., (mscr. Kan.) *acea* 'jung'; (Bud.) *aci-ki* usw. 'fiatal, gyermek; jung, Kind'; (Sprog.) *ηač^e-ki* 'Knabe, Junge, Kind; jung'; jen. (Castr.) Ch. *eti*, B. *ete* 'jung'; kam. (Castr.) *eši* 'Kind' ~ fgr. md. (Räs.) Penza *ača* 'Kind'; mari (Wichm.) *ärzä*, *aza* usw. 'Kind', (Gen.) *ajža* 'kleines Kind' usw. (Toivonen: Affr. 136.).

Für das Zusammenfallen des Substantivs und des Adjektivs ohne formales Element liefert uns auch das Nenez-Samojedische klare Beispiele : (Castr.) *hañea*, *hañe*, *hañ* 'Kälte'; (Sprog.) *hañ* 'Frost'; (Leht.) O. *χαññā*² 'kalt': *χαññā*² *nuv^fiðp pā* 'das kalte Wetter fing an' (453); — (Castr.) *üörm*, *ñörm*, *ēärm*, *ñerm* 'Nord'; (Bud.) *örm* 'hideg; kalt'; — (Castr.) *pīr*, *pīr* 'Höhe; hoch'. Auch die mit dem Bildungssuffix *-tšē* versehene Form des Wortes kommt in Lehtisalos Texten in doppelter Bedeutung vor, z. B. T. *pīr.tšē nīn-tāèββi*^{2a} 'er kam auf dem Scheitel des Hügels an' (97); *pīr.tšē jām*² *χō* 'er traf eine hohe Stelle' (ebd.), vgl. (Leht.: AblSuff. 113) O., OP., T., Sj. *ñār* 'Grösse, Ausmass'; (Castr.) *ñār*, *ñar* 'gross', *ñārka*, *ñarka* id.; (Reg.) *ñarka* id.; (Bud.) *ārka*, *arka* 'nagy, öreg; gross, alt'; (Sprog.) *ñärke* 'gross, der Ältere' (*-ka*, *-ke* ist ein Dimin.-Suffix). Auch die Form *ñārkkā* kommt in substantivischer Bedeutung vor : (Castr.) *hāpt jālensie jirinda äevua liem püurtse tōbta side jea η ā r k k a äes side jān nikkaltāi²eh* 'wenn der Helle Renntierochs den Schädel seines Grossvaters suchen kommt, wir, zwei Grosse des Landes seiend, reissen ihn in zwei Teile' (42); — (Castr.) *mueju*, *muejo*, *muajo* 'hart, fest, zäh'; (Reg.) *muju* 'fest'; (Bud.) *muejua* 'erős, kemény; stark, hart', vgl. (Leht.) Kan. *je^eā m²ējjòm*² *χαññāñnv tēññēβān?* 'einen Helden [Erde-Starken] wo weisst du?' (215); — (Castr.) *jālea* usw. 'Tag, Licht; hell', vgl. (Castr.) tawg. *jale* 'Tag'; jen. Ch. *jeðe*, B. *jere* id.;

selk. *čël, tiel* usw. 'Sonne, Tag'; kam. *tala* 'Tag', (Klapr. Atl.) *džalo* 'hell'; koib. *džiala* id. (Paasonen: Beitr. 265).

Sehr lehrreich sind für unser Problem folgende nenez-samojedische Heldenlieder-Zitate aus Lehtisalos kaninischem Text: *jā sēr'' amyēδv xaδkē?* 'was geschah Böses dem Erd frost?' (226); *pādalmāndv sēr'' jā sēr'' pīēndī''^a* 'während er es aufrecht steckte, knallte die gefrorene Erde' (ebd.); *pāltīmδø pādalmāndv sēr'' jā sēr'' tāēββī''^a* 'als sie ihr Schwert aufrecht steckte, drang es in die gefrorene Erde' (225), vgl. MS. *mañ tūrñām''^a, sēr'' jāδ tūrñām''^a* 'ich komme, aus dem Eislande komme ich' (295). Das Wort *sēr''* hat in diesen Beispielen die Bedeutung 'Frost, Eis; frostig, erfroren, gefroren'. Nicht nur der Form nach, sondern auch etymologisch identisch ist mit dem Wort, das 'Eis' usw. bedeutet, das Wort *sēr''* 'weiss, hell': O. *tšēδv'' māł'' sēr'' paññī sērādī''^a!* 'jetzt ziehet [Dual.] ein ganz weisses Gewand an!' (16); *juw'' sēr'' kāptam''* 'hundert weisse Rentiere' [Akk.] (205); Arch. *šēβχαβ jālle noḡpò·ì·b'irδv sēr'' tāñ·bzeradv* 'sieben Tage doch ist ein gleich heftiges weisses Gestiebe' (182); Ni. *χēr lāβ sār''mv* 'das Gebundensein eines weissen Pferdes' (606). An die einsilbige, konsonantisch auslautende, bzw. zweisilbige vokalisch auslautende, wie auch an die das Formans *-β (+ *-j od. *-i) enthaltende Grundform können die Deminutivsuffixe -*kko*, -*kku* usw. angehängt werden: MS. *āēββōδv sērkkō β^zēsko āēββī* '[dieser] war ein weisshaariger Greis' [sein-Kopf-weiss Alter war] (76); Arch. *sēr^rakku pārkkamī''* 'meinen weissen Pelz' (185); O. *sērōkku χāsaββv* 'der Helle Mann' [Personenname] (27). In einem Personennamen kommt auch die Form *sēru''* in der Bedeutung 'hell' vor: Arch. *sāēβ sēru'' nārkkv tařem'' māmmoñnōδv* 'den alten Hellauge [den Augen-Hell-Alten] hörte man so sagen' (437). Für die Bedeutungsentsprechung 'Eis ~ weiss' haben wir auch im Mansischen und im Ungarischen Beispiele: msi. (Munk.) N. *jāñk-puñk* 'fehér-fej(ű); Weisskopf, weissköpfig'; *jāñk-nol* 'hóféhér orr(ű); schneeweisse Nase, schneeweiss-nasig'; ung. (CzF.) *jéggalóca* 'eine Art Knollenblätterpilz, dessen Lamellen weiss wie Eis oder eher wie Schnee sind'; *jégvirág* 'Eisblume; eine zur Gattung der Mittagsblumen [Aizoaceae] gehörende Pflanzenart; der Stengel ist niedergestreckt, die Blätter sind oval, einzeln stehend, mit kleinen Wasserblasen bedeckt; Blüten ohne Stiel, weiss (Mesembrianthemum crystallinum)'.
Ein interessantes Beispiel kann ich auch aus dem Kamassischen anführen: (Donn.) *kəm, kəm* 'Blut', *kūmu* usw. 'rot'. Für die Bedeutungs-Entsprechung 'Blut' ~ 'rot' führt Beke (NyK. LIV, 197) Belege aus dem Mansischen, Chantischen und der Komi-Sprache an. In Zusammensetzungen hat auch das ungarische Wort *vér* 'Blut' die Bedeutung 'rot': (MTSz.) *véralma* 'roter Apfel, Rotapfel', *vérbelű kórte* 'rotfleischige Birne', *vérfű* 'Wiesenknopf (Sanguisorba)', (CzF.) *vértiliom* 'Feuerlilie', *vérpinty* 'roter Fink', *vérkeszeg* 'roter Leuciscus'. Vgl. noch *vérbükk* 'Rotbuche', *vérfuhar* 'Rotahorn (Acer rubrum)'.

Auf die gemeinsame Herkunft des Substantivs und des nicht abgeleiteten Adjektivs weist auch die bekannte Tatsache hin, dass in den uralischen Sprachen zahlreiche Adjektive als Substantive gebraucht werden können. Das ungarische Wort *beteg* wird z. B. sowohl in der Bedeutung 'krank', wie auch in der Bedeutung 'Kranke(r)' gebraucht. Nach gefälliger Mitteilung von Ödön Beke sind in den Sätzen *Hideg van* 'es ist kalt', *Meleg van* 'es ist warm', *Melegem van* 'es ist mir warm' die Wörter *hideg* und *meleg* zweifellos Substantive. In der alten ungarischen Sprache bedeutete das Wort *súly* 'Gewicht' auch 'súlyos; schwerwiegend, schwer', besass also auch eine adjektivische Bedeutung. — Im heutigen Finnischen gibt es in grosser Anzahl Wörter doppelter Funktion: *kylmä* 'kalt, Kälte'; *vilu* id.; *hämärä* 'dunkel, dämmerig; Dunkelheit, Dämmerung' usw., usw. (vgl. Hakulinen: SKRK. I, 65). Hakulinen hält es für wahrscheinlich, dass die substantivische Bedeutung bei diesen Wörtern die primäre war und die adjektivische Bedeutung sich aus der substantivischen entwickelte. — Von uralischem Standpunkt aus ist auch die Annahme berechtigt, dass in der Bedeutung dieser Wörter mit Doppelfunktion ursprünglich sowohl die substantivische, wie auch die adjektivische Bedeutung gleichzeitig mitenthalten war, und dass die heutige Doppelbedeutung das Andenken eines urtümlichen sprachlichen Zustandes bewahrt hat. Die bekannte Eigenart der uralischen Sprachen, dass einzelne denominalen Ableitungssuffixe sowohl Substantiven, wie auch Adjektiven angefügt werden können, ist ein weiterer Beweis für die ursprüngliche Einheit beider Wortarten.¹⁹

Sehr bezeichnend für die uralischen Sprachen ist die Eigenart, dass ein Substantiv als (qualifizierendes) Attribut eines anderen Substantivs gebraucht werden kann. In der uralischen Ursprache dürfen wir weder von substantivischen, noch von adjektivischen Attributen reden, sondern nur von nominalen Attributen. Die substantiv-attributiven Konstruktionen der heutigen uralischen Sprachen können wir als gradlinige Fortsetzung der uralischen nominal-attributiven Konstruktionen betrachten. Die Substantive bewahrten nämlich viel mehr vom Bedeutungsinhalt des einstigen uralischen Nomens, als die im allgemeinen zum Grundwortschatz gehörenden heutigen Adjektive ohne Ableitungssuffix. Nach Zeugenschaft substantiv-attributiver Konstruktionen der samojedischen Sprachen können wir entscheiden, welche substantiv-attributiven Konstruktionen der ungarischen und der übrigen finnisch-ugrischen Sprachen als uralisches Erbe zu betrachten sind, welche

¹⁹ Johannes Angere kam in seinem Werk »Die uralo-jukagirische Frage« (Uppsala 1956), in dem er zwei Probleme der uralischen attributivischen Konstruktionen behandelt, ganz unabhängig von mir, zum folgenden Ergebnis: »Zusammenfassend möchten wir noch einmal wiederholen, dass in der uralischen Ursprache Rectum mit Regens nicht kongruent war und dass das Adjektiv als morphologische Kategorie noch überhaupt nicht vorhanden war.« (193).

den sprachlichen Zustand einer späteren, finnisch-ugrischen Schicht vertreten.

Nach zahlreichen Belegen kann das Attribut von Personen- und Tiernamen ein das Geschlecht bezeichnendes Substantiv sein. Die Verbindung beider Glieder der Konstruktion ist so fest, dass kein anderes Attribut sich dazwischen schieben kann. Die ganze attributive Konstruktion — als Zusammensetzung — kann wiederum als Attribut eines Substantivs stehen (vgl. Simonyi: A jelzők mondattana 35; Beke: KSz. XIII, 103—6; Kertész: NyK. XLIII, 3—6; Sebestyén: NyK. XLIV, 136—7): (Castr.) *nie atsekī tan taevioih* 'das Mädchen [Weib-Kind] kam dorthin' (38); *tarem jilenjāndo' nie atsekēn aurādam hōtsetih* 'während sie so leben, für das Mädchen Essen sie holen' (249); (Leht.) T. *nie ηα τ'σε κ'κ'ι πάπ'ν'ν'ι* " *mā, dm*"^a 'zu dem Mädchen, zu meiner jüngeren Schwester [meiner jüngeren Weib-Kind-Schwester] sagte ich' (371); MS. *ñēri nie atsekī χαῖχαν' τ'β'β'ι*"^a 'das Mädchen von eben setzte sich in meinen Schlitten' (297); O. *ñār'kka nāntu*" *nie - nū de tañne-βōntā ñāēsti* 'ihr ältester Bruder soll eine Tochter [Weib-Kind] haben' (439)²⁰; MS. *nie pāppak'kōdv* 'die jüngere Schwester' (252); BS. *ñē pāppak'kōβ* 'meine jüngere Schwester' (288); (Castr.) *niejieruda* 'seine Wirtin' [sein Weib-Wirt] (124); (Leht.) O. *ñē jērβ'kkōβ* 'meine kleine Wirtin' (28); *nie χ'ū ñ'ni n'ti m*" *ñ'li*" *χ'āñnan'kūβ* 'das χ'ū ñ'ni n'ti m"-Weib nehme ich gänzlich mit' (582); *ñē jāññē-dak'kū* 'Freundin' (70); BS. *ñē āñnāβ* 'Anna, mein Weib' (567). Auch aus dem Selkupischen und Kamassischen kann ich Beispiele für den attributiven Gebrauch des Wortes 'Weib' anführen: selk. (Castr.) *nāl-gup wašek* 'das Weib [Weib-Mensch] erhob sich' (305); *šede nāl-gom utound oranned* 'die beiden Weiber nahmen sie bei der Hand' (307); kam. (Donn.) *nē kuza* 'eine Weibsperson' [Weib-Mensch] (96); — nenez. (Castr.) *hāsaua atsekīh* 'das Knäblein' [Mann-Kind] (2); *hāsia ηatsekī, tēdu njamāda!* 'Burschen, fangt für mich die Renttiere!' (146); (Leht.) O. *nōβ*" *χ'ās o β'β'v ηα τ'σε κ'κ'ι* 'ein Knabe' (15); MS. *χ'ās è β' ηα τ'σε κ'κ'ι*"^a, *amc'ēm mañne'ād'v*"^a? 'ihr jungen Leute, was seht ihr?' (260); *χ'ās è β' ηα τ'σε κ'κ'ι s'ir'ηv*"^a 'die jungen Männer schauen' (ebd.). (Castr.) *hāsaua nju mdje meatn tjūlie* 'ihren Knaben [Mann-Kind] brachte sie in das Zelt' (144); (Leht.) O. *mañ nāni*" *χ'ās a β'β'o nū jir'ñāē ñāēdapta'ñkūβ* 'ich wieder sende meinen Sohn als Mond' (6); PD. *ñāb'i χ'ās a β'β'o nū m'v*"^a, *ñāb'i nie - nū m'v*"^a 'der eine ist mein Sohn, die andere ist meine Tochter' (64); BS. *χ'ās a β'β'ā k'ko* [dimin.] *nū m'v*" *χ'ādādv* 'mein Kind, den Knaben erschlug sie' (358); Nj. *jār'rek'k'ki ñēñ'nu ηōp kās sā nū tta ē* 'die Tochter von Jār'rek'k'ki hat einen Sohn' (417); — (Leht.) PD. *jāχ'ā j'è i tēmtā χ'ādādv* '[er] tötete seine Renttierkuh' [sein Renttierkuh-Renttier] (79), vgl. *ñōβ*" *jāχ'ā j'è i m*" *jār'kkā*

²⁰ Das in den Texten häufig vorkommende Wort *ñēñū* 'Tochter' [Weib-Kind] ist als eine verdunkelte Zusammensetzung zu betrachten.

'[er] fing eine Renttierkuh mit dem Lasso' (ebd.) Aus Donners kamassischem Wörterbuch stammen folgende Beispiele: *kura to* 'unkastriertes Renttier', *kora lei* 'Schwan (Männchen)', vgl. *kora, kōra* 'Ochs, Männchen'; *askōr meŋgei* 'Fuchsmännchen', vgl. *askōr, askōr* 'Hengst, Männchen'; *šwimu meŋ* 'Hündin', *šwimu meŋgei* 'Füchsin', *seŋ p'ō'd'u* 'Ziegenweibchen', vgl. *šwim^o, seim^u* usw. 'Weibchen, Stute'; *šwimu odo* 'Taucherweibchen', vgl. *šwile, šwizu* 'Auerhenne, Tierweibchen'.

Alter bedeutende Substantive kommen im Samojedischen als Attribut nur selten vor (vgl. Simonyi ebd., Kertész ebd., Sebestyén a. W. 137): (Leht.) O. *β[≈]ēsōkkku lūtsē mā* '[dann] sagte der alte Russe' (39) (vgl. O. *lūtsē β[≈]ēsōkkku* 'der alte Russe' (40; die zwei Beispiele zeigen deutlich die ursprüngliche Gleichrangigkeit und Vertauschbarkeit der Glieder einer substantiv-attributiven Konstruktion); Kan. *β[≈]ēsko niššāβ* 'der Alte, mein Vater' (219); BS. *ašēkkī χιβ^reri* 'ein Jüngling' [Knabemensch] (282); O. *šib pēb^rās χāsabβv[≈] tañnéββy[≈]a* '[es] waren sieben Männer Gebrüder' (11).

Abstammung, Herkunft, Art bezeichnende Substantive können ebenfalls die Funktion eines Attributs haben (vgl. Sebestyén ebd.) (Leht.) O. *tād^o tšikkād χāsabβv jērkkar pā sādai χāēχēdē mi[≈]a* 'von da ab macht dann der Samojudenstamm einen hölzernen Sjaadai zum Haehe' (33); *χābi jērkkar nāni[≈] nōi mantātm[≈] χāēχēdē sērētāje!* 'der Ostjakenstamm wieder mag ein Tuchbündel zum Haehe machen!' (ebd.); *sērodēttv[≈] jērkkaraxa[≈]nv ηōb[≈] tādeb'e tañnéβy* 'unter den Stämmen der Witwerwirte [unter Witwer-Wirt-Stämmen] war ein Zauberer' (22); BS. *χāi^ri tšikkāβ* 'mein Mutterbruder Ostjake' (315); O. *pātsalli tāχād parnē nē jūjē miŋā* 'hinter den Baumlandzungenanhöhen hervor geht das Parnee-Weib wackelnd' (28); BS. *jēnšānā rān mān χōrdāβ* 'mit dem Jenissei-Speer durchbohrte ich [ihn]' (318); O. *tād^o tšikkī pōras nūk^tšāt^o sarmi[≈]kkv nāni[≈] nāmēda* 'darauf frass der Wolf wieder dieses Ferkel' [Schwein-Kind] (39); *tād^o nāni[≈] ηōb[≈] ju[≈]nnv nūk^tšāχāñnv pāreŋōdv miŋādv* 'dann gab der Kaiser wiederum ein Füllen' [Pferd-Kind] (ebd.); *tāñnv βarkkv β[≈]ēsōkkku tañnā* 'da ist ein alter Bär [Bär-Alter] vorhanden' (42); *lēmōr[≈] pūχū^tšār sōjōlū nūdō nūdītsūllāβi* 'die Sperlingsfrau ging daran, ihre Gerten-Zeltstangen zu ziehen' (69); PD. *pādaβērkkā tšōñne nēb^re šib nūm^tv βānc^raptāmpi* 'die etwas bunte Fuchs-Mutter ihre sieben Jungen hält an ihrem Busen' (539—40). Ich fand auch in Donners kamassischen Texten hierhergehörende Beispiele: *tamnunē ti[≈]nake kamnuŋ di[≈]nake blagoiōbi* 'den Frosch-Jungen jenes Weib, den Frosch jenes Weib hätschelte' (197); *tamnunē ropto amna* 'die Frosch-Jungen-Tochter sitzt' (ebd.).

Zustand, Familienverhältnis, Beschäftigung, Rolle bezeichnende Substantive kommen auch attributiv vor. Die zu

Zusammensetzung gewordene Konstruktion kann ebenfalls attributiv gebraucht werden (vgl. Simonyi a. W. 35; Kertész a. W. 8, Sebestyén a. W. 138—9): (Leht.) O. *jáχāč'se' nēkkōč'se'* 'das Zwillingensweib' (460) (beide Glieder der Konstruktion mit diminutivem Suffix *-č'se'*); *šide šib sērrv nēmi''^a* 'meine zweimal sieben Witwen' [meine Witwe-Frau] (540); *tādebe' sērodeč'tv* 'der Witwerwirt Zauberer' [Zauberer Witwerwirt] (23); (Castr.) *siuddubeä waäsakom... siu jauna madādo'* 'den Riesen-Alten... an sieben Stellen durchschnitten sie' (184); (Leht.) OD. *šūδb'e β^s ēsočku pašēmmeñ-nāñnv tō* 'der Riesenunhold-Alt kam am Abend' (106); BS. *pāreč'ōδv jērb* 'der Herr Kaiser' [Kaiser-Herr] (324); (Castr.) *ū tjurumda mattidie* 'seine Zeltstange-Treibstange schlug er hinein' (125). Einige Belege fand ich auch in den südsamojedischen Sprachen: selk. (Castr.) *čemnjād mādur čurenjan, pone čanžan* 'der Bruder-Held weint, ging hinaus' (308); kam. (Donn.) *žāb^a-kudāi* 'Mutter-Gott' (92); vgl. (Wb.) *d'ō kuzā* 'Waise' [Waise-Mensch], vgl. *d'ō* 'Witwer, Witwe, Elternloser, Waisenkind; цыора'.

Vereinzelst stossen wir auch im Samojedischen auf Konstruktionen, wo das Verhältnis zwischen Rectum und Regens auf Ähnlichkeit beruht (vgl. Simonyi a. W. 34—5; Kertész a. W. 7—8; Sebestyén a. W. 140; Beke: Nyr. LVIII, 74—7): (Castr.) *hüvenda meah? ārka njinjikāna tjūli äeuvan gāpt* 'wessen Zelt ist es? Des ältesten Bruders, des Renntierochsen, der einen Kopf wie eine Schnepfe hat' [Schnepfen-Kopf-Renntierochs] (120); (Leht.) T. *tšičkāββaxañnv šūδa b'e ηč'ñ n^a mⁱ' nāčar-māδ^an-sēr'' nāčar'' nēčkalηāβ* 'da aber meinen Riesenbogen gegen die drei Zelte dreimal riss ich' (380); PD. *ηōβ'' šūδa b'e p^u t i.* 'ein Riesenhecht' (197); Ni. *mar βč'η jēč'ān* 'mitten in einem Sacksumpf' (343).

Der Personennamen oder einem Personennamen gleichwertige Eigennamen, der auch eine attributive (possessive) Konstruktion darstellen kann, geht auch im Samojedischen dem Familien- oder sonstiges Verhältnis, Beruf, usw. bezeichnenden Wort voraus (vgl. Simonyi a. W. 38—44; Kertész a. W. 17—30; Sebestyén a. W. 140—44:) (Castr.) *Sali neñu Wadu ne muedm* 'Sali's Tochter halte ich als Waduw-Weib' (Wb. Anh. 373); *tjuonje savva jieru hāsauāda tanjuvčice* 'bei dem Wirte Fuchsfellmütze ein Mann ist vorhanden' (264); *nāraei jieruh* 'der Wirt Naaraei' (41); *jie bts pādavuih niser hājuvuih öleringāeh* 'Verzierte Wiege dein Vater blieb allein' (266); *tānsa niece hādakau* 'Mutter der Eidechse, meine Grossmutter' (303); *tābbatōda habih äewamda jēdelηa* 'der Knecht Tabbadooda begann im Kopfe krank zu sein' (1); (Leht.) O. *numkīmpoi jīč'imi''^a* 'mein Grossvater numkīmpoi!' (538); *tāδv nēč'riā'' jāβmāl χā èχem'' nuč'ittān* 'von nun an ist dein Name Jawmal Haehe (Geist des Oberen Ob)' (19); *šideñnv'' χāηv num'' niš'seβv''^a* 'uns ruft unser Vater Himmels-gott' [num-unser-Vater] (16); *mañ šimi'' num''*

$\beta^{\approx} \dot{\epsilon} s \dot{o} \check{k} k u$ *jirìβ nāntv simi* $\eta\check{a}\dot{\epsilon}dapt\check{a}$ 'mich schickte mein Grossvater, der num-Alte zu dir' (5); *jā nēb^re χādākkōβ* 'Erdmutter, meine Grossmutter' (514); *jīde* $\dot{\epsilon} j\dot{e}r\beta$ $\beta^{\approx} \dot{\epsilon} s \dot{o} \check{k} k u$ *mā* 'der Wassergeist-Alte sagte' (26); *jīde* $\dot{\epsilon} j\dot{e}r\beta$ *jirìβ* 'Wassergeist mein Grossvater' (ebd.); PD. *jā χāñnv χāsāββomāη^raje* 'der Mann Jahanna mag sagen' (79); Lj. *β'it kāη βāēkkku!* 'Wasserfürst-Alter' (548); Nj. *jār^rēōkkī nīr^rim* 'mein Grossvater J.' (410).

Auch ein Tiername kann attributiv stehen: (Leht.) BS. *ō^ro β^εō^εñ^hēkkōβ* 'mein Hund *ō^ro*' (313).

Auch im Nenezischen trifft man selten Konstruktionen an, in denen das auf das Familienverhältnis hinweisende Wort oder ein ehrendes Anrede-Wort dem Personennamen oder einem dem Personennamen gleichwertigen Eigennamen vorangeht: (Castr.) *tjikī jād āedaljī habih njārauvva jādauvva* 'von dieser Stelle fuhr fort der Knecht Kupferner Handgelenkschutz' (7); *pareηōda Numd mat' jēseauna tuku pohona mirterū* 'dem Kaiser-Gott zahle ich ja sechs Rubel alle Jahre' (Wb. Anh. 373); (Leht.) Kan. *māññiññēkkāβ nāññāēi sēj^jεδ χāββanz χājji* 'mein älterer Bruder Silberner *sēj^jed* blieb um zu sterben' (239); BS. *tēōtv βāsšl^lē!* 'Wasili-Wirt!' (580); Arch. *jē^rβ χārīkkōβ mānsi χāñnādv* 'der *χārīkkōβ*-Herr sagte („sagend trug vor“)' (420).

Eine der ungarischen Zusammensetzung vom Typ *apámuram* 'mein Herr Vater' [mein Vater-Herr], *anyámasszony* 'meine Frau Mutter' [meine Mutter-Frau] entsprechende Konstruktion, die auch in den obugrischen Sprachen gebräuchlich ist (vgl. Kertész a. W. 314), ist auch im Nenezischen in ziemlicher Anzahl nachweisbar: (Castr.) *yller pāpar hāsaua dōjeh!* 'dein Bruder jünger als du, der Mann möge kommen!' (242); (Leht.) O. *χāsāββāmīñēkkār^rω* *mās* 'mein Mann, euer älterer Bruder sagte' (29); T. *ñē^ha t^sēβ pāppāβ* 'Mädchen, meine jüngere Schwester' [meine Weib-Kind-jüngere Schwester] (373); MS. *siⁱβ nōi jēj^jem* $\beta^{\approx} \dot{\epsilon} \check{p} \dot{\alpha} \delta \circ$ *ñē^jē χā^hv^r nēd jurkkī^a* 'des Sieben Tuchtenen Zeltdecken jüngere Schwester, das Weib, trat aus ihrem Schlitten' (253); *χā^hēββākāβv pādō^a* *jāη^ru nū^a* 'Knecht [unser Knecht-Mensch], wir haben ja kein Holz' (252); *χā^hēδoη^rasāβv tuv^kamdv nā^amā* 'der Knecht [ihr Knecht-Mensch] nahm seine Axt' (253); BS. *nē^hāβ puχū^tše* 'meine Mutter, Mütterchen' (312); *ñā^ramīñē sīdāñn^h* *ηōβlā* 'unsere Stiefmutter, die junge Frau, gab uns zu essen' (330); *nīššāβ β^εō^ε sō^hko*, *pīdē tarēm* *mā* 'mein Vater, der Alte, er sagte so' (328); *nūβ mi^kku^tēi* 'mein Sohn Nikolaus' (577); *nū^r mi^kku^tēi* 'dein Sohn Nikolaus' (576); Arch. *ñē^b'eδv puχū^tē^se pīn^a* *tarppī^a* 'seine Mutter, das Mütterchen kam heraus' (174). — Aus folgenden, dem Malaja-Semljaer Dialekt entnommenen Beispielen geht deutlich hervor, dass diese Konstruktionen eigentlich als appositionelle Konstruktionen aufzufassen sind: *ñē^b'emda puχū^tē^sem^a* *adañ tīr^ssa^a*—

āda 'ihre Mutter, die Alte, schob sie weg' (253); *χ a bʳ è b t v χ ā s a β β a mʳ* 'amcʳē: *lādorppir?* 'warum schlägst du den Knecht?' [deinen Knecht, den Menschen] (ebd.); *χ a bʳ è m δ v χ ā s a β β a mʳ* 'χ uʳiη-cʳēββaηāδv 'von dem Knechte trocknete [er] gut das Blut ab' (254).

Für geographische Namen haben wir ziemlich wenig Belege, aber auch diese wenigen lassen die Feststellung zu, dass der geographische Name ein Attribut des geographischen Begriffes ist (vgl. Simonyi a. W. 40; Kertész a. W. 34—7; Sebestyén a. W. 144—5): (Castr.) *n i e r u j a h a n g a e u h a n a* 'am Ufer des Weidenflusses' (150); *t a r e m n j u o r o k u t a d i e h j i h e j k o j i n j e u a r i ü ö d j a n d a t a e u r ā b t ā d i e h* 'während die so nachjagen, auf den Jihej Landrücken zur äussersten [Renttierjagd-] Batterie jagten sie ihn' (202); (Leht.) O. *n ē r ù j á χ ā k k o n t v m a r r a β ñ n v m i n v* 'er geht den Strandsand des Weiden-Flusses entlang' (170); *t a r e mʳ χ ä èʳ n āʳ j ā d e r t t a χ a n t v t ā s ū j ā β m ā i l a nʳ t u s s a β ā i χ ā m m iʳʳ* 'so mit dem Gewitter wandernd an den Oberlauf des Tas-Flusses liess er sich mit Feuer herab' (31); *s ā m p vʳ t o* 's.-See' (519); *j ā rʳ s ā l l e* 'j.-Landzunge' (ebd.); MS. *χ a bʳ è iʳ j ā β v m ū n bʳ ū u β β vʳʳ* 'in den Ob-Fluss gingen wir' (559); BS. *ā n i n ā β β e t ā β j u n vʳ ē r k k v j á χ a mʳʳ* 'wiederum galoppierte ich über den Buchtver-zweigungsfluss' (283); *m e z e n m a r k k a n n a* 'in der Stadt Mesen' (567).

Nach Zeugnis zahlreicher Belege kann im Samojedischen der blosse Stoffname als Attribut stehen, das seinerseits noch ein eigenes Attribut haben kann (vgl. Simonyi a. W. 33—34; Kertész a. W. 43—56; Sebestyén a. W. 145—148; Beke: NyK. LVI, 278—282). Sehr häufig ist der Gebrauch des 'Eisen' bedeutenden Wortes als Stoffnamen-Attribut: (Castr.) *j ē s e t i e β j a j i e d j u t n g a h a j u d a* 'mit Eisennägeln gegen die Erde schlug er sie (fest)' (152); *j i e s i m e ā d a m g o n a e u a a h* 'das Eisenzelt wir fanden' (303); (Leht.) PD. *j ē s s e p u r i j ā* 'der eiserne (grosse) Hecht' (197); *s i β j ē s s e χ ā r β* 'sieben eiserne Lärchen' (198); MS. *j ē s s e t u r χ a n n v l ā d a β β e n b z a m s e δ v* 'mit der eisernen Treibstange wollte ihn schlagen' (263). Im folgenden Beispiel ist das 'Eisen' bedeutende Wort mit Dimin.-Suffix versehen: *j ē s s e k k o s a β β a m vʳ v t ā bʳʳ n a n vʳ v*, *j ē s s e k k o p i β' i δ v t ā bʳʳ n a n vʳ v*, *j ē s s e k k o o bʳʳ a δ v t ā bʳʳ n a n vʳ v* 's i l t v m s e η e cʳ ū mʳʳ' 'seine eiserne Mütze wenn er gibt, seine eisernen Stiefel wenn er gibt, seine eisernen Fäustlinge wenn er gibt, nehme ich dich' (271—2); Ni. *t u s s e χ a n n a t t v β i è s s e v β i j j e v t a j j e v η ä e m a j* 'in seiner Tasche war Eisendraht' (133). — Im Kamassischen kommt — nach Angaben des Wörterbuches — das 'Eisen' bedeutende Wort als Attribut nur mit einem Ableitungssuffix vor. Die Endungen -i, bzw. -ka sind als Suffixe mit spezialisierender Bedeutung aufzufassen: (Donn.) *b ā z ā i b ū* 'eisenhaltiges Wasser', *b ā z ā k ā - b ū*, *b ā z ā γ v - b ū* id., vgl. *b ā z ā, β ā z ā* 'Eisen' (vgl. unten S. 74 ff.).

Bemerkenswert sind im Nenezischen die Konstruktionen mit dem 'Silber, silbern' bedeutenden Wort: (Castr.) *n j a n a e j t i e m v k o* 'Silbernes Stiefel-

band' [ein Name] (149); (Leht.) PD. *ñ e ñ n a i χ i j j ā r a m e ḡ ḡ ṅ n o m ɛ ṭ t ā r ?* 'wozu verwendest du deinen silbernen Napf?' (131); MS. *ñ e ñ ñ ā e i u m e ḡ a j j ā* 'Silberner Fingerhut' [ein Name] (254); *ñ e ñ n ā e i i ṅ ñ ē η e ḡ a m* " *pa j j e*" *ā d v* 'Silberbogen erreichte er' (263). Auf den Zusammenhang des nenezischen Wortes für 'Silber, silbern' mit dem Wort 'wirklich' finden wir schon in Castréns Wörterbuch einen Hinweis. Die Bedeutungsentwicklung wird durch folgende Belege erklärt: (Castr.) *pani te ɛ ll na n j a n a e j j e s e d a a d i m e ā h* 'unter ihren Kleidern hervor Silber [echtes Eisen] kam zum Vorschein' (142); (Leht.) Arch. *j e s s e ṅ ū n t s ā x ā d ñ e ñ n ā i j e s s e ñ i m* " *n e ḡ k a l k k a j j ā d v* 'hinter der eisernen Zeltstange den silbernen [echtes Eisen] Gürtel gern ergriff er' (173). Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *n j a n a e j* usw. war also 'wirklich, echt' (vgl. Castrén: Deutsch-sam. Wb.); es war ursprünglich Attribut des Wortes 'Eisen' und erhielt durch Begriffsübertragung die Bedeutung 'Silber, silbern'.²¹ Auch das Wort *j i e s e* kommt in der Bedeutung 'Silber' vor: (Castr.) *l a b n p a d ā n d a j i e s e d a h ā m i z i h, j i e s e n d a ɛ ll n a n o j m ā l i t s e a d a a d i m e ā h* 'nach dem Schütteln fiel Silber herab, unter dem Silber hervor ihr Tuchrock kam zum Vorschein' (142).

Bemerkenswert ist in Castréns deutsch-samojedischem Wörterbuch auch das nenezische Wort für 'Stahl', das eine Zusammensetzung mit dem Wort für 'Eisen' darstellt. *s i j e s e a, s i j e s e* 'Stahl'. Das Wort kommt auch in Lehtisalos Texten vor: O. *t s i k k i k i s i d e χ a r d v s i - j e s s e t o η ā è β ṅ n ā l j ā χ ā* " *a* 'jene zwei Messer begannen als stählerne Flügel zu flattern' (25).²²

Andere Metallnamen ('Gold', 'Kupfer') kommen ebenfalls als Stoffnamen-Attribute vor: (Leht.) O. *t ā d v s i b ' i m t s è i s o l o t t à i n ū ñ i* " *t e β χ a β β v m ā* 'dann bei Ankunft im siebenten goldenen Himmel sagte er' (19); Ni. *n u m k i s i m n v χ i ṅ Ḷ Ḷ Ḷ r a p t i o k k u r i e p t v η v* 'von dem Sternloch hängt ein goldener Kasten herab' (141); O. *s i β m* " *χ ā β β o l t v n ā r a β o j e δ η a m t s ā t p ā n m i* 'ein Kupfertopf mit sieben Henkeln war voll von Fleisch'

²¹ Vgl. chti (Karj.—Toiv.) V. *j o m u v χ* 'Silber' [gutes Eisen, gutes Metall].

²² Die erste Komponente der nenezischen Zusammensetzung für 'Stahl' stelle ich mit folgenden finnisch-ugrischen Wörtern zusammen: md. (Paas.: Chrest.) E. *s i j a, M. s i j e* 'Silber', mri (Wichm.: Chrest.) KB., U. *s i, M. s i i* 'Silber', (Paas.—Siro) *s i j* id. Die anlautenden Konsonanten gehen auf ein **s*- zurück. Das **i*- im Inlaut des nenezischen Wortes ist hier ebenso verschwunden, wie in der nenezischen Entsprechung des uralischen Wortes für 'Eiter' (vgl. Paasonen: Beitr. 201—2.; Lehtisalo: FUF. XXI, 34; — dem md. *i* entspricht auch im Wort für 'Eiter' ein *i* im Nenezischen). Die ursprüngliche Bedeutung der fraglichen nenezischen Zusammensetzung dürfte etwa 'weisses (blankes, reines) Eisen (Metall)' gewesen sein. Eine Zusammensetzung gleicher Art ist auch das ungarische Wort *e z i s t* 'Silber, silbern', dessen ursprüngliche Bedeutung ebenfalls 'weisses Eisen (Metall)' war, ferner eine der chantischen Benennungen des Silbers: (Karj.—Toiv.) Kaz. *s e l y o x, O. s e l o x*, deren eigentliche Bedeutung 'reines (feines) Eisen (Metall)' ist (vgl. Toivonen: FUF. XX, 59). Die Benennung des Silbers in der Mordwin-Mari-Sprache dürfte ebenso aus einer adjektivischen Konstruktion entstanden sein und durch Begriffsübertragung ihre heutige Bedeutung erhalten haben, wie der nenezische Name für 'Silber': *n j a n a e j* usw. und der nenezische Name für 'Kupfer': *ñ ā r a w a* (s. weiter unten, S. 98 f.).

(170); BS. *n̄ ā r a β β v p ē n̄ β z e r m*'' *mañ tū ulṛāβ* 'die Zaubertrommel aus Kupfer nahm ich hervor' (333).

Mit den Stoffnamen 'Stein', 'Holz' und anderen werden mannigfaltige attributive Konstruktionen gestaltet: (Castr.) *p a e s e ä d m tahaptāda* 'den Steinhügel zerbrach er' (221); (Leht.) O. *mañ n̄ ū j è ñ ṛ ä è p ā - s ā d à ì m*'' *š ē r ṭ ā χ ā ḍ m*'' 'wenn ich doch an Stelle des Knaben einen hölzernen Sjaadai mache!' (9); *χ ὀ j ā ṛ ka t s ē n t v* 'seinen birkenen Schüttelstab' (439); *χ u s s a β à ì n e ṛ n ē ṭ s*'' *n̄ ē r u s ē ṛ a ṅ n o m*'' *š ē r ṭ ā j j e* '[dann] möge jeder Mann ein Weidenfloss machen' (14);²³ MS. *š i d e t u ṅ e ṛ ὀ s*'' *t ὀ ṛ ā*'' *t ē - a ṅ n o k k ὀ ṅ n v* 'die zwei Tungusen kamen mit ihrem Rindenboot' (75); BS. *ō p t - s ū ṛ ὀ m ṛ a s s ē š s e p t s o s a β β a m ṛ v m i ṛ i l e s t e ṛ ṛ ā d v* 'immer weiter laufend, ihre Mütze aus Vielfrassfell warf sie weg' (310); Arch. *χ ā n ' t s o n ṭ a n ā d χ ὀ ṛ v m ā l t s e m t v n ὀ ì t a ṅ t s ē ṭ t a m ṭ v n ē k k a l ṛ ā d a* 'von der Seite seiner Kopfunterlage seine Malitsa aus Fell mit einem tuchenen langen Oberrock ergriff er' (173) usw., usw.

Nach Zeugnis spärlicher Belege steht auch das **Q u a n t i t ä t, M a s s** bezeichnende Substantiv als Attribut vor seinem Beziehungswort (vgl. Simonyi a. W. 36—8; Kertész a. W. 57—65; Sebestyén a. W. 149—157; Fokos [-Fuchs]: NyK. LVI, 13—32). (Castr.) *š i d e ṛ u m b i j a l ā t a* 'ein zwei Finger [dickes] Brett'; *n ā h a r t i w i e p e a* 'ein drei Klafter [hoher] Baum'; *š i d e - p o n ū* 'ein zweijähriger Sohn'; *n ā h a r - p o t y* 'ein dreijähriges Renntier' (Wb. Anh. 373—4); (Leht.) O. *n ā χ ā ṛ p - p ὀ j i ṭ ṭ è β ṛ ṛ ṛ a t s e k k ṛ ṛ ṛ ā r ṛ ṛ è χ a j j e* 'es wurde so gross wie ein drei Jahre gelebtes Kind' [zu drei Jahre gelebtes Kind gross (= gross seiend) wurde] (33); *t s ē ṭ t v t s i ṛ e p ā m ṭ v ṛ ṛ ṛ i n - t ā χ u i ṛ ā d v* 'ihre Treibstange von vier Klaftern band sie wieder dahin (d. h. in den Schlitten)' (461); OD. *s e β ὀ ṛ t ā β p ā š i d e χ ā è β χ ā d a n t v š i d e m p o i*'' *s a ṭ p ā d a w* 'er schlug zweimal von zwei Seiten in einen Baum, der eine Klafter an Umfang mass' (107). Je ein Beispiel kann ich auch aus dem Selkupischen und Kamassischen anführen: selk. (Castr.) *s ē ṭ ṛ i k a l a n d ū d e p k a m ṭ e d* 'sieben Schalen Branntwein sie eingoss' (338); kam. (Donn.) *p ē ṭ ṭ i* 'Halbmond'.²⁴ Häufiger sind im Nenezischen solche Konstruktionen für Massbezeichnungen, wo das massbezeichnende Substantiv *pir* 'Höhe; hoch', *ṛ a r* 'Grösse; gross', *l ā t a* 'breit', *n ā ṛ ὀ t a* 'dick' durch ein Substantiv- oder ein Adjektiv-Attribut vom Regens getrennt ist: (Castr.) *š i d e ṛ u m b i j a n ā ṛ ὀ t a l ā t a* 'ein zwei Finger dickes Brett'; *n ā h a r t i w i e p i r (p i r t e ā) p e a* 'ein drei Klafter hoher Baum';

²³ Das Wort für 'Floss' ist eine Zusammensetzung, vgl. nenez. (Leht.) P. *s ē*, Kis. *š ē*, Nj. *š ṭ è* 'Floss'; kam. (Donn.) *s ὀ*, *s ὀ* 'Floss aus zwei zusammengebundenen Baumstämmen, beim Fischfang auf den Seen des Sajanischen Gebirges verwendet, Floss im allgemeinen' und nenez. (Castr.) *ṛ a n o* 'Boot, Fahrzeug' (vgl. Lehtisalo: FUF. XXIX, 117).

²⁴ Die mit dem nenezischen Wort für 'Hälfte' durch Umstellung der Komponenten gestalteten Zusammensetzungen sind eigtl. possessive Konstruktionen, in denen das Wort mit der Bedeutung 'Hälfte' kein nachgestelltes Attribut, sondern eine Besitzbezeichnung darstellt (vgl. N.-Sebestyén: ALH. III, 318—9, VII, 58 ff.).

hābta qar jahadie 'eine Renntierkuh gross wie ein Renntierochse'; *nienetea pir pea* 'ein mannhoher Baum'; *nienetea leato pea* 'ein manndicker Baum' (Wb. Anh. 373—4); (Leht.) O. *jiriδv β≡ēsōkku ηudā-nāntv ηōβ^r* η *ǎ è β β v* η *ā r j u. t^s ē r m^m* *nām^ri* 'sein Grossvater, der Alte, hält in seiner Hand ein kopfgrosses Stück' (3); *χūsapàì héñne tsā-ηǎēββv nī^m* χ *ǎ è^m t ū^m* η *ā r t ā l t ū mōjō* 'er warf auf den Kopf eines jeden Menschen einen Funken von der Grösse eines Blitzes' (30); Arch. χ *ǎ è η o^m t ū^m* η *ā r t ū^m* *jēssam-jēδ^m* 'blitzgrosse Feuer flammten auf' (177).

Das Substantivattribut erfüllt in einzelnen stehenden Ausdrücken eine eigenartige *adverbiale* Funktion: (Leht.) MS. *né^m pá^m-β^r ǎ è r η ā*, *né^m j i δ á m^m-β^r ǎ è r η j ū d a m-β^r ō-ǎ m β^r a n^m* ' [sie] spaltet für die Frauen Holz, trägt den Frauen Wasser zeh'n Jahre lang' [Weib-Holz spaltet er, Weib-Wasser trägt er] (273); *né^m pá^m m≡ēññōn*, *né^m j i δ á m- m≡ēññōn mañ nākkanan!* 'spalte für die Frauen Holz, trage den Frauen Wasser in meinem Zelte!' (ebd.); BS. *tēβ-jōl' tēηc^r añnv né^p-pá^m-β^r è r t- t a k k i*, *né^m j i δ ε m-β^r è r t a k k i* 'zu dieser Zeit spaltet er wohl Holz für die Frauen, trägt wohl für die Frauen Wasser' (331).²⁵ Wenn aber der Kehlkopfverschluss im Worte *né^m*, *né^m* auf ein verschwundenes Dativsuffix, und nicht auf den ursprünglichen inlautenden Nasal zurückgeht, in diesem Falle ist das Wort *né^m*, *né^m* in diesen Belegen von Haus aus eine Bestimmung.

Hier will ich die zwei folgenden Ausdrücke erwähnen: (Leht.) MS. *nār^m kañ-β^r sārām^m* 'ich band für drei Schlitten Renntiere' [drei Schlitten Renntiere] (299); Nj. *r i β-β ā t t v â j y c u* 'auch kein Knochen blieb („kein Wort von einem Knochen gibt es")' [Knochen-Wort gibt es nicht] (416).

Bemerkenswert sind auch die attributiven Konstruktionen, wo das Attribut selbst eine substantiv-attributive Konstruktion (Körperteil mit Attribut, ein mit Possessivsuffix versehenes Substantiv mit numeralischem oder sonstigem Attribut), eine possessive Konstruktion, bzw. einen nominalen Satz darstellt (vgl. Simonyi a. W. 43—7; Beke: NyK. XLII, 368, 384—9; Kertész a. W. 65—77; Sebestyén a. W. 158—9): (Leht.) O. *sūdē^r ē ηā jiriβ* 'der Riesen-Todesgeist, mein Grossvater' [mein Riesen-Todesgeist-Grossvater] (520); *tād^v tikkād β≡è j j à η ǎ è n ē* *ñāmīδv ηāñi^m* *matō-rjēda* 'dann schnitt das Einbein-Weib wieder seine Brüste ab' (104); *jālten-sēβ jiričkomi^m* 'mein Grossvater Sonnenauge' [mein Sonnen-Auge-Grossvater] (530); *ηǎēββō jārro χādāčkomi^m* 'mein kahlköpfiges [Kopf-kahl] Grossmütterchen' 508); Mezeñ *nǎēββv tās'ik sízēβ*

²⁵ Fügungen dieser Art gibt es auch im Mansischen: *ñal-jiv* 'Holz für Pfeil' [Pfeil-Holz], *χum-kasäji* 'Messer für einen Mann' [Mann-Messer], *ñē-kasäji* 'Messer für eine Frau' [Frau-Messer] (vgl. Szilasi: NyK. XXVI, 176). Vgl. noch die alten ungarischen Zusammensetzungen vom Typ (Oklsz. 1240) *túzja* (heute: *túziya*) 'Brennholz [Feuer-Holz]' (Simonyi: Nyr. XLVIII, 50—51), mit Entsprechungen auch in den verwandten Sprachen (vgl. Szilasi ebd.; Simonyi a. W. 52; Beke: FUF. XXIII, 91—2).

'ein kleiner Vogel mit braunem Kopf' [Kopf-braun-Vögelein] (Leht.: Abl.-Suff. 377); (Castr.) *jiese meada jieru njār* 'Wirt des Eisenzeltes, dein Kamerad' [dein Eisenzelt-Wirt-Kamerad] (46); (Leht.) *si̇βm-nū̇te βorkko* "niše 'ein Bärenvater mit sieben Jungen' [sieben Jungen-Bärenvater] (470); MS. *äëßβōδv sērkkō β=èsko äëßβ̇* ' [dieser] war ein weisshaariger Greis' [sein Kopf-weiss-Alter] (76).

*

Ein eigenartiger stehender Ausdruck ist in Lehtisalos Texten die Fügung *jān-ṫṡēr néñnēṫs*'' 'die auf der Erde wohnenden Menschen' (7), *jān-ṫṡēr néñnēṫs*'' id. (9, 14, 30 usw.). Das Attribut *jān-ṫṡēr* wird im folgenden Satze von seinem Regens durch ein anderes Attribut getrennt: O. *ṫṡēδv*'' *j ā n ṫ ṡ ē r n é ñ n à ì n é ñ n ē ṫ s*'' *nađebattū*'' *χāñēdam*'' *χādā* 'die jetzt auf der Erde wohnenden richtigen Menschen (d. h. die Samojeden) können deshalb kein Wildbret töten' (33). In einem Beleg vom Pur-Delta kommt die Zusammensetzung *jān-ṫṡēr* im gleichen Satz einmal als selbständiger Ausdruck, einmal als Attribut vor: *jān-ṫṡēren-ηajjīmB*'' *j ā n ṫ ṡ ē r χāñēδv māl*'' *χādāδv* 'wenn auf der Erde Bewohner erscheint, das auf der Erde befindliche Wildpret tötet er alles' (20); vgl. noch MS. *χar'n j ā .ñ l' ṫ ē r lū.ṫṡēñnat-tō*''^a 'unsere eigenen Landleute, die Russen, kamen' (554).

Diese Zusammensetzung finden wir auch in Castréns Wörterbuch: *jeandier, jater* 'Einwohner'. Wir finden sie ferner auch in Castréns Texten: *siu jeandier hādaieda .hīlēäh* 'die Bewohner der sieben Länder erschlugst du wohl' (74); *siu jien dier hādawaen* 'die Bewohner der sieben Länder hast du erschlagen' (76); *siu jien dier opoj niem paeviōih* 'die Bewohner von sieben Ländern auf eine Frau begannen sie (zu schießen)' (258); *siu jendier side njūd labmaedo* 'die Bewohner der sieben Länder von zwei Seiten hatten ihn durchschossen' (262). In diesen Sätzen bezieht sich das Zahlattribut *siu* 'sieben' auf die erste Komponente der Zusammensetzung *jeandier*.

Für den selbständigen Gebrauch der Zusammensetzung finden wir Beispiele auch in Lehtisalos Texten: O. *ṫṡikkim*'' *tāββ̇i ηäëßβor, ṫṡikkā β̇βāχañnv j ā n i n ṫ ṡ ē r*'' *jīl̇leßβv jāmban χāl̇ledu*'' *nī sušsoηΓū*''^a 'wenn du ihn brächttest, dann aber würden den Bewohnern meines Landes zu Lebzeiten die Fische nicht zu Ende gehen' (26); *ñēβχα*''^{na} *ηάβχ̇i*'' *mā̇lenka*''^{nv} *j ā n ṫ ṡ ē r χ a*''^{nv} *ηōB*'' *ηārkkv tā̇tebe tāññēßβ̇i* 'einst in früheren Zeiten hatten die Bewohner der Erde einen grossen Zauberer' (30); BS. *man j ā n - d ē r*'' *mūηΓodāñ meōēηΓu*''^a 'die Bewohner meines Landes gehorchen meinem Wort' (327).

Die erste Komponente der Zusammensetzung ist das 'Erde' bedeutende Wort; ich fasse dessen auslautendes *n* als ein zum Stamm gehörendes Element, oder als das Suffix des Sg. Dativs auf (vgl. ALH. VII, 289 ff.). Von der stereo-

typen Konstruktion weichen die zwei Obdorsker Belege ab. In dem einen ist die Form *jāñi·n*, in der Konstruktion *jāñin t^sēr*, Sg. Dativ-Form mit dem Possessivsuffix Sg. I. Pers., im anderen, in der Konstruktion *jān t^sērχa²nv*, erscheint die zweite Komponente im Lokativ Pl.

In einigen Belegen hat das Wort *đer*, *t^sēr* die Bedeutung 'Inhalt; voll': (Castr.) *pi madan uandien dier amjeda* 'während der Nacht den Inhalt des Fleischschlittens er ass' (226); *anondon dier amsetide* 'einen Kahn voll isst er' (176); *odembeā jādaps side hiden dier amjeda* 'Faulbaumstab [ein Name] zwei Tassen voll ass' (226); (Leht.) O. *nāraβo jēdantv t^sēr m²* 'den Inhalt des Kupfertopfes' (170). In den folgenden zwei Belegen steht das Wort 'voll' versehen mit dem Karitivsuffix *-se-* und mit dem Verbalnomensuffix *-vjo i* als Verbum finitum vor uns: (Castr.) *njābi häeuda tierisevjo i* 'die andere Hälfte [des Zelt] ist leer' (121); *ja dierisevjo i* 'das Land war unbewohnt' (118).

Der Ausdruck *meādan dier* und seine Varianten verdienen auch Beachtung. Dieser Ausdruck erscheint in selbständigem Gebrauch, in einem Beispiel aber auch in attributiver Konstruktion: (Castr.) *meādan dier hādambih nientseām mīruadsi* 'er tötet die im Zelte Befindlichen den Mann als Waffe haltend' (42); *meātan dier tjuku ōkhandā jutīda* 'die im Zelte befindlichen alle er peitschte' (179); *ōbo meadotier seāras jādarrqah* 'die Bewohner der einzelnen Zelte gehen gebunden' (10); (Leht.) O. *mā δ vn t^sēr² nāβ^Γ t^sūdov² sēr^Γidv²!* 'im Zelte Befindliche, euren einen Ärmel ziehet an! (515); *tādp t^sikkī mā δ ū t^sēr² mā² χādaidū²!* 'dann die Bewohner dieser Zelte, alle erschlugen sie' (466); — *mādan t^sēr χāñi-jōñi²!* 'meine im Zelt befindlichen kleinen Vögelchen!' (536); MS. *mañ mā² an β^Γēr²* 'die Bewohner meines Zeltes' (560); Kan. *aḡpōi mā δn dēr* 'die zu einem Zelte gehörigen' (224).*

Für eine den vorhergehenden ähnliche Zusammensetzung mit der Bedeutung 'die Bewohner des Lagers, die Lagernden' fand ich in Castrés Texten Belege: *jiniḷi üösītier* '[er] begann auf die Bewohner des Lagers zu schießen' (10); *hūnjāna īsīn dier muelouwa saljan jilibtsimansj haije²h* 'am Morgen die Lagernden auf die (hohe) Halbinsel Muelouwa gingen auf die Rentierjagd' (124). Vgl. noch (Leht.) O. *ηārkkv laptā n t^sēr* 'der älteste Tiefländer' (451); MS. *χōidan β^Γēr* 'die Leute von Koida' (553); BS. *sālḷen α^Γāra δ dēr* 'die Einwohner von Obdorsk' (327). Diese Zusammensetzungen erscheinen ebenfalls in selbständigem Gebrauch und nur vereinzelt in attributiver Konstruktion: (Leht.) O. *t^sikka·ββāχañnv η ī s ī n t^sēr² nēn n ā è t^s ā² mā² jāβ^Γi·ljēδ²!* 'da wurden doch die Männer des Lagers alle berauscht' (443); BS. *ma řra δ dēr χiβ^Γeri² mā² jāβ^Γējje²!* 'Die Leute des Dorfes mögen alle betrunken sein!' (368).

* [Korrekturnote: Die Erklärung der Formen *meādan*, *meātan*, *meado* usw. s. ALH. VII, 277.]

Auf Grund der behandelten Konstruktionen können wir jene, hauptsächlich in Castréns Texten vorkommenden Ausdrücke verstehen, in denen das Wort *dier* und seine Varianten in der Bedeutung 'Bewohner, Mensch' erscheinen: (Castr.) *siu jur tier hāmuid* 'die Bewohner von siebenhundert [Zelten] liessen sich herab' (10); *side siu jur tier tjukū kādaeda* 'die Bewohner von zweimal siebenhundert [Zelten] alle erschlug er' (43); *siu jurn dier* 'siebenhundert Menschen' (62); *siden siu dier* 'zweimal sieben Menschen' (ebd.); (Leht.) MS. χαβ'εββακ̄_κασαββv, πάδδ"̄ j̄ηησ'ru nú"̄ si"̄iβ jūrn_β' ē r 'Knecht, wir haben ja kein Holz in siebenhundert Zelten' [unser Knecht-Mensch, siebenhundert [Zelt] Bewohner haben ihr Holz nicht] (252); si"̄iβ jūdan_β' ē r 'die Bewohner von sieben [Zelten]' (306); Ni. η̄.Ᾱι.τ̄.σ̄.ῑ.ε̄.ρ̄ τ̄.σ̄.τ̄.u, τ̄.σ̄.ku η̄.Ᾱι.τ̄.σ̄.ῑ.ε̄.ρ̄, σ̄.ῑ.ε̄.τ̄.τ̄.σ̄.ku 'einer vom fremden Stamme (ein Tundrajurak) kommt, ein Reicher fremden Stammes, ein sehr reicher' (86). Andere Zusammensetzungen mit *d̄er*, *t̄^ser* s. Hajdú: JSFOu. LIV/1, 48—50.

Die nenezischen Zusammensetzungen mit den Wörtern *tier*, *dier*, *d̄er*, *t̄^ser*, bzw. die attributiven Konstruktionen mit solchen Zusammensetzungen erinnern hinsichtlich der Bedeutung stark an die ob-ugrischen Ausdrücke vom Typus 'Stadt-volle, Dorf-volle Menschen'. Solche Zusammensetzungen mit einem Worte, das 'voll' bedeutet, können aus allen finnisch-ugrischen Sprachen — mit Ausnahme der ungarischen und der mordwinischen — nachgewiesen werden (vgl. Beke: NyK. XLII, 390 ff.; Sebestyén: NyK. XLIV, 156). Paasonen (Beitr. 79) stellte msi. *til*, *taylá* usw., ehti. *t̄εL*, *t̄εt* usw. mit ung. *tele* 'voll', mari *tits* usw., fi. *täysi* (*täyte-*), lpK. *tivt* usw. zusammen, hielt aber komi *tyr* 'Fülle, voll', udm. *t̄ir* id. von dieser Wortfamilie getrennt, und nahm für wahrscheinlich an, dass die permischen Wörter mit selk. *tir* 'gefüllt, voll', *tiram*, *tirram* 'anfüllen' zusammengehören (vgl. noch Collinder: FUVoc. 64, 119). Ich meine, diese permisch-selkupischen Wörter können ohne jede phonetische Schwierigkeit mit dem nenezischen Worte, das 'Inhalt, voll' bedeutet, verbunden werden. Das anlautende nenezische *d̄-*, *t̄^s-* hat sich aus dem ursprünglichen Anlaut **t-* zu einer sekundären Affrikate, bzw. zu einem mouill. Laut entwickelt.

Es gibt im Nenezischen attributive Konstruktionen mit zwei eigenartigen Zusammensetzungen. In beiden Zusammensetzungen fügt sich dem Substantiv ein enklitisches Element mit der Bedeutung 'ähnlich' an: *-laha*. *-raha* und *tōlaha*, bzw. deren Varianten. In der Bedeutung entsprechen sie den ungarischen Ausdrücken vom Typ *jó forma*, *pántlika forma* (vgl. Kertész a. W. 67).²⁶

²⁶ Im Nenezischen gibt es Zusammensetzungen auch mit dem enklitischen Wort *-dar̄èβ*, *-dar̄em* 'ähnlich', sie kommen aber — nach meinen Belegen — attributiv nicht vor. Beispiele: (Leht.) O. *pāda βātōdan̄no η a. t̄ s e k̄ ē_δ a r̄ è β χ̄δ̄èβ̄i* 'sie war wie

Auf Grund der in Castréns Beispielsätzen (Wb. Anh. 388) vorkommenden Form *tōlaha* halten wir es für wahrscheinlich, dass das enklitische *tōlaha* selbst eine Zusammensetzung ist: *tō* + *laha*. Das Wort *tōlaha* mit der Bedeutung 'ein solcher' fand auch in Castréns nenezischem Wörterbuch Aufnahme (vgl. noch Gr. §§ 458, 571). Das Element *tō* ist vermutlich pronominalen Ursprungs. Die zwei Zusammensetzungen kommen in einigen Belegen auch als voranstehende Attribute vor: (Castr.) *seauraha jēseah* 'Schuppenähnliches Eisen' [ein Name] (209); *jiejeraha tjirih njimnje mingah* 'über Wolken wie Zeltdecken geht er' (208); (Leht.) O. *tšēdɔp* " *tādɔ nērñā* " *šukū jām* " *tšū r'araxā χǎēB'i dē jām* " *nūB'ri jǎējje* 'von nun an möge dieses mein Land die Treibstangenähnliche Heilige Stätte heissen!' (51); *ñērmantv nād si r'è raxā tšir* " *tšir* " *tañnāid* " *ñā* 'von Norden her schneegleiche Wolken, Wolken erhoben sich' (539); OD. *jārraxā χǎlmēr* " *ñā* 'erdähnliche Tote' (192); Arch. *ñāraββv pēñ b'zērtv jir i n tōlχv pēñ b'zērt v B'ēñnāi* " *ñā* 'seine kupferne Trommel, seine dem Monde gleiche Trommel zog sich stramm' (181); Ni. *sāras jām jīē.ñāp χā n' l i* " *jē ā rχv* " *tš o ñ n ā p*, *β i η g n e j*, *k ā n n u t a c k k ū* 'mitten im Himmelsmeer [sind] wie Baumstümpfe Fuchs, Vielfrass, Wolf' (138).

Häufiger stehen diese Zusammensetzungen im Satze als nominale Prädikate: (Castr.) *hāsawa habiraha*, *hāsawa habi tōlaha* 'der Samojede ist dem Ostjaken ähnlich'; *ñoho tōñaraha*; *ñoho tōñatōlaha* 'der Steinfuchs gleicht dem Fuchs'; *mañ nisean tōlaha* 'ich gleiche meinem Vater'; *mañ nū nebenda tōlaha* 'mein Sohn gleicht seiner Mutter'; *mañ teu nanty tōlaha* 'mein Renntier sieht dem Renntier meines Bruders ähnlich' (Wb. Anh. 388). In folgenden, den Texten entnommenen Belegen stehen die mit den Varianten von *-raha*, *-laha* gebildeten Zusammensetzungen im Satze ebenfalls als nominale Prädikate: (Castr.) *tjukī nientsā nūmlaha* 'dieser Mann ist wie Gott' (268); *njanaej tirādah njanaej murteh tuodana turhah* 'seine silberne Faust, seine silberne Ferse sind wie brennendes Feuer' (77); (Leht.) MS. *jēsšekko saββa tšēā tōdāñnv d u r χ v* 'Kleine Eisenmütze ist einem Feuer zum Wärmen ähnlich' (274); Arch. *jēsše šis'ejēdv tōdāñna d u r χ v* " *ñā* 'ihre eisernen Bänder sind wie die brennenden Feuer' (187); *ñǎēptōdu* " *marā i η u m l a χ v* " *ñā* 'ihr Haar ist wie Stiefelstroh' (ebd.); Lj. *narrū karrāχāñnvō jūt jāptā māttū s i o k k ū* " *β ē k r a χ v d* " *ñā* 'an der Biegung des Erdrückens

ein heranwachsendes Kind geworden' (41); *ñājēdv si r' r e - d a r è β*, *χājje* 'sein Körper wurde wie Schnee' (96); *ñāb'i sāitv χǎēβ p i d ā r e m* " *χǎēβi* 'die eine Seite seines Gesichtes ist nachtähnlich geworden' (537) usw. Dieses enklitische Wort ist wahrscheinlich mit dem Adverb *ta'em* "so" identisch. Fügungen ähnlicher Art sind im Chantischen die Zusammensetzungen mit *lamba* usw. (Karj.—Toiv.) Ni. *tāmp* " *ñā* 'ähnlich' (vgl. Beke: NyK. LIII, 246). Auch in der Mari-Sprache kommen ähnliche Konstruktionen mit dem Wort *kañā*, *yañā* 'ähnlich, so geschaffen wie', und in den permischen Sprachen mit udm. *kañ*, komi *koñ* vor (vgl. Beke: NyK. LIII, 246, LV, 252).

sind zehn schlanke Zelte ähnlich einem Gänsehals' (591); Ni. *p̄iètarra p̄õηkna s̄s̄ns̄amm̄ī β̄ièš̄s̄ap̄ m̄ ē ā t χ̄ ā l̄ l̄ a p̄ ā r χ̄ v* 'in der Mitte des Waldes ist das eisartige, eiserne Zelt des Waldriesen' [...Waldriese sein eisernes Zelt eis-ähnlich] (134). In Lehtisalos Texten ist das Wort *tōlχv* in prädikativem Gebrauch seltener zu finden: O. *s̄ēr̄" p̄ark̄kada s̄ī r̄r̄en t̄ōlχv* 'sein weisser Pelz war dem Schnee gleich' (18); *η̄āēptōδv η̄ān̄ī" s̄ō īl̄l̄ōt̄ā ī j̄ ē δ̄ a ī l̄ l̄ a n t̄ōlχv"α* 'ihre Flechten wieder sind wie ein goldenes Büschel' (40); Arch. *j̄ēš̄še j̄āδ̄aβ̄t̄s̄ēnt̄v n̄ u m̄ ē ī n d̄ōlχv* 'sein eiserner Stab ist sternähnlich' (179). Es soll bemerkt werden, dass das enklitische Wort *tōlχv* in den Belegen aus Lehtisalos Texten sich der Dativform des voranstehenden Wortes anlehnt. Mit deutlichen Dativformen steht das Wort *tōlaha* auch in einzelnen oben erwähnten Belegen von Castrén: *mañ n̄i s̄e a n t̄ōl a h a* 'ich gleiche meinem Vater', *mañ n̄ū n̄e b e n d a t̄ō l a h a* 'mein Sohn gleicht seiner Mutter'. In einem Beleg von Castrén verknüpft sich das Wort *tōlha* mit dem Akkusativ des Personalpronomens: *pudar sit tōlha* 'ein solcher wie du' (234).

Eine interessante Verbindung bildet das Wort *-raha* mit dem Seinverb, bzw. mit dem durch das Ableitungssuffix **-ta* gestalteten Verbalnomen des Seinverbs: (Leht.) *χ̄āδ̄v η̄īl̄t̄īk̄k̄v η̄ ā ē r a χ̄ ā* 'vermutlich ist er wohl der Teufel' (47); *mañ m̄s̄ēpp̄an saβ̄o η̄ ā ē δ̄ a r a χ̄ ā* 'er scheint gut für mich zum Tragen zu sein' (148); *tāk̄k̄ī" m̄āδ̄" η̄ ā ē δ̄ a r a χ̄ ā"α* 'jene Zelte sind es scheinbar' (441). Im Dialekt am *n̄ī'ts̄e*'j-Fluss verbindet sich die Komponente *-raha* mit einem durch das Ableitungssuffix **-m̄e* gebildeten Verbalnomen: *t̄s̄ōn̄īap̄ k̄ ā ē m̄ n̄ ē p̄ r a χ̄ v η̄ a m m̄īt̄v* 'es ist, als wenn ein Fuchs gegangen wäre' (146). Im Obdorsker Dialekt bildet das Wort *tōlχv* mit der Dativform des mit dem Bildungssuffix **-ma* versehenen Verbalnomens eine Verbindung: *mañ m̄s̄ ē m̄ m̄ ā n t̄ōlχv n̄īβ̄β̄ī η̄ā"α* 'er ist kein solcher, wie ich ihn trage' (148).²⁷

Das enklitische nenezische Wort *raha, laha* finden wir mit der Bedeutung 'gleichwie' auch in der Grammatik von Castrén mit seinen tawgyschen (*raku, laku*) und jenisseischen (*ḡaha, laha*) Entsprechungen zusammen. (Gr. 605, § 571: Adverbia, welche die Art und Weise ausdrücken). Das nenezische *raha, laha* und das jenisseische *ḡaha, laha* können als Dativformen aufgefasst werden (vgl. Gr. 580, § 564). Die Endung *-ku* der tawgyschen Form ist wahrscheinlich auf eine ursprünglichere *-kuη-* Endung zurückzuführen; die tawgyschen Formen *raku, laku* sind also ebensolche Dativformen, wie z. B. *jadikuη* 'entgegen, anstatt', *nogalikūη* 'nahehin', *kuntagūη* 'lange' (a. W. 589, 594, 599). Die mit den enklitischen Wörtern *-raha, -laha* und *tōlaha* gebildeten nenezischen Zusammensetzungen sind demnach wahrscheinlich A d v e r b-

²⁷ Wie die erste Komponente der Zusammensetzung *tōl̄s̄āη̄āé*: (Leht.) O. *t̄s̄ēδ̄āβ̄ η̄ōβ̄" t̄ōl̄s̄ā η̄ā ē χ̄āēr̄χ̄ān̄ī"α* 'jetzt sind wir scheinbar ähnlich geworden' (154) sich zum enklitischen *tōlaha, tōlχv* verhält, kann ich nicht entscheiden.

attribute des Regens. Geht in diesen Zusammensetzungen das *-ha* tatsächlich auf ein Lativsuffix **-ka* zurück, so entsprechen sie in ihrer Art den finnischen Zusammensetzungen vom Typ *alasmäki*, *ylösmäki*, deren erste, in attributiver Funktion stehende Komponente *alas*, *ylös* das Lativsuffix *-s* enthält (vgl. Uotila : Vir. 1945 : 332).

III.

Das Problem nenezischer Adjektive mit formalem Element

Wie sind die nenezischen Adjektive mit formalem Element, das nach unserem heutigen Sprachgefühl eine adjektivische Funktion erfüllt, zu deuten? Diese Frage möchte ich nach Untersuchung der einzelnen Type nenezischer Adjektive beantworten.

Schlagen wir in Lehtisalos Werk „Über die primären uralischen Suffixe“ in den Kapiteln über die Bildungssuffixe der Adjektive nach, so fällt uns auf, dass das samojedische sprachliche Material, das den uralischen Ursprung dieser Suffixe zu beweisen herangezogen ist, ziemlich ärmlich aussieht. Die samojedischen Belege überzeugen uns keineswegs davon, dass diese Suffixe, an deren uralischer Herkunft wir nicht zweifeln können, schon zur Zeit der uralischen Ursprache die Funktion der Adjektivableitung erfüllten: Ich bin der Meinung, dass man die Funktion dieser Suffixe in der Ursprache auch in einer, von Lehtisalos Auffassung abweichenden Weise erklären kann.

Vergleichen wir z. B. folgende zwei Sätze aus einem Malaja-Semljaer Text: (Leht.) *jēššēkkō ḡBʳa.tššä ḡBʳadv miʳʳjēdv* 'Kleiner Eisenfäustling [ein Name] gab seine Fausthandschuhe' (272) und *sērʳakko Bʳārkkatšəp χajjāβʳ nīβʳʳʳ?* 'Weisser Rentierpelz [ein Name], ging er oder nicht?' (278). Die attributive Konstruktion ist in beiden Sätzen formal dieselbe. In beiden Sätzen ist dem Regens das Dimin.-Suffix *-tššä*, bzw. *-tšəp* angefügt und das 'weiss' bedeutende Wort nimmt das diminutive Suffix *-kkō* ebenso an, wie das 'Eisen' bedeutende Substantiv. Warum sollte nun das Sprachelement *-kkō* bei diesem Adjektiv und bei Adjektiven ähnlicher Art die Funktion der Adjektivableitung erfüllen? (Vgl. Lehtisalo a. W. 376—7). Das Element *-kkō* besitzt bei beiden Wörtern eine spezialisierende Bedeutung,²⁸

²⁸ Die als »diminutiv« bezeichnete Funktion der Suffixe finnisch-ugrischen, bzw. uralischen Ursprungs ist auf Grund von Ravilas Auseinandersetzung aufzufassen: »Die Benennung 'diminutiv' sagt an sich sehr wenig, und dass es sich hier nicht um eine gewöhnliche diminutive Funktion handelt, dürfte ohne weiteres klar sein. Es wäre auch äusserst sonderbar, wenn es tatsächlich Zeiten gegeben hätte, als für den Ausdruck der 'Kleinheit' eine verblüffende Menge verschiedener Suffixe notwendig gewesen wäre. Nach meiner Auffassung ist die diminutive Bedeutung eine sekundäre, auf die man auf verschiedenen Wegen gelangte... Die ursprüngliche Aufgabe unserer Suffixe

und wenn das Bildungssuffix für das heutige Sprachempfinden die Funktion der Adjektivableitung erfüllt, so ist dies nur das Ergebnis einer sekundären Entwicklung. (Die komparative Bedeutung des Suffixes ist eine viel spätere).

Lehtisalo (AblSuff. 342) weist im Nenezischen ein Adjektivsuffix **-ka + *-j* nach, das nach Vokalen als *-hài, -hăei, -hî, -hî*, nach einem Nasal als *-σ^rî, -kî*, nach anderen Konsonanten mit sekundärer Geminatation als *-kkî* erscheint. Dieses Suffix ist z. B. in dem Wort für 'gelb' vorhanden: O. *tăšî·hăei* 'gelb', T. *tăšehai*, Sjo. *tăš^lhăei* id., vgl. T. *tăš^u* id. Dasselbe Suffix erscheint im Wort *pohăej* in dem Ausdruck: Nj. *šî.îše_pohăej* 'zwei Jahre alt' (vgl. *pou* 'Jahr'). Zweifellos ist dieses sog. Adjektivsuffix mit dem an Substantive angefügten, gleichlautenden Suffix identisch (vgl. Lehtisalo a. W. 339), und somit besitzt es in Verbindung mit dem 'gelb' bedeutenden Wort dieselbe spezialisierende Funktion, wie in Verbindung mit Substantiven. Meiner Überzeugung nach haben wir es auch im Wort *pohăej* nicht mit einem Adjektiv-Ableitungssuffix zu tun. Den Beleg *šî.îše_pohăej* fand ich zwar in Njalinaer Texten nicht, ich halte es dennoch für wahrscheinlich, dass die Endung *-hăej* im Worte *pohăej* auch ein sog. Diminutivsuffix ist. Steht dieses Wort in einer substantivattributiven Konstruktion als zweites eines zweigliedrigen Attributs, so entspricht es in dieser Funktion genau dem substantivischem Attribut mit vorhergehendem Numeral-Attribut in solchen Konstruktionen, wie sie unter Castréns Beispielsätzen zu finden sind: *side-po nu* 'ein zweijähriger Sohn' [zwei Jahr-Sohn], *nahar-po ty* 'ein dreijähriges Renntier' (drei Jahr-Renntier) (Wb. Anh. 373). Demnach bedeutet *pohăej* nicht 'jährig', sondern 'Jahr'.* (Für die entsprechenden mansischen Konstruktionen vgl. Simonyi a. W. 44; Kertész a. W. 70). — Lehrreich ist die nenezische Form von Castrén: *labtahy* 'niedrig, niedrig gelegen'. Das Grundwort ist mit dem Substantiv nenez. *lapt* 'Niederung' und jen. *lota* 'ebene Stelle' identisch. Das Suffix *-hy* ist auch im Worte *labtahy* ein Substantiv-Suffix mit spezialisierender Funktion. Gerade solche Ableitungen waren geeignet dem Ableitungssuffix eine sekundäre, adjektivische Bedeutung, hier etwa: 'irgendwo befindlich' zu verleihen, z. B. (Leht.) O. *pîhî* 'draussen befindlich' (vgl. O. *pî-n* 'hinaus'); O., T. *măkkî* 'im Zelt befindlich' (*mă, măδ-* 'Zelt') (vgl. Lehtisalo a. W. 342).

war im wesentlichen eine syntaktische: sie fügten die Wörter aneinander. Sie weisen auf eine primitive Flexion hin, die der heutigen vorausging. Nach Entwicklung einer solchen Vor-Flexion wurden die Wörter nicht mehr als blosse endungslose Stämme aneinandergereiht. Freilich blieb auch diese älteste Art des Aneinanderfügens der Wörter der Gedankenvermittlung weiterhin erhalten, ihr Gebrauch schränkte sich jedoch ein. Durch das Verbinden zweier Grundformen konnte man nicht mehr alle Relationen eindeutig ausdrücken. Die Suffixe zogen den Bedeutungskreis des Wortes, dem sie angehängt wurden, enger. Das suffigierete Wort drückte nicht mehr den ganzen Bedeutungsinhalt des Stammwortes aus, sondern nur einen Teil davon, oder es lenkte die Aufmerksamkeit auf besondere Gesichtspunkte hin. Die verschiedenen Suffixe vertreten demnach gerade die verschiedenen Gesichtspunkte (Virittjä 1945, 151—2).

* [Korrekturnote: In Lehtisalos Wb. S. 355b fand ich den Ausdruck Nj. *šî.îše poxăej našokî* 'zweijähriges Kind'.]

Lehtisalo (a. W. 213) weist im Nenezischen ein Adjektivsuffix **-tše* uralischer Herkunft nach; dies findet sich nach ihm in den nenezischen Wörtern für 'leicht': O., Sj. *šib^ritš*, P. *šibitš*, N. *šibitš*, vgl. O. *šib^ri* 'leicht'. Dieses Suffix ist auch im Wort N. *χäëßbitš* 'kurz' vorhanden, vgl. O. *χäëm* id. Es ist gewiss mit dem an Substantiven befindlichen Diminutivsuffix **-tše* identisch, das auch selbständig, meistens aber als zweites Element zusammengesetzter Suffixe auftritt, z. B. O., Sj. *jik^ttše* 'schwarzer Hund mit weissem Hals; weisser Hund mit schwarzem Hals' (vgl. *jik* 'Hals') oder O. *ňōkkōtše* usw. dimin. (vgl. O. *ňō* 'Tür') usw., usw. (a. W. 210). Bei folgender substantiv-attributiver Konstruktion ist beiden Teilen dasselbe Suffix angefügt: (Leht.) O. *jaχā^ttše* *ňēkkōtše* 'das Zwillingsschwert' (460).

Beachten wir noch den Beleg *pīr*, *pīr* 'Höhe, hoch' von Castrén und O. *pīrtšē* id. von Lehtisalo (s. oben, S. 58.), so können wir feststellen, dass das Suffix **-tše* in den obigen Beispielen nur eine spezialisierende und nicht eine adjektivableitende Funktion hat.

*

In zahlreichen nenezischen Wörtern erscheint ein Suffix **-j* (**-ġ*) uralischen Ursprungs,²⁹ so z. B. im Wort mit der Bedeutung 'Frühling, lenzlich': (Castr.) *naraei*, *nāraei* 'Frühling, Frühlingsanfang (wenn noch Schnee liegt)', (Reg.) *narej* 'Frühling', (Bud.) *narej* 'tavasz; Frühling', (Sprog.) *nārei* 'Frühling, Frühlings-', vgl. (Castr.) *nara*, *nāra*, Knd. *nala* 'Schneekruste', (Reg.) *nara* 'des Frühlings', (Leht.: AblSuff. 59) Sj. *nārv* 'Frühling'. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass in folgenden Angaben von Lehtisalo dasselbe denominale Nomen-Suffix vorhanden ist: O., T. *nārāi* 'lenzlich', Sj., Oks. *nārāi*, Nj. *nārrī* id. (ebd.). In diesen Angaben ist die Bedeutung 'lenzlich' als sekundär zu betrachten, die ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter war: 'Frühling, Frühlings-': (Leht.) MS. *jārāei äñnakkī* 'es ist wohl Frühling' (351). Das Formans am Wortende ist also als denominales Nomen-suffix aufzufassen. — Als ein Nomensuffix uralischen Ursprungs ist auch das in Lehtisalos Belegen (a. W. 59) O., Sj., N. *tāñj* 'sommerlich, Sommer-', Oks. *tañġ* id. auftretende Suffixelement: ursam **-j* (**-ġ*) aufzufassen. Dieses Suffix erscheint auch in der Narymer Form des 'Sommer' bedeutenden selkupischen Wortes: *tagi*, *taī*, vgl. nenez. (Castr.) *ta* 'Sommer', (Reg.) *ta* 'Sommer, des Sommers', (Bud.) *ta*: *ta-jer* 'nyár' [Sommer-Mitte], (Sprog.) *ta* 'Sommer', (Leht.) Lj. *tañ* id., ferner (Castr.) tawg. *taña*; jen. *tō*; selk. *tagge*, *tag*, *tāñ*; kam. *thena* id. Die Bedeutung 'sommerlich' ist sekundär und

²⁹ Man muss beachten, dass das inlautende ursamojedische **j* oder **ġ* nicht nur ein uralisches **ġ*, sondern auch ein uralisches **ñ* und **ŋ* (Paasonen: Beitr. 23—4, 29) und ein uralisches **l* (Paasonen: Beitr. 44., Toivonen: FUF. XX, 82) vertreten kann, und somit im ursam. **-j* oder **-ġ*-Suffix vier Suffixe uralischen Ursprungs zusammenfallen konnten.

entwickelte sich — ähnlich dem oben behandelten Worte 'lenzlich' — in attributiven Konstruktionen. In den nenezischen Wörtern vom Typ 'lenzlich', 'sommerlich' ist also das Formans am Wortende kein Adjektivsuffix, wie auch das Element *-ĭ* gleichen Ursprungs im kamassischen Wort (Donn.) *p'āĭ* 'hölzern, Holz-' (vgl. kam. *p'ā, p'ā, p'ā* 'Baum, Holz, Wald) kein Adjektivsuffix ist. Dasselbe Suffix erscheint an dem Wort für 'Holz' in einem kamassischen Text: (Donn.) *đū'pi pa'ĭ pa'ibi* 'frisches Holz hackte sie' (90). In der ersten Komponente der selkupischen Zusammensetzung (Castr.) K., Č., OO. *nāi-gum, nei-kum* 'Weib' [Weib-Mensch] erfüllt das Suffix *ĭ* dieselbe Funktion, wie das Suffix *l* in den Zusammensetzungen *nāl-gum, nel-gum* usw. id. der anderen Dialekte. Beide Suffixe (*ĭ* und *l*) sind ihrem Ursprung nach substantivbildend. Beachtenswert ist, dass dieses Suffix *ĭ* in gewissen isolierten Ausdrücken auch im Nenezischen vorkommt: *пйў ламба* 'Holz-Schneeschuh', aber *пяхарад* 'Holzhaus', *недарэй варк* 'Wald-Bär', aber *пэдара сармик* 'Wald-Wild' (vgl. N. M. Tereščenko: О развитии грамматических категории ненечкого языка (Вопросы теории и истории языка в свете трудов И. В. Сталина по языкознания. Москва 1952) S. 383).

Eine andere Gruppe der nenezischen Adjektive mit Ableitungssuffix **-j* (**-ĭ*) können wir als Verbalnomina mit Ableitungssuffix **-j* (**-ĭ*) auffassen (vgl. Lehtisalo a. W. 64—6). Ihre Ableitung ist teilweise noch deutlich erkennbar, teilweise schon verdunkelt. Der verbalnominale Ursprung ist vollkommen klar im Worte (Sprog.) *pēde-i, pēde-i* 'müde', vgl. (Sprog.) *pēde-s* 'ermüden, müde werden'. Ein deutliches Verbalnomen ist auch das zu Substantiv gewordene Wort (Castr.) *tālei* 'Dieb', (Leht.: a. W. 64) O., Sj. *tāl'tèi* id., dessen eigentliche Bedeutung 'der Stehlende' ist, vgl. (Castr.) *tāteu, tālieu, tāleu*, (Leht.) O. *tāl'tè* 'stehlen'. In Castréns Beispielsätzen kommt das Wort *tālei* auch als Attribut vor: *wued tā lei n i e n e t e a m hāmhawabat māñ jēseda tatadm* 'wenn du den Dieb [stehleuden Menschen] fängst, so werde ich Geld geben' (Wb. Anh. 388). Als Verbalnomensuffix fasse ich auch das im Wort für 'trocken' erscheinendes Suffix auf: (Castr.) *hāsui, hasui* 'trocken', Knd. *kasuj* id., (Reg.) *hasuj* 'trocken, seicht', (Bud.) *hasuj* 'száráz; trocken', (Sprog.) *hāsui* 'trocken', (Leht. a. W. 59) O., Sj., K., U. *χāšsùð, Lj. kĭssūj, S. kĕssuj, P. kĕssūj* id.; vgl. (Castr.) *hāsa-dm* 'trocken machen'. Der nackte Wortstamm (Nomen-Verbum) erscheint im folgenden Beleg von Lehtisalo: *kās pōhonnvō* 'in einem trockenen Jahr' (ibd.). (Die samojedischen und finnisch-ugrischen Entsprechungen s. Paasonen: Beitr. 242—3). Tereščenko neigt auch zur Auffassung, dass die einen Zustand bezeichnenden Adjektive diesen Typs ursprünglich Partizipien waren (a. W. 385). — Verbalnomina ähnlicher Bildung sehe ich auch in folgenden Wörtern: (Castr.) *sañui* 'nass', (Reg., Bud.) *sañuj* 'nass; nedves', (Sprog.) *sañui* 'nass', vgl. (Castr.) *sañoedm* 'feucht sein', *sanied, sañēdm, saniem* 'feucht werden', (Sprog.) *sañes* 'nass werden, durchnässt werden'; — (Castr.) *paebi* 'dunkel, finster', *paewy* 'es

ist dunkel geworden, dunkel', (Reg.) *paibi* 'finster', (Bud.) *paeve*, *paivi* 'sötét'; dunkel', vgl. ferner tawg. (Castr.) *faemei* 'dunkel', jen. (Castr.) *fei* 'dunkel, es ist dunkel'. Den Stamm haben wir im finnischen Verb *pime-nee* 'es wird finster' und im Wort *pime-ä* (< **pime-dä*) 'dunkel'; — (Castr.) *jibi*, *jipi* 'heiss', (Reg.) *ippi* id., (Bud.) *jieppi* 'hő, hőséges, жарко'; *jiepi* 'meleg; warm', (Sprog.) *jēpi* 'heiss, hitzig', vgl. (Castr.) *jipiedm* 'heiss sein', (Leht. a. W. 282) O. *jēppā* id. usw. (Paasonen: Beitr. 104).

Es lässt sich nicht entscheiden, ob im 'Frost, kalt' bedeutenden Wort das mit dem Stammendvokal verschmolzene *-*i* Element ein nomen- oder ein verbalnomen-bildendes Suffix ist (vgl. Lehtisalo a. W. 54—5, 64—6): (Castr.) *tīci* (*dīci*), *tīti* 'kalt', Knd. (mscr.) *teši* id., (Reg.) *diči* id., (Bud.) *tieci*, *tieti* 'hideg; kalt', *tieci-* 'ist kalt', (Leht. a. W. 281) O. *tšī*, *tši* 'ist kalt', vgl. jen. (Castr.) *teši* 'kalt'. Das Stammwort ist im Lappischen vorhanden: lpN. (Friis) *šučce*, Gen. *šuče* 'pruina; Reif', lp. L. (Wikl.) *šuoče* id. (Paasonen: Beitr. 163). Auch das kamassische Wort (Donn.) *šiššə* 'Kälte', *šišə*, *šišə*, *šiššə* 'kalt, Kälte' gehört wahrscheinlich hierher.

*

Das verbreitete und produktive Ableitungssuffix *-*m*. uralischer Herkunft, das in den uralischen Sprachen in mehreren Funktionen auftritt, ist bekannt (vgl. Lehtisalo a. W. 82—119). Lehtisalo weist auch die adjektivbildende Funktion des Suffixes nach (a. W. 86—91). Aus dem Nenezischen führt er dafür mehrere Beispiele an, aus dem Tawgyschen, Selkupischen, dem ausgestorbenen Motor- und Koibal-Samojedischen erwähnt er aber nur je ein Beispiel. Betrachten wir die nenezischen Belege von Lehtisalo! Über das nenezische Adjektivsuffix *-*ma*, *-*me* stellt er fest: „besonders das Numeralattribut der denominalen Adjektivableitung auf *-*tta*, *-*tte* kann das Suffix *m*' haben; z. B. jurO. *šīβm* 'šī'šē 'ein Fisch: Schmerle, russ. вьюнь wörtl. 'siebenlöcherig'³⁰ (*šīβ* 'sieben'; *šī* 'Loch'); O. *šīβm*-*tōltv* χᾶνναβαλ (Myth.) 'Habicht mit sieben Flügeln' (*tō* 'Flügel'); O. *tēttam*-*jōñōttv* 'viereckig' (*tēt* 'vier'; *jō*, Nj. *jōη* 'Ecke'); OD. *tēttam* ἡἄεττv 'vierfüssig', OP. *tēttam*-ἡἄεττv id. (*ἡἄε* 'Fuss'); U. *šīdem*-*n^rō* (Adv.) 'zwei Jahre', OP. *šīdem*-*pōttv* 'zweijährig'. Merke ferner: Oks. *pām*-*zāltā*^β 'Pferd' (wörtlich 'mit hölzerner Deichsel versehen'), M. *pām*-*zāltv* id. (*pā* 'Holz'; *sā* 'Deichsel'); OP. *pām*-*pōηkav* 'hölzerne Reuse' " (a. W. 90). — Wir haben — nach meiner

³⁰ Eigentlich 'sieben-Loch'; die Endung -šē ist das Possessivsuffix der 3. Pers. Sg., als determinierendes Element. Ähnlich konstruierte Fischnamen gibt es auch in den finnisch-ugrischen Sprachen: ung. *veres-szem* 'leuciscus erythrophthalmus; Rotauge', udm. *gord-sin* id. (Rot-Auge), *gord-burd* 'голова' [Rot-Schwimmflosse], f. *puna-pyrstö* 'Rotauge' [Rot-Schwanz] (vgl. N.-Sebestyén: NyK. XLIX, 84), ung. *orsójarok* 'aspro; Zingel' (vgl. Beke: NyK. XLII, 359). Für die ähnlich konstruierten Zusammensetzungen vom Typ *vörösbeqy* 'Rotkehlchen; rubescula' vgl. Beke a. W. 357—383; Szilasi: NyK. XXVI, 181—185.

Meinung — keinen zwingenden Grund, in diesen Fügungen das dem Numeralattribut angefügte, sowie in der Form *pām*, *pām* erscheinende Formans *-m* für ein Adjektivsuffix zu erklären. Was den Ursprung des Elements *-m* betrifft, ist nicht der Umstand entscheidend, dass dieses Formans in Verbindung mit Wörtern auf *-t̄v* usw. erscheint. Nach Lehtisalo Belegen tritt das uralte Suffix **-m* im Ursamojedischen als **-m*. ~ **-β*. auf. Die heutigen Formen dieses Suffixes sind im Nenezischen: *-mp*, *-mmvə*, *-me*, *-m̄me*, *-m'*, *-m*, *-β̄βa*, *-βv*, *-β*, *-B* usw. (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 85, 90, 105—109, 112—113, 116, 118). An Numeralien erscheinen aber neben *m* auch die Varianten *n* und *η*. Diese Laute vertreten in gewissen phonetischen Lagen den Kehlkopfverschluss oder sind anorganisch*: (Leht.) PD. *ś i d̄ e n t̄ōm* *ḡō* 'er fand zwei Seen' (22); *ś i d̄ e n t̄ōñn̄ēm* *ḡāđā* 'zwei Füchse tötete er' (ebd.), vgl. *ś i d̄ e j̄ān* " *χa j̄j̄ēχā*"^a 'sie [Dual] begaben sich nach zwei Plätzen' (24); *ś i d̄ ə* " *śāđū* " *jor̄kkāχi* " 'der im' Halbkreise von zwei Hügeln Befindliche' (513); O. *t̄ētv̄n* *śiβ j̄ēđantāni*"^a 'meine vier[mal] sieben Tänzer!' (472), vgl. *īśēttv̄ ju*"^a 'vierzig' (439); *t̄śēttv̄ j̄ōñnafe* 'viertausend' (ebd.); *ś i β n t̄ōntā* *β̄iβrūri*"^a 'deiner sieben Flügel Rauschen nur ist' (471); *ś i β η* *kārβ* *ñēj̄ērβ!* 'Fee der sieben Lärchen!' (470); PD. *ś i β śēηḡar̄i* " *j̄ēśše* *ñām̄mv* " *śiβn* *śūr* *t̄śēdu*"^a 'sieben grosse schwarze Gänse umkreisten siebenmal unser eisernes Zelt' (130); MS. *η ὀ β^a η* *ηēđanañnə* *χāsaβ̄βo* 'es ist ein mit Treibnetz fischender Mann' (120), vgl. (Leht.) O., Sj. *ηōpp̄oi*, U.—Ts., Oks. *ōpp̄oi* usw. (vgl. Hajdú: ALH. IV, 31—2). *j̄ū d̄ a η* *ḡōrrv̄* *ñiāβ̄βōttā*"^a *mv* 'das Galoppieren von zehn männlichen Renttieren' (593); *j̄ū.rn* *v̄f̄ēm* (Akk.) 'hundert Renttiere' (292); *ñār* " *j̄u r η* *ḡāptam*" (Akk.) 'dreihundert Renttierochsen' (348); vgl. noch (Arch.) *śide j̄ur̄i* *t̄i* *ñāē* *t̄ēkkaptā* 'von zweihundert Renttieren die Füße spaltete er' (174). Es liegt nach meiner Meinung kein zwingender Grund vor, das Formans *-m* im Worte *pām* und ebenso im Worte *j̄ēśsem* 'eisern' (eigtl. 'Eisen') als Adjektivsuffix aufzufassen (vgl. Arch. *j̄ē ś s e m* *ḡēχēttv̄ mallē* *por̄t̄ēβ̄βi* 'der mit einem eisernen Gott Versehene (d. h. der Russe, welcher ein Kreuz um den Hals trägt) hat schon verdorben (nämlich die Kranke)' (546). In diesen Formen ist das *-m* als Substantivsuffix zu betrachten genau so wie das *-m*" (*m* + Kehlkopfverschluss) in dem Zahlwort *śiβm*" : O. *ś i β m*" *ñū* *īśe* *βarkka* *χādv̄* 'sieben Söhne habende Bären-grossmutter' (510); *ś i β m*" *ñāēβ̄* *βotta* *t̄ōśsaβ̄ai* *ηēl̄iikkān*"^a '[er kam] zu dem siebenköpfigen geflügelten Teufel' (42). Die Zahlwörter sind — wie wir gesehen haben (S. 53 f.) — ursprünglich Substantive. Diese Formen gehören also eigentlich in die Gruppe der Substantive vom Typ O., Sj., K. *nādam* 'Nasenschleim', OP. *nādam*", Kis. *nātam* id.; S. *hujjem*, P. *huddəpm* 'Niere' (vgl. Lehtisalo a. W. 85).

Ein Adjektivableitungssuffix **-ma* weist Lehtisalo im Worte für 'schlecht, arm' nach (a. W. 90): nenez. O. *β̄z̄ēβ̄βv*, *β̄oiβ̄βv* 'schlecht', T. *β̄z̄eiβ̄βv*, *β̄oiβ̄βv*, Sj., U. *β̄ōēβ̄βv*, uws., Lj., Nj. *β̄āēimmv̄*, Kis. *β̄āēmmv̄* id. Aus älteren Angaben

* [Korrekturnote: Hierüber s. ALH. VII, 66 ff.]

kennen wir folgende Varianten des Wortes: (Castr.) *waewo* 'schlecht, arm' (Wb.); *wuaewo ābnanda manj hānahuu!* 'wenn sie schlecht ist, wenn ich sie fortbrächte!' (275); *hadd vuomdarahan* 'du bist scheinbar einem Schlechten ähnlich' (266); vgl. ferner (Reg.) *voevo, voevu* 'schlecht, mager'; (Bud.) *waewa* 'rossz, худо; bolond, ostoba; schlecht, töricht, dumm'; (Sprog.) *wēo* 'schlecht, übel, hässlich, böse, schlimm, schädlich'. Alle diese Ableitungen sind auf eine Grundform (Leht.) $\beta\approx\tilde{e}$ -, $\beta\check{a}i$ -, bzw. nach den älteren Angaben *woe*-, *wuae*-, (Sprog.) *wē*- usw. zurückzuführen. Nach Lehtisalo bedeutet das Wort $\beta\approx\tilde{e}$ -, $\beta\check{a}i$ - soviel wie 'schlecht, arm' (a. W. 90). In den Texten kommt das Wort $\beta\approx\tilde{e}$ auch in der Bedeutung 'Armut' vor; diese Bedeutung hat das Wort jedoch nur in der freien deutschen Übersetzung. Der Obdorsker Satz: $\eta\check{a}ni'' \beta\approx\tilde{e} \text{ } \underline{j\check{i}l\check{t}el\check{j}e\check{d}}''^a$ '[die Menschen] fingen auch an in Armut zu leben' (16) würde in wörterlicher Übersetzung lauten: '[die Menschen] schlecht leben-begannen'. Die Bedeutung des Wortes $\beta\approx\tilde{e}$ ist also hier 'schlecht, arm'. Ich halte es aber für wahrscheinlich, dass das Grundwort auch die Bedeutung 'schlecht, arm sein' gehabt haben mochte. Vom Grundwort existieren nämlich auch andere Ableitungen: (Castr.) *wuoma-dm* 'schlecht machen, verderben' (Wb.), *jiriu uomah* 'mein Grossvater wurde schlecht' (261). Diese Verbableitungen sind als Verba finita gebrauchte Verbalnomina mit dem Suffix **-ma*. Sie sind mit den 'schlecht' bedeutenden Wörtern identifizierbar, die ebenfalls Verbalnomenableitungen auf **-ma* aus demselben ursamojedischen Verbalstamm darstellen. Für den verbalen Charakter des ursamojedischen Grundwortes sprechen auch seine späteren, mit zusammengesetzten Verbalnomensuffixen gebildeten, verdunkelten Verbalnomenableitungen. In Castréns nenezischem Wörterbuch kommt das 'böse' bedeutende Wort: *waebty, waebti, wuebtj* vor, dessen Bildungssuffix aus den Elementen **-p-* + **-t-* + **-j* (**-j̄*) besteht. Lehtisalo weist im Nenezischen ein — als Glied einer Suffixanhäufung vorkommendes — zusammengesetztes Adjektivsuffix *-bt̄ta-*, *-bta-* nach (a. W. 248—9), er führt jedoch ein solches zusammengesetztes Verbalnomensuffix aus dem Nenezischen nicht an. Im Selkupischen gibt es aber ein Verbalnomensuffix *-pteä-*, *-ptä-*, *-pte-* (a. W. 261), dessen Elemente **-p-* + **-te* sind. Nach Zeugnis der Formen *waebty* usw. gibt es aber — wohl selten — auch im Nenezischen Verbalnomenableitungen mit durch ein **-j̄* Element erweiterter Form dieses Suffixes. In der jenisseischen Entsprechung können wir dasselbe zusammengesetzte Verbalnomensuffix nachweisen: (Castr.) Ch. *o-bti, o-bti-ko*. — Wir müssen noch die Formvarianten des 'schlecht' bedeutenden Wortes im Nenezischen beachten: (Castr.) *wamsei, wamsaei, wanza, wanzek*. Bei diesen gesellt sich zum Ableitungssuffix **-ma* noch ein Suffix **-sa*, **-se*, bzw. **-sa- * -se-* + **-j* (**-j̄*), bzw. **-sa-*, **-se-* + **-k*. Diese Ableitungen sind Ergebnisse späterer Entwicklung und sind ebenfalls als Verbalnomina aufzufassen. Das Verbalnomen auf **-m-* + **-se-* + **-j* (**-j̄*) ist auch als Verbum finitum aufgezeichnet: *wamsē-dm*

'ich bin schlecht' — Das zusammengesetzte Verbalnomensuffix **-m.-+ *-j* (**-ġ*) enthält das selkupische Wort N. *awoi*, K., Č., OO. *awai* 'schlecht'. Alle diese samojedischen Ableitungen mit der Bedeutung 'schlecht' können also ihrer Kategorie nach Verbalnomina sein, da das Grundwort ein Nomen-Verbum war.

Nach Lehtisalos Auffassung (a. W. 109) ist das nenezische Wort für 'bunt' ein Verbalnomen mit dem Ableitungssuffix **-ma- + *-j*: (Castr.) *pādawy* 'bunt', (Reg.) *padui* 'scheckig', (Sprog.) *pādiwġ* 'bunt', (Leht.) O., T., MB. *pādaßβġ* 'bunt', Lj., Sj., Kis. *pātmġ* id., vgl. O. *pāda* 'bunt machen'. Als Verbalnomen derselben Bildungsart dürfen wir das Wort (Castr.) *jāmuwy* 'krank' deuten, vgl. (Castr.) *jāmau* 'unpass, krank sein', (Bud.) *jāma-* 'nem bġrni (non posse)', (Leht.) O. *jāmmā* 'nicht können'; tawg. (Castr.) *jama-juama* 'nicht können'; jen. (Castr.) Ch. *je'oabo* id. Das samojedische Verb hat auch finnisch-ugrische Entsprechungen: kmi (Wied.) I. *jomtyny* 'schmerzen', (Wichm.) *jomġnġ* 'schmerzen, weh tun' usw. (das *-t-* ist ein Ableitungssuffix-Element); vgl. noch lp. *jalmet* 'mori' (Toivonen: FUF. XXX, 361—2. — Anders — nach der Zusammenstellung von Halász — Paasonen: Beitr. 13—4; Setälä: Stufenw. 73, Verw. 62). — Ein verdunkeltes Verbalnomen auf **-ma- + *-j* (**-ġ*) ist das in Castréns nenezischem Wörterbuch aufgezeichnete Wort *pōdawy* 'nass'. Das nenezische Wort gehört in folgende samojedische Wortsippe: nenez. (Castr.) *pōdādm* 'nass werden', tawg. (Castr.) *foda'am*, 2. *fotujuam* 'durchnässt werden'; jen. (Castr.) Ch. *forāro*, B. *fodādo* 'durch und durch nass werden'. — Die nenezischen Adjektive vom Typ *pādawy*, *jāmuwy*, *pōdawy* sind demnach nicht nur ihrer Form, sondern auch ihrem Ursprung nach — Verbalnomina.

Als Adjektivsuffix uralischen Ursprungs fasst Lehtisalo das Element *-m-* des zusammengesetzten samojedischen Ordinalzahlsuffixes *-mta-*, *-mtä-* (*+ *-j*) auf (AbISuff. 90—91). Nach Paasonens (Beitr. 86) und Szinnyeis (NyH.⁷ 99) Auffassung gehört das samojedische Suffix mit dem finnisch-ugrischen Ordinalzahlsuffix *-nt-* zusammen. Toivonen dagegen hält es für wahrscheinlich (FUF. XVIII, 190), dass dem samojedischen Ordinalzahlsuffix das chantische Ordinalzahlsuffix *-mət* entspricht, und dass das *-m-* im samojedischen und das *-mə-* im chantischen Suffix mit dem Formans *-ma-*, *-mä-* finnischer Wörter vom Typ *etumainen* 'der vorderste', *ensimäinen*, 'der erste' zusammenzustellen sei. Das **-ta-*, **-te-* Element im samojedischen Ableitungssuffix kann man ohne jede Schwierigkeit mit dem uralischen, bzw. ursamojedischen Nomensuffix **-ta-*, **-te-* oder **-tta-*, **-tte-* identifizieren (vgl. Lehtisalo a. W. 267—70, 273, 319—20). Die samojedischen Ordinalzahlen braucht man nicht als uralische Adjektive aufzufassen. Sie können ebenso Substantive mit spezialisierter Bedeutung sein, wie die ungarischen Formen *harmad* 'drittel', *negyed* 'viertel' usw., die in den Kodexen in attributiven Konstruktionen noch im allgemeinen ohne das Possessivsuffix *-ik* gebräuchlich waren (vgl. Kertész: NyK. XLIII, 421). Das Element **-m-*

im samojedischen Ordinalzahlsuffix ist also kein überzeugender Beweis dafür, dass das Bildungssuffix *-m. zur Zeit der uralischen Ursprache eine adjektivableitende Funktion gehabt hätte.

*

Die Frage, ob in der uralischen Ursprache das Ableitungssuffix *-t. eine adjektivbildende Funktion besass (vgl. Lehtisalo a. W. 273), kann man auf Grund der zum Beweis angeführten samojedischen Belege kaum bejahen.³¹

Über das nenezische Verbalnomensuffix *-ta, *-te macht Lehtisalo folgende Bemerkung: »...manche Adjektive sind der Form nach Präsenspartizipien. Z. B. O. *tʰē.tʰēδv* 'kalt (Wetter)', T. *tʰē.tʰēδv*, S. *tʰiēs.tʰəp*, Kis. *tʰē.tʰəp* id. (O. *tʰi.tʰi* 'ist kalt'); O. *mʰēβʰētʰv* 'kräftig', Sj. *mʰēβʰētʰv*, S. *mʰēβʰētʰv* id. (O. *mʰēβʰētʰs* 'kräftig sein'); O. *nānōttv* 'dick', Sj. *nāββultə* id. (Oks. *nāββoā* 'ist dick'); *βānūttv* 'verständlich, klug', Sj. *βānūttv*, OP. *βānūttə*, T. *βānūttv*, S., Nj. *βiηηuətʰv* id. (O. *βānūtʰs* 'verständlich sein, klug sein')« (a. W. 281.).

Oben (S. 78) behandelten wir schon die mit dem Suffix *-j (*-ǰ) gebildeten Ableitungen des nenezischen Wortes für 'kalt, Kälte'. Aus demselben Nomen- oder Nomenverb-Stamm scheinen folgende — teils schon erwähnte — Belege mit dem Ableitungssuffix *-ta, *-te gebildet zu sein: (Castr. mscr.) *tešteä* 'Kälte, Frost', (Leht. : AblSuff. 281), O. *tʰē.tʰēδv* 'kalt (Wetter)', T. *tʰē.tʰēδv*, Sj. *tʰiēs.tʰəp*, Kis. *tʰē.tʰəp* id. Vgl. ferner selk. (Castr.) *tāše-da-l* 'kalt'; ? koib. (Klapr.) *syzte* 'Frost', (Atl.) 'kalt'. — Als sekundäre Bildungen betrachten wir im Nenezischen jene Ableitungen auf *-ta-, *-te-, deren Grundwort selbst eine Ableitung auf *-j (*-ǰ) darstellt: (Castr.) *tiecidae*, *tietidea* 'kalt'; tawg. (Castr.) *tasiti* id.; jen. (Castr.) Ch. *tetire*, B. *tetide* id. In den Ableitungen tawg. (Castr.) *tasagā* 'kalt', selk. (Castr.) Jel., B., Tas., Kar. *tasagal* id. erscheint ein Ableitungssuffix *-ka, bzw. *-ka- + *-ǰ, *-ka- + *-l, das auch nach Lehtisalos Auffassung ein Verbalnomensuffix ist (a. W. 351). Ebenso gebildet ist — wenn es hierher gehört — das kamassische Wort (Donn.) *šiššʰge* 'kalt, frostig; Kälte'. Prinzipiell könnten diese Ableitungen ebensogut auch als denominalen Ableitungen aufgefasst werden. — Das 'heiss' bedeutende nenezische Wort ist von historischem Standpunkt aus eine Ableitung von einem Nomen-Verbum mit der Ableitungssilbe *-ta, *-te: (Castr.) *jiepada*, *jiepedea*, *jēpada* 'heiss', (Leht. : AblSuff. 282) O. *jēppʰdē* id. In kamass. (Castr.) *tibega* 'heiss', (Donn.) *tibʰge*, *džibʰge* usw. 'Hitze, Wärme, Fieber; warm, heiss' und motor. (Klapr.) *dzobuka* 'heiss' kann das Ableitungs-

³¹ Zu beachten ist, dass ursam. *t nicht nur uralisches *t, sondern auch *s, *š vertreten kann. Der t-Laut vertritt sogar in allen samojedischen Sprachen — mit Ausnahme einzelner selkupischen Dialekte — auch die uralische nicht palatalisierte Affrikate. Man muss ferner vor Augen halten, dass einzelne geminierte Varianten auf das zusammengesetzte Verbalnomensuffix *ni zurückgehen (vgl. Lehtisalo a. W. 266—7, Anm.).

suffix **-ka*, **-ke* sowohl als verbalnomenbildend, als auch für nomenbildend erklärt werden (vgl. Lehtisalo a. W. 342—3, 350—51). — Als eine Ableitung auf **-ta* von einem Nomen-Verbum fasse ich auch das nenezische Wort für 'fett' auf: (Castr.) *ḡājeta*, *ḡāita*, vgl. nenez. (Castr.) *ḡāja*, *ḡaija*, *ḡaia* 'Körper', *ḡājā-dm*, *ḡāiā-dm* usw. 'fett werden', (Reg.) *ḡaja* 'Körper', (Bud.) *āje* 'test; Körper', (Sprog.) *ḡāje* 'Körper', (Leht.: AblSuff. 113) O., OP., K. *ḡājje* id.; jen. (Castr.) *aija* 'Körper'; selk. (Castr.) N. *wač*, MO. *wat*, K., NP. *vatte*, OO. *vate*, Č. *wateä*, Tas, Kar. *wueł*, Kar., B. *mueł* 'Fleisch' (mscr. 'Fleisch, Körper'), (Donn.) Ty. *yađ* usw. 'Fleisch'; kam. (Castr.) *uja* 'Fleisch', (Donn.) *uḡa*, *uḡā* 'Fleisch, Körper, Leib' (vgl. Paasonen: Beitr. 172; Hajdú: ALH. IV, 33). Beachtung verdient auch das in Sprogis' Wörterverzeichnis vorkommende Kaniner Wort: *naiyā* 'fett', dass eine gleiche Ableitung auf **-ka*, **-ke* ist, wie die oben behandelten kamassischen und motorischen Wörter: kam. (Castr.) *tibegā*, (Donn.) *tib^wge* usw. 'Hitze; heiss' und motor. (Klapr.) *dzobuka* 'heiss'. Wir können also zusammenfassend feststellen, dass die Adjektive vom Typ *ḡepada* und *naiyā* auf einen Nomenverb-Stamm zurückgehende Ableitungen sind.

Ein interessantes verdunkeltes Verbalnomen auf **-te* ist in Sprogis' Kaniner Wörterverzeichnis das Wort *parde* 'schwarz'. Als Grundwort dient ein uralisches Verb: sam. nenez. (Castr.) *parā-dm* 'verbrannt sein', (Reg.) *porra* 'brennen', (Bud.) *para-* 'égni', (Sprog.) *pare-š* 'brennen (intr.)', (Leht.: AblSuff. 305) *parā* 'brennen'; (Vd. 155) es verbrannte'; selk. (Castr.) Č., Čl., OO. *porua-ḡ*, NP. *porruaḡ* 'brennen'. (Die finnisch-ugrischen Entsprechungen s. Paasonen: Beitr. 82.; Setälä: Stufenw. 45, Verw. 71; Donner: AnlLab. 150; vgl. noch Lehtisalo: MSFOu. LVIII, 131). Die ursprüngliche Bedeutung des Verbalnomens *parde* mag etwa 'verbrannt → vom Brand geschwärzt' gewesen sein und daraus konnte sich die Bedeutung 'schwarz' leicht entwickelt haben. Wir müssen folgende Varianten des Wortes 'schwarz' beachten: (Castr.) *paridie* 'schwarz', (Reg.) *paridie* id., (Bud.) *paride*, *paridie* 'fekete; schwarz', (Leht.) O. *paridē* 'schwarz' (Vd. 523). In diesen Formen erscheint ein Stamm *pari-*, der mit dem Verbalstamm nicht identisch ist. Das Grundwort *pari-* können wir ebenso als ein Verbalnomen mit dem Ableitungssuffix **-j* (**-ḡ*) auffassen, wie die Wörter vom Typ *paebi* 'dunkel, finster' oder *ḡibi* usw. 'heiss', in welchen das Verbalnomensuffix mit dem Stammdevokal verschmolz. (Castr.) *paridieḡe*, *paridiena* 'schwarz', (Leht.: AblSuff. 305) *paridēḡnv* id. sind durch das Ableitungssuffix *-na* weitergebildete Formen (über dieses Suffix s. weiter unten, S. 94 ff.). — Aus dem nackten Verbalstamm wurden auch mit anderen Ableitungssuffixen Verbalnomina gebildet: eine Ableitung mit Suffix **-β* (vgl. Leht.: AblSuff. 36) ist wohl das Wort *pašo* 'schwarz': (Leht.) BS. *maḡ ḡāni^ḡ tēt ḡam bziḡ-pāšo maḡ pōḡernam^{ḡḡ}* 'ich wieder vier ganz Schwarze schirrte ich an' (321). In Castréns Angabe *parm* 'etwas schwarzes' ist dem verkürzten Stamm das Ableitungs-

suffix **-ma* angefügt. Die ursprüngliche Bedeutung des Verbalnomens war wohl 'verbrannt, vom Brand geschwärzt'. Dasselbe Verbalnomen auf **-ma* kommt in den Texten auch als Verbum finitum vor: (Castr.) *parmi_oiñ* '[sie] wurde schwarz' (205), (Leht.) BS. *sáltarjō*'' *parmi*''^a 'sein Gesicht aber verdunkelte sich' (368). Aus dem verkürzten Verbalstamm sind auch mit dem Ableitungssuffix **-ma-* + **-je* Verbalnomina, bzw. Verba finita entstanden: (Leht.: AblSuff. 74) Nj. *parmaj*' 'es wurde schwarz', *parmjät* id., Lj. *parmdät*, *parmaj*', Kis. *parmjät*^N id., T. *parm^oǰáβ* 'ich wurde schwarz'. Der vollere Verbalstamm erscheint in Lehtisalos Beleg: BS. *pařraββēđäeíd*'' '[sie] sind schwarz' (313). Ein Verbalnomensuffix **-ś* uralischen Ursprungs (vgl. Lehtisalo a. W. 199—201) kann dem mit dem Ableitungssuffix **-j* (**-ǰ*) versehenen verbalnominalen Grundwort angefügt werden: (Castr.) *siu parisie* 'sieben Schwarze' (84); (Leht.) BS. *nāχar*'' *parisem*'' *χǎǎβ^ra*''*an χañnarjε^rūn* 'wenn ich gehe, nehme ich mit drei schwarze [Fahrenntiere]' (582). Dieses Verbalnomen wird auch als Verbum finitum gebraucht: (Leht.) O. *nāβ^ri χǎǎ*'' *parišē*''^a 'die einen Gewitter stiegen schwarz [, die anderen rötlich] auf' (29).

Nach Lehtisalo hatte das Ableitungssuffix **-tt.* in der uralischen Ursprache auch die Funktion der Adjektivbildung (AblSuff. 318—20). Die mit diesem Suffix gebildeten Wörter können teilweise auch Ableitungen auf **-t.* sein. Das Ableitungssuffix **-tt.* verleiht dem Adjektiv — nach den Beispielen von Lehtisalo — nicht nur im Nenezischen, sondern auch im Tawgyschen und Jenisseischen die Bedeutung: 'mit etwas versehen sein': O., Sj. *χaitǰttv tō* 'fischreicher See' (vgl. *χǎǎlle* 'Fisch'); P. *mātđaeǰttv kađ*' 'Messer, das auf der einen Seite zu sehr geschärft ist' (vgl. Nj. *mata^đr*'' 'Falte') usw. Diese Funktion des Ableitungssuffixes ist wahrscheinlich sekundär; sie dürfte sich aus der spezialisierenden (? augm.) Funktion des denominalen Substantivsuffixes **-tt.* entwickelt haben. Von diesem Standpunkt aus verdienen unter den von Lehtisalo erwähnten drei nenezischen Belegen, die das denominal Substantivsuffix **-tt.* enthalten, folgende zwei Beachtung: Sjo. *jǰērβoǰttv* 'Herr, Hausherr', M. *jǰērβoǰttv* id. (vgl. Nj. *jǰērβ* id.); OP. *pāreñjōđax pǰlli*'' *n e ś t t ā β β v*''^a 'der Kaiser, unser höchster Vater', Sjo. *χāñnāđv pǰlli*' *nē.śt'tān*'! 'bringt ihn zum höchsten Vater (Kaiser)!' (vgl. O. *nǰśše* 'Vater') (a. W. 317). Die nenezischen Adjektive auf **-tt.* stimmen andererseits auffallend mit Adjektiven auf **-t.* überein, die nicht nur formal (vgl. Lehtisalo a. W. 281), sondern auch ihrer Herkunft nach Verbalnomina sind. Unter diesen gibt es — wie wir oben sahen — auch solche, deren Bedeutung die Entwicklung des Ableitungssuffixes **-tt.* (**-t.*) zur adjektivischen Funktion 'mit etw. versehen sein' entscheidend fördern konnte: O. *mǰēβ^rēǰttv* 'kräftig', Sj. *mǰēβēǰttv* id. usw. (vgl. O. *mǰēβ^rēt's* 'kräftig sein'); O. *βāñūttv* 'verständlich, klug', Sj. *βāñūttv* id. usw. (vgl. O. *βāñūt's* 'verständlich sein, klug sein').

Ich halte es für wahrscheinlich, dass wir die nenezischen Wörter: (Leht.) O., Sj. *jil'liβ'èi* 'grün, zart (Gras)', OP. *jil'liβ'èj*, T. *jil'liβ'èè*, U. *jil'liβ'èi* id., deren ursprüngliche Bedeutung Castréns Beleg *jilibeá* 'lebend' bewahrte, nicht als Adjektive uralischen Ursprungs (vgl. Lehtisalo a. W. 257), sondern ebenfalls als verdunkelte Verbalnomina auffassen müssen. Das Grundwort entspricht dem ungarischen Verb *él* 'leben': (Castr.) *jileadm* usw. 'leben' (Paasonen: Beitr. 38.; Lehtisalo: FUF. XXI, 39). In diesen Formen ist dem Verbalstamm ein Verbalnomensuffix **-pe-* (+ **-j* [**-ǰ*]) (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 249—61) angefügt. — Ein verdunkeltes Verbalnomen ist auch das nenez. Wort für 'sauer, verfault': (Castr.) *tibeai*, *tibeí* 'sauer, verfault, msch. гнилой, rutten', (Reg.) *tibeí* 'verfault', (Bud.) *tivieí* 'savanyú, кисло'; vgl. jen. (Castr.) Ch. *tibā*, B. *saibe* 'sauer, verfault'. Das Grundwort (eine Entsprechung zum altung. Wort *ev* 'Eiter') ist ein Nomenverb uralischen Ursprungs (Paasonen: Beitr. 201—2). — Wenn wir im nenezischen Wort (Castr.) *ηajeta*, *ηaita* 'fett' ein verdunkeltes Verbalnomen mit dem Ableitungssuffix **-ta* erkannt haben, so dürfen wir die nenezischen Formen (Castr.) *ηājabaei*, *ηaijebaei* 'roh', (Leht.) O. *ηājjeβ'àl*, N. *ājjeβāei*, Lj. *ηājjeβ'ǰi*, P. *ηāddēpāei* id. usw. (vgl. Hajdú: ALH. IV, 33) ebenfalls als verdunkelte Verbalnomina mit Ableitungssuffix **-pa-* (+ **-j* cd. **-ǰ*) auffassen.

Die Untersuchung einzelner Typen nenezischer Adjektive mit formalem Element hat zum Ergebnis geführt, dass die uralischen Formantia zur Zeit der uralischen Ursprache noch keine adjektivbildende Funktion besaßen. Jene Ableitungssuffixe uralischen Ursprungs, denen nach unserem heutigen Sprachgefühl eine adjektivbildende Rolle zukommt, waren in der uralischen Ursprache teils denominalen Suffixe, die der Ableitung eine spezialisierende Bedeutung verliehen, teils aber waren sie Verbalnomensuffixe. Es gibt Fälle, wo man nicht entscheiden kann, ob das Grundwort ein Nomen, oder ein Verb, und ob das Formans denominal oder deverbal ist. Gerade diese Fälle stellen anschauliche Beweise für die Tatsache dar, dass in der uralischen Ursprache — selbst nach der Absonderung der Kategorien Nomen und Verb, und der Entwicklung der Flexion — Nomen und Verb voneinander noch nicht scharf abgegrenzt waren und so auch die Funktion der denominalen und der deverbalen Ableitungssuffixe nicht getrennt sein konnte. Die Differenzierung in der Funktion der Ableitungssuffixe ist das Ergebnis einer langsamen, fortschreitenden Entwicklung, und gerade die Beweise von Lehtisalo überzeugen uns davon, dass in der finnisch-ugrischen Ursprache zahlreiche Ableitungssuffixe uralischer Herkunft schon entschieden eine adjektivbildende Funktion erfüllten. Zsirai wies in seiner Arbeit »Alapszóbesugárzás a szóképzésben« [Ausstrahlung der Stammwortbedeutung auf die Ableitungssuffixe] (MNy. XII, 1—11) überzeugend nach, dass »Bezeichnungskraft und Schattierungsvermögen bei einem ansehnlichen Teil der gleichlautenden wortableitenden Sprachelemente durchaus nicht eine uralte

immanente Gegebenheit, sondern das Ergebnis historischer Veränderungen, analogischer Ausgleichungen ist. Zur Entstehung dieser Veränderungen trägt auch die Ausstrahlung der Grundwortbedeutung bei... und... eine gewisse Grundwortkategorie oder eine engere Begriffsgruppe der Grundwörter, manchmal sogar ein Fremdwort, das in denselben syntaktischen Relationen gebraucht wird, wie die Ableitungen, formt oft den ganzen Charakter eines Ableitungssuffixes um« (11).

A N H A N G

Das nenezische *-savaj* usw., ein Nomen *possessoris*-Suffix

Nach Angaben der Wörterbücher, sowie nach den aus den Texten gesammelten Belegen gibt es im Nenezischen ein beachtenswertes zusammengesetztes Ableitungssuffix. Seine Varianten sind: (Castr.) *-savaj*, *-savaej*, *-zavaej*, *-cavaej* usw. (vereinzelt mit *-n*: *savaein*), Knd. (mscr.) *-samoi*; (Sprog.) *-sawoi*, *-sewoi*, *-cawoi*, *-dsawoi*; (Leht.) O. *-sàβàì*, *-saßβàì*, *-tsaβàì*, *-tsaßβàì*; PD. *-saβàì*; BS. *-šsaßβai*, *-šsaßβëi*, *-šsuβăei* usw. (vereinzelt mit einem Kehlkopfverschluss: O. *-saßβàì*“, MS. *-saßβàì*“, BS. *-saßβëi*“ und mit einem Nasal: O. *-saβaiη*); Ni. *-sām̃j*. G. N. Prokofjev erwähnt noch die Varianten: *-sawej*, *-zawəj*, *-cawəj*, vgl. Ненецкий (юрако-самоедский) язык 20. I. 9. Das Suffix als Zusammensetzung ist nicht uralischen, sondern ursamojedischen Ursprungs. Das erste Element des Ableitungssuffixes **-ša-*, **-še-* dürfte auf ein uralisches Suffix zurückgehen (vgl. Paasonen: Beitr. 248). Lehtisalo (a. W. 198) weist es im Nenezischen nur in einigen Wörtern in der Form *-ššàì*, *-săèj* usw. (**-ša-*, **-še-* + **-j*) nach. Die Varianten von Kondin und dem *nîʔtše*-j-Fluss weisen darauf hin, dass zum Element **-ša-*, **-še-* die uralischen Ableitungssuffixe **-ma-* + **-j* (**-j̃*) hinzukamen. Das zusammengesetzte Ableitungssuffix erfüllt im Nenezischen die Funktion eines Nomen *possessoris*-Suffixes. Die Belege der Wörterbücher sind: (Castr.) *harasawaei* 'schuld' (*hara* 'Schuld'); (Castr.) *jursawaei*, *jurcawaei* 'fett' (*jur* 'Fett, Butter'); (Sprog.) *jurcawoi* 'fett, fettig' (*jur* 'Butter, Tran'); (Castr.) *warsawaei* 'beschmiert, schmutzig' (Deutsch-sam. Wörterverz. *war* 'Schmutz (an Kleidern, im Gesicht, im Zimmer, auf dem Schnee)'); (Sprog.) *hād^ssawoi* 'harzig' (*hāda* 'Harz'); *ηāptedsawoi* 'giftig' (*ηāpt* 'Gift'); *tūtsewoi* 'fett, fettig' (*tūte* 'Fett, Speck'). Vgl. noch (Castr. msr.) Knd. *jursamoi* 'fett', *tusamoi* id. (Paasonen: Beitr. 248).

In den Texten haben wir eine beträchtliche Anzahl von Beispielen für den attributiven Gebrauch der mit dem Ableitungssuffix *-savaj* usw. abgeleiteten Wörter: (Castr.) *meāsavvaej wausakoh puda mah* 'der Zeltbesitzer, der Alte [der zeltige Alte] er sagte' (230); *sādibadānda heamsavaj*

sisjuh sisju dōdalam'ah 'von seinem Peitschen blutigen Schaum, Schaum begann ich zu brechen' (275); (Leht.) O. *χυψjumti*'' *βar̄tsaβài pañnim*'' *m̄ēnp?* 'welche von euch hat ein schmutziges Gewand?' (17); *tād^o padà pūñnantv nūn*—*nād tušsaββài jūñnv χām̄mī*''^a 'dann liess sich nach ihm ein geflügeltes Pferd von Himmel nieder' (20); *t̄ēδv*'' *mañ ná,anta néβχī pur.*—*tsaββài jēšše laptà:ikkotsem*'' *taītā,dm*''^a 'jetzt gebe ich dir einen alten verrosteten eisernen Kasten' (40); *tād^o s̄ū n,tsaβài ηa,t̄sekkīm*'' *χāñnādu*''^a 'dann brachten sie das Kind mit dem Nabel (den Säugling) [das nabelige Kind] fort' (446); PD. *šosaβài laxnākkv* 'zu singendes Märchen' [kehliges Märchen] (193), vgl. *pūñnād šile jāder̄ttv lū,tse t̄šōrsaββài minaxv*''^a 'dahinter gehen die zwei russischen Schmiede rufend' (123). Das im Wort *t̄šōrsaββài* erscheinende *-r-* ist ein denominales Nomensuffix (vgl. Lehtisalo a. W. 182); BS. *χib̄^rerit̄*—*tō*''^a, *n̄ēšsaβēi* *χib̄^reri* 'Menschen kamen, ein Mann mit einem Weib' [beweibter Mann] (572); Ni. *n̄iē.ñēānv tōt*—*tajjenp, kā.šle-sāmmi tōjje*''^aj 'in der Richtung nach vorwärts ist ein See, ein grosser, fischreicher See' (138); *nānm̄sāmmi lā^otoku* 'eine schmutzige Diele' (81).

Bemerkenswert sind die Konstruktionen, in denen das Nomen possessoris-Suffix zur Verbindung zweier koordinierter Satzteile dient. Diese Konstruktionen stimmen im wesentlichen mit dem oben angeführten BS. *n̄ēšsaβēi χib̄^reri* 'ein Mann mit einem Weib' [beweibter Mann] (572), sowie mit dem ungarischen Ausdruck *férjes feleség* 'verheiratete [bemannte] Frau' und seinen finnisch-ugrischen Entsprechungen überein (vgl. Fokos-Fuchs: Nyr. LXIII: 14—22): (Leht.) O. *tād^o tantsaβài s̄irrv χāēχeββα ji*'' *χāsā* 'dann, nachdem Sommer und Winter [sommeriger Winter] vergangen waren, trocknete das Wasser ein' (14). Sehr häufig ist diese Konstruktion im Ausdruck 'Tag und Nacht', oder 'Nacht und Tag': (Leht.) O. *tād^o t̄šikkī jāχāñnv pišsaβài jāšle pōdanaxà*''^a 'dann stritten sie an diesem Platze Tag und Nacht' (42); T. *ηōb^am*—*pišsaββai jāšlem*—*ηāēdałt̄i,dm*''^a 'einen Tag und eine Nacht fahre ich' (375); MS. *nār*'' *jāšlem*—*B^rišsaββāei jādāni*''^a 'drei Tage und Nächte wanderten wir' [Dual]' (552); BS. *pišsu-βāei jāšle tañne jūššidā* 'Tag und Nacht liegt er da' (203). Interessant ist auch folgender Ausdruck aus demselben Dialekt: *mañ ηēēdalējjūβ*'' *āñim*—*B^rūñnā*'' *sān jāšle, s̄ān pišsuββāei* 'ich begab mich zu fahren wieder zurück, viele Tage, viele Tage und Nächte' (eigtl. 'nächtige [Tage]') (367). Auch aus dem Obdorsker Dialekt kann ich einen solchen Ausdruck anführen: *t̄šikkā-ββāχañnv pišsaβài η-ηōv*'' *nūšše* 'da reist er (mit seinem Zelt) Tag und Nacht [nächtig] ununterbrochen' (445).

In zahlreichen Belegen stehen die Adjektive auf *-sava*j usw. im Satze als suffixlose Modalbestimmungen: (Castr.) *tubkasa waein tongaha* 'mit der Axt kamen sie' (186); *tajsavaej āni niernjā jādalj* 'mit der Stirnhaut wieder vorwärts ging sie wandern' (195—6); *sjunkosavaei meäd miun djū* 'mit dem Schlitten trat er in das Zelt hinein' (290); *njen-*

j u s a w a e i t j i k i j a h a d m e ä k a n d a j ä d a l j 'mit der Tochter von dieser Stelle zu seinem Zelte begab er sich zu wandern' (294); *seädñ gara jierum side me ä t s a u v v a e j m a t t o r n a j u d a* 'den Wirt der Hügelkrümmung mit seinen zwei Zelten durchschnitt er' (221); *njāmdota nji makaptāda h a r a s a w a e j* 'auf seinem Geweih stellte er es auf mit dem Messer' (4); *inamda neäkalngah t i e n t s e n s a u v v a e j* 'seinen Bogen zog er mit dem Köcher heraus' (10); (Leht.) O. *tād^v t^sičk^ki tādebe pēn.tser.tsa ββàì jirⁱⁿ* "pādv" 'dann begab sich der Schamane mit seiner Zaubertrommel auf den Mond' (8); *t^sičk^ki jāxād t u š s a β β à ì š i β j ā l l e χ ā m m ö t t ā* 'von dieser Stelle liess er sich mit dem Feuer sieben Tage herab' (19); *nišsedv j ā r s a β β à ì* " *nūχūn.t^se sañnai^a* " 'sein Vater sprang weinend zu seinem Sohn' (165); BS. *juñv^rērk^vo jāxam^m m^eoēl^tin^v d^r ēo š s a β β ē e i* " *mañ náββitāβ* 'mit den von mir gehaltenen Renttieren [über] den Buchtverzweigungsfluss galoppierte ich' (284—5); *tj^p-p ē l l e s a β β ē e i, n ā t s a β β ē e i n e m* " *χāñnāβ χ i d e k k o š s a β β ē e i t u l' s i k k ũ š s a β β ē e i* 'mit einigen Renttieren, mit dem Zelte führte ich die Frau mit den Tassen, mit den Löffeln' (321) usw.

In Lehtisalos Texten kommt das Adjektiv auf *-ssaββàì* usw. auch als nominales Prädikat vor: MS. *māl nēssaββàì^a* 'alle haben ein Weib' [alle beweibt] (76); Kan. *in^{dv} pāisaββēi, in^{dv} nā^m* "māδw" 'den Bogen mit Pfeilen, [sie] nahm den Bogen' [sein Bogen pfeilig, seinen Bogen nahm (sie)] (246). Auch Subjekt oder Objekt kann das Wort mit dem Ableitungssuffix *-ssaββàì* sein: (Leht.) MS. *χār^rssaββàì jāη^ru* 'es gibt keinen Schuldigen' (275); (Castr.) *puengai beān tjahana siu s i e s a v a e j siu siuddubeā njuhulievuida* 'ausser den Schaukelpfählen sieben Harzriesen [= harzig] [und] sieben Riesen schleifte er fort' (141).

Einige Belege haben wir dafür, dass das erste Element des zusammengesetzten Ableitungssuffixes *-savaj*, das Element **-sa-*, **-se-* (+**-j* od. **-i*) auch allein als Nomen possessoris-Suffix fungieren kann: (Leht.) O. *t^siēdv^r t^si mañ^{ne}* " *nūχujjūñ^v* " *n ē š s a η ā è χ a j j ē χ ā^a* " 'jetzt haben sich dort unsere Kinder verheiratet' [unsere Kinder beweibt-seiend wurden] (8); *jē.ṗpsā^a* " *tañnāi^d* " 'die wärmespendenden [Wolken] stiegen auf' (530). Die Bedeutung des Wortes *jē.ṗpsā^a* " widerspiegelt ausgezeichnet das ungarische Wort, mit dem Budenz in seinem Wörterverzeichnis das Wort *jeppi* übersetzte: „hőséges“. Mit diesem nenezischen Ableitungssuffix gehört das jenesische Ableitungssuffix *-sae* (*fu-sae* 'steinig', *sie-sae* 'löcherig'), sowie auch das tawgysche Ableitungssuffix *-jeä* (*sie-jeä* 'löcherig') zusammen (vgl. Paasonen: Beitr. 248).

Paasonen a. a. O. weist auf die selkupische und kamassische Entsprechung des nenezischen zusammengesetzten Ableitungssuffixes *-ssaββàì* usw., Knd. *-samoi* (vgl. Ni. *-sāmmi*) hin und er beruft sich auf die Wörter: selk. (Castr.) *mir-ssemel* 'teuer' (*mir* 'Preis') und kam. (Castr.) *phi-zewi* 'steinig' (*phi* 'Stein'). Das seltene selkupische Ableitungssuffix, dessen Bestandteile **-se-* +

*-*mε*- + *-*l*. sind, erscheint auch in folgenden Wörtern : Tas *èssemel* 'alt (ausgewachsen, wer Vater sein kann)' (vgl. MO., B., Tas. *ès* 'Vater'); Tas *ilmassemel* 'schwanger' (vgl. B., Jel., Tas *ilmat* 'Sohn'); Kar. *nälgupsemel-gum* 'verheirateter Mann', eig. 'beweibter Mann', (vgl. *näl-gum* 'Weib', eig. 'Weib-Mensch'), Kar. *ōropsemel*, B., Jel. *orpsemil*, Tas *orssemel* 'stark' (vgl. N., B., Jel., Tas., Kar. *orp* 'Stärke', K., OO., Tsch. *orm* id.); Kar. *tāksemel* 'reich', Jel., B. *tāksemil* id. (vgl. Jel., B., Tas *tāk* 'Waare'); Tas, Kar. *tenesemel*, B. *tānesemil* 'klug, verständig' (vgl. N., B. *tān* 'Verstand'). Die Bestandteile des häufig vorkommenden kamassischen Nomen possessoris-Suffixes sind : *-*se*- + *-*mε*- + *-*j* (*-*ǰ*) und seine Varianten nach Donners Aufzeichnung : -*zebi*, -*zabi*, -*z^əbi*, -*zeβi*, -*sebi*, -*s^əβi*, -*š^əbi* (Donner—Joki § 25.).

IV.

Das Verbalnomen als Attribut

In den Beispielsätzen, Texten von Castrén, sowie auch in den Texten von Lehtisalo finden wir in bedeutender Anzahl Konstruktionen, in welchen das Attribut — auch nach unserem heutigen Sprachgefühl — eine klare Verbalnomenableitung ist. Während aber an den verdunkelten Verbalnomina, die nach unserem Sprachempfinden zur Kategorie der Adjektive gehören, nahezu sämtliche Verbalnomensuffixe uralischer Herkunft vertreten sind, weisen die attributiv gebrauchten klaren Verbalnomina eine grosse Verarmung an Ableitungssuffixen auf. Es erscheinen an ihnen eigentlich nur drei Ableitungssuffixe. Das eine ist das uralische (und auch in den finnisch-ugrischen Sprachen stark produktive) Verbalnomensuffix *-*m*. (ursam. *-*ma*, *-*mε*, sowie *-*ma*- + *-*j* (*-*ǰ*); vgl. Lehtisalo : AblSuff. 91—110). Das andere ist das ursam. Verbalnomensuffix *-*ta*, *-*te* (vgl. Lehtisalo a. W. 273—87), welches — wie wir wissen — mehrere ururalische Bildungssuffixe vertreten kann. Das dritte ist das *-*n*., ein uralisches Verbalnomensuffix, das in zahlreichen Belegen auch im Nenezischen nachweisbar ist. Die attributive Funktion dieses Verbalnomens auf *-*n*. ist in der heutigen Sprache (in Lehtisalos Texten) schon stark beschränkt. Attributive Konstruktionen von Verbalnomina mit dem uralischen Verbalnomensuffix *-*j* (*-*ǰ*), sowie von den weitergebildeten Formen von Verbalnomina mit dem ebenfalls uralischen Verbalnomensuffix *-*p*. und *-*ś*. kommen — selten — auch in der heutigen Sprache vor.

Den attributiven Gebrauch des samojedischen Verbalnomens können wir am besten mit dem Satz charakterisieren, den Simonyi über den attributiven Gebrauch des ungarischen Verbalnomens abgefasst hat : das samo-

jedische Verbalnomenattribut »lässt das Regens mit der im Attribut ausgedrückten Handlung in irgendeiner Beziehung erscheinen« (A jelzók mondatana [Syntax der Attribute] 17).³²

Das attributiv gebrauchte Verbalnomen auf **-ma*, **-me* ist im Nenezischen das Verbalnomen der perfektiven Handlung. Aus Castréns Beispielsätzen und Texten haben wir einige Belege für attributiv gebrauchte Verbalnomina auf **-ma*, **-me* ohne Possessivsuffix:

a) In einem Teil der Belege ist das Regens Subjekt der durch das Verbalnomen ausgedrückten Handlung. Das Verbalnomen hat ein unbezeichnetes Objekt: (Castr.) *tíky har misoma nienete jádart jherawy* 'der Mann, der dieses Messer gemacht [ein Messer-gemachter Mensch] verstand nicht zu schmieden' (Wb. Anh. 377). — Das Objekt des Verbalnomens ist bezeichnet: (Castr.) *tym teamdama nienete* 'der Mann, der das Renntier gekauft hat' [das Renntier (Akk.) gekaufter (gekauft habender) Mensch]; *meadm míma nienete* 'der Mann, der das Zelt errichtet hat'; *tym tálema nienete haewy* 'der Mann, der das Renntier gestohlen hat, ist davongegangen' (Wb. Anh. 377).

b) Häufiger sind die Konstruktionen, wo dem Verbalnomen-Attribut (oft auch dem Regens) ein Possessivsuffix angefügt ist. Das Possessivsuffix des Attributs bezeichnet die Subjektperson der durch das Verbalnomen ausgedrückten Handlung, während das Regens eine Bestimmung oder das Objekt der Handlung ist: (Castr.) *mansaramau jau* 'meine Arbeitsstelle' [meine Tätigkeit mein Platz]; *jábimau jau* 'meine Trinkstelle'; *numau jau* 'die Stelle, wo ich gestanden'; *hunmau jau* 'die Stelle, wo ich gelaufen' (Wb. Anh. 377). Vor dem attributiv gebrauchten Verbalnomen mit Possessivsuffix kann auch ein die Person des Besitzers hervorhebendes Personalpronomen stehen: *mañ hañamau jau* 'meine Fangstelle'; *mañ mansaramau jau ηaewy* 'die Stelle, wo ich (längst) gearbeitet habe' (a. W. 377—8). Interessant sind auch folgende Konstruktionen: *mañ mansaramau nienete* 'der Mensch, bei dem ich gearbeitet habe' [mein Wirken Mensch]; *pudar jilimear nienete* 'der Mensch, bei dem du gelebt hast' (a. W. 378). Das Verbalnomen hat ein unbezeichnetes, bzw. ein mit Possessivsuffix versehenes unbezeichnetes Objekt: *har íammau nienete* 'ein Mensch, dessen Messer ich genommen habe' [Messer mein Wegnehmen-Mensch]; *meata malliemau nienete* 'ein Mensch, dessen Zelt ich zerbrochen habe' [sein Zelt mein Zerstören-Mensch] usw. Hierher gehört auch die folgende Konstruktion: *tíky nienete mañ málíteanda ηandartamau nienete* 'dieser Mensch ist der Mensch, dessen Pelz ich zerrissen habe' [dieser Mensch (ist) sein Pelz mein

³² Die samojedischen Verbalnomina bewahrten im allgemeinen jene uralte Eigenart der uralischen Verbalnomina, dass ihre Bedeutung sich nicht je nach Ableitungssuffixen differenzierte (vgl. z. B. in allen samojedischen Sprachen, vor allem im Nenezischen, die Funktionen des Verbalnomensuffixes **-ta*, Lehtisalo a. W. 280—84).

Wegreissen-Mensch] usw. (a. W. 377—8). Auch aus Lehtisalos Texten kann ich Beispiele anführen: PD. *ń ā χ a r*” *j ā ř r ō m a r s ā è β ł t v χ ā j j e l*” *t^sēβ*” *ń ā i δ v*”^a 'dein dreimaliges Weinen, die Tränen deiner Augen sind dies' (131); Nj. *tšięptaj ńeānnvō jārteokki ńeńńu k ā è”ń a p t t u η u”u m n v δ mannīsō”ojttvā* 'morgen begab sich Jařfehki's Tochter längs der von ihnen gegangenen Spuren nach diesen zu schauen' (417); Ni. *t ē m t a m m ā è t t v j u r o ł t v η a m o k i ĩ è η a ł t v* 'das von ihm gekaufte Fett begann er zu essen' (86). Diese Belege in Lehtisalos Texten sind als bewahrte Altertümlichkeiten zu betrachten.

Unter Castrés Beispielen stossen wir auf Konstruktionen, in welchen das Verbalnomensuffix **-ma*, **-me* an einen mit dem Ableitungssuffix *-ku-*, *-gu-*, *-ηo-* versehenen Verbalstamm angefügt ist, der Wollen, Absicht, oder eine auszuführende Handlung ausdrückt: *mań ty teamdāηomau nienete* 'der Mensch, von dem ich das Renttier kaufen wollte'; *mań jilīηomau jau* 'eine Stelle, wo ich wohnen will'; *man hāηomau jau* 'eine Stelle, wo ich sterben will' (Wb. Anh. 378).

Während die attributiven Konstruktionen mit Verbalnomina auf **-ma*, **-me* schon eigentlich als veraltet betrachtet werden können, sind die Konstruktionen mit Verbalnomina auf **-ma-* + **-j* (**-ĭ*) und **-me-* + **-j* (**-ĭ*) auch in der heutigen Sprache sehr produktiv. Der kamassische Ausdruck (Donn. Wb.) *p^rĩmĩ βeřžə* 'Windes Brausen' (*p^rĩmĩ* 'Brausen, Rauschen', *βeřžə* 'Wind') bewahrt das Andenken dessen, dass das Verbalnomen auch eine imperfektive Handlung ausdrücken konnte. Das Regens ist in diesem Ausdruck Subjekt der durch das Verbalnomen bezeichneten Handlung: 'brausend[er] (Brausen)-Wind'. — In den nenezischen Belegen ist das Regens Subjekt oder Objekt der durch das Verbalnomen bezeichneten Handlung. Das Verbalnomen kann auch ein Attribut haben: (Castr.) *t e a m d a w y t y h u n w y* 'das gekaufte Renttier ist davongelaufen'; *j u o m y t y h ō w a e d u* 'sie haben das verlorene Renttier gefunden'; *ń i (ń i w y) t e a m d a w y t y* 'ein ungekauftes Renttier' usw. (Wb. Anh. 384—5); (Leht.) O. *t^sĩkkĩ p i n t a β β ĩ χ ā s a β β a χ ā*” *χ a ñ χ a ĩ^sĩ*” *χ ā m j ā χ ā*”^a 'jene Männer, welche Werkbäume holten, kommen zu ihren Schlitten herab' (154); MS. *ń ā r m β^r ō n t ā ĩ n n v m ĩ β β ĩ s ā j j ū β t ũ t a β ō ĩ n ā d ō n z e j ĩ l ĩ β ā ĩ n n v*” *j ē d*”^a 'nach drei Jahren sollen die gesammelten Krieger beabsichtigt haben zu kommen unserer Renttiere wegen' (298); Arch. *l ā t*” *ń ĩ m ĩ e η ā ĩ i*” *p ā d a β β ĩ n ò ĩ m*” *l ē χ e p t ā* 'über die Bodenbretter wieder verziertes Tuch breitete sie' (186—7).

Das Verbalnomen kann Objekt, Adverb besitzen: (Castr.) *s i t w ā d a v ĩ o ĩ h ā d a r j ā d ā u d u m a n a n d* 'deine Grossmutter, die dich erzog, geht längs deiner Spuren' (169); *p a r i d i e n j ā d s ō j u v u i h a t s e k ĩ h ā r k k a k ō n g a h ā e v ĩ o ĩ h* 'der von der Schwarzen geborene Knabe ist etwas gross geworden' (85); (Leht.) O. *j ĩ r ĩ η ā n i*” *χ ā j j è r ā d*” *ń ē n u m*” *m^zē β β a ĩ t^sē χ ā è ĩ β β ĩ*” *χ ā s a β β v j ĩ r ĩ χ a ĩ n n v t^sĩ*” *t ā d ā d v* 'der Mann, welcher

ausging, die Tochter von Sonne und Mond zu nehmen, blieb dort festhaften (9); *χυσσαβὰι νεῆνεῖς* β³ε̄n tařrañā paηeΓalm̄i sēḡañnūm³ s̄ērtāḡje³! 'dann soll jeder Mann ein aus Hundehaar geflochtenes Floss machen!' (12); OD. *s̄ēñeì ηἰχῖ̄ joxōβῖ̄ n̄āββv* ηαιββῖ̄ 'unser früher einst verirrter Kamerad ist es' (193); *jēdāḡjeηηēsoβῖ̄ m̄āltv tēββῖ̄β³* 'zu dem kürzlich aufgeschlagenen Zelte kam ich' (189); Nj. *källē riχāet mēm̄māej kannam* 'aus Walfischknochen ist mein Schlitten gemacht' [aus Walfischknochen gemacht(er) mein Schlitten] (406); vgl. *rīt-tiēnsχāet m̄iēm̄māem kannam* 'ganz aus Knochen ist mein Schlitten von mir gemacht' [mein ganz aus Knochen gemacht(er) mein Schlitten] (409).

Es kommen in den Texten auch Ausdrücke vor, die den finnischen Konstruktionen vom Typ *isän ostama hatu* 'der Hut, den der Vater kaufte' (Vaters gekaufter Hut) entsprechen (vgl. Sebestyén: NyK. XLIV, 133—5). Das Subjekt der durch das Verbalnomen bezeichneten Handlung wird in den samojedischen Beispielen durch die Dativform mit einem Personalsuffix, oder durch ein unbezeichnetes Nomen possessoris ausgedrückt: (Leht.) O. *ηōrmādantv χaḡje n̄ān̄t̄a· χāē m̄ē sar p̄p̄āβñnv* 'nachdem er gegessen hatte, begab er sich längs des von seinem Kameraden begangenen Pfades' (2); *mañ n̄i s̄s̄eñi·m̄ēββῖ̄ n̄ē m̄i³ p̄ūlβān³ χarβāδ³m³* 'das von meinem Vater genommene Weib will ich suchen gehen' (463); S. *app̄y^k-kättv³m̄m̄i p̄ēā* 'vom Gewitter umgestürzter Baum' (AblSuff. 109); Ni. *n̄ūn mann̄i³ m̄i tu³ uḡj̄iēm* 'mein von meinem Sohne gesehenes, armes Feuer' (145).

*

Viele Beispiele gibt es im Nenezischen für den attributiven Gebrauch des Verbalnomens auf *-ta, *-te (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 266—7). Mit diesem Ableitungssuffix werden hauptsächlich Verbalnomina zur Bezeichnung der imperfektiven Handlung gebildet: (Castr.) *āmdioda hāsauam āni njamāda* 'den sitzenden Mann packte er wieder' (76); *mueta jinjemda jikanda tjahad seārāda* 'seinen Lenkriemen [(zu) haltenden Riemen] band er hinter seinen Hals' (121); (Leht.) O. *t^su^kkū· ḡāēsōnt³ m̄ūñnōtta· χāē³ n̄ā³ tamnv jādē-r̄t̄s̄ett̄i* 'bis heute wandert er immer noch mit dem donnernenden Gewitter' (31); BS. *tāññr̄ltv χaβ^ri narē³ χōrdāβ* 'den [Renntier] treibenden Ostjaken durchbohrte ich mit dem Speer' (318).

Es gibt auch Fügungen, in denen zum Verbalnomen auf *-ta, *-te ein Objekt oder Adverb gehört: (Castr.) *jauna jadartah njūdje* 'die auf der Erde gehenden Kinder von ihm' (100); (Leht.) O. *tādv χalmeramt^v t^sēttv ḡāē n̄id ηāēdā p̄ēmpat³ s̄ūrḡādv* 'seine Verstorbene hüllte er dann in den auf vier Füßen stehenden Sarg' (453); PD. *maññe³ ḡāχaññnv s̄ādañnv³ ḡōr̄ttv ηἰll̄i³ k̄k^v taññā* 'in unserem Lande ein uns essender Teufel ist vorhanden' (195).

Eine perfektive Handlung drückt das Verbalnomen auf *-ta, *-te sehr selten aus: (Castr.) *hunjad turta nieh* 'woher gekommenes Weib' (143). In solcher Bedeutung kommt in einigen Fügungen das aus dem Verb für 'halten' abgeleitete Verbalnomen vor: (Castr.) *muatau teu piodę muamda!* 'das von mir gehaltene Renntier [mein gehaltenes mein Renntier] möge er nehmen' (83); *muetada teäda puijenda njä sulmıoi* 'das von ihm gehaltene Renntier fiel kopfüber auf seine Nase' (122); *muetamda tjürumda ani jılāda* 'die Treibstange, die er hielt, hob er wieder' (76); (Leht.) O. *mañ nāxaromtāi pō'' pōjjōrtš m≈ ęłtāβ χā pčtē)āβ nāđedarādamtš* 'ich liess im dritten Jahre meinen zum Holzfahren gehaltenen Ochsen fortlaufen' (49); OD. *m≈ ęłtamıv pēńserıtv ηāńı'' lāđāđv* 'die von ihm gehaltene Zaubertrommel schlug er wieder' (191); PD. *ηārkkv χab'ir ηoḡpoi m≈ ęłtāđē ηāıđē ηāńı'' χājjuβı* 'das von dem grossen Ostjaken behaltene eine Bein wieder ist zurückgeblieben' (117); Kan. *χāb^rłtendv* *m≈ ęłtāb^rt jıńnāb^rt χāñā* 'deinen zum Totschlag verwendeten Bogen erbat er' (240). Bemerkenswert ist ein Beleg aus einem Obdorsker Schamanenlied: *śıβ nē sęrra nē śıβ jā_ηđē śsōđamıv ηāđē ββo mıv łśımḡpi* 'sieben Weiber, Witwen, kämten ihren Kopf, der sich in sieben Ländern gelagert hat' [in sieben Ländern ihren Zelt-aufgeschlagenen Kopf] (507). In all diesen Ausdrücken ist das Possessivsuffix beiden Teilen der attributiven Konstruktion angefügt, in drei Belegen nimmt sogar das Verbalnomenattribut auch das Suffix des Sg. Akk. -m (-b) an.

Ein Beispiel gibt es auch dafür, dass das eine imperfektive Handlung bezeichnende Verbalnomen auf *-ta durch Kategoriewechsel als selbständiges Substantiv gebraucht wird. Im Kaniner Wörterverzeichnis von Budenz findet sich der Ausdruck *meadorda acikı* 'árva gyermek; Waisenkind' (vgl. Castr. *meador-ηa-* 'betteln'). In Castréns nenezischem Wörterbuch steht das Wort *meadorta* mit der Bedeutung 'Waise'. Auf dem Wege des Substantivwerdens scheint auch das Verbalnomen *jāđerıtv* zu sein (vgl. Castr. *jādarñādm* 'ich schmiede'): (Leht.) PD. *śıđe jāđerıtv lūtsęχv'' māńnamv* 'die zwei russischen Schmiede sagten' (123); *śıđe jāđerıtv lūtsār nābı ηudañā_βı'' jęśse jü_łśeri nām^riχı''^a* 'die zwei russischen Schmiede halten in ihrer einen Hand Eisenstücke' (125). In diesen Konstruktionen mit der Bedeutung 'zwei russische Schmiede' hat das Wort *jāđerıta* viel eher die substantivische Bedeutung 'Schmied', als die verbalnominale (adjektivische) Bedeutung 'schmiedend'.³³

³³ In einigen Beispielen finden wir attributiv gebrauchte Verbalnomina mit unklarer Ableitung (? *-m- + *-ta). Ihre Bedeutung steht dem ungarischen Partizipium instans sehr nahe: (Castr.) *muemdānda wāđānda muat!* 'dein zu sagendes Wort berichte' (128); *muēunda nieu njēu mueuan* 'das Weib, welches ich nehmen sollte, das Weib nahmst du' (mein zu nehmendes Weib, mein Weib nahmst du) (136).

Das Verbalnomen der imperfektiven Handlung auf *-j (*-ĵ) (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 64) wird als Attribut sehr selten gebraucht: (Leht.) Arch. *j ā b' ē j ī δ a m'' tāsēttĵ* 'er gibt immer wieder Branntwein' (422), vgl. (Castr.) *jābiedm* 'trinken' [Branntwein]); *χ ā n j è - n ā n i'' jānku* 'ich habe keinen Jagdkameraden' [mein jagender Kamerad ist nicht da] (ebd.).

Ebenfalls sehr selten kommt auch das imperfektive Verbalnomen auf *-śa-, *-śe- (+ *-ĵ) attributiv vor (vgl. Lehtisalo a. W. 199—201): (Castr.) *pudābnānda h ā j u r t j e t ĵ h amzetĵh* 'wenn er hinterher ginge, die zurückbleibenden Renttiere würden sie fressen' (242—3). In Lehtisalos Texten finden wir in einem stehenden Ausdruck ein attributives Verbalnomen auf -t^śē: T. *mafen^{t^ś}ē. χāsoββo* 'der Renttierfänger Samojede' (99—100).

Sporadisch kommt in den waldnenezischen Dialekten auch das perfektive Verbalnomen auf *-pa- + *-ju in attributiven Konstruktionen vor: (Leht.) Nj. *jāχvōkku''ūjji tat kajjəp, mārχannvōttvō k ā p ĵ j ě â r β jō^hśittā^h* 'ein kleiner Fluss begab sich dann, an seinem Oberlaufe liegt ein toter Kaulbarsch' (607); Ni. *n ĵ t t ū p ĵ β ĵ j j e t t v nāĵ nōpt śārurĵāttv* 'seine gerisene Schnur knüpft er wieder zusammen' (133—4).

*

In dem Abschnitt »Ururalische Suffixe mit *n*.« seines grossen Werkes über die uralischen Ableitungssuffixe weist Lehtisalo ein denominales Substantivsuffix uralischen Ursprungs nach (119—122), hält dagegen den uralischen Ursprung des in den uralischen Sprachen selten nachweisbaren Adjektivsuffixes *-*n*. für zweifelhaft (a. W. 123). Für dieses Ableitungssuffix erwähnt er aus dem Samojedischen nur einige tawgysche und jennisische Beispiele und ein unsicheres Beispiel aus dem Selkupischen. Lehtisalo bezweifelt auch den uralischen Ursprung des in den finnisch-ugrischen Sprachen ebenfalls seltenen Verbalnomensuffixes *-*n*. Er weist dieses Ableitungssuffix im Samojedischen nur in einigen unsicheren selkupischen Formen nach. Mit Berufung auf die Vorlesungen von Gombocz weist Lehtisalo das Verbalnomensuffix *-*n*. auch in einigen ungarischen Wörtern nach: dieses Suffix erkannte er im Wort *vagyon* 'ist', dessen ursprüngliche Bedeutung 'seiend, vorhanden seiend, existierend' war, ferner in den Wörtern *haszon* 'Zuwachs' (fi. *kasvaa* 'wachsen'), *hason* 'gleich': altung. *hason fele* 'genau die Hälfte', vgl. noch *hason mása* 'genau das Ebenbild' (*has-ad* 'spaltet sich', *has-it* 'spalten') usw. Auch das *n* Element der ungarischen Infinitivendung -*ni* ist mit diesem Ableitungssuffix identisch (a. W. 123—9). Obwohl Lehtisalo im Nenezischen kein Verbalnomen auf *-*na*, *-*ne* nachweist, finden wir dennoch in Castréns Beispielsätzen und Texten, sogar auch in Lehtisalos Texten klare Belege dafür, dass es Verbalnomina auf *-*na*, *-*ne* auch im Nenezischen gibt und sie auch in attributiven Konstruktionen vorkommen können, hauptsächlich als Verbalnomen-Attribute der imperfektiven Handlung: (Castr.)

pādanana nienete 'ein Schreiber' eig. 'schreibender Mensch', (vgl. *pādanādm*, *pādnādm* 'ich schreibe'); *jādana nienete* 'ein Gänger' eig. zu 'Fuss gehender Mensch' (vgl. *jādam*, *jādādm* 'gehen'); *lahanana nienete* 'ein Sprecher' (vgl. *lahanādm* 'sprechen'. Die angegebene Bedeutung der Konstruktionen 'ein Ruderer' ist irrtümlich); *teamdana nienete* 'ein Käufer' (vgl. *teamdāu* 'kaufen') (Wb. Anh. 383); *pīntana hāsaua'ah* 'der Mann, der Werkbäume suchte' (275; vgl. Leht. : AblSuff. 65 : O. *pīntā* 'Tischlerholz suchen, Tischlerholz hauen'); *maedarkāna jieru* 'der hinkende Wirt' (262; vgl. *maedadm*, *maedādm* 'hinken'; das Element *-rk-* ist ein augm. oder frequ. Ableitungssuffix); *sjurnje jēndat(ah) anodan seijuuveh* 'im drehenden Strom ging ihr Boot unter' (297; vgl. *surileu* 'wälzen, rollen'). Ich fand Beispiele auch in Lehtisalos Texten : O. *mañ nāññān tārāñna tšēñnats* "tšām" ηǎē" niβ^α! 'dies ist ja der von mir benötigte Köcher!' (149); *tādeb'e sērodēltv ηōB* "χάτταñnv pǎè m" maññē 'der Witwer-Wirt Zauberer sah einen schwimmenden Stein' (23); PD. *ji l l e ñ n v ji k k a ñ n ð βāptanādu*^α 'lebendiges Wasser schütteten sie darauf' (21); η^ρ è δ a ñ a ñ n ð χ ā s a β β o tamnv ηēdañnà 'der mit Treibnetz fischende Mann fischt noch mit dem Treibnetz' (121; in der Erzählung vom Pur-Delta Nr. 49., aus der ich diesen Satz anführe, kommt diese attributive Konstruktion : 'der mit Treibnetz fischende Mann' als stehender Ausdruck häufig vor); T. ηōB^v j ā δ a ñ n a s ū δ b'e β≈ è s o k k u mǎltv mǎlkkaðà 'seinen Weg entlang schlüpfte ein Fussgänger, ein Riesenunhold-Alter [zu Fuss gehender Riesen Alter] in sein Zelt' (100); MS. *s a β β o - j i l l e ñ n v χ i β e r i χ i ñ ñ ā ñ n v tēññeβān?* 'einen reichen [gut lebenden] Menschen wo weisst du?' (304), vgl. O. ηāβñāñtv ηōB^v *s a β β o - j i l l e ñ n v χ ā s a β β v taññēββi* 'es war vor Zeiten ein reicher Mann' (35); Kan. *ārkkv jīηγ^ρñèi nēβēδp χartā^δ manzarāñnəv niēnδεε βālñā^δ* 'die Mutter des älteren Vielfrass zu ihrer eigenen Arbeitsfrau [zu ihrer arbeitenden Frau] begann zu sprechen' (217); Nj. *rampəptā n n v ð ñ i è s s ə p* 'skilaufer Mann' (607). In den den waldnenezischen Dialekt am *ñi^vtšē*-j-Fluss vertretenden Texten kommt das Verbalnomen auf *-nv* vom Verb *mîē-* 'esse' in einem stehenden Ausdruck vor : *ka l l i t t v m î ē n n v p ū ç u s s ə p mañ kāttasō^v ηām* 'ich gehe eine einzelne [selbst seiende, selbst existierende] alte Frau erschlagen' (81); *ka l l i t t a m î ē n n v p ū ç u s s ə p kōññō kōrmaj* 'die einzelne alte Frau legte sich nieder um zu schlafen' (83) usw. Im gleichen Dialekt ist das Verbalnomen *mîēnna* auch in einem anderen Ausdruck vorhanden : *sā^vmî jāχannv m î è n n v p ū ç u s s ə p ñ u* 'der an einem unreinen Platze wohnende Sohn des Mütterchens' (139).

Unter Castréns Beispielen finden wir Beispiele für den Gebrauch des Verbalnomens auf **-na*, **-ne* in verneinenden Sätzen : dem Verbalnomen-Attribut geht die 3. Pers. Sg. oder die Verbalnomenform auf **-ne* des Verneinungsverbs voraus : *ñiñe muena nienete* 'der nicht [hier] war' [nicht-

seiend (hier) seiender Mensch]; *ni* (*nihe*) *jilina nienete* 'der nicht lebt' [nicht lebender Mensch]; *ni* (*nihe*) *mansarāna nienete* 'der nicht arbeitet' [nicht arbeitender Mensch]; *nihe* *hašana nienete* 'der nicht jagt' [nicht jagender Mensch] (Wb. Anh. 383). Bemerkenswert ist das folgende Beispiel aus Castrens Texten: *āni nāmādo' ninjem garoanam* 'wieder setzten sie den, der nicht wollte' (140). Hier ist das Suffix *-m* des Akk. Sg. nicht nur dem substantivisch gebrauchten Verbalnomen auf *-na*, sondern auch dem Verneinungsverb mit Bildungssuffix **-ne* angefügt.

In einigen Ausdrücken bezeichnet das Verbalnomen auf **-na*, **-ne* in der attributiven Konstruktion eine perfektive Handlung: (Castr.) *jābiena nienete* 'ein Betrunkener' [getrunkener (getrunken habender) Mensch] (Wb. Anh. 383);* (Leht.) T. *mañ jeχērāñnv jūñnam*'' *χāñādo' χōηkūdōm*''^a? 'wo finde ich ein fremdartiges [nicht gekanntes] Pferd?' (94), vgl. (Reg.) *jeherana* 'unbekannt', (Castr.) *jiherau* 'nicht wissen, nicht verstehen' usw.; Kan. *χanzēr*'' *tōñnv χiβerim*'' *nīr manijē*''^a? 'wie siehst du nicht den gekommenen Menschen?' (226). — Auch aus dem Kamassisch-Samojedischen gibt es Belege für die perfektive Bedeutung des Verbalnomens auf **-na*, **-ne*, vgl. Donn.—Joki § 70.

In einem den Dialekt vom Pur-Delta vertretenden Text (Nr. 49.) kömmt das Wort *pātañnv* in einem stehenden Ausdruck öfters als Attribut vor, z. B. *pāttāñnv mār taññāšī*''^a 'war doch dein Schmiedehammer mit Holzstiel vorhanden' (126); *puχūtsāntv nu ηōb*'' *pāttāñnv mā m*'' *nāmmā* 'der Sohn des Mütterchens nahm einen Schmiedehammer mit Holzstiel' (123) usw. In dem samojedischen Text gibt es kein dem 'Stiel' entsprechendes Wort. Wie ist also die Form *pātañnv* zu deuten? Lehtisalo wies im Nenezischen ein Verbsuffix **-tta*, **-tte* nach, das dem denominalen Verb die Bedeutung 'mit etw. beschäftigt oder versehen sein' verleiht: O. *pāttā* 'Holz in das Stossfeuer, den Herd stecken' (*pā* 'Baum, Holz') (AblSuff. 321). Die eigentliche Bedeutung des Verbs ist etwa: 'mit Holz versehen'. Eine Ableitung von diesem denominalen Verb durch das Bildungssuffix **-na* ist also das Wort *pātañnv*, dessen ursprüngliche verbalnominale Bedeutung ('mit Holz versehenes') schon vollkommen verdunkelt ist. Eine ebensolche verdunkelte Ableitung ist das Verbalnomen mit der Bedeutung 'Polizist, Soldat': (Leht. ebd.) O. *pāttij-tañnā* 'Polizist', Meseñ *pāttijtañnv* 'Soldat', vgl. O. *pāttij-tā* 'ein Schwert, einen Säbel haben, mit einem Schwert, einem Säbel versehen sein': (O. *pāttij* 'Schwert, Säbel').

Wir müssen auch jene Belege aus den Texten und Wörterbüchern berücksichtigen, in denen das Verbalnomen auf **-na*, **-ne* als Substantiv oder als Adjektiv erscheint: (Castr.) *āni jādna jādā* 'die anderen Fuss-

* [Korrekturnote: (Leht. Wb. S. 101b) O. *jāβrēñnv* 'berauscht' (O. *jāβrē* 'berauscht sein').]

gänger gehen' (62); *jam bōngana haroana okats* 'auf dem Wege Wollende (Freier) waren viele' (235); (Leht.) O. *tād^v ηᾱḗββοντα· νίδρ_ηῶβ^r* " *iaχ-na n n v māmmonōδov* 'darauf hörte man über seinem Kopfe einen Sprecher sagen' (2); *sāmmai ηὰ ptū n n v lexē-darrηv* 'der unreine Geruch verbreitet sich' (45); *m^s ε̇ δωρκκα n n v τῶββᾱnnōδov* 'den Hinkenden hörte man kommen' (542); MS. *jāl^{le}* " *j ā δ a n n v_δ ὀ* 'am Tage kam ein Fussgänger' (345); *t ὀ n n v τῶββῖ nu^a* 'ein Kommender kam doch' (271); BS. *χ ε̇ ἔ n n e jānku, t ὀ n n v jānku* 'es gibt keinen der geht, es gibt keinen, der kommt' (570). Zu Substantiv gewordene Verbalnomina auf *-na finden wir auch in den Wörterbüchern: (Castr.) *mirdatana* 'Verkäufer' (*mirdatau* 'ich werde verkaufen'); *tienewana* 'der Wissende' (*tienieū* 'wissen, sich erinnern, denken'); (Bud.) *maserāna* 'szolga; Diener' (*masara-*, *māsara-* 'dolgozni; arbeiten'); (Sprog.) *tohodana* 'Schüler, Lehrling' (*tohodas* 'lernen'). — In den Wörterbüchern finden wir auch nenezische Adjektive, die ihrem Ursprung nach Verbalnomina mit dem Ableitungssuffix *-na, *-ne sind: (Castr.) *ḡābtiena* 'riechend' (*ḡābtiedm* 'riechen, stinken' usw.); (Reg.) *jalena* 'weiss', *jālena* 'rein', (Sprog.) *jāl'nā* 'hell' (vgl. z. B. Bud. *jāle* 'nap (nappal); világosság; Tag (tags), Licht'; *jāle-* 'lucere'); (Reg.) *jeherana* 'unbekannt' (Castr. *jīherāu* 'nicht wissen, nicht verstehen' usw.); (Sprog.) *jīl'nā* 'lebendig, lebend; Einwohner, Bewohner' (Castr. *jīleadm* usw. 'leben', Sprog. *jīlēs* 'leben, wohnen'); (Sprog.) *jīnzīlenā* 'gehorsam' (Castr. *jīnzīleadm* 'hören', Sprog. *jīnzīlēs* 'hören, horchen, zuhören, gehorchen'); (Castr.) *maedana* 'lahm, hinkend', (Sprog.) *mādnā* 'lahm' (Castr. *maedadm*, *madādm* 'hinken'; Sprog. *mādes* 'hinken, lahmen').

Da Verbalnomina auf *-na, *-ne auch im Kamassischen — meistens gerade in adjektivischen Konstruktionen — häufig vorkommen (Donner—Joki § 70), und da wir auch klare Belege für Verbalnomina auf *-na, *-ne aus dem Tawgyschen besitzen (Castr. *tī-nea* 'sauer, verfault'; — die übrigen Verbalnomenableitungen vom uralischen Nomen-Verb siehe oben S. 85.), können wir feststellen, dass das nenezische Verbalnomen auf *-na, *-ne auf ein ursamojedisches Verbalnomensuffix *-n. zurückzuführen ist, und dass dieses ursamojedische Verbalnomensuffix zweifelsohne uralischen Ursprungs ist. An dieser Feststellung ändert die Tatsache nichts, dass das Ableitungssuffix *-na, *-ne im Nenezischen — ebenso wie das Verbalnomensuffix *-n. in den finnisch-ugrischen Sprachen — von seiner Produktivität schon viel verloren hat.

Zu interessanten Folgerungen gibt uns Gelegenheit ein 'rot' bedeutendes nenezisches Wort mit dem Ableitungssuffix -na. Lehtisalo setzt im Obdorsker Dialekt ein Wort **nār* 'rot' an, und auf dieses rekonstruierte Adjektiv führt er die Verben O. *nārmā* 'rot werden', *nārjā* 'rot sein', Kis. *nēārđās* id., Lj. *nēārđeā* 'ist rot' zurück. Er erklärt sie für Verba denominalia, abgeleitet durch das Suffix *-ma, bzw. *-ja (AblSuff. 71). Ausser Castréns Beleg *nārana*

'rot' gibt es noch andere Ableitungen auf *-na*: (Castr.) *nārijana* 'rot', (Sprog.) *nāřana* id., (Leht.) O. *nāřjāñnv*' id.: *nāřjannv*" *χḍē*" *tañnāið*"^a 'die roten Gewitter stiegen auf' (527). In den Angaben von Castrén, Sprogis und Lehtisalo ist das Ableitungssuffix *-na* der Grundform *nāřa-*, *nāřja-* angefügt, und diese Grundform ist selbst eine Ableitung mittels des Suffixes **-ja*. Diese Grundform mit dem Ableitungssuffix *-ja* kommt in mehreren Varianten auch ohne Weiterbildung vor: (Castr.) *nāřa* 'rot'; (Bud.) *nāřja* 'piros, vörös', (Leht. Vd. 534) *nāřjā* 'rot', vgl. noch (Sprog.) *nāře* id.; Schrenk *nāřja* id. Die Stammform *nāřija-* in Castréns Angabe: *nāřija-na* ist wiederum mit dem Wort (Castr.) *nāřijā* 'rot' identisch. — In einem Lied bei Castrén kommt das Wort *njarmada* in der Bedeutung 'Rot' vor: *paridienje nieh paridienje ājenda ıllmna n j ā r m a d a adimeäh* 'unter der schwarzen Haut des schwarzen Weibes kam Rot zum Vorschein' (198). Dem Grundwort *njār* ist hier das Ableitungssuffix *-ma* angefügt und das Formans *-da* am Ende des Wortes ist entweder ein Ableitungssuffix (**-ta*) oder das in determinierendem Sinn gebrauchte Possessivsuffix der 3. Pers. Sg. Vergleichen wir nun die 'rot' bedeutenden Ableitungen auf **-ja* und **-ma* mit Lehtisalos Verbableitungen, so fällt uns nebst der Identität des Grundwortes auch die Identität der Ableitungssuffixe sogleich ins Auge. Wir fragen nun: was ist das Stammwort, ein Nomen oder ein Verb? Und was für Suffixe erscheinen in den Ableitungen: denominale oder deverbale? Es handelt sich hier um ein Nomenverb und die Ableitungssuffixe können wir sowohl als denominale, wie auch als deverbale Suffixe auffassen. — In einem Obdorsker Text von Lehtisalo finden wir noch eine bemerkenswerte, mit zusammengesetztem Suffix gebildete Ableitung vom Wortstamm **nāř:nāřB^ri χḍē*" *n ā r k k a n s è i tañnāið*"^a 'die anderen Gewitter steigen rötlich auf' (29). Das Element *-kka* in der Ableitung *nāřk-kansèi* ist dasselbe diminutive Bildungssuffix, das z. B. auch im Wort *nāřkka* 'gross' erscheint. Das gleiche Suffixelement erkennen wir auch in den selkupischen Formen des 'rot' bedeutenden Wortes: (Castr.) N. *nāřg*, B., Tas, Kar. *nāřg*. In der nenezischen Form ist die Endung *-sèi* wahrscheinlich ein zusammengesetztes Verbalnomensuffix: **-se- + *-j (*-j)* (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 199—201). Das *n* zwischen *-kka-* und *-sei* ist wahrscheinlich ein anorganischer Laut. Ein zusammengesetztes Ableitungssuffix **-ma- + *-se- + *-j (*-j)* erscheint in der Ableitung *nāřm^vsē* vom Stamm **nāř-*: (Leht.) O. *jāptiikkañi*" *nāřm^vsē!* 'Rötlicher meines Japtjik-Stammes!' (473).

Ich halte es für wahrscheinlich, dass das nenezische Wort mit der Bedeutung 'Kupfer' (Castr.) *nāřawa*, (Reg.) *nāřau*, (Sprog.) *nāřwa*, (Leht. Vd. 170, 333) O. *nāřaβo*, BS. *nāřaββv* ebenfalls zur behandelten Wortsippe gehört. In diesem Wort erscheint an dem Stamm *nāř-*, bzw. an dem volleren Stamm *nāřa-* das in den finnisch-ugrischen und in den samojedischen Sprachen heute noch stark produktive Ableitungssuffix **-m*. (vgl. Lehtisalo: AblSuff. 82—110). Wahrscheinlich ist ferner, dass dieser nenezische Name des Kupfers sich

aus einer Konstruktion **n̄arawa jēsea* 'rotes Metall' entwickelte, und seine heutige Bedeutung ebenso durch Begriffsübertragung entstanden war, wie der Name des Silbers *njanaej* usw. (s. oben, S. 66.).

V.

Das nachgestellte Attribut

Die Forschungen über die finnisch-ugrischen attributiven Konstruktionen und über den ursprünglichen Aufbau des uralischen Satzes haben übereinstimmend zum Ergebnis geführt, dass im Sinne der uralten strengen Wortfolge-Regel das Attribut in der uralischen Ursprache seinem Regens voranging. Diese uralische syntaktische Eigenart wurde — wie wir sahen — auch in den heutigen uralischen Sprachen bewahrt. Der allgemeinen Regel widersprechen jedoch die in den finnisch-ugrischen Sprachen vereinzelt vorkommenden Konstruktionen mit nachgestelltem Attribut. Im Finnischen ist diese Umstellung seit ältesten Zeiten ziemlich verbreitet und gebräuchlich (vgl. Simonyi a. W. 8—10; Sebestyén: NyK. XLIV, 119 ff.).

Dávid Fokos-Fuchs hat im zusammenfassenden Teil seiner Arbeit »Wortfolge des Adjektivattributs« (Nyr. LXIII: 35—40, 71—79) festgestellt, dass wir uns in den finnisch-ugrischen Sprachen »die Entwicklung des nachgestellten Attributs auf zweierlei Weise vorstellen können. Entweder geriet — die Frage rein psychologisch betrachtet — das Regens als betonte, dominierende Vorstellung vor den adjektivischen Sprechakt und es schmelzte das nachdrucklos gewordene Rectum (Adjektiv) in seinen eigenen Sprechakt ein, oder — sprachgeschichtlich betrachtet — wir können uns den Entwicklungsgang auf Grund einer bezeichnenden Eigenart der ural-altäischen Sprachen vorstellen. Das Substantiv wird nämlich in den ural-altäischen Sprachen sehr häufig als Eigenschaft bezeichnendes Attribut gebraucht und so verwandelte es sich oft zu einem wirklichen Adjektiv; in zahlreichen Fügungen wurde nun dieses zum Adjektiv gewordene Substantiv nicht als Regens, sondern — seiner neuen Kategorie entsprechender — als Attribut des vorangehenden Substantivs empfunden. Nach Analogie solcher Fügungen entwickelte sich in einzelnen Sprachen — aber meistens nur sporadisch — der Gebrauch des nachgestellten Attributs. Die zweite Erklärung wird durch die Tatsache unterstützt, dass man diese Entwicklung in der Sprachgeschichte beinahe Schritt für Schritt verfolgen kann« (79).

Die sprachlichen Angaben zeugen davon, dass die Konstruktionen mit ungerader Wortfolge, d. h. mit nachgestelltem Attribut auch im Nenezamojedischen, vor allem in den schon als Sprachdenkmäler geltenden Helden-

liedern, die uns in Castréns Aufzeichnungen überliefert wurden, nachweisbar sind. In Personennamen und in stereotypen Ausdrücken sind diese Konstruktionen bewahrt, in denen sich die zwei Komponenten zu wirklichen Zusammensetzungen vereinigten, so dass die Formantia nur der zweiten Komponente angefügt werden. Ich muss aber betonen, dass ich Konstruktionen mit nachgestelltem Attribut nur in nenezischen Texten vorfand. Die Fügung, die im III. Abschnitt des kamassischen Wörterbuches von Donner—Joki (Hauptzüge der Grammatik) als Beispiel für nachgestelltes Attribut angeführt ist (*u^btułgut buga' i i m k ā z a r i' i i m šei mūtše tuγamu'ne* 'lasst die wilden Stiere mit seiner Stute zusammen [um sie] totzustossen' § 25), ist kein nachgestelltes Attribut, sondern eine appositionelle Konstruktion.

In einer Gruppe der nenezischen Beispiele ist das nachgestellte Attribut — wie die sprachlichen Tatsachen es beweisen — das Ergebnis derselben Entwicklung, welche Fokos-Fuchs für die finnisch-ugrischen nachgestellten attributiven Konstruktionen auf Grund sprachhistorischer Beweisführung angenommen hat. Diese nenezischen Beispiele rechtfertigen in vollem Masse die Richtigkeit der Ansicht von Fokos-Fuchs.

In Castréns Texten, im Heldenlied Nr. 1., kommt folgende Zeile vor: *j ā d v e ä d n j ũ d e ä h ā n a d* 'bringe den jüngsten Handgelenkschutz' [ein Personenne] (16). In dem Ausdruck *jādveäd njūdeä* ist das Wort *njūdeä* für unser heutiges Sprachgefühl ein nachgestelltes Adjektivattribut. In Castréns Wörterbuch ist das Wort *nūdea* ein Adjektiv mit der Bedeutung 'klein'. Das Wort ist auch in Regulys Aufzeichnungen und im Kaniner Wörterverzeichnis von Sprogis vorhanden: (Reg.) *nude, nudje* 'jung, klein'; (Sprog.) *nūde* 'klein'. In den Texten kommt das Wort in der Bedeutung 'jung, der jüngere, der jüngste; klein' vor: (Leht.) T. *nūde β^zēñn^aηkv małte tūββi* 'der junge β. ist schon gekommen' (380); (Castr.) *njūde habi nienjam niedanda mueda* 'die Schwester des jüngeren Ostjaken nahm er zum Weib' (295); *njūdea njūdeä laekv nimdie* 'des jüngsten Knaben Name ist Faulenzer' (45); (Leht.) O. *mañe^o nūde^o nāββv^o* 'unser jüngster Bruder' (455); BS. *nūde pāppakkōβ nāñēn sū^otr^oem^oi* 'mein kleiner Bruder läuft zu mir' (329). Wir haben aber Belege auch für die substantivische Bedeutung des Wortes und wir halten es für wahrscheinlich, dass es seiner ursprünglichen Kategorie nach ein Substantiv war. In Castréns Texten kommt das Wort *njūdea* auch als Substantiv vor: *manj n j ũ d e ä d ā n niebeau hanā pānhj n j ũ d e ä n* 'als ich klein war, brachte meine Mutter mich zu dem Jüngsten von Paanhy' (8). Nach diesem Beleg ist also die substantivische Bedeutung des Wortes 'der jüngste Sohn'. Bei Lehtisalo, in einem den Bolschaja-Semljaer Dialekt vertretenden Lied, erscheint das Wort *nūde* als Nomen possessi in einer possessiven Konstruktion mit der Bedeutung 'der jüngste Bruder': *sāt^ov jām^or nūde* 'der jüngste Bruder der Langgesichter' (202). Aus der Bedeutung 'der jüngste Sohn, der

jüngste Bruder' konnte die Bedeutung 'jung' sich leicht entwickelt haben. In dieser Bedeutung finden wir das Wort in einem Obdorsker Schamanenlied: (Leht.) *tamnɔ taχà^δ tãĚ^reġkōδδ^p χ ā ñ ñ í · í ũ δ ʒ^pʒ^a!* 'noch weiter vorwärts befiehlt eure jungen Vögelchen!' (489). Die Fügung *χāññí·íũδδ^pʒ^a* bedeutet eigentlich: 'junge Vogeljungen' (Vogeljungen-Jungen) (vgl. Leht.: AblSuff. 54: O. *χāññí* 'junger Vogel', OP. *χāññí*, K. *χāñí*, Sj. *χāññ-ġko* id., Nj. *kān* 'Junges des Schwanes, des Kranichs oder der Gans'). Das Wort *íũδδ^pʒ^a* ist in dieser Konstruktion ein Substantiv, das hier als Regens steht. Die beiden Teile der Konstruktion könnten wir — ohne den Sinn des Ausdruckes geändert zu haben — vertauschen: Vogeljungen-Jungen = junge Vogeljungen. Zur Konstruktion *jādveād njūdeä* zurückkehrend ist es nun auf Grund der eben behandelten Belege aus Lehtisalos Texten klar, dass das Wort *njūdeä* auch in dieser Konstruktion ein Substantiv ist, mit der Bedeutung 'der jüngste Bruder' und die Funktion des Regens mit dem attributiv gebrauchten Personennamen *jādveād* — als Rectum — erfüllt. Ursprünglich war es also eine attributive Konstruktion mit gerader Wortfolge, wie z. B. im ung. *István öcsém* 'mein István-Bruder'. Später, als die adjektivische Funktion des ursprünglichen Substantivs allgemein wurde, und aus der Bedeutung 'der jüngste Sohn, der jüngste Bruder, Jüngling' die Bedeutung 'jung, der jüngste, klein' sich entwickelte, wurde das einstige Substantivattribut für das Sprachempfinden zum Regens und das einstige Regens zum Rectum, und so verwandelte sich die attributive Konstruktion mit normaler Wortstellung zur Konstruktion mit nachgestelltem Attribut. Für das Sprachgefühl veränderte sich demnach das Verhältnis der beiden Teile zueinander, die Konstruktion bewahrte jedoch ihren ursprünglichen Tonfall, ihren einheitlichen Sprechtakt, die Formantia wurden — wie bei einer Zusammensetzung — fernerhin nur dem zweiten Teil angefügt. Sie bewahrte also alle uralischen Eigenarten einer attributiven Konstruktion mit normaler Wortfolge. — Im Lied Nr. 7. kommt das Wort *njūdeäh, njūdeä* in Verbindung mit dem 'Graukopf' [Kopf-Weiss] bedeutenden Personennamen in attributiver Konstruktion mit gerader und mit ungerader Wortfolge vor, kann also als Rectum und auch als Regens gebraucht werden: *äeuvva sire njūdeäh side jān madāda* 'den jüngsten Graukopf [den Graukopf-Jüngsten] schnitt sie entzwei' (205). In dieser Fügung steht das Wort *njūdeäh* als ein Substantiv mit der Bedeutung 'der jüngste Bruder' in der Funktion eines Regens, mit dem zweigliedrigen Personennamen 'Graukopf' als Attribut. Das Wort *njūdeä* kann jedoch auch als Attribut vor dem Personennamen 'Graukopf' stehen: *njūdeä äeuvva seär jārkāda tīnseä juorkan* 'der jüngste Graukopf fing ihn in die Schlinge des Lassos' (192); *njūdeä ñäeuvva sīreh tjikī jād ānin siurvi,ōih* 'der jüngste Graukopf von dieser Stelle wieder zu laufen begann' (203). Wenn wir die Bedeutung des Wortes *njūdeä, njūdeä* 'der jüngste' substantivisch als 'der jüngste Bruder' auffassen,

dann vertreten die zwei letzten Beispiele eine, in den uralischen Sprachen bekannte, aber durchaus nicht häufige Konstruktionsart, in der das ein Familienverhältnis bezeichnende Wort dem Personennamen vorangeht (s. oben S. 64.).

Eine Konstruktion mit vorangehendem Attribut war ursprünglich auch der folgende, Liebkosung, Bedauern ausdrückende Ausdruck, in dem — nach unserem heutigen Sprachgefühl — das Attribut nachgestellt ist: (Leht.) BS. *pāppv jēββan.ɸzōβv* 'unser armer jüngerer Bruder' (unser jüngerer Buder-Armer) (331); *pā p p v j ē β β à n z ā δ a k k o β j n χā* 'morŋp 'mein jüngerer Bruder, mein armer Kleiner [mein jüngerer Bruder-Ärmchen], kommt mir oft in meinen Sinn' (ebd.). Dass das 'arm' bedeutende Wort ursprünglich ein Substantiv war, und als solches als Regens gebraucht werden konnte, beweist der folgende Satz, wo das Wort in der Bedeutung 'Waise' mit verbaler Personalendung als Prädikat auftritt: (Leht.) BS. *mañ jēββak-kom*^a 'ich bin eine Waise' (287). In dem folgenden Beispiel steht das Wort für 'Waise' als unbezeichnetes Nomen possessoris: *nāχar*^a *j ē β β v nāβ'am*^a *nīr tāβ'ēdāŋe'ū*^a! 'der Stiefmutter von drei Waisen befiehlst du nicht!' (582). Als vorangehendes Substantivattribut erscheint das Wort mit dem dimin. Suffix *-kku* in einem Obdorsker Satz: *tādν t^sičkī j ē β β o k k u η a t s e k k e t s á χ ā*^a *nāβ'akkōn t^si*^a *t^are-m βāδab'adān*^a *sūjjiđi*^a *χām̄m̄jđ*^a 'dann fielen diesen verwaisten Kindlein, während ihre ältere Schwester sie so aufzog, die Nabel ab' (456).

In einer grösseren Gruppe der Personennamen und stereotypen Ausdrücke mit nachgestelltem Attribut können wir die verkehrte Wortfolge durch Funktionstausch der beiden Teile nicht erklären. Bei dieser Gruppe handelt es sich nicht darum, dass für das Sprachgefühl in den mit vorangehendem Substantivattribut konstruierten Konstruktionen das Verhältnis der beiden Glieder sich verschoben hätte und so das ursprüngliche Rectum zu Regens, das ursprüngliche Regens zu Rectum geworden wäre.

Wir wollen die hier in Betracht kommenden Belege näher untersuchen.

In Castréns Texten, im Lied Nr. 10., kommt der Personenne mit der Bedeutung 'Verzierte Wiege' häufig vor. Der Name stellt einen Ausdruck mit sog. nachgestelltem Attribut dar: *jiepts pādavi_oiħ* (249 usw.), *jiepts pādavi_oiħ* (251 usw.). Im Lied kommt dieser Personenne auch in einer appositionellen Konstruktion mit dem Suffix des Akk. Sg. vor; das Akkusativsuffix ist an das sog. nachgestellte Attribut gefügt: *njirtsjitana j i e b t s p ā d a v u e m hartta niseamda njamāda* 'Der mit den Augenbrauen [Personenne] Verzierte Wiege, seinen eigenen Vater ergriff' (266). Das 'verziert' bedeutende Verbalnomen steht in einem anderen Personennamen als vorangehendes Attribut: *pādavi_oi sauk* 'Der Verzierte Oberpelz' (230), es kommt sogar selbst der Ausdruck *jiepts pādavi_oiħ* als vorgestelltes Substantiv-

attribut vor: *jie bts pādavuih niser hājuvuih ōleringaeh* 'Verzierte Wiege, dein Vater blieb allein' (266). Die Fügung *jiebs' pādavuih* ist im Lied auch als ein klarer Nominalsatz vorhanden: *hāeunjāna wāngtseāna opoj jiepts', jiebs' pādavuih* 'nach der Seite hin in einer kleinen Grube [ist] eine Wiege, die Wiege [ist] verziert' (247). So ist es anzunehmen, dass der Personennahme 'Verzierte Wiege' seinem Ursprung nach ein zweigliedriger Nominalsatz war: 'die Wiege [ist] verziert'. Ebenso konstruiert, wie 'Verzierte Wiege' ist auch der Personennamen (Castr.) *puhutse wādauih* 'Der vom Mütterchen Erzogene' [Mütterchen-Erzogener] (166).³⁴

Im Lied Nr. 2. kommt der Personennamen *hāpt jālinsie, hāpt jālensie* 'Der Helle Renntierochs' vor. Den Namen finden wir auch in deklinierter Form vor; das Suffix des Sg. Dat. *-n* erhält der zweite Teil der Fügung: *hāpt jālensien* 'zu dem hellen Renntierochsen' (48). An einer anderen Stelle des Liedes erscheint das Wort *jālinsie* als ein vorangestelltes Attribut in demselben Personennamen: *njūjū nimdje jālinsie hāpt* 'der Name des Sohnes ist Heller Renntierochs' (33).

Unter den oben besprochenen Beispielen kommt der Personennamen 'Graukopf' dreimal vor: *äevva sgar* (192), *ñäevva sgrēh* (203), *äevva sire* (205); vgl. noch *ñäevva sgar* (189), *ñäevva sgar'* (ebd.), *äevva sire* (202). Die eigentliche Bedeutung des Namens ist: 'Kopf-Weiss'.³⁵ Uns scheint es wahrscheinlich, dass das 'weiss' bedeutende Wort in dieser Konstruktion ursprünglich ebenso die Funktion eines nominalen Prädikats erfüllte, wie das Wort *jālensie* in der Konstruktion *hāpt jālensie*. Dem Personennamen 'Kopf-Weiss' gleich konstruiert sind in Castréns und Lehtisalos Texten die Renttiere bezeichnenden stereotypen Ausdrücke 'Brust-Weiss' und 'Stirn-Weiss': (Castr.) *muetita (η)udita ū mālhad side la d sier m jiekangājuda* 'mit seinen eigenen Händen vom Ende der Zeltstangen zwei weissbrüstige machte er los' (211); (Leht.) Nj. *tšìè't ratsì èr m i tan šēārñām* 'meine vier Weissbrüstigen band ich dort an' (407); O. *šēdvnčšēttv tãì sērļttv pōdērmā* 'acht Weiss-Stirnen schirrte er an' (523); Nj. *nāxar tãjšì èr tīttaā nām* 'drei Weiss-Stirnen Renttiere fing ich' (412). Vgl. noch zwei andere Namen für Renttiere in Castréns, bzw. in Lehtisalos Texten: *side ma ha h e ä n a m pōderjieda* 'zwei Krummrücken schirrte er an' (238); (Leht.) Arch. *side tã è ß ß a l ē m b' e m* " *pōdērnaxajjūdov* 'zwei Breit-schwanz schirrte er an' (175). In den Wörterverzeichnissen von Castrén und Sprogis findet sich der folgende Name des Schafes: (Castr.) *ñaejābta* 'Schaf', (Sprog.) *eijābtā* id. (eigtl. 'Dünnfuss': *ñae* 'Fuss' + *jābta* 'fein').

³⁴ Vgl. ung. *az ő nevelési* (= *nevelése*) *gyerek* 'sein-Erziehung-Kind' (Beke: NyK. XLII, 361. Fussnote).

³⁵ Einen Personennamen gleicher Bedeutung — jedoch mit vorangehendem Attribut — gibt es auch in Munkácsis mansischen Texten: N. *jāηk-pūηk* 'fehér fej(ü); Weiss-Kopf(ig)' (Beke: NyK. XLII, 361).

Hier erwähnen wir noch die in Castréns Wörterbuch vorkommende Zusammensetzung *puije-ser* 'weissnasig' (Nase-weiss).

In Castréns Texten kommen die folgenden Personennamen vor: *üöpt jenjeuvva* 'Flachshaar' [Haar-Flachs] (211); *puijembeä niensak* 'Der Gerade Nasenrücken' [Nasenrücken-Gerade] (66); *puijem beä nienzeh* id. (102);³⁶ *seätaeh njänduj* 'Scharfes Gesicht' [sein Gesicht-Scharf] (138). Bemerkenswert ist der Personenne (Leht.) *sā jāmbʳaʳjâ* 'Grosses Langgesicht' (Gesicht-Sehrlang) in einem Schamanenlied des Archangelsker Dialekts (Nr. 54.). Das augm. Bildungssuffix *-jâ* erhielt hier der zweite Teil der Verbindung, das 'lang' bedeutende Wort.

Alle diese Konstruktionen sind ihrem Ursprung nach nominale Sätze, in denen das heutige nachgestellte Attribut die Funktion eines nominalen Prädikats erfüllte. Das heutige Regens, einst Subjekt, hatte das Prädikat in seinen Sprechtakt einverleibt, und so verlor das einstige Prädikat seine selbständige Betonung und seinen gesonderten Sprechtakt. Wie hat sich nun dieser Vorgang abgespielt? Meiner Ansicht nach in solchen, im II. Kapitel (S. 68—9.) behandelten attributiven Konstruktionen, in denen das zweigliedrige Attribut einen Nominalsatz vertritt. Unter den a. a. O. erwähnten Beispielen sind die folgenden zwei besonders lehrreich: (Leht.) MS. *ǎ è ß-ß õ ð v s ě r k k o ß ð è s k o ä è ß ß ĩ* '[dieser] war ein weisshaariger Greis' [sein Kopf-weiss-Alter war] (176); Mezeñ *ñä è ß ß v t ä š i k š i z ě ß* 'ein kleiner Vogel mit braunem Kopf' [Kopf-braun-Vögelein] (AblSuff. 377). Bemerkenswert ist auch folgender Beleg: (Leht.) Arch. *s ā è ß s ě r uʳ η ā r k k v tařemʳ māmmoñõðv* 'den alten Hellauge [Auge-hell-Alter] hörte man so sagen' (437). Vgl. auch noch den vorher erwähnten Njalinaer Beleg: *ñāxar t ā j š ĩ è r t ĩ t t v ô ñāmʳmarjen* 'drei Weiss-Stirnen, Renntiere fing ich' (412).³⁷ Die dreigliedrigen attributiven Konstruktionen, wie 'sein Kopf-weiss-Alter', 'Kopf-braun-Vögelein', 'Auge-hell-Alter' oder 'Stirne-weiss-Renntier' bilden genauso einen einheitlichen Sprechtakt und haben eine einzige Betonung, wie die zweigliedrigen. Der Akzent fällt auch in diesen dreigliedrigen Konstruktionen auf das Attribut, hier also auf die Wörter 'sein Kopf', 'Kopf', 'Auge', 'Stirne'. In solchen dreigliedrigen Ausdrücken

³⁶ Das zweite Glied der Zusammensetzung *puijembeä*, *puijem beä* gehört wahrscheinlich mit den Wörtern *fi. pää* 'Kopf, Haupt, Oberteil, Gipfel, Spitze, Ende, Anfang', ung. *fő (fej)* 'Kopf, Haupt; oberster Teil lebloser Gegenstände, Anfang' usw. etymologisch zusammen. Zur Bedeutung 'Nasenrücken' vgl. die folgenden finnischen Zusammensetzungen: *rinta-pää* 'Brustbein, Brustknochen, Brust' (*rinta* 'Brust, Busen'; *kanta-pää* 'Ferse, Hacke, Fersenspitze' (*kanta* 'Ferse, Hacke'); *poski-pää* 'das am meisten Hervorstechende an der Wange, das Wangenbein, die Kinnlade' (*poski* 'Wange, Backe') (vgl. Beke: KSz. XIII, 114). Das *tawgy-sam*. Wort (Castr.) *feai, feae* 'Ende, Gipfel, Aeusserstes' ist wohl identisch mit dem nen. Wort *beä*.

³⁷ Besondere Beachtung verdienen die Konstruktionen ähnlichen Typs, die Beke im Ungarischen, in den obugrischen Sprachen, im Udmurtischen, Mordwinischen, sowie auch in den türkisch-tatarischen Sprachen nachgewiesen hat (NyK. XLII, 368, 384—9).

verlor das ursprüngliche Prädikat, d. h. die zweite Komponente des zweiteiligen Attributs seinen eigenen Sprechtakt und seine eigene Betonung. Aus einer Konstruktion wie 'Kopf-weiss-Alter' (vgl. 'Kopf-braun-Vögelein') machte sich der Personennamen 'Kopf-Weiss', oder aus einer Konstruktion des Typs 'sein Gesicht-scharf-Mensch' der Namentypus '(sein) Gesicht-Scharf' selbständig. In den so entstandenen Personennamen empfand das Sprachgefühl das einstige, seiner Betonung verlustige Prädikat als nachgestelltes Attribut und das einstige Subjekt als Regens.

Nach der Auffassung von Fokos-Fuchs sind die ungarischen Zusammensetzungen *szemfájó* 'augenleidend', *fejefájó* 'kopfleidend', *felemás* 'verschieden (die Stücke von einem Paar) [die Hälfte anders]' nur scheinbar nachgestellte attributive Konstruktionen, denn in ihnen ist „das Substantiv in der Tat Subjekt des nachfolgenden Adjektivs (Nomens)“. Für Konstruktionen dieser Art führt Fokos-Fuchs auch mansische, udmurtische, finnische Beispiele an und weist auch auf türkische Entsprechungen hin (vgl. Nyr. LXIII, 38 und die dort angegebene Literatur). Die nenezischen Belege rechtfertigen in allem diese Erklärung von Fokos-Fuchs.

Die nenez-samojedischen Belege zeigen deutlich, dass die Umstellung des Attributs der uralten uralischen Wortfolgeregel, wonach das Rectum seinem Regens vorangeht, nur scheinbar widerspricht. Diejenigen nenezischen Konstruktionen, in denen nach unserem heutigen Sprachgefühl ein nachgestelltes Attribut erscheint, entwickelten sich teils aus Konstruktionen mit regelrechter Wortfolge durch Tausch der Funktionen d. h. durch Umstellung im Verhältnis der beiden Teile, teils aber sind sie aus attributiv gebrauchten nominalen Sätzen entstanden, deren Subjekt den Sprechtakt des einstigen Prädikats in seinen eigenen Sprechtakt aufnahm. Nach Analogie der so entstandenen nachgestellten Attribute in Personennamen mit verdunkelter Konstruktion und in stereotypen Ausdrücken haben sich im Nenezischen keine Konstruktionen mit nachgestelltem Attribut entwickelt. Auch in folgender Konstruktion eines Njalinaer Liedes handelt es sich nur um ein scheinbar nachgestelltes Attribut: (Leht.) *β í è s s ə p j ā m p o k o m n i x j i t-ā η η a m m o β* 'mein langes Messer zog ich doch' (413). Das Wort 'Längchen' ist hier ein substantivisch gebrauchter bildlicher Ausdruck für 'Messer' ('Schwert?'). Dieselbe Fügung kommt auch an einer anderen Stelle des Liedes in folgendem Satz vor: *β í è s s ə p j ā m p o k o m n i m t ū m ä è t t a η η ā m β i è s s ə p s i t è η k t a t t v o δ* 'mein langes Messer zog ich hervor aus der eisernen Scheide' (410).

Die nenezischen Angaben weisen also darauf hin, dass das nachgestellte Attribut in den uralischen Sprachen keine syntaktische Eigenart uralischer Herkunft ist. Wir haben daher keinen Anlass zwischen den nenezischen und den finnisch-ugrischen nachgestellten Attributen einen genetischen Zusammenhang zu suchen. Das nachgestellte Attribut in den uralischen Sprachen ist

— auf Grund gewisser, zum Wesen der uralischen Sprachen gehörender syntaktischer Eigenarten — das Ergebnis paralleler, sekundärer Entwicklung. Diese Eigenarten sind: Gebrauch des Substantivs als qualifizierendes Attribut; Gleichrangigkeit und Vertauschbarkeit beider substantivischer Teile in der substantivattributiven Konstruktion; die Entwicklung eines qualifizierenden Substantivattributs zu Adjektiv und die attributive Funktion eines Nominalsatzes.

VI.

Die Apposition

Nach Simonyis Definition »unterscheidet sich die Apposition vom gewöhnlichen Attribut darin, dass sie mit ihrem Regens nicht so eng verbunden ist, sondern nur als nachträgliche Ergänzung, Deutung, Einzelheit ihm angefügt wird... In der Funktion einer Apposition können alle Satzteile gebraucht werden, die auch in der attributiven Konstruktion auftreten, meistens Substantiva (Appellativa oder Nomina propria, oft mit Attribut), oder Partizipia. Diese letzteren sind in unserer heutigen Schriftsprache selten..., nur in der Dichtersprache, in der Volkssprache und bei den älteren Schriftstellern kommen sie häufiger vor. Bei Dichtern darum, weil das Gedicht — wie János Arany sagt — »die Gedanken, nicht wie der erzählende Vortrag, ineinander fügt, sondern aneinander reiht« (Prózai dolg. 7). In der alten und in der naiven Volkssprache darum, weil »das Bewusstsein den Bedeutungsinhalt der Konstruktionsglieder nicht simultan apperzipiert, sondern nur assoziativ aneinanderfügt« (Nyr. 39 : 399, M. Kertész).³⁸ Diese Konstruktion ist also älter als das vorangestellte Attribut. In den verwandten finnisch-ugrischen Sprachen scheint die adjektivische und numeralische Apposition ebenfalls sehr häufig zu sein... Die Sprachforscher fassen die Apposition oft — und mit Recht — als einen verkürzten oder prägnanten Satz auf. Der Satzwert der Apposition ist manchmal ganz klar...« (A jelzők mondatnana 113—4).

Fokos-Fuchs erklärte in seiner Abhandlung über »Die Wortfolge der Adjektivattribute«: »Zu den appositionellen Konstruktionen dürfen wir nur diejenigen Konstruktionen rechnen, in welchen wir es mit formal koordinierten Bestandteilen zu tun haben; diese erhalten ihre eigene Betonung und bilden ihren eigenen Sprechakt... Die wirkliche Apposition behielt

³⁸ Auch nach Klemm »kommt im Satzbau des Volkes und der alten, sprachlich primitiveren Schriftsteller eher die Aneinanderreihung der Vorstellungen vor«, und dieser psychologische Vorgang widerspiegelt sich im Gebrauch appositioneller Konstruktionen (Magyar történeti mondatnana 338).

ihre gesonderte Stellung und ihre formale Koordination bis zu unseren Tagen bei" (Nyr. LXIII : 38—9, 71).

Klemm erblickt in der Apposition ein herabgesetztes Prädikat, dessen prädikativer, bzw. syntaktischer Wert aber deutlich fühlbar ist. „Obwohl das Attribut und auch die Apposition ihrer aussagenden Rolle verlustige Prädikate sind, ist dennoch der Unterschied zwischen ihnen durch die verschiedenartige Gliederung der Sprechakte sehr ausgeprägt... Während Attribut und Regens einen gemeinsamen Sprechakt darstellen und einen gemeinsamen Akzent haben, bildet die Apposition einen besonderen Sprechakt mit eigener Betonung" (a. W. 336—7).

Eigene Betonung und eigener Sprechakt sind es gerade — dies unterstreichen auch Fokos-Fuchs und Klemm — die in den finnisch-ugrischen Sprachen die Apposition und das sog. nachgestellte Attribut voneinander unterscheiden. Während das nachgestellte Attribut sozusagen eine Zusammensetzung mit seinem Regens bildet und die Suffixe nur der zweite Teil der Fügung, das Attribut erhält, nimmt die Apposition sämtliche, dem Regens angefügte Suffixe an und sie stimmt mit ihm meistens auch in der Zahl überein.

Wir wollen nun die appositionellen Konstruktionen im Nenezischen untersuchen.

Eine interessante Gruppe bilden im Nenezischen jene eigenartigen Ausdrücke, in denen der seiner Form nach als Apposition zu betrachtende Satzteil das Regens wiederholt. Die mit dem Regens morphologisch identische Apposition verleiht dem Regens wahrscheinlich nur einen grösseren Nachdruck. Da aber alle Konstruktionen, die zu dieser Gruppe gehören, Zitate aus an Melodien gebundenen Liedertexten sind, liegt die Vermutung nahe, dass der Grund der Wortwiederholung auf dem Gebiet der Rhythmik zu suchen ist : (Castr.) *hāsaua njudeä njudeä sōjā* 'ihm wurde ein Sohn geboren' [sein Mann-Kind, sein Kind wurde geboren] (137); *mueundau nieu nieu muevaen* 'mein Weib, welches ich nehmen sollte, mein Weib nahmst du' [mein zu nehmendes Weib, mein Weib nahmst du] (131); *tjēta tidikou hōrakātji dion tjon miritiē'eh* 'meine vier Mutterbrüder schwarzbrüstige Füchse, Füchse schenken sie' (282); *huuko beäkutse beäkutse euueh* 'ein von der Strömung getriebener kleiner Baum, ein kleiner Baum war es' (296); (Leht.) MS. *jōñnatem* „*kāptam*“ *χāptam* „*jōrkalmi*“^a 'ein Tausend : Renntierochsen, Renttierochsen von der Herde haben sie ausgesondert' (292); *χājjemβ^aadv nēβ, nēβ sādβšī* 'mein von mir verlassenes Weib, mein Weib [ist] blind' (564); BS. *juñd^aērkkv jāχam* „*jāχam mañnæ*“^a „*ām*“^a 'den Buchtverzweigungsfluss, den Fluss sah ich' (283); *pāñkko lamβ^aidv, lamβ^aidv sērā* 'seine Schneeschuhe ohne Fell, seine Schneeschuhe band er [an seine Füße]' (309). — In einem Beispiel wiederholt sich zwar das Regens in der Apposition, doch sind die beiden ihrer Form nach nicht ganz identisch : (Leht.) MS.

paññērō” *jērβōttā jērβōttado*” *mōββv* 'der Fürst der Harnische, ihr Fürst sagte' [der Harnische Fürst, ihr Fürst sagte] (257).

Die folgende appositionelle Konstruktion, die ich aus Castréns Texten anführe, ist — wie die sprachlichen Belege es beweisen — durch Synthese zweier koordinierter Sätze entstanden: Lied Nr. 2, Variante *a*): *tjī nūāsongana hāsauam jādaptā hanamda njudertam* 'danach traf sie einen Mann, der einen Schlitten zog' [danach traf sie einen Mann, seinen Schlitten ziehenden] (36). In der Variante *b*) des Liedes erscheint die Konstruktion in folgender Form: *hāsauam jādaptā, hanamda njuderta* (49), und in der Variante *c*): *hāsawa jādaptā, hanamda njudertā* (56). Die Form *hāsawa* ist ein unbezeichnetes Objekt. Für die in den Varianten *b*) und *c*) erscheinende Konstruktion kommen zwei Erklärungen in Betracht. Sie kann nämlich als eine appositionelle Konstruktion aufgefasst werden, in der zur verbalnominalen Apposition ein mit Possessivsuffix versehenes Objekt gehört und Regens und Apposition nicht kongruent sind: 'sie fand einen Mann, seinen Schlitten ziehend(en)'. Da aber der zweite Teil der zweigliedrigen Apposition ein Verbum finitum = Verbalnomen ist, so können wir den Ausdruck auch als einen koordinierten Satz auffassen: 'sie fand einen Mann, er zog seinen Schlitten'. Dafür, dass der zweite Teil der Varianten *b*) und *c*) (*hanamda njuderta*, bzw. *hanamda njudertā*) tatsächlich ein selbständiger Satz ist, und dass das ursprüngliche Prädikat der Variante *a*) **njuderta* erst durch Analogie das Akkusativsuffix Sg. *-m* erhielt und so aus dem Prädikat sich zur Apposition verwandelte, können wir als klaren Beweis folgende zwei Zeilen desselben Liedes anführen: *a*) *hāsauam hōngun, hanamda njuderta* 'einen Mann triffst du, er zieht seinen Schlitten' (35), *b*) *hāsauam hōngun, hanamda njuderta* (49), *c*) *hāsawa hōngun, hanamda njudertā* (56). Die Form *hāsawa* der Variante *c*) ist — ebenso wie auch im vorhergehenden Beispiel — ein unbezeichnetes Objekt. Diese zwei Zeilen des Liedes vertreten in allen drei Varianten eine klare Verbindung zweier koordinierter Sätze.

Die dritte, grösste Gruppe appositioneller Konstruktionen bilden die eigentlichen appositionellen Ausdrücke. Bei diesen kann man die Apposition weder als eine rhythmische Wendung auffassen, noch ihre Entstehung auf die Synthese von Sätzen zurückführen. Die hierher gehörenden Konstruktionen können wir von formalem Gesichtspunkt aus in zwei Gruppen teilen:

a) Die Apposition wiederholt das Regens (d. h. das, durch die Apposition bestimmte Wort) und gleichzeitig hebt sie eine seiner bezeichnenden Eigenarten, oder seine Zahl hervor. Das Regens kann auch ein Attribut haben: (Castr.) *nierī nieh pariedienje nieh tamna pīnje muevijōih* 'das Weib von eben, das schwarze Weib, war schon draussen' (63); *opoj meadiko njärtsoh meah* '[am Ufer...] ist ein kleines Zelt, ein Bärenmooszelt' (116); *opoj njēveau saeusi nieveau jiles hājis* 'meine

eine Mutter, meine blinde Mutter blieb lebend' (281); (Leht.) T. $\chi \bar{a} p t^v$, $j \bar{o} \bar{n} n a r \bar{k} \bar{k} \bar{a} p t j \bar{o} r \bar{e} d u^{\alpha}$ 'Ochsen, tausend Ochsen sonderten sie von der Herde aus' (372); $\acute{n} \bar{u} \acute{n} i^{\alpha}$, $\acute{n} u \acute{d} e \acute{n} \bar{u} \acute{n} i^{\alpha}$ $n \bar{e} l e r \eta \Gamma \bar{u} \bar{d} m^{\alpha}$ 'meinen Sohn, meinen jüngeren Sohn verheirate ich' (194); $\eta \bar{o} B^{\alpha}$ $\bar{s} \bar{u} \bar{d} \bar{a} \bar{B}^{\Gamma} e p^{\alpha} r \bar{i}^{\alpha}$, $\acute{n} \bar{a} m t \bar{u} \bar{t}^{\bar{s} \bar{e}}$ $j \bar{e} \bar{s} \bar{s} e p^{\alpha} r \bar{i}^{\alpha}$ 'ein Riesenhecht, ein gehörnter Eisenhecht' (197); MS. $\acute{n} \bar{e} \bar{\beta} \bar{s} \bar{i}^{\alpha} \bar{\beta} \bar{n} \bar{e} \bar{\beta}$ 'ich habe ein Weib, sieben Weiber' [mein Weib, meine sieben Weiber] (271); BS. $\acute{o} p \bar{p} \bar{o} i \eta a \bar{\zeta} \bar{s} \bar{e} \bar{k} \bar{k} \bar{i}$, $\acute{n} \bar{e} \eta a \bar{\zeta} \bar{s} \bar{e} \bar{k} \bar{k} \bar{i} \chi a \bar{\zeta} \bar{s} e^{\alpha}$ $\chi \bar{a} j \bar{j} u \bar{\beta} \bar{\beta} \bar{i}$ 'ein Kind, ein Mädchen [Weib-Kind] ist beinahe zurückgeblieben' (287). — Solche Konstruktionen fand ich auch in kamassischen Texten: (Donn.) $t \bar{i} \bar{n} i$, $t a m n u \eta \acute{n} i$, $j \bar{a} b \bar{a} s o r a r b i$ 'jener Junge, der Froschjunge, aber fragte die Mutter' (197).

Innerhalb dieser Gruppe sollen die Ausdrücke erwähnt werden, in denen das verbale Prädikat die Apposition vom Regens trennt: (Castr.) $n i e j u m h a r m m i e j \bar{e} s i n d a h a r m$ 'das Weib gab das Messer, das eiserne Messer' (3); $\eta \bar{i} n m n j a l k k \bar{a}^{\alpha} \bar{a} d a p \bar{a} \bar{d} \bar{s} v u i \eta \bar{i} n m$ 'er zog den Bogen hervor, den verzierten Bogen' (193); (Leht.) MS. $t \bar{i} n \bar{z} e \bar{m} m v^{\alpha}$ $t \bar{a} d v^{\alpha}$, $j \bar{e} \bar{s} \bar{s} e \bar{k} \bar{k} o t \bar{i} n \bar{z} e m^{\alpha}$! 'gebt unseren Lasso, den eisernen Lasso!' (260); $p \bar{o} r \chi a \bar{n} n v j \bar{i} l l \bar{e} \bar{\beta} \bar{\beta} v^{\alpha}$, $j \bar{e} \bar{p} \bar{p} \bar{o} r \chi a \bar{n} n v$, $\chi \bar{o} \bar{p} \bar{p} \bar{o} r \chi a \bar{n} n a$ 'wir leben im Walde, im Föhrenwalde, im Birkenwalde' (327); Ni. $\acute{n} \bar{e} \bar{a} \bar{n} \bar{e} \bar{a} n n v t \bar{o} t \bar{t} a j j e r \eta v$, $k \bar{a} \bar{i} \bar{i} e s \bar{a} m m \bar{i} t \bar{o} j j e^{\alpha} a j$ 'in der Richtung nach vorwärts ist ein See, ein grosser, fischreicher See' (138); $\acute{m} \bar{e} \bar{a} t e \chi e n n v l \bar{a}^{\alpha} t \bar{o} k u k \bar{a} j j u m m \bar{i}$, $n \bar{a} n m \bar{o} s \bar{a} m m \bar{i} l \bar{a}^{\alpha} t \bar{o} k u$ 'an der alten Zeltstelle ist eine Diele geblieben, eine schmutzige Diele' (81); Nj. $\acute{m} \bar{e} \bar{a} t \bar{t} \bar{s} i \eta \bar{a} t \bar{s} t v \bar{e}$, $\eta \bar{o} p \eta a r \bar{o} \bar{k} k v \bar{e} \acute{m} \bar{e} \bar{a} t$ 'ein Zelt ist dort sichtbar, ein grosses Zelt' (406). — Lockerer ist die formale Verbindung dort, wo Regens und Apposition nicht kongruent sind: (Castr.) $m e \bar{a} d a m g o n g u n h a t t a r i e m e \bar{a} d$ 'ein Zelt findest du, die Zelte des Grauen Renttierochsen' (138); (Leht.) PD. $p^{\alpha} r i m$ $\eta \bar{o} p \bar{p} o i \eta a m t \bar{a} n$, $\bar{s} i \bar{\beta} p^{\alpha} r \bar{i}$ 'nur Hecht wirst du essen, sieben Hechte' (114); Unter dieser letzten Untergruppe können auch solche Beispiele vorkommen, in denen die Apposition durch Synthese entstanden ist. Ein Beleg aus einem Bolschaja-Semljaer Lied macht diese Annahme wahrscheinlich: (Leht.) $t \bar{i} \bar{s} \bar{a} r \bar{a}$, $\chi a \bar{n} \bar{v}^{\Gamma} \bar{i} \bar{s} \bar{a} r \bar{a}$ 'er band die Renttiere, die Fahrrenntiere band er' (321). Diese Art analytischer Ausdrücke wird noch behandelt (S. 112.). Ein Ausdruck wie 'das Weib gab das Messer, das eiserne Messer' konnte also früher gelautet haben: 'das Weib gab das Messer, es gab das eiserne Messer'.

b) Die Apposition bezeichnet die durch das Regens ausgedrückte Person oder Sache mit einem anderen Namen, oder sie hebt eine seiner Eigenschaften, seine Zahl hervor: (Castr.) $j i i (j i) h a n d a p a r i d i e n j e n j u n m i e d i e$ '[er] gab sie seinem Schwiegersohn, dem Sohn des Schwarzen' (211); $m u n g j i e d t i e w a \bar{a} s a k o m t j u o n j e s a u v v a m$ 'der Pfeil kommt auf den Alten, auf Fuchsfellmütze zu' (261); $n i s e a u$, $w \bar{a} s a k o h$, $n i s t i n j u m \bar{a} n$, $a m g a e t \bar{i} u d$ 'mein Vater, der Alte, hat er nicht gesagt, was für

Renntierspuren es sind' (117);³⁹ *sidea siu jāle üasangana niernjāna me ä d a siu jur adimeäh* 'nach zweimal sieben Tagen in der Richtung von ihnen wurden siebenhundert Zelte sichtbar' (9).⁴⁰ (Leht.) T. *χαῖνδ* *mālχad χ a b o r i t v η ᾶ ῆ Ὶ χ α m''^α t ē n t v ḥ u m'' ḥ ā i''* *šēḃβolḥāδv* 'vom Ende der Schlitten, um das Elchfussähnliche, des Renttieres Kalb, wieder schlug er seine Arme' (373); MS. *χ α β Γ e ḥ e ḥ n v'' ā r k k ā taḥḥā'' jīnzīlē, muḥ nān jīnzīlē* 'ältester Knecht [Knecht, sehr alter] hört nach hier, lauscht mir' (293); *t a s i ḥ ē'' ḥ u m''^α, ḥ ē m''* *kāḥḥāδv* 'die Tochter des *tasihē*, das Weib führte er mit sich' (297); *ḥūdeḗkko aḥḥḗkḗ, jēptsχαḥḥv m=ēḥḥnā* 'ein kleines, in der Wiege liegendes Kind' [kleines Kind, in der Wiege seiend] (593); BS. *β α ρ ᾶ β k k ὀ t ē ῖ t v, ḥ ᾶ β taḥḥē m_—mā* 'der Wirt der Trockenspäne, mein Kamerad sagte so' (320); *ὀ κ κ v j i ḷ ḷ i β Γ ᾶ β ḥ i s s e n β ᾶ δ α β ῖ ῖ'' χ u ḥ_—taḥḥnḗm Γ i δ v?* 'meine grosse Renttierherde, die von meinem Vater aufgezogenen, wohin treibst du [sie]?' (289); *nādo, ηδβ'' ḥādo j ὀ ḥ n a r ē'' è k k ὀ m t ω t i δ v_—β Γ ᾶ ῆ Ὶ jēδv* *ᾗppò:ῖ ḥ ᾶ ḃ β a n t ω* 'der Schwager, ein Schwager seine tausend Renttiere [sein Tausend, sein Renttier] hütet allein' (581); *ᾗ ḥ n ᾗ β ḥ ē β, χ ὄ r tūḷḷeχ a r''^α!* 'Anna, mein Weib [meine Anna, mein Weib], bring doch das Fass herein!' (568). Solche Konstruktionen kommen auch in selkupischen und kamassischen Texten vor: selk. (Castr.) *ko η, ma n ᾗ s ᾗ p k ᾗ s* 'der Fürst, mein Vater starb' (Wb. Anh. 391); *o n e k t e b e u, mā d u r, orpsui* 'mein eigener Mann, der Held ist stark' (308); kam. (Donn.) *u^btulgut bu g a'ῖ i m k ᾗ z a r i ῖ i m šeimūt^ῖ e tuχamū'λε!* 'lasst die wilden Stiere [Stiere, die wilden] mit seiner Stute zusammen [um sie] tot zu stossen!' (89); *ὀ ḥ i' d λ ε, š u s k ᾗ t i r l ē l e m^α ῖ γε* 'allein, der Knochen, der Schulterblattnochen sich drehend geht' (94).

Innerhalb dieser Gruppe müssen jene ziemlich seltenen Fügungen erwähnt werden, in denen die Apposition vom Regens durch das verbale Prädikat getrennt ist: (Castr.) *tjikῖ jahad habi h āedalῖ n j ā r a u w a*

³⁹ Die Konstruktionen vom Typ *niseau, wāsakoh* sind in Kapitel II. (S. 46 f.) schon behandelt worden. Es gibt Fälle, wo es schwer zu entscheiden ist, ob es sich um eine appositionelle Konstruktion handelt, oder um eine attributive Konstruktion, in der das Substantiv- oder Verbalnomenattribut mit dem Regens kongruiert. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung folgende Zeilen eines Malaja-Semljaer Liedes: (Leht.) *ḥūde siḥe ḥūde, ḥāḃ'ῖδv ḥēḃakḗ, ḥāḃ'ῖδv naḥḥēkkō. »ḥ ē δ a k k ὀ m D Γ v ḥ ᾗ m D Γ e ḥ ā ḥ D Γ v m^α ῖ m D Γ v, n a ḥ n e k k ὀ m D Γ v ḥ ᾗ m β Γ e ḥ ē ḃ' ῖ δ v χ ᾗ ḥ n ā m D Γ v!* « 'Er hat zwei Kinder, das eine ist eine kleine Jungfrau, das andere ein unverheirateter Jüngling. Sein Jungfraukind mag er selbst nehmen, sein Kind, den Jüngling, mag die Mutter fortbringen!' [sein Kind, seine zwei Kinder, das eine eine Jungfrau (dimin.), das andere ein Jüngling (dimin.), »seine Jungfrau, sein Kind mag er nehmen, seinen Jüngling, sein Kind mag die Mutter fortbringen«] (564). Vgl. ferner (Leht.) O. *tāδv š ᾗ k k ᾗ β ē ῖ r r o-δ ē ῖ v ῖ ῖ ῖ t v p ᾗ δ α β ῖ m'' t i m'' s ā r ᾗ β ῖ* 'dann band Gänseknochenhaar-Wirt vier bunte Renttiere' (vier Bunte, Renttiere) (451).

⁴⁰ Für Numeralappositionen führt Simonyi zahlreiche Beispiele an, a. W. 134—5, vgl. noch Klemm a. W. 338—9. Udmurtische Beispiele s. bei Simonyi a. W. 114. Beispiele aus der Komi- und anderen finnisch-ugrischen Sprachen s. bei Fokos-Fuchs: Nyr. LXIII: 39, 73.

jāda uwa 'von dieser Stelle fuhr fort der Knecht Kupferner Handgelenkschutz' (20); (Leht.) MS. *nār*'' *kañ*_{D^r} *ī sārām*''^a, *tēt sērāk kōm*''^a, *tēt parī sēm*''^a, *tēt χapterkkam*''^a 'ich band für drei Schlitten Renttiere, vier Helle, vier Schwarze, vier Gelte' (299); BS. *ηijnūβ*-*dañnéβā*, *tamnv sūr p pæ dāβ* 'mein Bogen ist vorhanden, der von mir noch aufgehobene' (287); *tīδ*-*dāñnv*'' *jūδ*-*jōñ nare*''^ε! 'treibe die Renttiere, zehntausend' (313); Kan. *aβborās ārkambōi tīm*'' *tērambi nī èñ narì ù χāpt* 'zum Essen ein grösseres Renttier wählt er, einen frei laufengelassenen Renttierochsen' (220).

Wenig Beispiele haben wir auch für appositionelle Konstruktionen, in welchen das Regens ein Personalpronomen ist (vgl. Simonyi a. W. 132—3; Klemm a. W. 399, Beke: Nyr. LXX: 31; LXXI: 97—99); (Leht.) O. *man jēβān χuśsuββāei jālle χañnan nīñne jūśsedāštīm*''^a 'ich Armer jeden Tag in meinem Schlitten liege' (359—60); BS. *pīδō*'' *jūlleββī*''^a, *sīde nās* 'sie lebten, zwei Brüder' (356). Für den Ausdruck diesen Typs gibt es auch ein selkupisches Beispiel: (Castr.) *māt tōndak, keba i* 'ich bin gekommen, der kleine Sohn' (311).

Hier erwähnen wir noch die nenezischen Konstruktionen, in denen der formal als Apposition erscheinende Satzteil ein Pronomen ist (vgl. Simonyi a. W. 120 ff., Klemm a. W. 339 ff.): (Castr.) *niejieruda pīoda mah* 'seine Wirtin, sie sagte' (124); *njābau njejeh puda darem mah* 'die Frau meines älteren Bruders, die Tante, sie sagte so' (271); *piritse jieru puda mah* 'der Lange Wirt, er sagte' (225); (Leht.) MS. *jēśsekkō sāβba, tśēā puδē*-*darēm*-*mā* 'kleine Eisenmütze, er sagte so' (272). Diese Art Konstruktionen sind in der Sprache der Lieder, besonders in Castrens Texten häufig. Aus dem Selkupischen gibt es auch einen Beleg: (Prok.) *fu p tap pacitj kunā* '[ein] Mensch, er hackt Holz [so] ist [es] zu hören' (104). Auch das Demonstrativpronomen erscheint in solcher Rolle: nen. (Leht.) MS. *χaś^rin*-*D^r ēitv ārk kàn*''^a, *tikkēn*'' *jānzilēδv*''^a 'auf den alten Oberknecht, auf ihn höret' [auf den Knecht-Wirt-Alten, auf ihn höret] (293). Das Wort *ārkka*, das in der Bedeutung 'gross, alt' im allgemeinen adjektivisch gebraucht wird, hat in diesem Beispiel eine klare substantivische Funktion. In den angeführten Beispielen ist das Pronomen formal zwar eine Apposition, sein Verhältnis zum Regens ist jedoch keine »nachträgliche Ergänzung, Deutung, Einzelheit«, sondern es verleiht lediglich nur dem Regens einen grösseren Nachdruck.

Eine gemeinsame Eigenart der Konstruktionen des Typus *a*) und *b*) ist, dass in ihnen die Apposition ein wichtiges Merkmal der durch das Regens bezeichneten Person oder Sache hervorhebt. Darin stimmt sie mit dem Attribut überein. Als sprachlicher Ausdruck aber unterscheidet sich die Apposition wesentlich vom Attribut: die Apposition ist dem Regens nachgestellt, sie bildet einen eigenen Sprechakt und besitzt eine eigene Betonung.

Die uralische Sprache hatte — wie wir sahen (S. 55.) — eine sehr bezeichnende syntaktische Eigenart: wenn mehrere Subjekte zu demselben Prädikat gehörten, so wurde dieses Prädikat in Verbindung mit jedem Subjekt wiederholt. Die einheitliche Anschauung z. B., dass ein Mann, eine Frau und ein Kind zusammen sich nähern, (das Herannahen der drei Personen hat der Betrachter nicht nacheinander, sondern gleichzeitig apperzipiert) drückte die uralische Sprache mit analytischer Satzkonstruktion folgenderweise aus: der Mann kommt, die Frau kommt, das Kind kommt.

In Kapitel I. (S. 54.) meiner vorliegenden Arbeit wies ich auch auf diejenigen eigentümlichen nenezischen Konstruktionen hin, in denen zwei koordinierte Sätze mit demselben Prädikat voneinander gegenseitig abhängig sind und nur die zwei Sätze zusammen den Bewusstseinsinhalt ausdrücken, den die Sprache heute mit einem dreigliedrigen Satz ausdrückt: Attribut + Subjekt + Prädikat. In solchen eigentümlichen, selten vorkommenden Konstruktionen drückt die nenezische Sprache manchmal das Subjekt, das Objekt und auch die Umstandsbestimmung der durch das prädikative Verb bezeichneten Handlung mit je einem selbständigen Satz aus: (Castr.) *jieru mōjuku'ah tjōn muojuku'ah* 'die Richter werfen, Füchse werfen sie' (279); *manji kāmjin(ah) jāmda kāmjin(ah)* 'wir liessen uns herab, in das Meer liessen wir uns herab' (295); *tāveda hōningāua'ah njärtson goim gōningāua'ah* 'dann aber fanden wir, den Bärenmoosrücken fanden wir' (302); (Leht.) O. *šūδē'ā-mi*'' *χòηα'ēdā*... *jām-pūsm*'' *χòηα'ēdā* 'mein Riese riss... ein Erdstück riss [er]' (513); MS. *pidēr tāñnaχajje, tīd tāñnaχajje!* 'du treibe, treibe deine Renntiere!' (291); *mañ tūrnam*''^a, *sēr jād tūrnam*''^a 'ich komme, aus dem Eislande komme ich' (295); Nj. *sērmiik pajjirηpō, tīnnō*''^a *pajjirηpō* 'der Wolf jagt, unsere Renntiere jagt er' (410); *kuptannō kāmme*^e*j, ηasokī kāmme*^e*j* 'lange schon ist tot, ist das Kind gestorben' [lange tot, Kind tot = (es ist) lange gestorben, das Kind ist gestorben] (416). Aus den selkupischen Heldenliedern kann ich auch ein Beispiel anführen: (Castr.) *m ā d u r čāžand, k e b a k u e n e k čāžand* 'der Held kommt, der kleine Schwager kommt' (321). In diesen eigenartigen Konstruktionen ist der zweite Satz in seinem ganzen Umfang ein appositionsartiger Ausdruck: der zweite Satz ergänzt den Inhalt des ersten Satzes. Diese Konstruktionen vertreten also eine solche uralte analytische sprachliche Ausdrucksform, die — mit den Worten von János Arany — »die Gedanken aneinanderreicht«⁴¹. Diese Konstruktionen können wir also, zusammen mit den in Kapitel I. behandelten Konstruktionen, als sprachliche Vorstufe heutiger Satzteile auffassen: aus solchen Kon-

⁴¹ Eine analytische Ausdrucksform ist — seinem Wesen nach — auch der Gedankenparallelismus: die zweite (parallele) Zeile im Lied ist keine einfache Variante der vorhergehenden, sondern ergänzt, vervollständigt gewöhnlich — durch die Hervorhebung einer neuen Vorstellung — den Inhalt des ersten Satzes, der vorhergehenden Zeile des Liedes: (Castr.) *hanimsi hāsi beām'ah, ōritsi kāsi beām'ah!* 'frierend begann ich zu sterben, hungernd begann ich zu sterben!' (285) usw. (s. oben, S. 56).

struktionen konnte durch Synthese ein dreigliedriger Satz entstehen.⁴² Ich will damit freilich nicht behaupten, dass die uralischen Satzteile durch Synthese entstanden wären; ich will bloss betonen, dass bei der Untersuchung der Entstehung uralischer Satzteile diese sprachlichen Tatsachen nicht ausser acht gelassen werden dürfen, und dass die sprachliche Vorstufe der heutigen Satzteile auch der analytische sprachliche Ausdruck sein konnte.

In die oben besprochene Reihe analytischer sprachlicher Ausdrücke passt gut die folgende appositionelle Konstruktion aus einem Bolschaja-Semljaer Lied: (Leht.) *pidër jirint^o bältōroßβī taññās ηέέββα taññās, χιή^reri-ηέέββo* 'von deinem Grossvater war versprochen ein Kopf, ein Menschenkopf' [von deinem Grossvater versprochener war, Kopf war, Menschenkopf] (291).

Durch Untersuchung des samojedischen sprachlichen Materials kam ich zur Überzeugung, dass die eigentlichen appositionellen Konstruktionen (jene Konstruktionen, in denen die Apposition keine rhythmische Wiederholung, keine Synthese zweier Sätze, und auch nicht ein Nachdruck verleihender Satzteil ist) alte, uralische analytische Ausdrücke vertreten. Die appositionelle Konstruktion kann zwar auch das Nacheinander der Apperzeption widerspiegeln — wie Kertész die appositionelle Konstruktion erklärt hat (Nyr. XXXIX : 399) —, aber sie kann auch eine simultane Apperzeption ausdrücken: (Leht.) Nj. *m ē ā t tsi ηatstvō, ηōp ηarōkkvā m ē ā t* 'ein Zelt ist dort sichtbar, ein grosses Zelt' (406). Nicht die Art der Apperzeption macht den Ausdruck zur appositionellen Konstruktion, sondern die analytische Art des sprachlichen Ausdruckes: das Wort, das ein wichtiges Merkmal der dominierenden Vorstellung hervorhebt, wird dem Worte, das selbst die dominierende Vorstellung bezeichnet, — »angereiht«. Deshalb konnte die uralische Apposition bis zum heutigen Tag ihren eigenen Sprechakt und ihre eigene Betonung bewahren und deshalb entwickelte sie sich nicht zum sog. nachgestellten Attribut. Die Entstehung des uralischen vorgestellten Attributs und der uralischen Apposition können wir auf Grund des zur Verfügung stehenden sprachlichen Materials nur bis zur Zeit eines gewissen sprachlichen Zustandes zurückverfolgen. Welche der beiden Konstruktionen die ältere ist, das kann auf Grund der samojedischen Belege nicht entschieden werden. Die zur Verfügung stehenden sprachlichen Tatsachen lassen uns jedoch vermuten, dass das Attribut und die Apposition Ergebnisse zweierlei, voneinander getrennter Entwicklungsvorgänge sind, und eben deshalb müssen wir in den uralischen, vor allem in den samojedischen Sprachen, die erhaltenen Merkmale des zum Wesen der uralischen Sprachen gehörenden analytischen Satzbaues stets in Betracht ziehen.

(31. VII. 1956.)

⁴² Schon Ravila sprach den Gedanken aus, jedoch ohne sprachliche Belege, dass die Synthese in der Entstehung mehrgliedriger Sätze und überhaupt in der Entwicklung der Sprache eine grundlegend wichtige Rolle spielt (FUF. XXVII, 121).

ОПРЕДЕЛИТЕЛЬНЫЕ КОНСТРУКЦИИ В САМОЕДСКОМ ЯЗЫКЕ

(Резюме)

Исследования в области финноугорских определительных конструкций, проведенные доньше, привели к трем важным результатам: 1) в финноугорском языке-основе определение стояло перед определяемым словом. Благодаря этому строгому правилу взаимного распорядка компонентов сочетания, определение и определяемое слово составляли тесное единство, как бы сложное слово, в результате чего суффикс множественного числа и падежные окончания прибавлялись только к определяемому слову, 2) существительное могло выступать в функции качественного определения другого существительного, 3) после определения, выраженного количественным числительным, определяемое слово стояло в единственном числе. На основании фактов самоедского языка можно утверждать, что указанные три положения имеют силу и в отношении уральского языка-основы. Согласование определения с определяемым словом, наблюдаемое в финском и нганасанско-самоедском языках а также в некоторых ненецких диалектах, представляет собой явление вторичного порядка.

I. К вопросу о возникновении частей речи и определительных конструкций в уральском. В уральском языке-основе, как известно, имя и глагол уже выделились — без внешних формальных показателей. Наряду с этими двумя категориями *nomina verba*, древние нейтральные слова, имевшие двойную функцию, также составляли важную группу слов. — Предложения типа финского *Kala!* 'рыба!' представляют собой древнейший тип предложения — односоставное уральское предложение. Финское предложение типа *Lintu lentää* 'птица летит', содержащее личную форму глагола, развилось, как можно проследить в истории языка, из номинального предложения типа *Lintu lentävä* 'птица летящая' или 'птица (в) полете', которому предшествовали, по мнению Равилы, два односоставные именные предложения: *Lintu! Lentävä!* Не разделяя взгляда Равилы, можем считать правдоподобным, что из двух односоставных предложений возникло не сложное слово (*Lintu-lentävä*), а двусоставное номинальное предложение, содержащее подлежащее и сказуемое. — В ненецком языке имеются предложения типа 'два мальчика' и 'два брата был, существовал'. Последние представляют собой явление вторичного порядка — из первоначального числительного-подлежащего развилось количественное определение, из первоначального именного сказуемого развилось определяемое слово, из первоначального сочетания подлежащего сказуемого слова развилось сочетание определения с определяемым словом. Определительное сочетание могло развиться и путем синтеза двух предложений, по формальным показателям сочиненных, но по содержанию обнаруживающих отношение зависимости. Из выражений типа 'кровь капала, капля падала', 'три прошло, год прошел' могли развиться определительные конструкции 'кровь-капля (капля крови)', 'три года'. Обороты типа, 'кровь падала, капля падала', находятся в теснейшем соотношении с уральской синтаксической особенностью, согласно которой одно тождественное сказуемое нескольких подлежащих (объектов) ставится каждый раз при каждом отдельном подлежащем (объекте). С этой синтаксической особенностью можно связывать развитие явления параллелизма мыслей.

II. Определение, выраженное именем существительным. В самоедских языках — так же, как и в финноугорских — в роли определения может выступать имя существительное, выражающее пол, возраст, происхождение, состояние, семейные отношения, профессию, сходство. Личное имя стоит перед словом, выражающим семейные и другие отношения, профессию и пр., географическое название определяет название понятия географического. Имеются многочисленные примеры и для употребления в роли определения названий материалов. Имена, означающие 'серебро', 'медь', 'сталь' в ненецком языке приобрели свои нынешние значения в результате поглощения ими значениями отпавших определяемых слов. Слово, выражающее количество, меру, является определением слова, к которому оно относится. Сложные слова, выступающие и в роли определения, вторым компонентом которых является слово *tier*, *dier* и пр., означающее «полный», соответствуют сложным словам в финноугорских языках, содержащим элемент со значением 'полный'. Таким образом, коми *tyr*, удмуртское *ür* и этимологически можно отнести к ненецкому *tier*, *dier* и т. п. Ненецкие слова, содержащиеся в качестве второго компонента энклитические слова *-laha*, *-raha*, *-tolaha*, по своему значению соответствуют венгерским сложным словам типа *jóforma*.

III. О вопросе ненецких прилагательных, содержащих формальный элемент. Во время существования уральского языка-основы суффиксы уральского происхождения, выступающие в ненецких именах прилагательных, еще не

имели функции образования прилагательных. Эти суффиксы в уральском языке-основе были отчасти суффиксами, специализировавшимися имена, к которым они прибавлялись, отчасти же были суффиксами, образующими причастия.

IV. Определение, выраженное причастием. В затемненных причастиях, которые ныне относятся к категории прилагательных, представлены почти все суффиксы причастий уральского происхождения, тогда как в причастиях с ясным образованием, выступающих в определительных сочетаниях, появляется всего три суффикса: 1) древнесамоедское **-ma*, **-me* (**-m* + **-j* или **-ġ*), 2) **-ta*, **-te* и 3) **-na*, **-ne*.

V. Постпозитивное определение. Определительные конструкции с обратным порядком слов можно найти в ненецких песнях. В одной из групп относящихся сюда данных постпозитивное определение, выраженное прилагательным, первоначально было именем существительным и определяемым словом в определительном сочетании с прямым порядком слов. В другой, более объемистой части данных определительная конструкция по своему происхождению является именным предложением, в котором постпозитивное определение первоначально было именным сказуемым. Значит обратный порядок слов в определительных сочетаниях не является уральским наследием.

VI. Приложение. Сущностью конструкций с приложением является наличие двух отдельных ударений и речевых тактов, разделяющих два компонента, находящиеся в сочинительной связи. В части ненецких данных, в частности в языке песен, член предложения, который может считаться приложением, по ритмическим причинам, или с целью выделения, повторяет слово, к которому он относится как приложение. В другой группе данных конструкция с приложением развилась путем синтеза двух предложений, находившихся в сочинительной связи. К третьей группе относятся собственно конструкции с приложением. Последние по формальным признакам подразделяются на две подгруппы: а) приложение повторяет определяемое слово, подчеркивая тем самым какой-либо характерный его признак или количественный признак, б) приложение еще раз, но по другому, называет лицо или предмет, обозначенных определяемым словом, или же подчеркивает какой-либо важный его признак. Приложение в уральском могло сохранить свой отдельный речевой такт и самостоятельное ударение, и из него не развилось постпозитивное определение благодаря обстоятельству, что оно является самостоятельным языковым выражением: слово, подчеркивающее одно из главных признаков доминирующего представления, следует в языке за словом, выражающим доминирующее представление — даже в случае одновременного восприятия. — Можно считать правдоподобным, что определение и приложение создались в результате двух отдельных, проходивших в разных направлениях, процессов развития.

И. Н.-Шебештен

DIE AUSBILDUNG DES URUNGARISCHEN VOLKES IM LICHTE DER LAUT- UND WORTGESCHICHTE (VI.)

Von
E. MOÓR

KAPITEL III. DIE URUNGARN

1. Die Ablösung der Pferdezeit durch die Renttierzeit bei den Vorungarn

A) Das Wohngebiet der Vorungarn

Die Veränderung der Lautbildungsweise in der urugrischen Periode zeitigte die vorgeschrittensten Konsonantenveränderungen in den nördlichsten Dialekten der obugrischen Sprachen. Der Ausgangsherd dieser Änderungen mag also im Norden des urugrischen Wohngebietes gewesen sein. Und da eine Gruppe dieser Konsonantenänderungen im Ungarischen noch vorgeschrittenere Formen aufweist, als in den obugrischen Sprachen und hier auch den breitesten Umfang annahm, indem im Ungarischen nicht nur das frühurugr. **k* durch *χ* > *h* vertreten ist (in den nördlichsten obugrischen Dialekten ist die Vertretung dieses Lautes *χ*), sondern auch das fiugr. **p*- > späturugr. **p*' durch *f* vertreten ist, welcher Laut auch in den nördlichsten Dialekten der obugrischen Sprachen unverschoben blieb; all dies berücksichtigend ist anzunehmen, dass die Vorungarn ursprünglich in der nördlichsten Landschaft des späturugrischen Sprachgebietes wohnten.¹ Hiermit stehen auch unsere Ausführungen betreffs der Wortform *tölgy* 'Eiche' (vgl. oben ALH. VI, 330—3) im Einklang; nach unseren Ausführungen kann nämlich diese Wortform auf einem Gebiet entstanden sein, wo die Eiche nur mehr in verkrüppelter Form in inselartigen Gestrüppen gedeihen konnte.

Da jedoch die Vorfahren der Ungarn später dieses nördliche Waldgebiet verlassen hatten und sich auf der Waldsteppe dauernd niederliessen, verschwanden aus ihrer Sprache mit der Zeit die meisten von jenen in biogeographischer Hinsicht beachtenswerten Wörtern, aus denen auf ein ehemaliges nördlicheres Wohngebiet dieser Bewohner der Waldsteppe geschlossen werden könnte. Immerhin konnte aus dem Waldnamen *Morágy* — wie darauf oben schon hingewiesen wurde (vgl. ALH. VIII, 250) — mit einiger Wahrscheinlich-

¹ Vgl. diesbezüglich eingehender die Ausführungen des Verfassers in Kap. VI. seiner Untersuchung »Die Ausbildung des ung. Konsonantismus« (ALH. II, 396—414).

keit doch gefolgert werden, dass sich die Vorfahren der Ungarn ehemals in der Zone der Nadelhölzer aufhielten.

Noch deutlicher zeugt für das Übersiedeln aus dem Waldgebiet auf die Steppe ein merkwürdiger Bedeutungswandel im Ungarischen. Der ursprüngliche Name des Haselhuhnes, dieses typischen Waldvolges (chant. *pengh* ~ mord. *povo* ~ fi. *pyy*), ist im Ungarischen zur Benennung des auf den Steppen lebenden Rebhuhnes verwendet worden: die ursprüngliche Bedeutung von ung. *fogo-ly* 'Rebhuhn' (das *-ly* ist ein Deminutivsuffix) mag also 'kleines Haselhuhn' oder 'Haselhuhn-Ähnliches' (dem. comp.) gewesen sein. Die Weibchen beider Vögel sehen nämlich einander zum Verwecheln ähnlich aus, wie ich mich hierüber an ausgestopften Exemplaren in der zoologischen Sammlung der Universität Szeged mit eigenen Augen überzeugt habe; nur scheint das etwas grössere Haselhuhn-Weibchen eine gedrungene Gestalt zu haben.

Aber auch bestimmte negative Tatsachen der ungarischen Wortgeschichte erlauben uns die Schlussfolgerung, dass sich die Vorfahren der Ungarn längere Zeit hindurch auf einem nördlicheren Waldgebiet aufgehalten haben werden. Auf einige solche negative Tatsachen in der ungarischen Wortgeschichte haben wir im Vorhergehenden schon aufmerksam gemacht. So z. B. auf den Umstand, dass der finnisch-ugrische Name der Haselstaude, dieses Unterholzes des Südsaumes der Eichenwälder, aus dem Ungarischen schon fehlt (vgl. oben ALH. VI, 334), was aber mit der eigenartigen Form des ungarischen Wortes für 'Eiche' — wie wir gesehen haben — vollkommen im Einklang steht. Ausserdem haben wir in anderem Zusammenhang darauf schon aufmerksam gemacht, dass auch der finnisch-ugrische Name des Welses, dieses wichtigen Fisches südlicher Gewässer des Wolgasystems, im Ungarischen nicht mehr vorhanden ist, obgleich dieser Name auf andere Fischarten übertragen auch aus den obugrischen Sprachen nachgewiesen wurde (vgl. oben ALH. VI, 335). Auch irgendein finnisch-ugrischer Name des Wildschweines oder des Rehes, welche Tiere in Nadelholzwäldern nicht mehr vorzukommen pflegen,¹ ist aus dem Ungarischen nicht bekannt. Auch die Eidechse (*Lacerta agilis*) kommt in nördlicheren Landschaften Europas nicht mehr vor;² somit wird es kein Zufall sein, dass der finnisch-ugrische Name dieses Tieres, nämlich die Sippe von fi. *sisilisko* 'Eidechse' (vgl. Toivonen, FUF. XIX. 190) aus dem Ungarischen schon fehlt; aus dem Mansischen kennen wir zwar eine Entsprechung dieses Wortes, aber bezeichnenderweise bedeutet

¹ Das Reh kommt nach Lennis (Synopsis der Tierkunde, 1883, I, 264) in Europa nur südlich des 58. Breitengrades vor; die reinen Fichtenwälder pflegt es nach »Brehms Tierleben« überhaupt zu meiden.

² Die *Lacerta agilis* kommt nach »Brehms Tierleben«⁴ (V, 170) in nördlicheren Gegenden Europas überhaupt nicht vor. Die viel träger sich bewegende *Lacerta vivipara* kommt zwar auch in einigen nördlicheren Gegenden vor; es ist aber problematisch, ob sie auch auf dem Gebiet der mittleren und oberen Kama heimisch ist oder war.

das hierhergehörende Wort im Mansischen schon 'eine Art Untier, eidechsenartiges mythisches Tier'. — Alle diese Naturgegenstände haben dann die Urungarn nach ihrem Wohngebietswechsel auf der Waldsteppe wiederum kennengelernt und diese dann mit eigenen Sprachmitteln benannt (dies bezieht sich auf die Eiche und die Haselstaude), teils zu ihrer Bezeichnung Lehnwörter aus einer uns näher nicht bekannten Sprache verwendet (dies bezieht sich auf das Wildschwein, das Reh und auf die Eidechse), auf welche Frage wir noch zurückkommen wollen.

Da die Spuren der Samojuden im Gebiet der oberen Kama aus Ortsnamen auch heute noch nachgewiesen werden können (vgl. oben ALH. VI, 328—9), werden die nördlichen Nachbarn der Vorungarn auf diesem Wohngebiet der Urugrier die Samojuden gewesen sein.

B) *Vorungarn und Samojuden*

a) Der Übergang zur Renttierzucht

Nach den ersten Jahrhunderten des letzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung begann sich das Klima in Osteuropa allmählich wiederum zu ändern; die Dürre hörte allmählich auf und infolge des Anwachsens der Niederschlagsmengen wird sich der Wald im Norden auf Kosten der Waldsteppe immer mehr ausgebreitet haben. Dieser Umstand wird die am nördlichsten wohnenden Sippen der Ugrier, d. h. die Vorungarn, in wirtschaftlicher Hinsicht sehr unangenehm berührt haben. Die zur Verfügung stehende Grasfläche nahm mit dem Vordringen des Waldes immer mehr ab, die südlicher liegenden noch frei stehenden Weiden waren von den Vorfahren der obugrischen Völker besetzt, so dass den Vorfahren der Ungarn nichts anderes übrigblieb, als entweder die Viehzucht ganz aufzugeben oder sich auf eine andere, bei den veränderten Naturverhältnissen aussichtsreichere Form der Viehzucht umzustellen. Sie werden wohl das letztere getan haben, und zwar scheinen einige Sippen der **mon*^z-Fratie (vermutlich waren unter den Urugriern nur die Angehörigen dieser Fratie Viehzüchter) nach dem Beispiel der nördlich von ihnen wohnenden Samojuden zur Waldrenntierzucht übergegangen zu sein. Diese Folgerung wird für uns durch bestimmte sprachliche und ethnographische Tatsachen ermöglicht.

Die Beurteilung und Auswertung der hierhergehörenden sprachlichen Tatsachen wird aber besonders deswegen sehr erschwert, weil die Vorfahren der Ugrier in der uralischen Urheimat — wie wir oben ausgeführt haben (vgl. ALH. VII, 340) — in der Nachbarschaft der Vorfahren der Samojuden wohnten, von denen sich die Vorfahren der Ugrier und der Lappen erst dann lösten, als der Kontakt mit den übrigen finnisch-ugrischen Gruppen auf-

gehört hatte; obgleich die Vorugrier unmittelbar vermutlich nur mit den Vorlappen in Berührung standen, ist das Vorhandensein von gemeinsamen, im Lappischen fehlenden Spracheigentümlichkeiten in den ugrischen und den samojedischen Sprachen doch nicht ganz ausgeschlossen. Dann scheint es schon im voraus wahrscheinlich zu sein, dass die Sprache und die Kultur des nach Osteuropa eingedrungenen *por*-Volkes nicht nur auf das Urugrische eingewirkt haben mag, sondern auch auf das Ursamojedische. Endlich sind die samojedischen Sprachen noch nicht genügend erforscht und auch ihr Wortschatz ist nur oberflächlich bekannt.

Infolge dieser Schwierigkeiten können wir bei der Beurteilung sprachlicher Beziehungen zwischen diesen Sprachgruppen in vieler Hinsicht nur im Dunkeln oder Halbdunkeln herumtappen.

Wir haben darauf schon aufmerksam gemacht, dass der Wandel $\xi > s$ nicht nur für das Urugrische, sondern auch für das Ursamojedische kennzeichnend ist; dann ist das Aufkommen des stark geschnittenen Silbenakzentes für bestimmte samojedische Sprachen bzw. ursamojedische Dialekte ebenso charakteristisch wie für das Urugrische. Diese Ähnlichkeiten in der Lautbildung, da sie im Lappischen nicht vorhanden sind, wird man — wie bereits erwähnt — in beiden Sprachgruppen demselben Faktor und zwar der Einwirkung der Sprache des *por*-Volkes auf diese zwei Sprachgruppen zuschreiben müssen.

Es gibt aber noch einige sprachliche Eigentümlichkeiten, auf Grund welcher die samojedischen Sprachen nach den Worten E. Lewys „in die nächste Nähe der ugrischen Sprachgruppe rücken“.¹ Diese Züge seien nach E. Lewy die folgenden: Beide Gruppen — die ugrischen im Gegensatz zu den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen — haben durchaus kein negatives Verbum und scheiden transitive und intransitive Konjugation. Es könnte zwar auch daran gedacht werden, dass das Samojedische und das Ugrische in diesen Eigentümlichkeiten uralische sprachliche Altertümlichkeiten bewahrt haben, die in der finnisch-permischen Grundsprache durch Sonderentwicklungen verdrängt worden seien und dass das Lappische den Gebrauch des negativen Zeitwortes aus dem Finnischen übernommen haben mochte und unter finnischem Einfluss die Scheidung der transitiven und intransitiven Konjugation aufgegeben habe. Es scheint doch wahrscheinlicher zu sein, dass wir auch in diesen gemeinsamen sprachlichen Besonderheiten der ugrischen und der samojedischen Sprachen mit der Einwirkung der Sprache des *por*-Volkes zu tun haben; denn wären die angeführten gemeinsamen Eigentümlichkeiten in den samojedischen und ugrischen Sprachen Relikte aus der uralischen Urzeit, so sollten von diesen einige Spuren sowohl in den Sprachen der finnisch-permischen Gruppe als besonders im Lappischen anzutreffen sein, was jedoch

¹ Vgl. Liber saecularis der Verhandlungen d. Gel. ethnischen Gesellschaft XXX, 368.

nicht der Fall ist. Prinzipiell könnte zwar bezüglich dieser auch die Möglichkeit paralleler, von einander unabhängiger Entwicklungen im Samojedischen und im Ugrischen in Frage kommen. Es ist jedoch schon von vornherein ganz unwahrscheinlich, dass die angeführte Reihe von parallelen Entwicklungen im Samojedischen und im Ugrischen, in diesen ehemals benachbarten Sprachgruppen, nur dem Spiel des Zufalls zugeschrieben werden sollte.

In Anbetracht dieser Übereinstimmungen zwischen den samojedischen und den ugrischen Sprachen glaubte ich diese früher — als ich sie erkannt hatte — mit der Einwirkung des Samojedischen auf das Ugrische erklären zu können (vgl. Nyr. LXII, 107). In diesem Falle sollten aber in den ugrischen Sprachen und zwar auch in den obugrischen Sprachen auch ursamojedische Lehnwörter vorhanden sein. Solche gibt es jedoch anscheinend keine.

Samojedische Lehnwörter glaubte man in erster Linie in den obugrischen Sprachen finden zu können. „Auf sehr alte Beziehungen“ zu den Samojuden sollen nach Paasonen vor allem solche angebliche samojedische Lehnwörter in den obugrischen Sprachen wie *num* 'Gott' und *kar* 'Männchen, Hengst, Stier' deuten (vgl. Beitr. 14, 52, 53). Nach Toivonen könnte jedoch samojed. *num* 'Himmel, Luft, Gott' höchstens für ein obugrisches Lehnwort des Samojudischen angesehen werden, wenn wir im Samojudischen dieses Wort mit *Setälä* nicht für altererb't betrachten wollten (vgl. Nyr. LIX, 71). Aus dem Ungarischen ist zwar eine Entsprechung des samojed. *num* nicht bekannt, was jedoch noch durchaus nicht bedeuten kann, dass es einst auch im ungarischen Wortschatz nicht vorhanden gewesen wäre. Es mag aber entweder als tabuier'tes Wort aus der Sprache verschwunden sein, oder es dürfte infolge einer Veränderung der religiösen Anschauungen des urungarischen Volkes durch das neue Wort *isten* 'Gott', das unbekannten Ursprungs ist, ersetzt bzw. verdrängt worden sein. Für die erste Möglichkeit spricht besonders der Umstand dass auch *isten* der alten Ungarn, aus dem Ausdruck *istennyila* 'Gottes Pfeil' für 'Blitz' zu schliessen, ebenso Himmels-gott war, wie *num* der Samojuden. Aber auch diese ungarische Vorstellung scheint mit dem Glauben der Samojuden in Zusammenhang zu stehen; nach diesem wollen nämlich die guten Geister mit dem Blitz die Bösen treffen.¹

Was nun das obugr. *kar* 'Männchen, Hengst, Stier' betrifft,² so kann es für ein samojed. Lehnwort in den obugrischen Sprachen schon deswegen nicht gelten, weil seine Entsprechungen auch aus dem Komi und aus dem Finnischen nachgewiesen wurden. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes wird wohl 'männliches Tier, Männchen' gewesen sein und es ist vermutlich nur Zufall, dass dieses Wort sowohl bei den Samojuden als auch bei den nördlichen Mansi und Chanti auch in den Bedeutungen 'männliches Rentier';

¹ Kai Donner: Bei den Samojuden in Sibirien, 1926, 70.

² Die genauen Formen s. bei Wichmann (FUF. XI, 205—6), Toivonen (FUF, XXII, 142) und N.-Sebestyén (ALH. I, 293).

Renntierochse' gebräuchlich ist. Höchstens daran könnte gedacht werden, ob die spezielle Bedeutung dieser Wortform in den nördlichen obugrischen Dialekten nicht etwa unter samojedischem Einfluss aufgekommen sei, da es ja nicht zweifelhaft sein kann, dass die nördlichen Mansi und Chanti nach dem Beispiel der Samojeden zur Renntierzucht übergegangen sind. Etwas anders dürfte es sich vermutlich mit den hierhergehörenden ungarischen Wortformen *here* 'Hode' und *herél* 'kastrieren' verhalten, auf die wir noch zurückkommen wollen.¹

Da nach unseren Ausführungen der nördlichste Teil des späturngrischen Sprachgebietes von den Vorungarn eingenommen wurde, können in erster Linie die Vorungarn mit Samojeden in Berührung gekommen sein, da es — wie wir darauf schon hingewiesen haben — aus Ortsnamen auch heute noch festzustellen ist, dass einst auch Samojeden im Gebiet der mittleren und der oberen Kama wohnten. Somit dürfte es kaum Zufall sein, dass von der Forschung schon eine ganze Reihe von ungarischen Wörtern gefunden wurde, die nur in den samojedischen Sprachen Entsprechungen zu haben scheinen. Solche ungarische Wörter sind: *egyenes* 'gerade', *hív-* 'rufen', *lát-* 'sehen', *?mozog-* 'sich bewegen', *láb* 'Fuss' (vgl. Bárczi, SzófSz.). Zu diesen kommt noch: *evet* 'Eichhörnchen' (vgl. Toivonen, FUF. XXII, 161), *ó* 'alt', *szán-* 'reuen, bedauern, erbarmen, Mitleid haben' (vgl. Lehtisalo, Balassa-Festschrift, 1934, 90—1) und vielleicht auch *hëgy* 'Spitze, Berg' (vgl. N.-Sebestyén, MNy. XLII, 12—21) und *szügy* 'Brust (von Tieren)' (vgl. Paasonen, Kel. Sz. XV, 88, 107).² — Dann gehört zu dieser Gruppe von Wörtern noch *hó* (*hava-*) 'Schnee'. Dieses Wort versuchte man zwar mit udm. *kjm* 'feiner, neugefallener Schnee' in Zusammenhang zu bringen; von Paasonen wurde aber nachgewiesen, dass diese Gleichung aufgegeben werden muss (vgl. Kel. Sz. XVII, 31). Hingegen ist es durchaus nicht problematisch, dass das ungarische Wort mit samJur. *hava* 'körniger Schnee' zusammengehört. — Es ist jedenfalls zu erhoffen, dass die Erforschung des Wortschatzes der samojedischen Sprachen auch die Zahl der Samoiediaca in der ungarischen Sprache erhöhen wird.

Es besteht natürlich die Möglichkeit, dass einige unter diesen Wörtern noch in die uralische Urzeit zurückgehen und zufälligerweise nur im Ungarischen und in den samojedischen Sprachen erhalten blieben. Dass aber alle

¹ Für ein jüngeres samojedisches Lehnwort habe übrigens nach Gombocz (Kel. Sz. XIII, 239) auch chant. *hámek* 'weich, mild', mans. *hámék* 'weich' zu gelten. Solche kann es natürlich geben, aber auch in den westlichen samojedischen Sprachen ist mit der Möglichkeit des Vorhandenseins von obugrischen Lehnwörtern zu rechnen. Nur ist der Wortschatz der samojedischen Sprachen — wie schon bemerkt — nicht nur nicht erforscht, sondern auch nur mangelhaft bekannt. In dieser Hinsicht ist eine Besserung nur von der Veröffentlichung der samojedischen Wort- und Textsammlungen finnischer Forscher zu erhoffen.

² Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, dass ung. *szügy* mit udm. *šil* 'Nacken; Widerrist', komi *šili, šili, šivi* 'Nacken, Hals' zusammenhängt oder eventuell ein permisches Lehnwort im Ungarischen darstellt. (Für das permische Wort vgl. FUF. XV, 13.).

die angeführten samojedisch-ungarischen Wortgleichungen als solche aufgefasst werden könnten, ist ziemlich unwahrscheinlich, da es ähnliche Wörter in den obugrischen Sprachen anscheinend überhaupt nicht gibt.

Unter den angeführten Wörtern gibt es jedenfalls keine Kulturwörter; somit dürften sie aus einer ausgedehnteren samojedisch-vorungarischen Zweisprachigkeit hervorgegangen sein. Es gibt aber auch ein Wort im Ungarischen, das nicht nur mit einem samojedischen Wort zusammengestellt werden kann, sondern anscheinend zur Terminologie der Renntierzucht gehört; folglich höchst wahrscheinlich im Ungarischen samojedischen Ursprungs ist. Und dann gibt es noch zwei-drei Wörter im Ungarischen, die zwar auch in den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen vorhanden sind, deren heutige Bedeutungen im Ungarischen aber anscheinend unter dem Einfluss von den entsprechenden Wörtern der samojedischen Renntierterminologie zustande gekommen sind.

Diese Wörter sind: 1. *figyelmez-* (in der heutigen Sprache künstlich abgekürzt zu *figyel-*) 'acht geben, aufmerken'; 2. *húr* 'Sehne, Saite'; 3. *here* 'Hode', *herél-* 'kastrieren'; 4. vielleicht noch *tolvaj* 'Dieb'.

Das Wort *figyelmez* 'acht geben, aufmerken' wurde von Wichmann (FUF. XIV, 11—17) mit lapp. *piñña-*, *pèññe-*, *piññe-* 'bewahren, verwahren, schützen, hüten; beobachten, halten, schätzen', *piññej* 'Hirt' zusammengestellt. Wichmann wollte mit dieser Zusammenstellung erweisen, dass es im Lappischen auch eine Entwicklung von *fiugr. -*ñtš-* ~ **ñdž-* > *-ññ-* > *-ñ-* gegeben habe. Diese Hypothese wurde aber von Toivonen abgelehnt, der hierzu noch die Bemerkung machte: „Das hier erwähnte Ip. Wort scheint besser zu samJ *pae-rñau* 'halten, brauchen, hüten', Ju. (Ch.) *fóne-ñéro*, (B.) *fóni-ñedo* 'hüten, weiden' (Ch.) *fonedde*, (B.) *fónidde* 'Hirt' zu passen; hier liegt möglicherweise ein alter Terminus der Renntierzucht vor" (FUF. XIX. 252). — Wenn das angeführte lappische Wort mit einem samojedischen Wort zusammengestellt werden kann, das vermutlich einen Fachausdruck der samojedischen Renntierzucht darstellt, so kann das auch von dem ungarischen *figyelmez* zutreffend sein. Dass ein ursprüngliches *ñ* in diesem Wort durch *gy* (= *đ*) vertreten ist, bildet noch kein Hindernis für diese Gleichung; denn es gibt genug Beispiele dafür, dass das *ñ* im Ungarischen bei einer ursprünglichen Lautfolge *ñ — m* oder *m — ñ* (diese Laute immer im Silbenanlaut) zu *đ* dissimiliert wurde. Auf diese Weise ist schon im Altung. aus einem **mëñëk*: *mëgyëk* geworden, oder aus dem *menyët* 'Wiesel' in einigen Dialekten *megyët*; ebenso aus dem *nyomorgat* in einigen Dialekten *gyomorgat*-. Auf diese Weise hängen aber auch die entlehnten Flussnamenformen *Esztermény* und *Eztermeg* 1257 (*g* = *đ*), (< slaw. **Strmen*.) zusammen.¹

¹ Vgl. Moór: Westungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen, 1936, 28. — Nach P. Hajdú soll sich das angeführte samojedisch-lappische Wort nicht auf die Zucht, sondern auf die Jagd der Renntiere bezogen haben, was aber ein Irrtum ist;

Das Wort *húr* war in der älteren Sprache auch in der Bedeutung 'Darm' gebräuchlich (auch in der heutigen Sprache *hurka* 'Bratwurst'). Diese letztere Bedeutung stimmt mit den Bedeutungen der Entsprechungen dieses Wortes in den finnisch-ugrischen Sprachen ungefähr überein. Diese sind nach der Zusammenstellung Toivonens (FUF. XVIII, 191): mans. *kiwer* 'das Innere, Höhle' | komi *girk* 'das Innere, Leibeshöhlung' | udm. *girk* 'Höhlung (im Baume)' | mar. *kör̄yā* 'das Innere' | mord. *kirga* 'Hals' | fi. *kurkku* 'Kehle, Gurgel'. In der Bedeutung 'Sehne' erscheint jedoch dieses Wort nur in den samojedischen Sprachen (vgl. samJ *hur̄kkū*, *hur̄kkō*, *kur̄ǎkkū* 'Schnur von Sehnen des Renttieres', *hurku* 'Schnur' samTaigi *kör̄ü* 'ds.'). — Nach unserer Auffassung ist also *húr* in der Bedeutung 'Sehne, Saite' samojedischen Ursprungs in der ungarischen Sprache.

Das Wort *here* 'Hode; Drohne' und *herél* 'kastrieren' wird mit der oben besprochenen uralischen Wortsippe in der Bedeutung 'Männchen, männliches Tier' zusammengestellt. Das betreffende Wort war ursprünglich tieftönig (vgl. samJur. *hōra* 'Renttierochs', *hōrie* 'Renttiermännchen' ~ fi. *koira* 'männlicher Hund'); denn sonst hätte ja aus dem anlautenden *k* durch χ im Ungarischen nicht *h* werden können (vgl. Moór: ALH. II, 402); aber schon im Urugrischen scheint es hochtonig geworden zu sein, welcher Form nicht nur das ung. *here*, sondern auch das mansT *khār* 'Hengst' und das nordmans. *χar* 'Renttier' entspricht (mansN *a* < *ä*). Die ungarische Wortform *her-e* ist offenbar mit einem Deminutivsuffix weitergebildet worden, dessen Funktion hier wahrscheinlich die Vergleichung war (dem. comp.); die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortform mag also 'Männchen-Ähnliches' gewesen sein. Dem Männchen sieht das kastrierte männliche Tier in der Tat ähnlich aus, so dass die ursprüngliche Bedeutung von ung. *here* 'kastriertes männliches Tier' gewesen sein mag. Aus dieser Wortform mit dieser ansetzbaren Bedeutung ist dann ein Zeitwort mit *-l* in der ursprünglichen Bedeutung 'zu kastriertem Tier machen', d. h. 'kastrieren' gebildet worden, also eine ähnliche Bildung wie z. B. *darabol-* 'zerstückeln' aus *darab* 'Stück'. Kastriert werden natürlich nur gezüchtete Tiere, und so ist wohl anzunehmen, dass sich dieses offenbar in die Terminologie der Viehzucht gehörende Wort *here* *'kastriertes Tier' eigentlich auf ein spezielles Tier bezog, das später von den Ungarn nicht mehr gezüchtet wurde; denn dieses Wort bezieht sich auf keines von den heute gezüchteten Tieren. Als solches kann also nur das Renttier in Frage kommen und es umsomehr, da dieselbe primitive Art des Kastrierens der männlichen Tiere mit den Zähnen ehemals auch in der ungarischen Viehzucht üblich war, die bei den Lappen und Samojedern heute noch üblich ist. Diese Art des Kastrierens der Tiere werden also die Vorfahren

denn die deverbale Ableitungen dieses Verbums haben sowohl im Samojedischen als auch im Lapp. die Bedeutung 'Hirt', also nicht 'Jäger', was auf Grund der Hypothese Hajdús zu erwarten wäre.

der Ungarn nach unserer Vermutung eben von Samojeden erlernt haben. Nach dem Aufhören mit der Renntierzucht bei ihnen bzw. nachdem die Renntierzucht auch aus dem Blickfeld des Ungartums verschwunden war, verschwand das Wort *here* in der Bedeutung 'Renntierochs' aus der ungarischen Sprache; die Ableitung davon *herél-* 'kastrieren' blieb aber bis zum heutigen Tag erhalten. Aus dieser Wortform wird man später das heutige Wort *here* in der Bedeutung 'Hode' fälschlich abstrahiert haben. Das Streben der Sprechenden nach eindeutigem Ausdruck wird auch diesmal diesen sprachlichen Vorgang veranlasst haben. Ursprünglich war nämlich im Ungarischen — wie auch in anderen finnisch-ugrischen Sprachen — in der Bedeutung 'Hode' das Wort *mony* 'Ei' üblich, das in dieser Bedeutung in der Volkssprache auch heute noch gebräuchlich ist. Wäre nämlich *herél-* 'kastrieren' aus *here* 'Hode' gebildet, so sollte es ja etwa *herétlenít-* etwa 'enthoden' lauten; so etwas kann jedoch schon deswegen gar nicht in Frage kommen, weil ja die Testikel des Tieres beim primitiven Kastrieren mit den Zähnen gar nicht entfernt werden.¹

Wir haben oben schon erwähnt, dass das uralische Wort für 'stehlen' im Samojedischen einen *t*-Anlaut aufweist (< ural. **s*-); somit besteht eine Möglichkeit, dass das ung. *tolvaj* 'Dieb' auf ein samojedisches Derivat — das wir jedoch nicht nachzuweisen vermögen — des Zeitwortes samJur. *täle-u*, Jen. *tarebo* usw. 'stehlen' zurückgeht;² das Wort *tolvaj* kommt nämlich in der älteren Sprache auch in der Bedeutung 'Räuber, Mörder' vor, es ist also nicht ausgeschlossen, dass die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes 'Viehdieb, Viehräuber' war. — Es sei aber schon hier bemerkt, dass dieses ungarische Wort auch auf eine mansische Wortform zurückgeführt werden kann, da das ural. **s*- auch im Mans. durch *t* vertreten ist und das entsprechende Derivat dieses uralischen Zeitwortes im Mansischen in der Bedeutung 'Dieb' in der Tat vorhanden ist.

Aus unseren auf die Wörter *here* 'Hode' und *herél* 'kastrieren' bezüglichen Ausführungen ergab sich schon, dass die Vorfahren der Ungarn nicht nur bestimmte mit der Renntierzucht in Zusammenhang stehende Wörter von ihren samojedischen Nachbarn übernommen haben, sondern auch bestimmte Praktiken und Handgriffe der Renntierzucht. Zu diesen gehört ausser dem Kastrieren der Tiere mit den Zähnen auch der Gebrauch des Lassos in der Pferdezucht. Eine besondere Bedeutung in der Herkunftsfrage der ungarischen Viehzucht kommt aber besonders jenen Ohrmarken zu, die ehemals in der ungarischen Viehzucht zur Bezeichnung der Eigentümer der Tiere

¹ Vgl. die Beschreibung dieser Prozedur bei H. A. Bernatzik: Lappland³ 1942, S. 35: »Wenn ein Lappe einen Hirsch kastriert, zerquetscht er mit seinen Zähnen die Testikel und drückt sie dann noch fest mit den Händen zusammen. Der Hodensack schwillt nun an, und etwa drei Tage lang ist das Tier müde und schwach, später ist aber seinem Gebahren kaum noch etwas anzumerken.«

² In SamK hat das Derivat *thali* dieses Zeitwortes in der Tat die Bedeutung 'Dieb' (vgl. Wichmann: FUF. XI, 231).

verwendet wurden; ihre Ähnlichkeit mit den Ohrmarken der Lappen sei nach den Worten Fritz Flors geradezu frappant (vgl. Hirt-Festschrift I, 95, Anm. 1). Auch das Studium der Lebensweise und der Wirtschaftspraxis der ungarischen Hirten der sog. 'unbändigen' (*szilaj*) Herden machte auf Flor den Eindruck, dass „die alten Magyaren als Pferdezüchter in ihrer Wirtschaftspraxis den samojedischen Renttierzüchtern näher standen als den altaischen Pferdehirten“ (vgl. Hirt-Festschrift I, 109). Die Tiere wurden nämlich ebenso nicht gemolken, wie auch die Renttiere bei den Samojeden nur zur Not gemolken werden, um Säuglinge — wenn es anders nicht geht — mit Milch zu versorgen.¹ Dass die alten Ungarn ihre Tiere ursprünglich nicht gemolken haben, ergibt sich schon daraus, dass sie neben ihre Toten nur die besten Stücke des geopfertes Pferdes als letzte Bewirtung hinzulegen pflegten, nie aber mit dem Toten zu seiner Versorgung mit Milch eine gemolkene Stute mitbegruben, wie das bei pferdezüchtenden Völkern, von denen die Stuten gemolken wurden, überall üblich war (vgl. Moór: Acta Ethn. Hung. II, 77). Somit ist es wenig wahrscheinlich, dass die Hirten der „unbändigen“ Herden die Stuten zu ihrem eigenen Gebrauch gemolken hätten, was einigemal schon angenommen wurde.² Die Pferdemilch wird übrigens von pferdezüchtenden Völkern nur in gegorenem Zustand genossen; von einer Kumisverfertigung ist aber beim ungarischen Volke nichts erhalten geblieben, obzwar es nicht ausgeschlossen wäre, dass die alten Ungarn die Kumisverfertigung von jenen türkischen Nomaden übernommen hätten, mit denen sie längere Zeit hindurch in Berührung standen.

Zur letzten Bewirtung des Toten bei dem Begräbnis wurde bei den alten Ungarn ausser dem Pferd nie ein anderes Tier verwendet, wie in den Begräbnisbräuchen anderer Hirtenvölker. So wurden z. B. in den Gräbern der Präskythen in Südrussland ausser Pferdeknochen auch Überreste von Schafen und Rindern gefunden, nicht anders in den Gräbern der Ananjino-Kultur (700—300) an der Kama. (Schon hier sei bemerkt, dass die Träger dieser Kultur nichts mit den Ungarn zu schaffen hatten, auf welche Frage wir noch zurückkommen wollen.) — Die Begräbnisform der alten Ungarn wird sich also noch zu einer Zeit herausgebildet haben, als von ihnen nur ein einziges Herdentier gezüchtet wurde, an dessen Stelle dann die Pferdezucht trat. Ein einziges Herdentier wird aber nur von Renttierzüchtern gezüchtet, da die Renttierzucht die Haltung auch eines anderen Herdentieres fast vollkommen ausschliesst.³ Nur von den ansässigen Fischerlappen werden auch Schafe gezüchtet, aber diese Fischerlappen sind gezwungen, ihre Renttiere

¹ Lehtisalo, T.: Beiträge zur Kenntnis der Renttierzucht bei den Jurak-samojeden. Oslo, S. 113, 139.

² I. Györfly liess z. B. in seinem Buch *A szilaj pásztorok* ('Die unbändigen Hirten') 1928, 31 von dem Maler Benyovszky sogar einen melkenden Pferdehirten zeichnen...

³ Unseres Wissens machten nur die Berglappen in Schweden in neuerer Zeit der Milchgewinnung halber mit der Ziegenzucht Versuche, da das Melken der Renttierkühe allzu beschwerlich sei (vgl. Bernatzik, a. a. O. 42).

den Berglappen zur Hut zu übergeben.¹⁴ — Das Fehlen von Schafknochen in den Gräbern der alten Ungarn steht in vollem Einklang mit dem Umstand, dass auch das alte finnisch-ugrische Wort für Schaf (fi. *uttu* usw.) aus dem Ungarischen fehlt (vgl. Moór: *Acta Ethn. Hung.* II, 80), obgleich das Schaf das eigentliche Schlachtthier der Pferdezüchter zu sein pflegt. Dies alles lässt sich kaum anders erklären, wie mit der Annahme, dass die Kontinuität in der Pferdezucht bei den Ungarn irgendeinmal unterbrochen wurde, und aus den angeführten Anzeichen ergab sich ziemlich deutlich, dass die Pferdezucht bei ihnen durch die Renntierzucht abgelöst wurde. Und wie oben schon ausgeführt, mag diese Änderung der Wirtschaftsform bei ihnen durch die Veränderung der klimatischen Verhältnisse veranlasst worden sein. Dieser Wandel in der Wirtschaft zeugt allerdings von einer ziemlich grossen Anpassungsfähigkeit der Vorungarn an die veränderten Verhältnisse, was sich auch später in der Geschichte des ungarischen Volkes einigemal bewährt hat.

Die Übereinstimmung der Begräbnisbräuche der alten Ungarn mit denen der Samojeden lässt uns sogar vermuten, dass auch die religiösen Vorstellungen der Vorungarn durch die der Samojeden beeinflusst worden seien, was sich uns auch aus der volkstümlichen Benennung des Blitzes als „Gottes Pfeil“ im Ungarischen ergab (s. oben S. 121).

Mit dem Übergang zur Renntierzucht ist das Pferd noch nicht vollkommen aus dem Blickfeld der Vorungarn verschwunden, wie ja das Pferd als Tier nicht nur den renntierzüchtenden Gruppen der obugrischen Völker bekannt ist, sondern es auch die Samojeden kennen. Somit konnte sich ein Teil des auf die Pferdezucht bezüglichen Wortschatzes auch im Ungarischen erhalten; nur die Wörter, die sich auf Füllen und Jungpferd bezogen, verschwanden aus der Sprache, da diese Wörter nur bei einer aktiven Pferdezucht eine Bedeutung hatten bzw. gebraucht werden konnten.

Der Übergang zur Renntierzucht bei den Vorungarn, aber auch die Veränderung der klimatischen Verhältnisse wird vermutlich zum Abbruch der Berührungen mit den übrigen ugrischen Sippen, den Vorfahren der obugrischen Völker, wesentlich beigetragen haben. Es ist jedenfalls nicht wahrscheinlich, dass auch die Vorfahren der obugrischen Völker nach dem Vorbilde der Vorungarn zur Renntierzucht übergegangen wären. In diesem Falle hätte sich nämlich die Renntierzucht bei ihnen auf den später von ihnen bewohnten Gebieten höchst wahrscheinlich erhalten können, wo doch uns aus den Forschungen Kai Donners nicht zweifelhaft sein kann, dass die Renntierzucht bei bestimmten Gruppen von ihnen nach dem Vorbild der Samojeden erst in jüngerer Zeit aufgekommen ist, so dass aus Formen und Bräuchen in der Viehzucht und aus Opfersitten und Begräbnisriten auf das ehemalige Vorhandensein der Renntierzucht bei ihnen nicht geschlossen

¹⁴ Nach A. Byhan angeführt; vgl. Buschan: *Illustrierte Völkerkunde*² II. 1016.

werden kann, aber auch sprachliche Relikte, die eine solche Schlussfolgerung erlauben würden, sind uns nicht bekannt. — Die Vorfahren der obugrischen Völker werden nach unseren Ausführungen südlich von den Vorungarn gewohnt haben; somit wird sie das Vordringen des Waldes als Folge des Anwachsens der jährlichen durchschnittlichen Niederschlagsmengen erst später berührt haben als die Vorungarn, die inzwischen infolge ihres Überganges zur Waldrenntierzucht in den Wald schon tiefer eingedrungen sein werden, so dass der unmittelbare Kontakt mit den möglichst am Waldessaum wohnenden Vorfahren der obugrischen Völker, die wahrscheinlich noch weiter — soweit dies möglich war — Pferde- und Schafzucht betrieben, aufgehört haben wird.

b) Handelsbeziehungen: Eisen, Mehl, Salz

Die relative Chronologie des letzterwähnten volksgeschichtlichen Ereignisses kann aber nicht nur mit Berücksichtigung der Ergebnisse der Klimageschichte bestimmt werden, sondern auch mit Hilfe jener Wörter, die sich in den ugrischen Sprachen auf die Metalle beziehen. Auf Grund dieser Wörter sind wir zu der Erkenntnis gelangt, dass sich die ugrische Gemeinschaft durch Ausscheiden der Vorungarn zur Zeit des Aufkommens des Bronzegusses in Osteuropa, d. h. zwischen 1000—750 vor unserer Zeitrechnung noch nicht aufgelöst haben wird. Bemerkenswert ist nun, dass es in den obugrischen Sprachen und im Ungarischen für Eisen und Silber mehr keine gemeinsamen Namen gibt, woraus gefolgert werden kann, dass die Vorungarn im Zeitalter des Aufkommens dieser Metalle im Kamagebiet aus der ugrischen Gemeinschaft schon ausgeschieden waren. Nach den Ergebnissen der archäologischen Forschung sind diese Metalle im Kamagebiet während der Ananjinoperiode aufgekommen. — Die Periode der Ananjinokultur wurde von der älteren Forschung auf 500—0 oder auf 600—0 datiert; nach den neuesten Ergebnissen der sowjetrussischen archäologischen Forschung soll sie jedoch etwas früher begonnen, aber auch kürzere Zeit gedauert haben, indem ihre Dauer auf die Jahrhunderte zwischen 700 und 300 vor unserer Zeitrechnung festgelegt wird. Uns sind die Gründe zwar näher nicht bekannt, die die sowjetrussischen Archäologen zu dieser Verlegung der Termine veranlasst haben, aber wir glauben uns dieser Auffassung schon deswegen anschließen zu müssen, weil diese Zeitbestimmung den Ergebnissen der klimageschichtlichen Forschung besser entspricht als die frühere Terminierung. Es ist nämlich ganz unwahrscheinlich, dass die Ananjinokultur den kurz nach der Mitte des ersten Jahrhunderts erfolgten Klimasturz um vieles überlebt hätte, wo wir doch wissen, dass dieser Klimasturz in Skandinavien den blühenden bronzezeitlichen Kulturstätten ein Ende bereitet hat, indem die bronzezeitlichen Siedlungen nach der erfolgten Klimaverschlechterung sehr bald menschenleer geworden sind.

Die Ananjinokultur wurde früher meist als späte Bronzezeit bezeichnet, während man sie heute in der sowjetrussischen Forschung als frühe Eisenzeit zu bezeichnen pflegt. Die gefundenen Gussformen bezeugen allerdings unzweideutig, dass der Bronzeguss während dieser Periode im Kamagebiet immer noch eine verbreitete Technik war; ob man aber auch von Eisenbearbeitung in dieser Kultur reden könne, ist schon sehr zweifelhaft, denn die gefundenen eisernen Gegenstände scheinen nur importierte Fertigware gewesen zu sein. In dem durch A. W. Sbrujewa ausgegrabenen Ananjino-Friedhof in Lugow an der unteren Kama wurden eiserne Gegenstände nur in den jüngeren Gräbern gefunden. Somit ist die frühere Bezeichnung dieser Kultur zutreffender. Jedenfalls vertrat diese Kultur im Kamagebiet den Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit, also ähnlich, wie die Kupferzeit als Übergangsperiode von der Steinzeit zur Metallkultur zu gelten hat und deswegen meist noch zu der Steinzeit hinzugerechnet wird.

Dass das neue Metall die östlichen finnisch-ugrischen Völker in der Gestalt von eingeführten Messern und Dolchen erreichte, ergibt sich ganz deutlich aus der Benennung des Eisens in den östlichen finnisch-ugrischen Sprachen. Hierhergehören: mar. *kürt-nö*, *kirt-ne* 'Eisen' (vielleicht nach Analogie von mar. *šörtinä* 'Gold'); udm. *kort*, komi *kört* 'Metall, bes. Eisen, eisernes Werkzeug, Fessel, Kette'; chant. *kart*, *karta* 'Eisen'; mans. *kēr* 'ds.' — Dass diese Wörter mit folgenden iranischen Wörtern irgendwie zusammenhängen, ist offensichtlich: av. *karata* 'Messer', pehl. *kārt* 'ds.', neupers. *kārd* 'ds.', osset. *kard* 'Messer, Schwert'. Die Urform der angeführten Wörter der östlichen finnisch-ugrischen Sprachen enthielt im Auslaut offenbar ein *-t* und nicht *-d*, da ja die Lautverbindung *-rd* im Mari und in den permischen Sprachen unverändert erhalten geblieben wäre. Somit können diese Wortformen in diesen Sprachen keineswegs alanischen (ossetischen) Ursprungs sein, woraus auch folgt, dass die ursprüngliche Bedeutung der Urform dieser Wörter nur 'Messer' gewesen sein kann, da ja das entsprechende iranische Wort nur im Ossetischen die Bedeutung 'Schwert, Säbel' aufweist. Wenn wir dies alles in Betracht ziehen, so könnte das Wort für 'Eisen' in den östlichen finnisch-ugrischen Sprachen nur sarmatischen Ursprungs sein. Leider war es für uns nicht möglich festzustellen, ob der auf Grund der ossetischen und neupersischen Formen anzusetzende Wandel *-rt-* > *-rd-* im Sarmatischen nicht etwa schon durchgedrungen sei. Falls dies so gewesen wäre, so hätte diese als alt- oder mitteliranisch zu bezeichnende Wortform mit *-t* nur durch die Vermittlung der Sprache eines nicht-iranischen Volkes, in der eine ältere iranische Form dieses Wortes erhalten geblieben sei, in die östlichen finnisch-ugrischen Sprachen aufgenommen werden können. Oder es käme noch die Möglichkeit in Betracht, ob dieses Wort nicht etwa schon bedeutend früher in der Bedeutung 'Messer oder Dolch aus Bronze oder Kupfer' in diesen Sprachen heimisch geworden sei, und später als Benennung eingeführter

eiserner Dolche und Messer verwendet auch zur Benennung des neuen Metalls gedient habe. In diesem Falle sollte aber dieses Wort in der Bedeutung 'Messer' auch in den ostseefinnischen Sprachen vorhanden sein, und es wäre schwer zu verstehen, wie sich der Bedeutungswandel von 'Messer' → 'Eisen' in mehreren finnisch-ugrischen Sprachen unabhängig voneinander vollzogen habe. Somit ist dieses Wort in den östlichen finnisch-ugrischen Sprachen entweder sarmatischen Ursprungs in der Voraussetzung, dass der Wandel *-rt-* > *-rd-* im Sarmatischen im Zeitalter der Entlehnung dieses Wortes durch die Ostfinnougrier noch nicht durchgedrungen sei, oder es habe als ein Wanderwort alt- oder mitteliranischen Ursprungs durch Vermittlung einer unbekanntenen Sprache die östlichen finnisch-ugrischen Völker erreicht.

Die vorauszusetzende alanische Wortform erscheint hingegen in ung. *kard* 'Säbel, Schwert' und in mar. *kerdo*, *kerde*, *kerde* 'Säbel, Schwert, Dolch'; auch die Bedeutung entspricht in beiden Sprachen der Bedeutung der ossetischen Wortform.

Die Ungarn sind an der älteren Form dieses Wortes in der Bedeutung 'Eisen' offenbar deswegen nicht beteiligt, weil der Kontakt mit den Vorfahren der obugrischen Völker schon aufgehört hatte, als sie mit dem Eisen in der Gestalt von eingeführten Dolchen und Messern bekannt geworden sind. Im Ungarischen hingegen wurde die alte finnisch-ugrische Benennung des Kupfers auf das neue Metall übertragen; vielleicht deswegen, weil das entsprechende Wort im Vorungarischen auch in der Bedeutung 'Dolch' im Gebrauch gewesen sein mag, wie ja auch das Wort *vas* 'Eisen' metonymisch auch heute die Bedeutung 'Säbel, Schwert' haben kann. Zur Bezeichnung der Bronze diente nämlich in den meisten Sprachen das Wort für Kupfer, so dass die Vorstufe des Wortes *vas* im Vorungarischen vor der Bekanntschaft mit dem Eisen auch in der Bedeutung 'Bronze' bzw. 'bronzener Dolch' im Gebrauch gewesen sein dürfte.

Bemerkenswert ist nun, dass die Entsprechungen des ungarischen Wortes *vas* 'Eisen' bzw. seiner anzusetzenden vorungarischen Vorstufe **vaskii* auch in den samojedischen Sprachen in der Bedeutung 'Eisen' im Gebrauch stehen. Die hierhergehörenden samojedischen Wortformen sind: jurak. *jesea*, *wese*; tavgy. *basa*; Jen. *bese*; ostj.-sam. *kues* 'Metall'; kam. *baza*; taig. *beise*.¹ — Da dieses Wort — das im Samojedischen natürlich kein Erbwort aus uralischer Urzeit, sondern nur Lehnwort sein kann — in allen samojedischen Sprachen vorhanden ist, kann darauf geschlossen werden, dass es im Samojedischen schon ziemlich alt sein mag. Es stammt wohl aus einer Zeit, als sich die Samojuden in ihrer Gesamtheit noch diesseits des Uralgebirges aufhielten.

¹ Angeführt nach der Zusammenstellung Wiklunds in Eberts Reallex. f. Vorgesch. III, 382.

Für das Alter dieses samojedischen Wortes zeugt auch das Fehlen des *k* im Inlaut, das auf Grund der Entsprechungen dieses Wortes in anderen finnisch-ugrischen Sprachen für die Vorstufe von ung. *vas* 'Eisen' als Bestandteil einer ursprünglichen Lautverbindung *-*šk-* vorzusetzen ist, wie auf dieses chronologische Merkmal des samojedischen Wortes schon von Wiklund aufmerksam gemacht wurde: die Laute *s*, *š* und *z* sind nämlich auch in den uralischen Erbwörtern des Samojedischen die Entsprechungen der uralischen Lautverbindung *-*šk-*.

Da also das Eisen schon um 700 vor unserer Zeitrechnung im Kama-gebiet in Gestalt von eingeführten Dolchen und Messern bekannt geworden sein mag, kann diese Zeit für den oberen Termin der samojedisch-vorungarischen Berührungen gelten. Zu den Vorungarn können eiserne Dolche und Messer nur durch den Handel gekommen sein, sie werden aber diese auch an ihre nördlichen Nachbarn weitervermittelt haben. Als Tauschware können sie für diese von den Samojuden nur Pelze bekommen haben, die sie offenbar vorteilhaft für eiserne Gegenstände weiterverkauft haben werden. Schon die Vorungarn dürften also in dem beginnenden Pelzhandel eine Vermittlerrolle gespielt haben, wie auch ihre Nachkommen viele Jahrhunderte später an dem Pelzhandel in Osteuropa als Vermittler in hervorragender Weise beteiligt gewesen zu sein scheinen (vgl. Moór: *Acta Ethn. Hung.* II, 91—2).

Ausser dem Wort für 'Eisen' werden die Vorfahren der Samojuden vermutlich auch ihr Wort für 'Mehl' (vgl. oben ALH. VII, 343) von den Vorungarn übernommen haben; das entsprechende Wort fehlt zwar aus dem Ungarischen, aber — wie schon bemerkt — vermutlich nur deswegen, weil es in der Form mit zwei anderen Wörtern zusammengefallen war, so dass es später durch ein eindeutiges Wort ersetzt bzw. verdrängt wurde. Den zum 'Mehl' verarbeiteten Weizen werden die Ur- oder Vorungarn natürlich nicht selber geerntet haben, sondern auch zu ihnen ist dieses Ackerbauprodukt entweder aus der Nachbarschaft als Abgabe einer unterworfenen Bauernbevölkerung oder vom Süden her als Handelsware gekommen. Hierzu sei noch bemerkt, dass nach Herodot (IV, 17) die *Σκύθαι ἀγοτήρες* Weizen ausschliesslich *ἐπὶ πρῆσι* ('zum Verkauf') angebaut haben sollen (vgl. Schrader-Nehring: *Reallex.*² II, 648).

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, dass Ackerbauprodukte und Salz in dieselbe Kulturschicht gehören (vgl. ALH. VII, 352). Somit ist es keineswegs Zufall, dass es im SamO einen solchen Namen für 'Salz' gibt, der mit dem uns schon bekannten Sondernamen für 'Salz' im Mansischen und im Ungarischen zusammengestellt werden kann; nur darf hierbei mit Toivonen keineswegs angesetzt werden, dass uns diese Wortsippe den uralischen Namen des Salzes darstellen soll. Die Uralier haben — wie von uns darauf schon aufmerksam gemacht wurde — Salz noch nicht konsumiert, auch hätte sie das aus der Umgebung etwa des Kaspischen Meeres stammende

Salz in der uralischen Urzeit noch keineswegs erreichen können; somit werden die Uralier das Salz gar nicht gekannt haben. Das in SamO vorhandene Wort für 'Salz' kann also mit den ungarischen und mansischen Benennungen des Salzes nur dann zusammengehören, wenn das samO Wort für 'Salz' für ein vorungarisches Lehnwort zu gelten hat, welche Möglichkeit wir im folgenden auch etwas eingehender untersuchen wollen.

Das samO Wort für 'Salz', das mit ung. *só* 'Salz' und mans. *š̌šχ*, *š̌äχ*, *š̌ex* zusammengestellt werden kann, erscheint in den Formen *sak*, *š̌eak*, *š̌eäk* 'Salz'. — Wir können bei der Untersuchung dieser Zusammenstellung von der ungarischen *só*-Form ausgehen. — Die älteste Form dieses Wortes ist in einer Urkunde von 1138/1329 als *sahtu* überliefert, aber auch noch 1291 wird als Ortsname *Sohtteluk* erwähnt (vgl. OklSz.) (*telük* > *telek* 'Grundstück; Wüstung'). Mit dem *h* wird *mán* hier — wie auch anderswo — den γ -Laut wiedergegeben haben. Diesem γ entspricht in *sajtalan* 'ungesalzen' der Volkssprache heute: *j*. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Abstrahierung des Karitivsuffixes *-talan* zur Entstehung der heutigen *só*-Form (seine Vorstufe um 1200 als *sou* überliefert) Anlass gab. Die ungarische Wortform *só* kann mit den angeführten mansischen Wortformen nur dann zusammengestellt werden, wenn wir annehmen, dass das *-t* in den ältesten Formen dieses Wortes ein Deminutivsuffix (dem. comp.) war, die Wortform also die ursprüngliche Bedeutung 'Salz-ähnliches' gehabt haben mag. Dies hängt wohl damit zusammen, dass das Salz in verschiedenartigen Formen in den Handel kam; es ist also nicht ausgeschlossen, dass deminuierte und undeminuierte Formen für 'Salz' nebeneinander in der Sprache existierten, wie man dies auch betreffs der aus dem Indogermanischen stammenden Wörter für 'Salz' in den verwandten Sprachen beobachten kann (vgl. ALH. VII, 352). Das auf diese Weise erschlossene ung. **š̌ay* kann mit mans. *š̌äy* usw. in der Voraussetzung zusammengehören, dass der ursprüngliche Anlaut dieses Wortes *š̌* war, was jedenfalls angesetzt werden kann. Die vorungarische Form dieses Wortes mag **čar* oder **čax* gewesen sein. Die Laute *r* oder χ hat es im Ursamojedischen bestimmt nicht gegeben, so dass die Vorfahren der Samojeden diese Laute mit *k* wiedergegeben hätten; denn die Vertretung eines **č* durch *s* und *š̌* kann im Samojedischen jedenfalls schon als regelrecht bezeichnet werden. In formaler Hinsicht steht also der Annahme nichts im Wege, dass die Vorfahren der Samojeden das im SamO vorhandene Wort für 'Salz' aus dem Vorungarischen entlehnt haben sollen. Auch in sachlicher Hinsicht ist bei dieser Annahme alles in Ordnung, da die Vorfahren der Samojeden anscheinend auch das Mehl mit vorungarischer Vermittlung kennengelernt haben, und der Konsum von Ackerbauprodukten ist — wie schon bemerkt — eigentlich die Vorbedingung für den Konsum von Salz.

Eisen, Mehl und Salz werden die Vorungarn den Samojeden vermutlich schon zu einer Zeit vermittelt haben, als sie selber noch Pferdezüchter

waren und von der Not gedrungen noch nicht zur Renntierzucht übergegangen sind.

Wenn Wörter für Handelsartikel in den samojedischen Sprachen für vorungarische Lehnwörter zu gelten haben, so setzt das allenfalls den mündlichen Abschluss des Handelsabkommens voraus, da ja der stumme Tauschhandel bei den Samojuden auch noch vor kurzem üblich war (vgl. Heikel: JSFOu. XII, 10). Mündlicher Handel zwischen Vorungarn und Samojuden war aber nur dann möglich, wenn beide Handelspartner einander gekannt und einigermaßen auch verstanden haben. Vorungarisch und Ursamojudisch standen einander natürlich näher als die modernen uralischen Sprachformen. Ob das jedoch schon eine Möglichkeit zur gegenseitigen Verständigung geboten habe, ist einigermaßen doch problematisch; wahrscheinlicher ist vielleicht, dass es in beiden Volksgruppen mehrere zweisprachige Individuen gegeben habe.

2. Die permische Komponente der Urungarn

Die Berührungen mit Samojuden waren für die Vorungarn in erster Linie in wirtschaftlicher Hinsicht von schwerwiegender Bedeutung, indem das Beispiel der Samojuden ihnen die Anpassung an die veränderten Naturverhältnisse ermöglichte; ausserdem dürften einige Glaubensvorstellungen der Samojuden auch bei den Vorungarn Wurzel gefasst haben. Diese Berührungen scheinen jedoch ihre Sprachform nicht wesentlich beeinflusst zu haben. Das Aufkommen der neuen, an andere Naturverhältnisse gebundenen Wirtschaftsform trug aber offenbar schon wesentlich dazu bei, dass der Kontakt mit den übrigen ugrischen Gruppen, d. h. mit den Vorfahren der obugrischen Völker, anscheinend recht bald gänzlich aufhörte, was allein schon die Sonderentwicklung der Sprachform dieser vorungarischen Gruppe gefördert haben wird. Der Abstand von der Sprachform der übrigen Ugrier wurde aber, nachdem sich von diesen die Vorungarn losgelöst hatten, besonders dadurch vertieft, dass sich diese vorungarische Gruppe nach Zeugnis der Sprache mit einer permischen Gruppe vereinigt bzw. sich mit dieser vermischt haben wird, was in sprachlicher Hinsicht schon zu solchen eigenartigen Entwicklungen geführt hat, dass die ungarische Sprache neben den obugrischen Sprachen beinahe als eine alleinstehende finnisch-ugrische Sprachform zu gelten hat.

Unter der Einwirkung dieser permischen Sprachform hat sich infolge der Einbürgerung von meistens sog. überflüssigen Lehnwörtern vor allem das Konsonantensystem der ugrischen Sprachform der Vorungarn verändert, indem die aus der späturngrischen Sprachform fehlenden Laute in diesen permischen Lehnwörtern nicht diesen nahestehende Laute des späturngrischen Lautsystems ersetzt wurden, wie es bei der Übernahme von Lehnwörtern mit fremdartigen Lauten gewöhnlich der Fall ist, sondern diese in unver-

änderter Gestalt übernommen wurden, was nur bei ausgedehnter Zweisprachigkeit vorzukommen pflegt, wie durch diese anzusetzende vorungarisch-permische Zweisprachigkeit auch das Aufkommen von „überflüssigen“ Lehnwörtern wesentlich gefördert wurde. Auf diese Weise sind im Ungarischen die Laute *b, d, g* im Anlaut und *z* im Inlaut heimisch geworden; aber auch die nasalisierte Aussprache der Vokale in bestimmten Stellungen scheint unter der Einwirkung dieser permischen Sprachform aufgekommen zu sein. Endlich wurzelt in der permisch-vorungarischen Zweisprachigkeit auch das Aufkommen von einigen permischen morphologischen Eigentümlichkeiten im Ungarischen (vgl. ALH. II, 417—427).

Für die weitere Ausgestaltung einer besonderen ungarischen Sprachform wurde aber besonders der Umstand von ausschlaggebender Bedeutung, dass sich auch die späturngrische Lautbildungsweise infolge der Einwirkung dieser permischen Sprachform auf das Vorungarische vom Grund aus verändert hat, indem von nun an die Laute nicht mehr bei relativer Stimmritzenweite gebildet wurden, wie in den übrigen igrischen Sprachen, sondern bei relativer Stimmritzenenge, wie in den permischen Sprachen; mit anderen Worten: der stark geschnittene Silbenakzent wurde durch den schwach geschnittenen Silbenakzent abgelöst. Infolge dieser Veränderung der Lautbildungsweise hat sich das ganze Konsonantensystem des Vorungarischen verändert. Die mehr oder minder aspirierte Bildung der stimmlosen Konsonanten während der späturngrischen Periode wurde durch die unaspirierte Bildungsweise derselben abgelöst; für die ehemalige aspirierte Bildungsweise derselben zeugen aber auch heute noch jene tonlosen Reibelaute des ungarischen Konsonantensystems, die durch die Vorstufe von Affrikaten aus ehemaligen aspirierten Konsonanten hervorgegangen sind. Diese sind: *h-* (< *χ-*) und *f-*, die die Fortsetzungen von ural.-fiogr. **k-* (> frühurgr. **k̥*) und von ural.-fiogr. **p-* sind; hierher gehört vielleicht auch der Schwund als Vertretung eines ural.-fiogr. **s*, da die Vorstufe des Schwundes *h* war, welcher Laut möglicherweise aus der aspirierten Bildung des **s* hervorgegangen ist. — Weiter sind dann infolge dieser Veränderung der Lautbildungsweise aus den für die späturngrische Sprachform besonders charakteristischen stimmlosen Lenes stimmhafte Medien und Affrikaten hervorgegangen.¹

Auch diese Veränderung der Lautbildungsweise wurzelt natürlich gleichfalls in der permisch-vorungarischen Zweisprachigkeit bei dieser Volksgruppe; nur kann sich eine solche grundlegende Veränderung der Lautbildungsweise nur bei einer Zweisprachigkeit im Kindesalter eingestellt haben, indem die Kinder als Muttersprache zuerst die permische Sprachform erlernt

¹ Diese Umwälzung des Konsonantensystems des Vorungarischen infolge der Veränderung der Lautbildungsweise wurde vom Verf. eingehend erörtert in seiner Abhandlung über »Die Ausbildung des ung. Konsonantensystems« (vgl. ALH. II, 414—26).

haben dürften, um dann zu dieser Sprache mit deren Lautbildungsweise später auch die von den Vorungarn gesprochene ugrische Sprachform hinzuzulernen. Die Kinder der Vorungarn können die permische Sprachform als erste Sprache natürlich nur von ihren Müttern erlernt haben, was in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht so viel bedeutet, dass sich die Männer in der Gruppe der ugrischen Vorungarn anscheinend systematisch mit permischen Frauen zu verheiraten pflegten.

Wir haben oben eingehend ausgeführt, dass das auch heute noch bestehende Zweiklassensystem der obugrischen Völker auf die Vereinigung zweier in bezug auf Sprache und Kultur unterschiedlicher Volksgruppen in der ugrischen Urzeit zurückgeht. Das erste sprachliche Ergebnis dieser Vereinigung war eine Zweisprachigkeit bei ihnen, deren Spuren auch heute noch erkennbar sind.

Da sich nun in der ungarischen Sprache auch die Spuren einer vorungarisch-permischen Zweisprachigkeit ziemlich deutlich erkennen lassen, fragt es sich, ob diese anzusetzende Zweisprachigkeit volksgeschichtlich als die Folge eines Zweiklassensystems zu werten ist oder ob sie nur in dem Austausch von Frauen wurzelte, welche Gewohnheit für die Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen unter verschiedenen Horden primitiver Völker überall eine wichtige Rolle gespielt hat (vgl. Thurnwald in Eberts Reallex. V, 270). Auch das wurde wiederholt beobachtet, dass die Frauen deshalb, weil sie aus einer anderssprachigen Landschaft stammen, eine fremde Sprache sprechen (vgl. Thurnwald in Eberts Reallex. IV, 102). Dass die Kinder bei der Exogamie primitiver Stämme zuerst die Sprache der fremdsprachigen Mütter erlernen und erst später die Sprache der Väter hinzulernen, aber diese sich schon mit der Lautbildung in der Sprache der Mütter aneignen, wurde von R. Thurnwald in Neuguinea beobachtet (vgl. seinen Reisebericht in der Zs. f. Ethn. 1909).¹

Sollte sich die vorungarisch-permische Zweisprachigkeit aber im Rahmen eines Zweiklassensystems herausgebildet haben, so können an dieser nur etliche Sippen von der einen urugrischen Ehefratrie beteiligt gewesen sein. Und zwar liesse sich dies vor allem von jener Ehefratrie voraussetzen, zu welcher eine solche Gruppe gehört haben mag, die beweglicher war als die übrigen Gruppen, so dass sie sich von diesen durch Wohnortswechsel loslösen konnte. Diese beweglichere Gruppe können nur diejenigen Sippen gewesen sein, die nach dem Beispiel der Samojuden zur Rentierzucht übergegangen waren. Diese Sippen können nur Angehörigen derjenigen Eheklasse der Ugrier gewesen sein, die auch vordem Viehzüchter waren. Und das waren die urali-

¹ Die Bemerkung Thurnwalds, dass man bei diesem Prozess »physiologischen Momenten der rasslichen Konstitution der Mutter« eine besondere Bedeutung zuzumessen habe, ist jedoch ganz irrtümlich, wie von uns darauf schon aufmerksam gemacht wurde (vgl. ALH. II, 6).

schen bzw. finnisch-ugrischen Vorfahren derjenigen Ehegruppe, die bei den obugrischen Völkern auch heute noch als die bessere gilt, d. h. etliche Sippen der **monǰ*-Fratricie. Die Vorfahren der anderen Eheklasse der Ugrier — die *por*-Leute — waren nicht Viehzüchter, sondern — wie von uns ausgeführt wurde — Fischer und Jäger, von denen nebenbei vielleicht auch eine primitive Form des Ackerbaues betrieben wurde. Und an dieser Wirtschaftsform wird wohl keine wesentlichere Änderung auch nach ihrer Vereinigung mit einer finnisch-ugrischen Viehzüchtergruppe eingetreten sein.

Unsere Vermutung, dass etliche zu der urugrischen **monǰ*-Fratricie gehörende vorungarische Sippen mit einer permischen Volksgruppe ein neues Zweiklassensystem ausgebaut haben sollen, scheint eine Bestätigung zu finden in einer auf Grund dieser Theorie sozusagen auf der Hand liegenden Etymologie des Volksnamens *magyar*, der Selbstbenennung der Ungarn.¹

Wegen des Fehlens der Vokalharmonie in der altung. *moŕer*-Form (geschrieben: *moger*) dieses Volksnamens kann dieser Name ursprünglich ein zusammengesetztes Wort gewesen sein, dessen erster Bestandteil — wie oben (vgl. ALH. VIII, 268) darauf schon hingewiesen wurde — keineswegs mit *māńǰi*, der Selbstbenennung der Nordmansi zusammengehört, sondern nur mit *moś*, *moŕ* dem Namen der ersten Eheklasse der obugrischen Völker zusammengestellt werden kann, welcher Name mit dem mans. *māńǰi* gleichfalls nichts zu schaffen hat. Und da die ursprüngliche Bedeutung des Volksnamens *mogy-er* > *magyar* 'eigenes Volk' d. h. 'aus Magyaren bestehende Volksgruppe' war (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 99—100; NyK. LIV, 79—82), kann sich der zweite Bestandteil dieses Namens nur auf die zweite Eheklasse bezogen haben; denn auf eine andere Weise ist zu der Bedeutung 'eigenes Volk' bei der Voraussetzung, dass sich der erste Bestandteil dieses Namens auf den Namen einer Eheklasse der (Ob)ugrier bezog, nicht zu gelangen. In finnisch-ugrischen Sprachen pflegt nämlich eine Ganzheit sehr häufig durch die Nebeneinanderreihung ihrer zwei Bestandteile bezeichnet zu werden; so heisst z. B. im Chant. das 'Jahr': 'Winter-Sommer', im Mans. die 'Landschaft': 'Erde-Wasser', im Fi. die 'Welt': 'Erde-Himmel' usw. (vgl. Szinnyei, NyH.⁷ 55—6).

Hiernach mag auch im zweiten Kompositionsglied des Volksnamens *mogy-er* > *magyar* der Name einer Eheklasse stecken. Dieser Name kann keineswegs mit dem Namen der zweiten Eheklasse der Obugrier identisch sein, da der Reflex des Namens *por* im Ungarischen keineswegs *-er* sein kann.

Als älteste Form des Namens *mogy-er* > *magyar* kann die *mǰyr-īya*-Form bei arabischen Geographen gelten. Bezüglich dieser ältesten arabischen Schreibform dieses Namens aus dem IX. Jh. ist vor allem zu betonen, dass

¹ Dass die bisher vorgeschlagenen Deutungen dieses Volksnamens nicht zutreffend sind, wurde von uns in einem Aufsatz eingehend ausgeführt (vgl. NyK. LIV, 75—95).

sie entgegen der früheren durch Orientalisten verbreiteten Ansicht ursprünglich nicht vokalisiert war (vgl. Czeglédy: Pais-Festschrift 1957, S. 273). Wenn der erste Bestandteil dieses Kompositums mit *ž* endete, so kann das folgende *γ* der arabischen Schreibform entweder als das Ergebnis eines Lautersatzes aufgefasst werden oder auf einem Lese- und Schreibfehler beruhen; denn ein ungarisches Wort hätte mit *γ* keineswegs beginnen können. Früher versuchte ich diese Anomalie mit der Annahme zu erklären, dass die Araber diese Namensform von Türken gehört haben sollen, die hier ein in ihrer Sprache nicht vorhandenes *h* mit *γ* ersetzt hätten. Diese Deutung stösst jedoch auf einige Schwierigkeiten, die bei der Voraussetzung eines fast auf der Hand liegenden Lese- und Abschreibefehlers keineswegs vorhanden sind (vgl. Moór, UAJb. XXXI). Es geschah nichts anderes, als dass das fahrlässig geschriebene, mit einem Bindestrich versehene Zeichen für den Buchstaben *h* (also: *h*) beim Diktieren als *γ* (d. h. *h*) gelesen wurde. Die ursprüngliche arabische Schreibform dieses Namens wird also *mžhr-īya* gewesen sein.

Der Laut *h* war als Vertretung des fiugr. **s* sogar in bestimmten altungarischen Dialekten noch vorhanden (vgl. Moór: ALH. II, 358). Die Urform dieses *-ar* in *magy-ar* < *mogy-er* mag also **ser* gewesen sein, welches Namens-element nach der oben ausgeführten Theorie die Benennung der Permier bei den Ugriern gewesen sein mag. Und es lässt sich in der Tat erweisen, dass die Permier in Nordosteuropa ursprünglich unter dem Namen **ser* bekannt waren. Als Bezeichnung der Komi erscheint dieser Name im Russischen mit *-janin* (Plur. *-jane*) weitergebildet als *Серьяне*, *Серояне* schon im XIV. Jh. in der St. Stephan-Biographie des Epifanius des Weisen,¹ aus welcher Namensform auch der Volksname *Syrjäne* hervorgegangen ist. — Mit einem rätselhaften *-an* weitergebildet² erscheint dieser Name als Benennung der Komi auch in den obugrischen Sprachen: mans. *saran*, chant. *sərän*, *serän'* usw. (vgl. Karjalainens OstjWb.). Die Vorstufe mag **särän* < **särän* oder **seren* gewesen sein.³ — Auch die Benennung der Komi als *sara-kum* im Udmurtischen steht offenbar irgendwie mit diesem Volksnamen in Zusammenhang. Vielleicht wurde die ansetzbare Urform **saran-kum* oder **seren-kum* an ein im Udmurtischen nicht mehr vorhandenes Wort: **sara* 'Meer' (im Komi: *sar* 'Meer') volksetymologisch angelehnt.⁴

¹ Vgl. Lytkin: Syrjanskij Kraj I, 19. — Auf diesen Beleg wurde ich durch Herrn D. Fokos-Fuchs aufmerksam gemacht.

² Dieses *-an* erscheint jedenfalls auch im komi *jaran*, mans. *jarən* usw. 'Samojede'.

³ Für den Wandel eines ursprünglichen **s* > **š* (> *s*-) vor einem palatalen Vokal gibt es in den uginischen Sprachen mehrere Beispiele (vgl. Moór: ALH. II, 362—4); auch der Wandel *ä* > *a* ist im Nordmans. regelrecht.

⁴ Dass aber die Udmurten die Komi von sich aus als 'Meeranwohner' bezeichnet hätten, wie es von Lehtisalo angenommen wurde, ist schon wenig wahrscheinlich, weil ja die Komi das Meer nicht nur verhältnismässig spät erreichten, sondern auch nie als 'Meeranwohner' hätten bezeichnet werden können.

Die Vorungarn werden also die Permier unter dem Namen **ser* > **her* gekannt haben, welchen Namen die Bulgarotürken von den im Kamagebiet zurückgebliebenen Ungarn als **är* übernommen haben dürften (im Türkischen gibt es kein *h*!). Von den Bulgarotürken übernahmen dann die auf sie folgenden Tataren diese Namensform — nach dem Wandel *ä* > *a* im Bulgarotürkischen — als *ar*, welche Namensform heute die wolgatatarische Benennung der mit ihnen benachbarten Udmurten ist.¹

Dafür, dass ungarische Splitter im Kamagebiet zurückgeblieben sind, zeugt am deutlichsten der Name der Haselstaupe im Tschuwassischen: *mājār*, *mījār* < **muĵārāγ*, dessen Urform ung. *muĵurāγ* (vgl. altung. *munorau* 1055) gewesen sein mag, wie es schon von Paasonen erkannt wurde (vgl. NyK. XXXVIII, 271), welcher Auffassung sich auch Gombocz anschloss (vgl. BTLw. 220—1).² Und da sich erweisen lässt, dass jene bulgarotürkischen Bauern, mit denen die Ungarn in dem zwischen der mittleren Kama und dem mittleren Don gelegenen Lewedien in Berührung kamen, aus Mittelasien gekommen waren (vgl. UAJb. XXXI), so ist wohl anzunehmen, dass auch jene Bulgarotürken die von den Türk-Chasaren aus der Nachbarschaft der Wolgamündung in nördlicher Richtung abgedrängt wurden, gleichfalls aus Mittelasien stammten. Somit werden diese Bulgarotürken mit der Haselstaupe erst im Kamagebiet bekannt geworden sein; denn in Mittelasien gibt es überhaupt keine Coryllus-Art.³ Der Reichtum des Kama-Gebietes an Haselnuss wird im X. Jh. von Ibn Fadlan noch besonders hervorgehoben (vgl. Zeki Validi Togan a. a. O. X. 69, §. 54). Dies alles in Betracht nehmend kann also angenommen werden, dass die Bulgarotürken im Kamagebiet nicht nur den Namen eines von ihnen noch nicht gekannten Baumes von zurückgebliebenen Splittern der ungarischen Urbevölkerung jenes Gebietes übernommen haben, sondern auch den Namen eines Nachbarvolkes, und zwar den der Udmurten.

Mit dem Vorgebrachten glauben wir also erwiesen zu haben, dass der rätselhafte zweite Teil in dem Volksnamen *magyar*: *ar*- < *-er* < **-her* mit

¹ Aus bulgarotürk. **är* wird die Benennung der Udmurten bei den Tataren auch von dem finnischen Turkologen, Räsänen hergeleitet; nur glaubte R. diesen bulgarotürk. Volksnamen **är* mit türk. *är* 'Mann' identifizieren zu können. Es ist zwar nicht fraglich, dass Wörter in der Bedeutung 'Mensch' als primitive Volksnamen vorzuziehen pflegen (vgl. Moór: NyK. LIV, 78; UAJb. XXXI), ein Wort in dieser Bedeutung wird aber überall nur zur Benennung des eigenen Volkes verwendet; es ist also völlig ausgeschlossen, dass ein Fremdvolk irgendwo mit einem Wort von dieser Bedeutung bezeichnet worden sei.

² Von Ramstedt wurde dieses tschuw. Wort durchaus nicht zutreffend mit mo. *moĵil*, *moĵilsun*, burj. *moĵon* 'Faulbeere', jakut. *moĵonon* 'schwarze Johannisbeere', kirg. *moĵul* 'Faulbeere' zusammengestellt. Falls nämlich das angeführte tschuw. Wort zu den türk. Stammwörtern des Tschuw. gehörte, sollte darin ein urtürk. *-*j-* nach einem labialen Vokal durch *v* vertreten sein (vgl. Poppe: KCSArch. II, 76), aber auch die Übertragung der Benennung der Faulbeere auf die Haselnuss könnte man schwer verstehen; denn einander ähnlich sehen diese Gewächse oder Früchte doch nicht aus.

³ Vgl. Gamerman-Nikolajewa-Nikitin: Opredelitelj drevnesin... Moskwa, 1946.

dem anzusetzenden Namen der Permier bei den Vor- und Urungarn identifiziert werden kann. Damit hat — glauben wir — unsere aus sprachlichen Tatsachen gewonnene Erkenntnis, dass das Ungartum aus der Vermischung einer ugrischen Volksgruppe mit einer permischen Volksgruppe hervorgegangen sei, eine volle Bestätigung gefunden. Denn das braucht mehr keinen besonderen Beweis, dass die Nebeneinanderreihung der Namen zweier Bestandteile eines Volkes die Bedeutung 'eigenes Volk' haben kann, was — wie bekannt — die ursprüngliche Bedeutung von *magyar* war. Ein einheitlicher Volksname kann durch die Nebeneinanderreihung der Namen von zwei Volksgruppen, die sich irgendwie vereinigt hatten, freilich nicht nur im Rahmen eines Zweiklassensystems zustande kommen (vgl. Moór: UAJb. XXXI). Da jedoch der eine Volksgruppenname in unserem Falle auf den Namen einer ugrischen Ehefratrie zurückgeht, ist diesmal schon wegen dieses Umstandes wahrscheinlich, dass das Ergebnis dieser Vereinigung ein neues Zweiklassensystem wurde.

Wie wir oben ausgeführt haben, waren die eigentlichen Viehzüchter, d. h. Pferde- und Schafzüchter, unter den Urugriern nur die Angehörigen der **monǵ*-Fratrie, und nur etliche Sippen dieser Fratrie dürften nach der Veränderung der klimatischen Verhältnisse zur Renntierzucht übergegangen sein. Infolge der Veränderung der Wirtschaftsform wurden diese Sippen auf ihren Streifzügen mit ihren Renntierherden anscheinend in so ferne liegende Landschaften verschlagen, dass es ihnen dort nicht mehr möglich wurde, sich Frauen gewohnheitsmässig aus der *por*-Fratrie der Ugrier zu holen. Diese Notlage wird sie dazu gezwungen haben, sich Frauen bei einer fremden Volksgruppe in der Nachbarschaft zu suchen; denn die Ehe mit Frauen aus der eigenen Fratrie hätte nach ihren Anschauungen — wie erwähnt — für Blutschande gegolten. Aus diesem Zustand mag sich eine gegenseitige Exogamie zwischen den beiden Gruppen umso leichter herausgebildet haben, weil ja die Sippenexogamie auch bei den permischen Völkern vorhanden war.¹

Auch diesmal ist also ein Zweiklassensystem aus der Vereinigung zweier verschiedensprachiger Volksgruppen zustande gekommen, und auch in dieser Vereinigung hat sich die Sprache der Eindringlinge durchgesetzt, vermutlich deswegen, weil diese in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht die stärkeren waren. Wahrscheinlich hat es zwischen beiden Gruppen auch diesmal auch in wirtschaftlicher Hinsicht einen Unterschied gegeben. Die Angehörigen der zur *monǵ*-Fratrie gehörenden ugrischen Gruppen waren von jeher Viehzüchter, die sich anscheinend als Vermittler von südlichen Kulturgütern (Eisen, Mehl, Salz) an die Samojuden auch durch Tauschandel Vorteile zu verschaffen wussten; die Angehörigen der permischen Gruppe waren zwar Fischer und Jäger, nur scheint bei ihnen auch der Ackerbau schon eine grössere Rolle

¹ Vgl. Uno Harva: Der Bau des Verwandtschaftsnamensystems und die Verwandtschaftsverhältnisse bei den Finnougriern. FUF. XXVI, 119—20.

gespielt zu haben. Neben der Renttierzucht wäre auch eine bescheidene Form des Ackerbaus nicht möglich gewesen, und so werden sich die renttierzüchtenden Vorungarn die auch von ihnen konsumierten Ackerbauprodukte von dieser permischen Gruppe verschafft haben. Sie werden diese vermutlich mit Produkten der Renttierzucht (Fell, Horn, Sehnen und Fleisch) bezahlt haben; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass die Permier zu einem solchen Tauschgeschäft von den renttierzüchtenden Ugriern auch angehalten wurden. Somit dürfte es nicht Zufall sein, dass das ungarische Wort *kenyér* 'Brot' nur in dem udm. *kenj̄r, kenj̄r* 'Graupe, Grütze' eine Entsprechung hat. Nachdem sich die ugrischen und permischen Vorfahren des Ungartums zu einem Volk vereinigt hatten und in dieser Gemeinschaft das Idiom der Ugrier in einer etwas verdorbenen Gestalt durchgedrungen war, hat es in der zustande gekommenen, schon als urungarisch zu bezeichnenden Volksgruppe einen Ackerbau, der vielleicht nicht mehr als ganz primitiv bezeichnet werden kann, schon gegeben, wovon einige Spuren auch im ungarischen Wortschatz anzutreffen sind.

Für ein urpermisches Lehnwort hat im Ungarischen vor allem das Wort *sarló* 'Sichel' zu gelten. Dieses Wort wurde schon von Gyarmathi mit tshuw. *šurla* 'ds.' zusammengestellt. Für dieses tshuwassische Wort gibt es jedoch keine Anknüpfungsmöglichkeit in den türkischen Sprachen. Anderson und Wichmann haben es zwar von türk. *jar-* 'spalten' herleiten wollen, aber schon Gombocz hat darauf hingewiesen, dass wir zur Ansetzung einer türkischen Ableitungssilbe *-la* nicht berechtigt sind (vgl. BTLw. 115); ausserdem ist diese Herleitung auch in semasiologischer Hinsicht bedenklich. Dieses Wort ist aber auch in den permischen Sprachen und im Marischen vorhanden: udm. *šurlo*, komi *tšarla* 'ds.' und mar. *sarla* 'ds.' Auf Grund der permischen Wortformen ist für den Anlaut dieses Wortes *č- anzusetzen, welchem Laut sowohl das ung. *s-* (= *š*) als auch das tshuw. *š-* regelrecht entspricht; somit besteht die Möglichkeit, dass dieses Wort im Tshuw. ein permisches, ungarisches oder aus einer anderen osteuropäischen Sprache stammendes Lehnwort ist; denn die Sichel war im Kama-Wolgagebiet laut Tallgren schon in der Ananjinoperiode (700—300) vorhanden. Da aber dieses Wort in den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen keine Anknüpfung zu haben scheint,¹ wollen wir es einfach als ein osteuropäisches Kulturwort² unbekanntem Ursprungs

¹ Mar. *sarla* ist nämlich höchst wahrscheinlich schon ein tshuw. Lehnwort; denn als Vertretung eines ursprünglichen *č- sollten wir im Mar. andere Laute erwarten (vgl. Szinnyi: NyH.⁷ 28). Die Vertretung des tshuw. *š* durch *s* im Mar. ist in den tshuw. Lehnwörtern des Mar. regelrecht und offenbar das Ergebnis eines Lautersatzes.

² Über die Herkunft dieses osteuropäischen Wortes für 'Sichel' wissen wir nichts bestimmtes. Vielleicht war es ursprünglich eine verdeutlichende Zusammensetzung wie d. *Renntier*, *Walfisch* usw.; der zweite Teil dieses Wortes kann nämlich ohne weiteres mit altind. *laví-* ~ gr. *λαῖον* ~ altnord. *lé* 'Sichel' (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II, 386) zusammengestellt werden. Dieses Wort mag also zur Benennung einer besonderen Form der Sichel — vielleicht ihrer gezahnten Abart — gedient haben.

bezeichnen. Und in Hinblick auf die engen Beziehungen der ugrischen Vornungarn zu einer permischen Volksgruppe lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass das Wort *sarló* im Ungarischen permischen Ursprungs ist, da ja einem urpermischen *č- im Ungarischen regelrecht *s-* (= *š*) entsprechen kann.

Nach dem Vorgebrachten dürfte es nicht Zufall sein, dass es im Udmurtischen in der Bedeutung 'ernten' ein Wort gibt, das mit ung. *arat-* 'ernten' anscheinend zusammengestellt werden kann; dieses Wort ist das mit einem Frequentativ-Suffix versehene udm. *aral-* (Inf. *arân?*; Stamm: *ar-*; vgl. METSz. I, 126). Nach Bárczi (Szófsz. 9) könne nicht angenommen werden, dass es im Urfinnisch-ugrischen ein Wort in der Bedeutung 'ernten' gegeben habe. Dies allerdings nicht; aber der Auffassung scheint nichts im Wege zu stehen, dass *arat-* 'ernten' im Ungarischen ein urpermisches Lehnwort sei (die Möglichkeit, dass es in den finnisch-ugrischen Sprachen auch Lehnwörter aus verwandten Sprachen geben könne, wurde in der älteren Forschung nur selten in Erwägung gezogen). Über die Herkunft des udmurtischen *ar-* 'ernten' wissen wir wiederum nichts; es kann ebenso wie das oben besprochene Wort für 'Sichel' für ein osteuropäisches Kulturwort unbekanntem Ursprungs angesehen werden. In Anbetracht dessen, dass Sicheln in den Gräbern der Ananjinokultur schon gefunden wurden, ist es sehr leicht möglich, dass die Permier beide Wörter aus der uns näher nicht bekannten Sprache des Volkes der Ananjinokultur entlehnt haben; denn es ist völlig ausgeschlossen — auf welche Frage wir noch zurückkommen wollen —, dass die Ananjinooer Finnougrier gewesen seien.

In den ältesten Zeiten hat es natürlich noch keine Sichel oder Sense gegeben, sondern das Getreide wurde ausgerauft, auf welche Manipulation sich das ungarische Zeitwort *nyű-* 'raufen, mit Stumpf und Stiel ausreissen' zu beziehen scheint, welches Wort in der Terminologie der Hanfbearbeitung auch heute noch im Gebrauche steht; dieses Wort hat jedenfalls Entsprechungen auch im Finnischen und im Mansischen.

Es gibt ausser den hier angeführten Kulturwörtern noch eine Reihe von Wörtern im Ungarischen, die nur in den permischen Sprachen Entsprechungen haben. Dass diejenigen Wörter unter diesen, die deutliche permische Lauteigentümlichkeiten aufweisen, für permische Lehnwörter zu gelten haben, kann nicht zweifelhaft sein; aber wohl auch die meisten nur im Ungarischen und den permischen Sprachen vorhandenen Wörter sind für permische Lehnwörter im Ungarischen zu betrachten, auch wenn sie in ihrer Lautgestalt einen neutralen Charakter haben, d. h. in ihnen spezielle permische Lauteigentümlichkeiten zufälligerweise gar nicht vorkommen (vgl. Moór: ALH. II, 417—29). Die meisten Wörter in der letzten Gruppe sind nicht Kulturwörter, sondern können nur für „überflüssige Lehnwörter“ angesehen werden. Eine kulturgeschichtliche Bedeutung hat unter diesen vielleicht nur *öv* 'Gürtel' und *küszöb* 'Schwelle'.

Unter den aus dem Permischen stammenden Kulturwörtern der ungarischen Sprache hat für uns vor allem *ezüst* 'Silber' ~ komi *eziš*, *eziš*, udm. *azveš* 'ds.' (vgl. ALH. II, 421—4) in mehrerer Hinsicht eine grosse Bedeutung. Im Uralgebiet, aber auch in Sibirien gab es nämlich kein Silber, das im Kama-gebiet erst während der Periode der Ananjinokultur (700—300) auftauchte. Es kam offenbar vom Kaukasusgebiet her, dessen reiche Silbergruben mitunter noch gar in die Steinzeit zurückreichen, da in ihnen noch mit steinernen Werkzeugen gearbeitet wurde. Im Kama-gebiet jedoch war das Silber auch noch während der Ananjinoperiode ein ziemlich rares Metall; Silbersachen gibt es reichlicher auf diesem Gebiet erst während der Periode der Pianoborkultur, d. h. nach dem Anfang unserer Zeitrechnung. Dies bedeutet so viel, dass die Handelsbeziehungen mit dem Kaukasusgebiet während der Periode der Ananjinokultur noch nicht ausgebaut waren, und diese erst in den ersten Jahrhunderten nach Anfang unserer Zeitrechnung an Bedeutung und Umfang zunahmen. Als Tauschware für das Silber des Kaukasusgebietes konnten nur Pelze und vielleicht auch Honig und Wachs in Frage kommen.

Da das kaukasische Silber nach Zeugnis des permischen Lehnwortes *ezüst* die Permier früher erreichte als die Vorungarn, so folgt hieraus zwangsläufig, dass das Wohngebiet der Permier südlicher lag — wo immer es auch gelegen sein mag — als das der Vorungarn, was mit unseren Ausführungen bezüglich des Wohngebietes der Vorungarn und der Beschaffenheit ihrer Wirtschaftsform vollkommen in Einklang steht. Ausserdem ermöglicht uns dieser Metallname auch die Fixierung der Chronologie der permisch-vorungarischen Berührungen, was für uns auch die Möglichkeit zur Bestimmung des Zeitalters der vorungarisch-permischen Sprachmischung bedeutet. Dies wird sich also frühestens nach dem Aufkommen des Silbers bei den Permieren abgespielt haben; also jedenfalls während der Zeit der Ananjinokultur zwischen 700—300.

Mit jener Veränderung der späturngrischen Sprachform, die die Folge der Vermischung mit einer permischen Volksgruppe war, ist jene Sprachform zustande gekommen, die von der anzusetzenden späturngrischen Sprachform, aber auch von der Sprachform der übrigen ugrischen Gruppen schon erheblich abwich und deswegen mit vollem Recht schon als urungarisch bezeichnet werden kann, da sie die wichtigsten Eigentümlichkeiten des ungarischen Konsonantensystems, desgleichen vermutlich auch die meisten morphologischen Besonderheiten der ungarischen Sprache schon aufwies. In bezug auf die Wirtschaftsform war aber der Abstand von der Wirtschaftsform und Kultur des Ungartums der Landnahmezeit noch immer ziemlich erheblich, da die Urungarn vor dem Verlassen der Waldregion noch nicht Pferdezüchter, sondern Renttierzüchter waren.

3. Die finnisch-ugrischen Völker und die Ananjinokultur

Bevor wir versuchen werden, die Frage zu beantworten, was die Urungarn zum Verlassen des Waldgebietes und zum Aufgeben der Renntierzucht bewogen haben mag, um auf der Waldsteppe von neuem zur Pferdezucht überzugehen, wollen wir noch über das Verhältnis der Vorfahren der finnisch-ugrischen Völker zu der Ananjinokultur einige Bemerkungen machen.

Der Mittelpunkt dieser Kultur befand sich an der unteren Kama, von wo sie angeblich auch über das Gebiet des Wolgaknies und jedenfalls über das ganze Kamagebiet ausgestrahlt zu haben scheint. Von Tallgren wurde zwar noch angenommen, dass sie sich auch über das Pischma- und Isset-Gebiet in Westsibirien erstreckt habe, was sich jedoch als ein Irrtum erwies (vgl. Hajdú: *Nyelvtud. Ért.* 2, 53). Dieser negative Standpunkt moderner Archäologen in dieser Frage wird den Leser nach unseren Ausführungen (vgl. ALH. VI, 307) über den verkehrseindlichen Charakter des ehemals mit Urwäldern bedeckten Uralgebirges wohl nicht überraschen. Dieser Irrtum Tallgrens hat allerdings wesentlich dazu beigetragen, dass die Urheimat der Ungarn in der urgeschichtlichen Forschung zwischen den zwei Weltkriegen nach Sibirien verlegt wurde: man glaubte nämlich den vermeintlichen östlichen Flügel der Ananjinokultur den Vorungarn zuschreiben zu dürfen.

Die Auffassung aber, dass die Ananjinokultur den Finnoungarn zuzuschreiben sei, ist auch heute noch sehr verbreitet. Noch vor kurzem glaubte P. Hajdú das Zentrum dieser Kultur im Gebiet der unteren Kama den Ungarn und den Permiern zuschreiben zu dürfen (vgl. Hajdú, a. a. O. 52), obgleich auch er gezwungen war, zuzugeben, dass es unter den Trägern dieser Kultur auch nicht-finnisch-ugrische Elemente gegeben habe. In dieser Richtung müssen wir aber m. E. noch einen Schritt weitergehen und feststellen, dass die Träger dieser Kultur im Gebiet der unteren Kama keineswegs Finnoungarn gewesen sein können. Dies ergibt sich am deutlichsten aus den Ergebnissen der im Jahre 1938 sehr gewissenhaft ausgeführten Ausgrabung eines Ananjin-Friedhofes bei Lugow an der unteren Kama durch A. W. Sbrujewa, über die wir aus einem ausführlichen Ausgrabungsbericht gut orientiert sind.¹

Schon die Tatsache der Erdbestattung in Ananjin schliesst die Möglichkeit dessen aus, dass diese Gräber den Ungarn oder den Permiern zugeschrieben werden sollten. Bei den Ungarn war nämlich — wie wir darauf schon hingewiesen haben — noch die oberirdische Form der Bestattung üblich, wovon einige Spuren auch im Bestattungswesen der alten Ungarn der Landnahmezeit noch anzutreffen sind (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 61). Da diese Form der

¹ Vgl. A. W. Sbrujewa: *Lugowskoj mogilnik. Trudy Inst. Etnografii imeni N. N. Miklucho-Maklaja*, 1947, II, 257—81. — Mir ist dieser Bericht aus einer ung. Übersetzung bekannt (erschienen in Maschinenschrift-Vervielfältigung in *Szovjet Régészeti I.*, 26—54).

Bestattung bei den Samojuden auch heute noch üblich ist, wird sie noch in die uralische Urzeit zurückgehen. Diese oberirdische Form der Bestattung ist aber auch für die Urpermier anzusetzen, was sich am deutlichsten daraus ergibt, dass der Sarg sowohl bei den Komi als auch bei den Udmurten als 'Haus' bezeichnet wird, woraus wir mit Ö. Beke (vgl. NyK. LIV, 185—6) und mit D. Fokos (vgl. NyK. LIV, 65, Anm. 13) auf die einstige Bestattung in einer oberirdischen Grabhütte folgern können.

Die Gräber in Ananjino und Lugow können schon wegen ihrer Orientierung den Ugriern keineswegs zugeschrieben werden. Die Ananjino-Gräber — in Ananjino und in Lugow — sind nämlich durchgehends nord-südlich orientiert, während für urugrisch die west-östliche Orientierung der Leichname auf ihrer letzten Ruhestätte zu gelten hat: diese Orientierung ist nämlich nicht nur bei den Gräbern der alten Ungarn der Landnahmezeit zu beobachten, sondern sie ist bei den Chanti auch heute noch üblich (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 60).

Zur letzten Bewirtung des Toten dienten bei den alten Ungarn nur geopfert Pferde, nie andere Haustiere (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 80), hingegen wurden in den Ananjino-Gräbern die Knochen von allerlei Haustieren (Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein) gefunden. In den Gräbern der alten Ungarn findet man nur den Schädel und die Mark enthaltenden Knochen (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 66), in den Ananjino-Gräbern meist nur die Schulterknochen der geopferten Haustiere.

Es ist also offensichtlich, dass der Begräbnisritus bei den alten Ungarn ganz andersartig war, wie die Begräbnisbräuche bei den Trägern der Ananjinkultur. Somit können diese keineswegs die Vorfahren der alten Ungarn gewesen sein, was sich uns in bezug auf den Ananjino-Friedhof von Lugow auch aus den Ergebnissen der Untersuchung der dort erhalten gebliebenen menschlichen Knochen deutlich ergibt. Die dort gefundenen Schädel wiesen nämlich nach den Untersuchungen von T. A. Trofimowa in der Mehrzahl äusserst mongol(o)ide Züge auf, die in dieser Hinsicht nicht weit von den Schädeln der Kalmücken und Burjäten zurückbleiben; besonders die Flachheit dieser Schädel sei sehr auffallend. In Anbetracht schon dieses stark mongol(o)iden Charakters der Träger dieser Kultur ist es ausgeschlossen, dass sie etwas mit den Vorfahren der Permier zu schaffen hätten. Dies ist aber auch deswegen unwahrscheinlich, weil die Namen der Haustiere in diesem Falle im Ungarischen mit Rücksicht auf die aus der Sprache deutlich feststellbaren permisch-vorungarischen Beziehungen im Ungarischen vorwiegend permischen Ursprungs sein sollten, was durchaus nicht der Fall ist.¹

¹ In diesen mongol(o)iden Trägern der Ananjinkultur möchte Gy. Györffy sogar jene Türken erkennen, die den Ugriern türkische Lehnwörter vermittelt haben sollen. Wir haben aber oben schon eingehend ausgeführt, dass von türkischen Lehnwörtern im Urugrischen keine Rede sein könne. Übrigens gehören diese vermeintlichen türki-

Mit Rücksicht auf die von vielen Forschern anerkannten südlichen Elementen in der Ananjinokultur ist wohl anzunehmen, dass die Träger dieser Kultur vom Süden her kommend in das Gebiet der Kama eingedrungen sind, und da sie vorwiegend Viehzüchter waren, wird hier ein verhältnismässig breiter Streifen auf dem rechten Ufer der Kama zur Zeit ihrer Ansiedlung noch in die Region der Waldsteppe gehört haben, wo jedoch später wiederum der zusammenhängende Wald die Oberhand gewann. Vermutlich von den Vorfahren der Ananjinoer wurden auch die Permier von der unteren Kama und Wjatka in nördlicher Richtung abgedrängt. Auch die Vorfahren der Udmurten dürften nämlich vom Gebiet der oberen Wjatka in ihre heutige Heimat gekommen sein, was sich besonders daraus ergibt, dass der in mehreren uralischen Sprachen vorkommende Name der Zirbelkiefer, eines Gewächses nördlicher liegender Landschaften, im Udmurtischen auf die Wacholder übertragen wurde (vgl. oben Kap. I, 7; ALH. VII, 375).

Die Ananjinokultur ist bei dem grossen Klimasturz in der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zugrunde gegangen. Die Siedlungen wurden hier ebenso aufgegeben, wie dies auch bei den von derselben Naturkatastrophe berührten bronzezeitlichen Siedlungen in Skandinavien der Fall war. In den harten Wintern ist der Viehbestand der Ananjino-Bevölkerung vermutlich teils erfroren, teils wegen der Verkrustung der Schneedecke erhungert; dasselbe Schicksal traf wahrscheinlich auch einen Teil der Bevölkerung... Diejenigen, die diese Naturkatastrophe überlebten, werden dieses Gebiet verlassen haben und zogen mit dem Überrest ihres Viehbestandes vermutlich von hier irgendwohin nach Süden.

4. Die Ausbildung einer eigenartigen Kultur bei den Urungarn

A) *Aus der Waldregion auf die Waldsteppe*

Der Klimasturz zwischen 400—300 vor unserer Zeitrechnung nahm seinen Anfang mit dem allmählichen Anwachsen der Niederschlagsmengen

schen Lehnwörter im Urgrischen entschieden zu der Jägerterminologie, wo doch die Träger der Ananjinokultur in erster Linie Viehzüchter waren. Wären also die Träger der Ananjinokultur Türken gewesen, so sollten wir uralte türkische Lehnwörter in der Terminologie der Viehzucht nicht nur im Ungarischen, sondern auch in den permischen Sprachen antreffen, wovon wiederum keine Spur vorhanden ist.

Weil diese Ananjinoer in erster Linie Viehzüchter waren, können sie auch mit den vermutlich aus Sibirien in das Kamagebiet eingedrungenen *por*-Jägern gemäss der Steinitz-Tschernezowschen Theorie, was aber auch P. Hajdú für möglich hält (vgl. a. a. O. 53), keineswegs identisch sein, welcher Auffassung auch die Wertschätzung der *por*-Fratrerie bei den Obugriern widerspricht, auch wenn es zutreffend sein sollte, dass die mongol(o)iden Ananjinoer eine Abart des europa-sibiriden oder uraliden Rassentyps darstellen sollen, was die Auffassung von P. Lipták ist (vgl. Acta Arch. Hung. I, 246—6).

seit ungefähr 900 v. u. Z. Diese erreichten um 400 einen Höhepunkt, der zwar von der Höhe der Niederschlagsmengen während des Klimaoptimums im V. Jahrtausend noch immer zurückblieb, aber seit jener Zeit bis zu unseren Tagen nie mehr vorkam. Während jedoch die hohe Niederschlagsmenge im V. Jt. von einem ausnehmend hohen jährlichen Durchschnitt der Temperatur begleitet war, begleitete diesmal sehr bald ein jäher Sturz der jährlichen Durchschnittstemperaturen das Anwachsen der Niederschlagsmengen. Der Kulminationspunkt beider Erscheinungen fiel zeitlich ungefähr zusammen, wie das auf den Brooksschen Klimakurven gut erkennbar ist (vgl. ALH. VI, 309). Im V. Jt. erfolgte also das Anwachsen der Niederschläge höchst wahrscheinlich im Frühjahr oder im Herbst; hingegen scheint das Anwachsen der Niederschlagsmengen im zweiten Falle aus winterlichen Niederschlägen hervorgegangen zu sein. Infolge der grossen Schneemassen wird sich die Schneeschmelze mit jedem Jahr etwas später eingestellt haben, wovon dann die Folge wiederum kalte und verkürzte Sommer gewesen sein werden. Der Temperatursturz zwischen 400—300 scheint also aus dem plötzlichen Anwachsen der winterlichen Niederschläge hervorgegangen zu sein, wie ja auch die Entstehung der Eiszeiten denselben Grund gehabt haben wird. Was dieses Anwachsen der winterlichen Niederschläge verursacht haben mag, wissen wir nicht; eine Wendung in dieser Entwicklung des Klimas wird der plötzliche Rückgang der winterlichen Niederschlagsmengen gebracht haben, was eine allmähliche Erhöhung der jährlichen Durchschnittstemperaturen zur Folge hatte, wie sich diese Entwicklung an den Klimakurven von Brooks deutlich widerspiegelt. Worin der Grund dieser Wendung lag, wissen wir wiederum nicht; diesen zu kennen ist aber für unsere Studien eigentlich gleichgültig.

Infolge dieses Klimasturzes konnte die Wirtschaft primitiver Viehzüchter und Ackerbauer auf der Waldsteppe — wie schon bemerkt — sehr leicht vollkommen zugrunde gehen. Wegen der grossen Schneemengen und wegen der Verkrustung der Schneedecke, was während eines Winters öfter vorkommen konnte, wird sich das Vieh seine Äsung aus dem Schnee nicht mehr hervorscharren können (von einer Fütterung des Viehbestandes während des Winters war in der primitiven Form der Viehzucht natürlich noch keine Rede) und musste deswegen verhungern, aber auch die Saat war durch die Spät- und Frühfroste — die unzweifelhaft nicht ausblieben — gefährdet. Die Menschen konnten also — wenn sie den grimmen Winter noch überlebten — nichts anderes tun als mit dem übriggebliebenen Rest ihres Viehbestandes nach weniger schneereichen Gegenden, also nach Süden weiterzuziehen. Die verlassenen Siedlungen wird dann der infolge des Anwachsens der Niederschläge vordringende Wald sehr bald erorbert und überdeckt haben. Das mag auch das Schicksal der Ananjino-Siedlungen an der unteren Kama gewesen sein, was sich uns auch daraus ergibt, dass die Wohnstätten der

frühen Eisenzeit an der Kama, d. h. die der sog. Pianoborkultur (0—600) nie die Fortsetzungen der Wohnstätten der Ananjinoperiode sind. Aber nicht nur das Waldgebiet wird sich infolge des Zunehmens der Niederschlagsmengen in dieser Klimaperiode vergrössert haben, sondern wohl auch die Zusammensetzung des Waldes wird sich infolge des Temperatursturzes zwischen 400—300 mancherorts gründlich verändert haben, indem die Laubbäume, die eine wärmere jährliche Durchschnittstemperatur erfordern, im nördlichen Grenzsaum des Eichenmischwaldes von Nadelbäumen abgelöst wurden. Beim Anwachsen der jährlichen Durchschnittstemperatur wird sich natürlich der entgegengesetzte Prozess abgespielt haben.¹

Das Schicksal jener Menschengruppen, deren Wirtschaft nur aus Jagd und Fischerei bestand, gestaltete sich in der Waldzone infolge des Klimasturzes weniger katastrophal; jedoch die Renntierzüchter dieses Gebietes wurden von dieser Naturkatastrophe ebenfalls sehr empfindlich berührt. Im Norden gingen jene Wälder zugrunde, die die Bodenfläche bis zum Eismeere bedeckten. Sollte es dort schon vor dem Klimasturz samojedische Renntierzüchter gegeben haben, so waren diese genötigt, sich auf eine andere Form der Renntierzucht umzustellen; denn die Renntierzucht auf der Tundra unterscheidet sich in machen Stücken von der Waldrenntierzucht. Aber auch in den erhalten gebliebenen Wäldern wurde die Renntierzucht von den grossen Schneemengen und der Verkrustung der Schneefläche, die es den Tieren unmöglich machte, sich die Äsung aus dem Schnee hervorzuscharren, stark gefährdet.

Als sich diese katastrophalen Winter mit ihren enormen Schneemassen öfter hintereinander wiederholten, werden die unternehmungslustigeren Renntierzüchter immer häufiger den Versuch gemacht haben, mit ihren übriggebliebenen Tieren anfangs wohl nur im Winter auf solche Gebiete zu ziehen, von welchen sie die Kunde vernommen haben mochten, dass dort die Schneemengen geringer gewesen seien als in ihrer ursprünglichen Heimat. Später zogen sie dann von den neuen Winterweiden nicht mehr auf die alten Sommerweiden zurück, sondern verblieben auch im Sommer in der Nachbarschaft der neuen Winterweiden, vielleicht deswegen, weil sie von ihren ursprünglichen Sommerweiden schon in grosse Entfernungen verschlagen worden waren, wo sie auch neue geeignete Sommerweiden in der Nachbarschaft fanden.

Als weniger schneereiche Landschaft konnte für die Renntierzüchter im nordöstlichen Europa vor allem Westsibirien in Frage kommen. Und es

¹ Die Wandlungen der Pflanzendecke einer Landschaft infolge Veränderungen der Temperatur lassen sich in Amerika im allgemeinen besser beobachten als in Europa. So liess sich dort z. B. feststellen, dass die nördliche Grenze der Verbreitung der Mangrovebäume in Florida infolge der starken Fröste in den Jahren 1894—5 mindestens um einen Grad in südlicher Richtung zurückgegangen ist (angeführt nach J. Cholnoky: Amerika 1917, 44).

ist bemerkenswert, dass die Juraksamojeden im Winter mit ihren Renttierherden auf die weniger schneereiche Seite des Urals zu ziehen pflegen, wie das schon von A. Reguly beobachtet wurde (vgl. J. Cholnoky: *Ázsia*, 1917, S. 330). Dann kam als Winterweide für die südlicheren Renttierzüchter in Nordosteuropa auch der nördliche Saum der Waldsteppe in Europa in Betracht.

Während der schneereichen Winter in den Jahren des Klimasturzes zwischen 400—300 v. u. Z. zog also der grösste Teil der renntierzüchtenden Samojeden nach Sibirien und die südlich von ihnen wohnenden Urungarn auf die Waldsteppe zwischen der Kama und der Samara, für welchen Wohnortswechsel der Vorfahren der Ungarn die Übertragung der ursprünglichen Benennung eines Waldvogels auf das Rebhuhn (vgl. oben ALH. IX, 118) besonders deutlich zeugt.

Wie wir ausgeführt haben, hat sich der Begriff des Waldes bei den südlichen Uraliern erst dann herausgebildet, als die Steppe während der Trockenperioden des IV. und III. Jahrtausends auf ihr Wohngebiet vorgedrungen war (vgl. ALH. VII, 155). Das Wort zur Benennung dieses Begriffes war auch in der Sprache der ugrischen Vorfahren des ungarischen Volkes vorhanden. Aus dem Vor- bzw. Urungarischen ist dieses Wort vermutlich deswegen verschwunden, weil es mit der Vorstufe von *orr* 'Nase, Vorgebirge' zusammengefallen war. In der ugrisch-lappischen Gruppe der Finnougrier ist aber auch ein zweites Wort unbekanntem Ursprungs zur Benennung des Waldes aufgekommen, das im Chant. und in den lappischen Sprachen in der Bedeutung 'Wald' auch heute noch vorhanden ist.¹ Im Ungarischen hat dieses Wort anscheinend schon in uralten Zeiten die Bedeutung 'Wild' angenommen; denn es gibt eine reiche Sippe davon in dieser Bedeutung; so gibt es z. B. für die Begriffe 'jagen' und 'Jäger' kein anderes Wort im Ungarischen wie die Weiterbildung von *vad*, nämlich *vadász*.

Während ihres Waldlebens war für die Vor- bzw. Urungarn die Benennung des Begriffes 'Wald' gar nicht notwendig, da ja um sie herum alles 'Wald' war; erst als sie den Nicht-Wald auf der Waldsteppe von neuem kennengelernt hatten, ist bei ihnen die Benennung des Waldes wiederum notwendig geworden. Sie bildeten zu diesem Zweck mit eigenen Sprachmitteln die Wortform **fak* 'Gehölz' aus der Vorstufe von *fa* 'Baum, Holz': mit *-k* wurden nämlich im Urungarischen ursprünglich Kollektive gebildet. Nach der Herausbildung des Akkusativs auf *-t* sind die ursprünglichen Mehrzahlformen auf *-t* im Urungarischen zweideutig geworden, so dass sie durchgehends durch die Kollektivformen auf *-k* ersetzt wurden.² Auf diese Weise ist jedoch die Wortform **fak* in der Sprache zweideutig geworden ('Bäume' und 'Wald'); die Bedeutung 'Wald' wird sich vor allem in geographischen

¹ Vgl. chant. *ùnt, unt, uònt* 'Wald, Urwald'; lpS. *vuöu'tē*, lpN. *vüöy'di* 'ds.' ~ ung. *vad* 'Wild' (Szinyei: NyH. 7 41).

² Vgl. hierfür auch die Ausführungen von J. v. Farkas in UAJb. XXVII, 80.

Namen erhalten haben. Mit dem Allgemeinwerden der Pluralformen auf *-k* wird man diese in geographischen Namen erhalten gebliebenen Kollektiva auf *-k* schon als Pluralformen mit der Bedeutung 'Wälder' aufgefasst haben, so dass aus diesen die Wortform *fa* in der Bedeutung 'Wald' abstrahiert werden konnte, demzufolge wir in Urkunden aus dem Mittelalter in der Bedeutung 'Wald' das Wort *fa* öfter antreffen können.¹ Da aber dieses Wort mehrdeutig war ('Baum', 'Holz', 'Wald'), wurde es schon im Mittelalter durch die Vorstufe des eindeutigen *erdő* 'Wald' ersetzt. Dieses Wort war schon ein Kulturwort, indem es ursprünglich zur Benennung des Jungwaldes gedient hat (vgl. MEtSz.): im Urwald gibt es keinen Jungwald.

Auch das Aufkommen eines Namens für 'Wald' zeugt also dafür, dass die Urungarn aus einem Waldgebiet in eine Landschaft gezogen sind, wo es schon ausgedehntere waldlose Stellen gab, so dass sich bei ihnen der Begriff 'Wald' — der ihnen während ihres Waldlebens abhanden gekommen zu sein scheint — von neuem herausgebildet hat und benannt werden musste . . . In den Benennungen des Waldes spiegelt sich also eigentlich das Schicksal der Vorfahren des ungarischen Volkes in der Urzeit wider. Sie lebten abwechselnd im Urwald und auf der Waldsteppe. Es klingt zwar paradox, ist aber — wie wir ausgeführt haben — doch logisch und nicht anders : in den Perioden ihres Waldlebens hatten sie kein Wort für den Begriff 'Wald', der von ihnen immer in den Perioden ihres Lebens auf der Waldsteppe benannt wurde.

B) Die Wiederaufnahme der Pferdezeit

Die meisten Siedlungen auf dem Nordrande der Waldsteppe waren bei der Ankunft der Urungarn auf dieses Gebiet höchst wahrscheinlich schon fast menschenleer, und nur spärliche Überreste der Bevölkerung der Ananjino-Periode werden hier mit ihren Tieren noch weitergelebt haben. Ausserdem war der Wald infolge der grösseren Niederschlagsmengen auf Kosten der Steppe auch hier im Vordringen begriffen, so dass die Urungarn hier die Renntierzucht eine Zeitlang getrost weiter fortsetzen konnten. Und das haben sie wohl auch getan, auch wenn sie hier auch mit anderen Viehzüchtern in unmittelbare Berührung kamen. Diese Berührung war für sie besonders dann von entscheidender Bedeutung, als die Niederschlagsmengen nahe dem Anfang unserer Zeitrechnung rasch abnahmen und die Temperatur sich allmählich zu erhöhen begann,² so dass die Züchter von Steppentieren auf der Wald-

¹ Vgl. 1135 : . . .silva . . . *basfaya* ; 1231 : . . .silva *Janusfaya* ; 1272 : . . .silva *sypfa* usw. (OkI Sz. 209).

² Während der ersten Jahrhunderte werden die klimatischen Verhältnisse in Osteuropa mit Berücksichtigung der Klimakurven von Brooks (vgl. oben ALH. VI, 309) denen unserer Zeit schon sehr nahe gestanden haben. Nun sind die wichtigsten Klimaelemente des Gebietes zwischen Perm und (Samara)-Kujbischew von heute die folgenden : Jährliche Durchschnittstemperatur : 2—4° C ; Durchschnittstemperatur von Januar : —16 bis —13° C ; Durchschnittstemperatur von Juli : 22—19° C ; die Zahl

steppe in nördlicher Richtung vermutlich wiederum vorzudringen begannen. Nach ihrem Beispiel werden sich die Urungarn vor allem mit der Pferdezucht vermutlich recht bald nach ihrer Ankunft auf dieses Gebiet versucht haben, da ja das Pferd nie vollständig aus ihrem Blickfeld verschwunden war und sie vielleicht noch gewusst haben, dass ihre Vorfahren eigentlich Pferdezüchter waren.¹ Da sich aber die Pferdezucht zu gleicher Zeit mit der Rentnierzucht nicht betreiben lässt, haben sie — sich an die veränderten Naturverhältnisse wiederum anpassend — die Rentnierzucht ganz aufgegeben und sie durch die Pferdezucht ersetzt, wozu später auch noch die Zucht von Rind, Schaf und auch die von Schweinen hinzukam. Diese Entwicklung spiegelt sich ganz deutlich in der Viehzüchterterminologie der ungarischen Sprache wider.

Die ersten Versuche in der Pferdezucht werden die Vorfahren der Ungarn naturgemäss mit erworbenen Füllen gemacht haben. Da aber die Benennungen des Jungpferdes während ihres Rentnierzüchterdaseins aus der Sprache verschwunden waren, wurden von ihnen die erworbenen Füllen mit demjenigen Namen benannt und besonders gerufen, wie das Pferd und das Füllen von ihren Nachbarn auf der Waldsteppe, von denen sie die Füllen erworben hatten, benannt wurden.

Der Name des Pferdes in der Sprache dieses im Kamagebiet auf der Waldsteppe lebenden bzw. dort vordringenden Viehzüchtervolkes lebt vor allem in dem Antreiberuf *csi-hi* der ungarischen Sprache weiter. Dann in einer Reihe von Lockrufen und Verscheuchungsrufen an Füllen; solche sind *csira-csira*, *csina*, *csina ne*, *csidu ne*, *csid ide ne* und die Verscheuchungsrufe: *csitt*, *csittne*, *csidne* (vgl. MEtSz, I, 737, 1025, 1070). Endlich lebt dieser fremde Pferdenamen auch in einer Reihe von kosewortartigen Füllenbenennungen der ungarischen Sprache weiter; solche sind: *csirus*, *cirus*, *csiru*, *csida*, *csiducca*; *csikó*, *csikócsa*, *csitkó*, *csétkó*, *sitkó* (vgl. MEtSz, I, 737, 1025, 1044—5, 1070). Von diesen ist in jüngerer Zeit die Wortform *csikó* zur Benennung des Füllens zur allgemeinen Geltung gelangt.²

Das gemeinsame Element in allen diesen Lockrufen und Pferdebenennungen ist: *csi*, das mit tieftonigen Formantien weitergebildet wurde, so dass

der Monate mit über 20° C Tagesdurchschnitt: 0—1; Unterschied zwischen den kältesten und den wärmsten Tagen: 30—35° C; jährliche Menge der Niederschläge: 30—35 cm mit einem Maximum der Niederschläge im Sommer; in der südlichen Hälfte dieses Gebietes ist der Winter ebenso trocken wie in Sibirien mit 5 cm Höhe der Niederschläge. (Die angeführten Angaben nach J. Cholnoky: A Föld és élete. Európa, 57—63). — Das waren also die klimatischen Verhältnisse jenes Gebietes, wo die Vorfahren der Ungarn nach Verlassen des Waldgebietes nahezu ein Jahrtausend lang lebten als ein dort entstandenes Viehzüchtervolk.

¹ Auch den Jurak-Samojeden ist das Pferd als Tier bekannt, dessen Name *juna* (vgl. N.-Sebestyén: ALH, I, 393) in ihrer Sprache keineswegs ein modernes Lehnwort ist.

² Mit dem obigen bei Ungarn üblichen Lockruf an Füllen ist wohl auch der bei den Komi und den Permjakern übliche Lockruf an Füllen und Pferde: *tsiba* bzw. *tsib* identisch (s. bei Wichmann—Uotila: Syrjänisches Wb., Helsinki 1942). Die Vorfahren der Komi dürften diesen entweder von den Vorfahren der Ungarn übernommen haben oder eventuell aus derselben Sprachquelle wie die Ungarn.

seine Urform **č̣i* gewesen sein mag. Dieses *č̣i* hängt offensichtlich mit der Benennung des Pferdes in einer Reihe von nordkaukasischen Sprachen zusammen, worauf als erster Munkácsi aufmerksam machte und welche Zusammenstellung bald auch von Wichmann richtig geheissen wurde (vgl. MNy. IV, 216). Nur ist Munkácsi etwas noch weiter gegangen und versuchte auch für die oben angeführten ungarischen Füllenbenennungen Entsprechungen in kaukasischen Sprachen zu finden, was schon keinesfalls richtig war, da diese offensichtlich in der ungarischen Sprache aus Lockrufen entstanden sind.

Die hierhergehörenden von Munkácsi angeführten Pferdebenennungen in den kaukasischen Sprachen sind die folgenden: awar., lak. *č̣u*; abchas. *č̣y*; absech. *ṣ̌u*, *ṣ̌y*; kabard. *ṣ̌y*, *ṣ̌i*. Zu diesen kommt noch chinalug. *pṣ̌e*, *pṣ̌ə* (Plur. *pṣ̌or*) < **b-ṣ̌ə*, in welcher Form das *b-* für ein versteinertes Klasselement aufzufassen ist (vgl. Dirr, a. a. O. 300—1). — Ähnlich ist vermutlich auch das kubatschin. *ūč̣ä* und das hürkan. *urč̣i* 'Pferd' aufzufassen (vgl. Dirr, a. a. O. 219, 234, 236):

Es lässt sich also behaupten, dass dieses Wort die verbreitetste Pferdebenennung in den kaukasischen Sprachen ist; denn sie kommt sowohl in den Sprachen der nordwestlichen als auch in denen der nordöstlichen Gruppe vor, nur aus den Sprachen der südwestlichen (khartwelischen) Gruppe fehlt dieser Pferdenamen anscheinend vollständig. Es ist also sehr leicht möglich, dass dieses Wort in den Sprachen der nördlich vom Gebirgskamm lebenden Völker ein Lehnwort ist aus der Sprache eines präskythischen Pferdezüchervolkes, das aus dem Wolgagebiet durch das Vordringen der Skythen oder schon durch das Vordringen der Indogermanen teils nach Süden in das Kaukasusgebiet, teils nach Norden in das Kamagebiet von der Umgebung der Mittelwolga abgedrängt worden war. Oder es sollte angenommen werden, dass die Präskythen eine den kaukasischen Sprachen nahestehende Sprache gesprochen haben. Eines kann jedenfalls nicht zweifelhaft sein: unmittelbar aus einer Kaukasussprache hätten die Urungarn diese Pferdebenennung keineswegs entlehnen können.

Im Vorhergehenden sind wir auf Grund mehrerer Indizien zu der Schlussfolgerung gekommen, dass die Kontinuität der Pferdezücht während der späturngarischen Periode bei den Urungarn einen Bruch erlitten habe. Diese Folgerung wird auch dadurch erhärtet, dass die Pferdebenennung einer fremden Sprache im Ungarischen in Antreibe-, Lock- und Verscheuchungsrufen heimisch werden konnte, was die Übernahme der Pferdezücht von einem fremden Volk voraussetzt; denn solche Lock- und Kommandorufe pflegen sich nicht leicht zu verändern.¹

¹ Nur aus dem Polnischen ist uns ein Fall bekannt, dass aus dem aus der Fremde stammenden Pferdenamen *toszak* der Zuruf an Pferde *tosz* hervorgegangen ist (vgl. Berneker: EtWb. I, 734).

Ausser einem Pferdenamen ist im Urungarischen auch eine Füllenbenennung aus einer unbekanntem Sprache entlehnt worden, offenbar aus derselben Sprache, in der das Pferd mit **čĭ* benannt wurde. (Das Fehlen der Füllenbenennungen der obugrischen Sprachen aus dem Ungarischen zeugt — wie oben schon ausgeführt — gleichfalls für die Unterbrechung der Pferdezucht bei den Vorfahren der Ungarn.) Dieser Füllename ist das heute schon halbveraltete *vehem* (Akk.: *vemhet*), das in der Schriftsprache nur in der Weiterbildung *vemhes* 'trächtig (von bestimmten Haustieren)' lebendig geblieben ist. In dieser Weiterbildung haben wir eigentlich die Fortsetzung der ursprünglichen Nominativform dieses Wortes, nämlich **vemχ* vor uns. — Ein in formaler Hinsicht ganz ähnliches Wort wie *vehem* ist im Ungarischen *tehér* 'Last', dessen ursprüngliche Nominativform wohl **terχ* war (Akk.: *terhét*). Auch dieses Wort ist unbekanntem Ursprungs; offenbar stammen beide Wörter aus derselben Sprache. Für beide Wörter ist ein **χ* > *-h* im Auslaut charakteristisch. Da ein **χ* > *-h* im Auslaut auch an mehreren zur Terminologie der Viehzucht gehörenden Wörtern anzutreffen ist, kann angenommen werden, dass alle diese Wörter unbekanntem Ursprungs (!) in dieselbe Wortschicht gehören und aus derselben uns näher nicht bekannten Sprache entlehnt wurden. Das **χ* mag an diesen ein bestimmendes Element oder eine Nominativendung gewesen sein. Hierhergehören aus der Terminologie der Viehzucht: *juh* 'Schaf'¹, *rüh* 'Krätze, Räude'; dann *éh* 'Hunger' und das veraltete *jonh* 'Magen, Inneres', desgleichen das veraltete *moh* 'Gier, Heisshunger'.

Es ist nun bemerkenswert, dass wir im Auslaut hunnischer Personennamen einigemal ein bewegliches *-χ* antreffen können, das also ein morphologisches und zwar bestimmendes Element in der Sprache der pontischen Hunnen gewesen sein wird. Solche Namen sind: *Μουρνδιουχος* (Priskos) ~ *ὁ Μουρνδιος* (Theophanes), *Ἡρναχ* ~ *Ἡρνας*, *Σαδιλ* (Prokop.) ~ *Σάνδιλος* (Agath.). Das *-χ* erscheint im Auslaut auch bei anderen hunnischen Personennamen, wie *Βασίχ*, *Βέριχος*, *Δεγγεζίχ*, *Κουρσίχ*, *Κουρίδαχος*, *Οὔλδαχ*, *Ταρράχ*.²

¹ Noch immer wieder kann man die Ansicht lesen, dass dieses Wort mit fi. *uttu*, *uuhu*, *uuhí* 'Schaf' usw. zusammengehöre, was aber nur eine Legende ist (vgl. Moór: ALH. II, 45—6, 57—8; Acta Ethn. Hung. II, 80). — Da Pferdezucht und Schafzucht eng zusammengehören (das Schlachtvieh der Pferdezüchter pflegt das Schaf zu sein), so könnte jedenfalls daran gedacht werden, dass auch der ung. Sondernamen des Schafes in den kaukasischen Sprachen möglicherweise anzutreffen sei. Nur sind wir über die Schafbenennungen in den kaukasischen Sprachen sehr schlecht unterrichtet (von der Pferdezüchter- und Reiterterminologie ist uns eigentlich nur die Benennung des Pferdes aus einer grösseren Reihe von kaukasischen Sprachen bekannt); trotzdem habe ich in zwei kaukas. Sprachen doch Benennungen des Schafes gefunden, die mit ung. *juh* vielleicht irgendwie zusammengehören, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass das *-h* an der ung. Namensform die Fortsetzung eines morphologischen Elementes in einer unbekanntem Sprache ist. Diese Wörter sind: tschetschen. *ja* 'Schafherde' und ingusch. *ǰə*, *je* 'Schaf' (beide Sprachen gehören zu der nordöstlichen Gruppe); es ist nämlich sehr leicht möglich, dass das *ǰ-* in diesen Sprachen aus *j-* hervorgegangen ist.

² Vgl. für diese Namen Gy. Moravcsiks Byzantino-turcica II.

In Hinblick auf diese hunnischen Personennamen ist es nicht unmöglich, dass die aus Asien nach Osteuropa eingedrungenen Vorfahren der pontischen Hunnen die Sprache eines solchen präskythischen Volkes übernommen haben,¹ von denen eine Gruppe — vielleicht eben von den Hunnen nach Norden gedrängt — anscheinend auch mit den Urungarn in Berührung kam.

Ausser den beiden angeführten Wörtern (*csi* und *vehem*) stammen vermutlich auch andere unbekannte Elemente in der ungarischen Reiterterminologie aus der Sprache desjenigen Viehzüchtervolkes, dessen Beispiel bei der Wiedereinführung der Pferdezucht bei den Urungarn für sie ausschlaggebend gewesen sein wird. — Ein solches Wort dürfte vor allem der Name der aus Werg und Pferdehaaren hergestellten Fussfessel für Pferde (*nyűg* genannt) gewesen sein,² welcher Gegenstand kaum in die uralzeitliche Uralzeit zurückreicht. Auf der Grassteppe sind die Fussfesseln für Pferde jedenfalls ein schwer zu entbehrendes Gerät des Reiters, das schon auf der Reiterdarstellung der skythischen Silbervase von Tschertomlyk zu sehen ist (vgl. Schrader-Nehring: *Reallex.*² II, 283). Auf der Waldsteppe aber, wo die Urugrier lebten, war dieses Gerät schon leichter zu entbehren, da es ja hier fast überall Bäume gab, an die das Reitpferd gegebenen Falls angebunden werden konnte, und so werden die Urugrier dieses Gerät vielleicht gar nicht besessen haben. Das ung. *nyűg* 'Fussfessel für Pferde aus Werg und Rosshaaren' hat jedenfalls keine Entsprechung in den uralzeitlichen Sprachen, und auf finnisch-uralzeitlicher Grundlage kann es gar nicht gedeutet werden.

Dann können in diese Schicht noch bestimmte Kommandorufe an Pferde gehören, wie *csihi*, *gyí*, *hó*. Und vielleicht auch das Wort *ü-get-* 'traben', wenn es nicht etwa mit *üsző* 'Färse', *üz-* 'jagen', *üzekedik* 'brunsten' etymologisch zusammengehören sollte.

Mit der Wiederaufnahme der Pferdezucht wurden auch die schon halbveralteten Elemente der uralzeitlichen Reiterterminologie in der ungarischen Sprache wiederum lebendig; aber auch mit eigenen Sprachmitteln wurde manches, das mit der Pferdezucht und der Reiterkultur in Zusammenhang steht, benannt.³

¹ Dass die Sprache der pontischen Hunnen keine Türkische Sprache war, wollen wir anderswo auch eingehender noch ausführen.

² Während der Berührungen mit türkischen Nomaden haben die Ungarn auch die eisernen Fussfesseln für Pferde kennengelernt und auch den türkischen Namen dieses Gerätes übernommen, der heute im Ung. als *béktyó* weiterlebt.

³ Hierher zu stellen ist vor allem die Benennung des Füllens als *ló-fi*; diese Benennung hat auch im Mans. eine Entsprechung, sie wurzelt jedoch in einem allgemeinen finnisch-uralzeitlichen Sprachgebrauch, so dass sie durchaus nicht für uralzeitlich angesehen zu werden braucht (vgl. oben ALH. VIII, 89). Hierhergehören auch die Benennungen der Bestandteile des Zaumes, von denen oben schon die Rede war (vgl. oben ALH. VIII, 91—2); dann solche Wörter wie *lovagol-* 'reiten' (vgl. lat. *equitare*), *nyerít-* 'wiehern' (wenn nicht entlehnt, ein lautmalendes Wort), *sárlík* 'brunsten' (nur von Stuten gebräuchlich), *sörény* 'Mähne' (es wird mit *szőr* 'Haar' zusammenhängen: im Mans. gibt es ein besonderes Wort unbekanntes Ursprungs zur Bezeichnung der Mähne: *páli*). Und vielleicht gehört auch das schon veraltete *ellik* 'auf das Pferd sitzen' in diese Gruppe von Wörtern (vgl. oben ALH. VIII, 89).

Endlich ist es nicht ganz unmöglich, dass auch die Benennung des Sattels und seiner Bestandteile in diese Wort- und Kulturschicht gehört. *Nyereg*, das ungarische Wort für den Reitsattel hat aber auch in den obugrischen Sprachen ziemlich deutliche Entsprechungen von derselben Bedeutung. Diese sind: mans. *neβrā*, *nayr* ~ chant. *noyər*, *neyər* 'Sattel'. Wir haben aber darauf schon aufmerksam gemacht (vgl. oben ALH. VIII, 94—5), dass das Vorhandensein des Reitsattels für die urugrische Zeit keinesfalls angenommen werden kann, auch wenn es für den Reitsattel eine in allen ugrischen Sprachen vorhandene gemeinsame Benennung zu geben scheint. Somit können die hierhergehörenden Wortformen in den obugrischen Sprachen entweder für aus dem Ungarischen stammende Lehnwörter angesehen werden oder sie stammen aus derselben Sprache wie das ungarische Wort.

Für ung. *nyereg* ist im Vergleich mit den angeführten Wortformen in den obugrischen Sprachen vor allem die Mouillierung des anlautenden *n*- vor *e* kennzeichnend; also ähnlich wie in ung. *nyél* 'Stiel' (~ mans. *näl* 'ds.'). Bemerkenswert ist an der ungarischen Wortform noch ihre Erweiterung durch ein Deminutivsuffix; es ist allerdings nicht so leicht zu verstehen, warum der Reitsattel im Ungarischen als 'Sattelchen' oder 'Sattel-Ähnliches' bezeichnet wurde.¹ Diese Deminutiv-Form des ungarischen Wortes lässt sich unserer Ansicht nach damit erklären, dass sich das Grundwort der ungarischen Wortform eigentlich auf den Packsattel bezogen haben wird, der nämlich im Vergleich mit dem Reitsattel etwas länger war. Es kann nämlich nicht zweifelhaft sein, dass der heutige ungarische Reitsattel, der betreffs seiner Konstruktion mit dem ungarischen Reitsattel der Landnahmezeit vollkommen übereinstimmt,² nicht aus dem Polstersattel der Skythen, sondern aus dem asiatischen Saum- oder Packsattel hervorgegangen ist, der immer ein Holzgestell war. Der ungarische Reitsattel besteht nämlich aus zwei vorn und hinten etwas aufwärts gebogenen auf dem Pferde Rücken anliegenden Holzplatten, die vorn und hinten durch zwei mit Riemen an die Platten befestigte, *kápa* genannte Krummhölzer zusammengehalten werden. Zwischen diese Sattelhölzer wird für den Sitz des Reiters Leder gespannt. Ganz ähnlich ist auch der Sattel der Kirgisen konstruiert, so dass anzunehmen ist, dass diese Sattelkonstruktion irgendwo in Innerasien erfunden wurde, von wo dieser Sattel auch nach Osteuropa gelangte, was auch chronologisch dem früheren Erscheinen dieses Sattels in Sibirien als in Osteuropa entspricht (vgl. oben ALH. VIII, 95). Besonders deutlich lässt sich die Herkunft dieser Sattelkonstruktion aus dem Packsattel bei dem Kindersattel (*a-írmač*) der

¹ Unter den mans. Wortformen ist das auslautende *-ä* an *neβrā* rätselhaft. Soll dieses *-ä* noch für das Grundwort der ungarischen Wortform kennzeichnend gewesen sein oder soll diese mans. Wortform als Reflex der ung. Possessivform in der Einzahl dritter Person (urspr. Suffix: *-*he*) gedeutet werden?

² Vgl. hierzu die Ausführungen Gy. Lászlós in Arch. Hung. XVII, (1941).

Kirgisen erkennen, der in seiner Form — wie darauf schon von Gy. Almássy aufmerksam gemacht wurde — ganz der tibetischen Form des Packsattels der Jaks entspricht.¹

Auch die Lappen haben einen Saumsattel, den sie vermutlich von Samojuden übernommen haben; dieser Sattel ist aber anders konstruiert als der Saumsattel der Tibeter, indem die zwei auf dem Rücken des Tieres anliegenden Bretter bei dem Lappensattel mit einem Vorsprung des einen Brettes ineinander gefügt sind.²

Für die Möglichkeit, dass die Vorfahren der Ungarn mit dem Sattel nach der Wiederaufnahme der Pferdezucht bekannt geworden seien, scheint besonders der Umstand zu sprechen, dass nicht nur eine Benennung des Pferdes (das *csi* Wortelement) in den kaukasischen Sprachen deutliche Entsprechungen hat, sondern dass es in diesen auch für den Reitsattel Benennungen gibt, die uns an den Namen des Sattels in den ugrischen Sprachen erinnern. Diese sind: tschetschen. *nugur*, *nür*, *nevir*, *nuir*; georg. *unagiri*; mingr. *unageri*; swan. *ingir*, *hungir*. — In den letzteren Sprachen gibt es vor dem *n* einen vokalischen Vorschlag, der wahrscheinlich damit zu erklären ist, dass es einen *n*-Anlaut in der uns unbekanntem vermittelnden Sprache nicht gab. Nur finden sich diese Benennungen des Sattels nicht in denselben Sprachen wie die Entsprechungen für ung. *csi* (besonders auffallend ist, dass dieselbe Benennung für den Sattel sogar in südkaukasischen Sprachen vorzukommen scheint), so dass die Folgerung sehr naheliegend ist, dass beide Wörter der ungarischen Pferdeterminologie, für die es Anknüpfungen in den kaukasischen Sprachen gibt, nicht in dieselbe Wortschicht gehören. Der Reitsattel dürfte im Kamagebiet später aufgekommen sein, als von den Urungarn die Benennung des Pferdes als *čj* aus einer mit dem Kaukasus in Beziehung stehenden, vermutlich präskythischen Sprache Osteuropas übernommen wurde. Und nach dem Vorgebrachten dürfte es wiederum nicht Zufall sein, dass der vermutlich mansische Reiter auf der Reiterdarstellung von Gljadenow aus dem III. Jh. n. u. Z. auf einem geschirrten, aber ungesattelten Pferde sitzt (vgl. Abb. 3: ALH. VIII, 81).

Schon die deminuierte Form des ungarischen Namens für den Reitsattel liess uns vermuten, dass die Ungarn zuerst mit dem grösseren Packsattel bekannt geworden waren und erst später dessen Benennung mit einem Deminutivsuffix versehen auch auf den kleineren Reitsattel übertrugen. Und da es für den ugrischen Namen des Sattels in den kaukasischen Sprachen eine Anknüpfungsmöglichkeit gibt, kann in erster Linie daran gedacht werden,

¹ Vgl. seine Abbildung bei Gy. Almássy (*Vándorutam Ázsia szivébe*, 1903, 696). Dieser besteht aus zwei länglichen Brettern, die mit Riemen an die kreuzweise zusammengefügte je zwei Sattelhölzer (von welchen später die Sattelbogen hervorgegangen sind) befestigt sind. Auch dieser primitive Sattel lässt also das Rückgrat des Tieres schon frei und unbelastet.

² S. seine Beschreibung mit Abbildung bei H. A. Bernatzik: *Lappland*, S. 41.

dass die ugrischen Völker und vor allem die Urungarn zuerst den Pack- oder Saumsattel bei jenen Kaufleuten kennen gelernt haben, die das Gebiet der unteren Kama zur Anschaffung von Rauchwaren und Honig aufgesucht haben werden. Einen ganz ähnlichen Vorgang können wir übrigens auch in West- bzw. Nordeuropa beobachten, wo man mit dem Packsattel und seinem vulgärlateinischen Namen *sauma* (< gr. *σάγμα*), der in dem deutschen *Saumtier* noch immer lebt, durch römische Kaufleute bekannt wurde (vgl. Schrader-Nehring: Reallex. II, 227). Und dass Kaufleute des Kaukasusgebietes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis nach dem Kamagebiet schon vordrangen, lässt sich auch durch archäologische Denkmäler erweisen, indem unter den Denkmälern der Pianobor-Kultur auch aus dem Kubangebiet importierte Schmucksachen gefunden wurden (vgl. Tallgren in Eberts Reallex. X, 155—6).

Als Lasttiere werden die Pelzhändler ausser Pferden auch Esel und vor allem Maulesel benützt haben. Der Name des Esels (*szamár*) stammt zwar im Ungarischen aus dem Slawischen. Dieser Name ist aber anscheinend als ein ehemaliges überflüssiges Lehnwort aufzufassen, indem er in der Periode der slawisch-ungarischen Zweisprachigkeit an die Stelle eines zweideutigen Wortes getreten sein wird (vgl. Moór: Studia Slav. II, 57, Anm. 12). — Für die Bekanntschaft der alten Ungarn mit dem Esel zeugt schon der Umstand, dass der Name des Maultieres (*öszvér*) im Ungarischen keineswegs für ein mitteleuropäisches Wort zu gelten hat und aus dem Ungarischen ebenfalls nicht gedeutet werden kann.¹ Dass diese Benennung des Maultieres nicht auf ungarischer Namengebung beruhen kann, ergibt sich übrigens schon daraus, dass das Maultier im wirtschaftlichen Leben Ungarns im Mittelalter nur eine ganz unbedeutende Rolle gespielt haben wird. Sein Name ist zwar schon in einem Wörterverzeichnis aus dem XIV. Jh. anzutreffen, aber in Urkunden und Ortsnamen kommt dieses Wort im Gegensatz zu den Namen anderer Haustiere — so auch zu dem des Esels — nie vor (vgl. OklSz.).

Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass das Maultier meist als 'Pferd-Esel' oder 'Halbesel' bezeichnet zu werden pflegt, so kann der zweite Teil des ungarischen Wortes *ösz-vér* offenbar nur die Bedeutung 'Esel' gehabt haben. Da aber die Lautfolge *v-é-r* im Ungarischen auch die Bedeutung 'Blut' hatte, ist es leicht zu verstehen, dass dieses zweideutige Wort im Zeitalter der slawisch-ungarischen Zweisprachigkeit in der Bedeutung 'Esel' durch ein eindeutiges slawisches Lehnwort ersetzt wurde.

Da sich die Maultierzucht vom pontischen Kleinasien aus verbreitet hat (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II, 51), können die Ungarn mit dem Esel und dem Maultier nur durch die Vermittlung der kaukasischen Pelzhändler bekannt geworden sein. Eine Anknüpfungsmöglichkeit für ung.

¹ An solchen Versuchen hat es zwar nicht gefehlt, aber die Ergebnisse sind ganz unbefriedigend (vgl. Bárczi, SzófSz.).

**vér* 'Esel' und *öszvér* 'Maultier' kann demnach nur unter den kaukasischen Sprachen gesucht werden. Also ähnlich, wie das lateinische *asinus* mit den Warenzügen römischer Kaufleute nach dem Norden Europas gelangte (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² I, 272). Und es ist offenbar nicht Zufall, dass der Esel eben in jenem Tschetschenischen *vir* heisst (vgl. Dirr, a. a. O. S. 133), in welcher Sprache es auch eine mit ung. *nyereg* 'Sattel' vergleichbare Wortform gibt.¹

Über die Benennungen des Maultiers in den kaukasischen Sprachen sind wir leider nicht unterrichtet. Es ist aber nicht problematisch, dass Anknüpfungsmöglichkeiten auch für den ersten Teil von ung. *ösz-vér* nur in den kaukasischen Sprachen gesucht werden können, wenn es für den zweiten Teil dieses Wortes eine deutliche Anknüpfungsmöglichkeit in kaukasischen Sprachen gibt. Soll also der zweite Teil von ung. *ösz-vér* die Bedeutung 'Esel' besessen haben, so kann der erste Teil dieses Kompositums — wie oben schon ausgeführt — nur die Bedeutung 'Pferd' oder 'halb' gehabt haben. Über die Benennungen des Pferdes in nordkaukasischen Sprachen sind wir aus den angeführten Satzbeispielen bei Dirr ziemlich gut unterrichtet, aber ein Pferdename, der mit dem ersten Bestandteil von ung. *ösz-vér* in Zusammenhang gebracht werden könnte, ist nicht bekannt;² somit könnte daran gedacht werden, dass die Vorstufe von ung. *ösz-* in einer kaukasischen Sprache die Bedeutung 'halb' besessen habe. Nur sind uns die Vokabeln der kaukasischen Sprachen von dieser Bedeutung überhaupt nicht bekannt. Zur Erklärung dieses *ösz-* bietet sich uns aber auch eine andere Möglichkeit. Da der beste Erzeugungsort des Maultieres nach dem Alten Testament Armenien gewesen sei (vgl. Schrader-Nehring² II, 51) und der Name des Esels im Armenischen eben *ēš* ist, ist es nicht ausgeschlossen, dass das nach Transkaukasien durch armenische Händler importierte Maultier in einer kaukasischen Sprache als 'ēš-Esel' bezeichnet wurde.³ Und einem ursprünglichen *š* könnte im Ungari-

¹ Der Name *vir* 'Esel' ist zu den Tschetschenen mitsamt dem Tier offenbar vom Gebiet des südlichen Kaukasus gekommen, da es einen ähnlichen Namen für 'Esel' auch in südkaukasischen Sprachen gibt: georg., mingrel *vir* 'Esel', ingil. *vir*, *hír* 'ds.' (vgl. Munkácsi, ÁKE. 511, nach Erckert). Da der Esel anscheinend zuerst von semitischen Völkern in Zucht genommen wurde, ist es nicht unmöglich, dass dieser kaukasische Name des Esels irgendwie mit babylon. *iméru* 'Esel' (< ursemit. **himáru*) zusammenhängen dürfte.

² Der erste Teil dieses Wortes kann nur aus jener Sprache gedeutet werden, aus welcher auch der zweite Teil in der Bedeutung 'Esel' stammt. Somit ist die Idee schon prinzipiell abzulehnen, dass der erste Teil von ung. *öszvér* mit altpers. *aspa-* > neupers. *āsp* 'Pferd' zusammenhängen sollte, wie diese Deutung schon versucht wurde (vgl. Munkácsi, ÁKE. 510). Aber auch deswegen kann an eine solche Erklärung nicht gedacht werden, weil es in den iranischen Sprachen für 'Esel' eine alte Benennung gibt (aw. *χara-* usw.), mit welchem Wort ung. *-vér* keineswegs in Zusammenhang gebracht werden kann. Ausserdem ist die Benennung des Maultieres in den iranischen Sprachen uralte, mit der (mittelpers. *astar* ~ sanskr. *açvatara-* usw.) ung. *öszvér* wiederum nichts zu schaffen haben kann, aber auch nicht mit osset. *χärg-äfs* 'Esel-Pferd'.

³ Die Benennung des Maultieres ist im Armenischen: *iša-kēs* und *kis-ēš* 'Halbesel' (*kēs* 'halb').

schen *sz* sehr gut entsprechen, da es im Urung. noch keinen *š*-Laut gab (vgl. Moór : ALH. II, 367—9), so dass ein *š* in einem Lehnwort damals nur durch *ś* hätte substituiert werden können, welchem Laut heute regelrecht *sz* entspricht.

Als Zeugnisse für diese Handelsverbindungen des Kamagebietes mit dem Kaukasusgebiet können auch jene aus den Jahren zwischen 399—688 stammenden sassanidischen Münzen (solche in Gljadenow schon aus früheren Jahrhunderten) angesehen werden, die im Kamagebiet gefunden wurden.¹ Bemerkenswert ist noch, dass diese Münzen nördlicher als die Kama und die Wjatka nicht mehr gelangten, so dass auch hieraus zu vermuten ist, dass eben die Urungarn eine Vermittlerrolle in dem Pelzhandel spielten, da ihre Handelsbeziehungen zu den Samojeden besonders durch das vorungarische Lehnwort für 'Eisen' im Samojedischen ganz deutlich bezeugt sind, aber auch Mehl und Salz scheint die Vorfahren der Samojeden — wie wir gesehen haben — mit vorungarischer Vermittlung erreicht zu haben. Und etwas anderes als Pelze und Rentierhäute hätten die Samojeden als Tauschware für das Eisen und für andere südliche Handelsartikel doch nicht anbieten können. Für die ehemalige Vermittlerrolle der Urungarn im Pelzhandel des Kamagebietes spricht aber auch der Umstand, dass die Handelsverbindungen der lewedischen Ungarn mit Permien erst mit dem Vorstoss der Petschenegen um die Mitte des IX. Jahrhunderts unterbrochen wurden (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 91—2).

Dass sich die Onoguren unter den Völkern des Kaukasus-Kubangebietes auch mit Pelzhandel beschäftigten, wissen wir aus Jordanes. Die Onoguren wurden um 463 bei dem Vordringen der Vorfahren der türkischen Bulgaren in Osteuropa durch die Sawiren aus ihrem vorherigen Wohngebiet zwischen der unteren Wolga und dem Kaukasus, wo wir nämlich später die Sawiren finden, vertrieben (vgl. UAJb. XXXI). Und so ist es nicht ausgeschlossen, dass die Ungarn eben durch onogurische Pelzhändler mit dem Packsattel und mit dem daraus hervorgegangenen Reitsattel bekannt geworden sind. — Die Onoguren dürften sich nämlich erst innerhalb des grossbulgarischen Reiches im Dongebiet türkisiert haben, obgleich auch die Möglichkeit besteht, dass ihr Name auf jene türkischen Bulgaren, die ihr Land besetzt hatten, einfach nur übertragen wurde (vgl. UAJb. XXXI). Jedenfalls kann die Benennung des Sattels in den igrischen Sprachen schon deswegen nicht etwa türkischen Ursprungs sein, weil der *n*-Anlaut im Türkischen unbekannt ist.

Aus derselben Sprache wie der Name des Sattels werden wohl auch die Namen der Bestandteile und Ergänzungsstücke des Sattels im Ungarischen herrühren, falls nämlich die hierhergehörenden Wörter unbekanntem Ursprungs sind. Zu diesen Wörtern gehört vor allem die Bezeichnung des Sattelbogens bzw. Sattelknopfes als *kápa*, welches Wort schon in dem Bistritzer Wörter-

¹ Nach S. K. Kusnecow : K woprosu o Biarmiji (vgl. FUF. XV, Anz. 62).

verzeichnis aus dem XIV. Jh. erscheint. Es ist aber bemerkenswert, dass dieses Wort in formaler Hinsicht ganz zusammengefallen ist mit dem unserer Ansicht nach aus dem Slawischen stammenden Lehnwort *kápa* 'Mantel, Kutte'.¹

Der Sattel ist bekanntlich mit Gurten befestigt. Der Name des Gurtes bzw. des Bauchgurtes des Pferdes *heveder* im Ungarischen weist im Anlaut ein *h-* auf, welcher Laut in vordervokalischen ugrischen Wortformen bekanntlich nicht vorzukommen pflegt. Dieselbe Spracheigentümlichkeit ist aber auch für die schon veraltete Benennung eines Ergänzungsstückes des Reitsattels charakteristisch. Dieses Wort ist *hermec-szúj* (ung. *szúj* 'Riemen'), wie derjenige Riemen bezeichnet wurde, der zur Befestigung des Felleisens des Reiters gedient zu haben scheint und schon an den ältesten skythischen Satteln sichtbar ist (vgl. Eberts Reallex. unter 'Sattel'). Die ursprüngliche Gestalt dieses Wortes mag **herment* gewesen sein; denn es gibt von diesem Wort überlieferte Formen wie *hermet* und *hermencz* (vgl. Nytsz.). Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes wird vermutlich 'Felleisen' gewesen sein. — Auf Grund der für diese beiden Wörter charakteristischen Besonderheit der Lautgestalt ist also anzunehmen, dass diese beiden Wörter in dieselbe Wortschicht gehören, d. h. aus derselben Sprache entlehnt wurden.

Als Ergänzungsstück des Sattels kann auch die Satteldecke gelten. Das älteste Wort für 'Satteldecke, Pferddecke' scheint im Ungarischen *csáprág* zu sein, das als Wanderwort fast aus allen europäischen Sprachen nachweisbar ist.² Nach MEtSz. (I, 603) sei dieses Wort eine Formvariante von ung. *cafrang* 'Fransé', das zu einem lautmalenden Wortstamm gehöre. Diese Annahme von Gombocz (vgl. MNy. IX, 391, 413) ist durchaus nicht überzeugend. Eher gehört dieses Wort in dieselbe Sprachschicht wie *nyereg*, *kápa* I., *heveder* und *hermecszúj*.

Der Reitsattel, den die Vorfahren der Ungarn vermutlich durch südliche Pelzhändler kennengelernt hatten und den sie auch übernommen haben, war höchst wahrscheinlich schon mit einem Steigbügel versehen. Die lederne Form des Steigbügels ist schon auf der Abbildung des mit einem Polstersattel geschirrten Pferdes auf der skythischen Silbervase von Tschertomlyk zu erkennen: dieser Steigbügel besteht eigentlich aus einer ledernen Schleife (vgl. die Abbildung in Schrader-Nehring: Reallex.² II, 283). Eine verbesserte Form des ledernen Steigbügels mag pantoffelartig ausgesehen haben, wie diese Form

¹ Das letztere Wort geht keinesfalls unmittelbar auf lat. *cappa* zurück (so in Bárczis SzófSz.): im Ungarischen haben nämlich geminierte Konsonanten im Gegensatz zu den slawischen Sprachen nicht gefehlt; somit kann die unmittelbare Vorstufe des ung. *kápa* 'Mantel', Kutte' nur slaw. *kapa* 'Kappe, Kapuze, Mantel' gewesen sein. — An der Zusammengehörigkeit beider Wörter zweifelt im Gegensatz zu Bárczis SzófSz. etwas zurückhaltend auch I. Kniezsa (vgl. SzlJSz. I, 663).

² In Ungarn ist eine besondere Gattung der Satteldecke während der Türkenzeit unter dem Namen *csótár* (< osm. *cultar*) in Mode gekommen, welches Wort zum Teil mit ungarischer Vermittlung in allen Nachbarsprachen anzutreffen ist.

in Japan nach einer mündlichen Mitteilung von Prof. Z. Felvinczi-Takács bis zum heutigen Tage weiterlebt (die Japaner scheinen die Pferdezucht und die Reiterkultur von Chinesen oder von Koreanern übernommen zu haben). Zufällig habe ich diese Form des Steigbügels auch auf einer altchinesischen Abbildung zentralasiatischer Nomadenkrieger erkennen können.¹

Wenn wir voraussetzen, dass die pantoffelartige japanische Form des Steigbügels dessen eurasiatische Urform darstellt, die ursprünglich auch bei den Vorfahren der Ungarn vorhanden gewesen sein mag, so kann das ung. *kengy-el* 'Steigbügel' als 'Schuhwerk-Vorderteil' gut gedeutet werden: ung. **kengy* 'Schuhwerk' + *el* 'das Vordere' (vgl. Moór: ALH. II, 61).²

Schon aus dieser Deutung des ungarischen Wortes *kengyel* 'Steigbügel' ergibt sich, dass der Steigbügel jenes Sattels, den die Vorfahren der Ungarn kennengelernt hatten, nicht eine einfache lederne Schleife war, wie der Steigbügel der Skythen, sondern schon pantoffelartig ausgesehen hat. Dieser mag also erst in nachskythischen Zeiten in Osteuropa aufgekommen sein.

Der eiserne Steigbügel, der in den Gräbern der alten Ungarn aus der Landnahmezeit anzutreffen ist, wurde höchst wahrscheinlich noch vor dem V. Jahrhundert u. Z. irgendwo in Asien erfunden. Diesen scheinen nämlich erst die Awaren nach Europa gebracht zu haben.³ Auf diesen ist dann im Ungarischen der Name des pantoffelartigen Steigbügels übertragen worden; zu jener Zeit wird also das Wort **kengy* bzw. seine Vorstufe im Ungarischen in der Bedeutung 'Schuhwerk (aus Renntierfell)' nicht mehr im Gebrauch gewesen sein.

Vor dem Aufkommen des mit Steigbügeln versehenen Sattels waren die Pferde der Skythen Südrusslands ähnlich zum Niederknien bei ihrer Besteigung abgerichtet, wie auch heute noch die Kamele im Orient. Bei den Ungarn gibt es keine Spur von dieser Art der Besteigung des Pferdes. Die alten Ungarn scheinen hingegen den Zaumzügel mit der Mähne des Pferdes zusammengefasst zu haben und mit dem einen Fuss zuerst in die Schlinge des

¹ Nachgebildet bei E. H. Mins: *Scythians and Greeks*, Cambridge 1913, S. 13 und bei E. v. Eickstedt: *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*, Stuttgart 1934, S. 274.

² Das Wort *kengyel* wurde zuerst durch Munkácsi als eine verdunkelte Zusammensetzung gedeutet, und dessen erster Bestandteil wohl ganz richtig mit mans. *kēñš* usw. 'eine Art Schuh aus Renntierfell' in Zusammenhang gebracht. Im zweiten Teil dieses Wortes hingegen glaubte Munkácsi das ung. *al* 'Unteres' erkennen zu können. Sollte aber eine ähnliche Vorstellung der ung. Bezeichnung des Steigbügels zugrunde liegen, wie z. B. dem pamir. *padhun* 'Fussgrund' → 'Steigbügel' (vgl. Schrader-Nehring: *Reallex.*² II, 470), so würde die ungarische Wortform etwa **láb-al* 'Fuss-Unteres' sein. Ausserdem wäre im Ung., wie bei *fej-el*, *fej-al* 'Kopf-Unteres' 'Kissen' auch eine *kengy-al*-Variante zu erwarten, wie darauf schon von Zs. Bátky aufmerksam gemacht wurde (vgl. *Ethn.* XLII, 87). Eine solche gibt es jedoch weder unter den vielen urkundlichen Formen dieses Wortes noch in der Volkssprache (vgl. Moór: *MNy.* XLV, 158—61).

³ Der eiserne Steigbügel wird in Europa zuerst in des Kaisers Maurikios Buch von der Kriegskunst erwähnt (am Ende des VI. Jh.-s), aber auch aus archäologischen Funden ist er nicht früher nachweisbar (vgl. Eberts *Reallex.* unter »Steigbügel«).

Zügels gestiegen zu sein; diese primitive Besteigungsweise des Pferdes ist nämlich in Ungarn bei ungesatteltem Pferd jedenfalls auch heute noch üblich.

Das Endergebnis unserer Forschungen über die Herkunft des ungarischen Sattels und seiner Bestandteile und Ergänzungsstücke können wir im Folgenden zusammenfassen:

Wenn es auch prinzipiell nicht unmöglich ist, dass die Ungarn den Reitsattel von jenem Volk übernommen haben, dessen Beispiel für sie bei der Wiederaufnahme der Pferdezucht von ausschlaggebender Bedeutung war, so ist es doch wahrscheinlicher, dass sie mit dem Reitsattel und seinen Bestandteilen bzw. Ergänzungsstücken erst etwas später durch jene südlichen nomadischen Pelzhändler bekannt geworden sind, die das Kamagebiet zur Anschaffung von Rauchwaren schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aufzusuchen pflegten. Die Vorfahren der obugrischen Völker werden den Reitsattel möglicherweise durch ungarische Vermittlung kennengelernt haben, was jedenfalls zur Voraussetzung hat, dass die Vorfahren der Ungarn nach der Wiederaufnahme der Pferdezucht wenigstens mit einer Gruppe der obugrischen Völker wiederum in Berührung gekommen seien, was sich — wie wir es noch sehen werden — auch erweisen lässt.

*

Unsere Ausführung über die Herkunft der ungarischen Pferdezucht und Reiterkultur wollen wir noch mit einigen Bemerkungen über den von den alten Ungarn gezüchteten Pferdeschlag ergänzen.

Nach den Untersuchungen B. Hankós sei das Pferd der alten Ungarn ein Abkömmling des Tarpan gewesen; nur sollen es auch einige Merkmale gekennzeichnet haben, auf Grund welcher bei ihm auch ein alter Einschlag von Taki-Blut (Przewalski-Pferd) anzunehmen sei.¹ Und wie wir oben schon

¹ Hankós Ausführungen sind zuerst 1935 in der Zs. Debreceni Szemle erschienen (auch als SA). Mit den Ergebnissen seiner Forschungen machte Hankó auch den bekannten Wiener Hippologen Antonius bekannt, der sich brieflich mit den Folgerungen H.-s einverstanden erklärte. Nur sei das Pferd der alten Ungarn nach Antonius doch nicht ein Abkömmling des Tarpan gewesen, sondern ein Abkömmling des in der Eiszeit ausgestorbenen sibirischen Wildpferdes (*Equus Gotschkewitschi*). Jedenfalls seien die Schädel der Pferde der alten Ungarn nach Antonius jenen ganz ähnlich, die von Brauner (*Matériaux pour servir à l'histoire naturelle des animaux domestiques en Russie. 1. Cheval des tumuli funéraires du district de Tiraspol Equus Gotschkewitschi, Odessa 1916*) aus Gräberfunden in Südrussland beschrieben wurden. Hierzu fügte Hankó noch die Bemerkung hinzu, dass es seiner Meinung nach überflüssig sei, das Pferd der alten Ungarn von dem *Equus Gotschkewitschi* abstammen zu lassen; denn auch das ausgestorbene sibirische Wildpferd kann nur ein Tarpan gewesen sein oder dessen unmittelbarer Vorgänger.

Den Ausführungen H.-s gegenüber versuchte D. Nagy (*Math. és Természettud. Értésítő LIV, 991*) den Nachweis zu erbringen, dass der Pferdeschlag der alten Ungarn doch ein Przewalski-Pferd gewesen sei. Die Ausführungen Nagys und seine Ausstellungen beruhen jedoch — wie mich Prof. Hankó über diese brieflich orientierte — auf bestimmten Irrtümern; auch habe Nagy in seinem Aufsatz nur Verhältniszahlen und nicht Massangaben von seinen craniometrischen Untersuchungen gebracht. Aus den

erwähnt haben, wurde auch von den Trägern der Ananjinokultur ein Tarpan-schlag gezüchtet (vgl. oben ALH. VIII, 81), und es liess sich auch feststellen, dass auch das Pferd einer Reiterfigur von Gładenow aus dem III. Jh. u. Z. die Abbildung eines Tarpan-schlages sein will. Es ist also ziemlich naheliegend daran zu denken, dass das Pferd der alten Ungarn ein Abkömmling des Pferdes der Ananjinokultur gewesen sei. Es sei noch bemerkt, dass dieser Pferdeschlag in Ungarn vermutlich schon während bzw. infolge des Mongolensturmes ganz zugrunde gegangen bzw. ausgestorben ist; nur in Siebenbürgen scheint er sich im sog. Székler-Pony bis zum heutigen Tage erhalten zu haben.

Was nun den von B. Hankó an den Schädeln der Pferde der alten Ungarn beobachteten Einschlag von Przewalski-Blut betrifft, so mag dieser infolge des Eindringens eines südlicheren Hirtenvolkes in das Kamagebiet durch Kreuzungen mit dem Pferdeschlag des Kamagebietes zustande gekommen sein. Wie schon bemerkt, wurde von den präskythischen Hirtenvölkern des Kaukasusgebietes ein Przewalski-Schlag gezüchtet, der dort von den Osseten und von den Tscherkessen auch heute noch weitergezüchtet wird.¹ Der Przewalski-Schlag wurde in das Kaukasusgebiet wahrscheinlich aus Turkestan gebracht, wo die Überreste des gezüchteten Przewalski-Pferdes schon in einem Anauer Kurgan aus dem IV. Jahrtausend vorgefunden wurden.² Es ist natürlich sehr leicht möglich, dass das Przewalski-Pferd durch die Kirgisensteppe unmittelbar aus Turkestan mit einer irgendwann von dort abgedrängten nomadischen Volksgruppe in das Kamagebiet gekommen sei. Aber in Anbetracht dessen, dass es in der Pferde- und Reiterterminologie der uralischen Sprachen und besonders in der des Ungarischen mehrere Elemente gibt, die auch in nordkaukasischen Sprachen vorkommen, ist es doch wahrscheinlicher, dass ein Przewalski-Pferd in das Kamagebiet durch ein Volk gebracht wurde, das ursprünglich zwischen dem Kaukasus und der Wolga gehaust haben wird.

Um in dieser Frage etwas besser sehen zu können, wäre jedenfalls eine bessere Kenntnis des Pferdeschlages der Pianobor-Kultur erforderlich.

dem Aufsatz beigefügten photographischen Reproduktionen der von ihm untersuchten Pferdeschädel aus der Landnahmezeit sei aber nach H. deutlich erkennbar, dass diese mit den von ihm untersuchten genau übereinstimmen.

Inzwischen wurde von Hankó auch der sog. Székler-Pony untersucht und festgestellt, dass dieser gleichfalls nicht ein Przewalski-Abkömmling sei, wie allgemein angenommen wurde, sondern ein Tarpan mit geringem Einschlag von Przewalski-Blut. [Durch diese Feststellung sind auch die mitunter sehr weit gehenden Folgerungen Flors, die sich an die angebliche Przewalski-Abstammung des Székler-Ponys knüpften, gegenstandslos geworden.] — Die Ergebnisse seiner gesamten Haustierforschungen will übrigens Prof. B. Hankó in naher Zukunft auch in deutscher Sprache unter dem Titel »Altungarische Haustiere« erscheinen lassen.

¹ Betreffs des Pferdeschlages der nach Kleinasien gewanderten Tscherkessen bemerkt dies Hankó (a. a. O. S. 9), betreffs des Pferdeschlages der Osseten nach einer Mitteilung Amschlors Flor (vgl. Hirt-Festschrift I, 125).

² Vgl. Jackson: Prehist. Domestic Animals, Proc. of the First Intern. Congr. of Preh. and Protohist. Sciences, 156.

C) *Die Ausbreitung der Viehzucht*

Da die Vorfahren der Ungarn während der Zeit ihres Renttierzüchterdaseins gewohnt waren, nur ein einziges Nutztier zu züchten, scheinen sie, nachdem sie die Renttierzucht aufgegeben hatten, längere Zeit hindurch nur das Pferd gezüchtet zu haben, dessen Zucht bei ihnen an die Stelle der Zucht des Renttieres trat. Dies ergibt sich vor allem aus den Begräbnisbräuchen der alten Ungarn, indem bei ihnen zur letzten Bewirtung des Toten auch noch zur Zeit der Landnahme nur das Pferd verwendet wurde, nie aber andere Haustiere, die von ihnen gezüchtet wurden.

Nach dem Übergang zur Pferdezucht werden sie also in ihren Bestattungsbräuchen die letzte Bewirtung des Toten mit den besten Stücken des geopferten Renttiers, welchen Brauch sie — wie erwähnt — von Samojuden übernommen haben werden, einfach durch die Hinlegung der besten Stücke des an der Begräbnisstätte geopferten Pferdes ersetzt haben, in welcher Form sich dieser Brauch bei ihnen schon befestigt haben wird, als sie auch zur Zucht anderer Herdentiere übergingen.

Aus Lehnwörtern zu schliessen, hat die Schafzucht in der Wirtschaft der alten Ungarn erst nach ihren Berührungen mit türkischen Nomaden im Dongebiet und die Rinderzucht erst nach ihren Berührungen mit türkischen Bauern in Lewedien eine grössere Bedeutung bekommen (vgl. Moór: *Studia Slav.* II, 39—41). Der Ritus des Begräbnisses hatte sich aber bei ihnen noch vor den türkisch-ungarischen Berührungen dermassen befestigt, dass von ihnen auch später nie ein anderes Tier als Pferd zur letzten Bewirtung des Toten verwendet wurde.

Für die bevorzugte Rolle der Pferdezucht in der Wirtschaft der alten Ungarn vor ihren Berührungen mit Türken spricht auch der auffallende Umstand, dass die Zahl der türkischen Lehnwörter in der Terminologie der Pferdezucht im Gegensatz zu der Zahl dieser in der Terminologie der Rinderzucht und der Schafzucht überraschend gering ist (vgl. *Studia Slav.* II, 40). Es ist aber nicht ganz unmöglich, dass die Schafzucht bei den alten Ungarn nach ihrer Übersiedlung nach Lewedien anfangs deswegen zurückgegangen ist, weil es den Vorfahren der Ungarn nur zum Teil gelungen war, die Schafe bei der Überquerung der Wolga über den Strom hinüberzuschaffen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass das von den Ungarn in ihrer transwolgaischen Urheimat gezüchtete Schaf noch kein richtiges Wollschaf war, welche Gattung sie erst durch türkische Nomaden kennengelernt haben dürften. Es wird nämlich nicht Zufall sein, dass das ungarische Wort für Wolle *gyapjú* ein altes türkisches Lehnwort ist.

Aus der Untersuchung der alten Bestandteile unbekanntem Ursprungs im ungarischen Wortschatz ergibt sich ziemlich deutlich, dass unter diesen die Terminologie der Viehzucht reich vertreten ist. Da für eine grössere Zahl

unter diesen Wörtern solche Lauteigentümlichkeiten kennzeichnend sind, die für Neuerungen im Konsonantensystem der ungarischen Sprache zu gelten haben und die auch in den zu anderen Begriffskreisen gehörenden Wörtern unbekanntem Ursprungs vorkommen, kann mit ziemlich grosser Wahrscheinlichkeit darauf geschlossen werden, dass diese Wörter zum grössten Teil in dieselbe Wortschicht gehören und aus einer und derselben fremden Sprache entlehnt wurden.

Die Neuerungen bezüglich des Konsonantensystems sind an diesen Lehnwörtern die folgenden: 1. *gy-* bzw. die Vorstufe dieses Lautes erscheint in diesen auch im Anlaut; 2. das *h- < χ-* im Anlaut kommt in diesen auch in Wörtern mit palatalem Vokalismus vor; 3. *-h > -χ* erscheint im Auslaut; 4. *-f-* im Inlaut; 5. *k-* im Anlaut von Wörtern mit velarem Vokalismus.¹ — Da diese in ungewohnten Stellungen erscheinenden Laute in diesen fremden Elementen des ungarischen Wortschatzes nicht durch diesen nahestehende Laute des eigenen angestammten Lautsystems ersetzt wurden, kann hieraus auf eine ausgedehnte Zweisprachigkeit in der Periode der Entlehnung dieser Wörter geschlossen werden, welche Folgerung auch durch die verhältnismässig grosse Zahl der „überflüssigen Lehnwörter“ unter den hierhergehörenden Elementen unbekanntem Ursprungs des ungarischen Wortschatzes bestätigt wird. Diese ausgedehnte Zweisprachigkeit kann nur die Folge von sehr innigen Beziehungen zu diesem Fremdvolk gewesen sein, was offenbar auch auf die wirtschaftliche, kulturelle, soziale und politische Entwicklung des ungarischen Volkes nicht ohne Einfluss blieb.

Natürlich gibt es unter diesen Wörtern unbekanntem Ursprungs nicht nur „überflüssige Lehnwörter“, sondern auch richtige Kulturwörter. Von diesen wollen wir zuerst die auf die Viehzucht bezüglichen Wörter auch etwas näher in Augenschein nehmen:

I. Auf die P f e r d e z u c h t beziehen sich: 1. *csi-* 'Pferd' in Zusammensetzungen und Weiterbildungen (s. oben); — 2. Kommandorufe: *hi, gyi, hó*; — 3. *vehem* (veraltet) 'Füllen' (s. oben); — 4. *gebe* 'Schindmähre' ← '*Stute' (vgl. ALH. VIII, 87); — 5. *nyüg* 'Fussfessel aus Werg und Rosshaaren' (s. oben); — 6. *üget-* 'traben' und vielleicht gehören hierher noch: 7. ? *fék* 'Zaum' (s. oben ALH. VIII, 90—1); — 8. *nyereg* 'Sattel' (s. oben); — 9. *heveder* 'Bauchgurt' (s. oben); — 10. *herment* '*Felleisen' (s. oben).

II. Auf die R i n d e r z u c h t beziehen sich: 1. *tehén* 'Kuh', ursprüngliche Bedeutung: 'Rind'; — 2. *gulya* 'Rinderherde'; — 3. *tülök* 'Horn'; — 4. *göböly* 'Mastvieh', und vielleicht noch: 5. *üsző* 'junge Kuh' und 6. *döf-* 'stossen', urspr. Bedeutung: 'mit den Hörnern stossen'.

Von diesen Wörtern wurde *tehén* von Munkácsi ganz unzutreffend mit av. *daenú-* 'Kuh' zusammengestellt (vgl. Moór: ALH. II, 431, Anm. 1),

¹ Vgl. auf diese bezüglich unsere Ausführungen in ALH. II, 430—5.

was dann sehr oft wiederholt wurde. Die ursprüngliche Bedeutung von *tehén* war nämlich 'Rind', wie darauf schon von Bárczi in Szófsz. hingewiesen wurde (die Bedeutung 'Kuh' dieses Wortes taucht erst im XVI. Jh. auf), während die ursprüngliche Bedeutung von sanskr. *dhénú-* aw. *daénav-* 'Weibchen von vierfüßigen Tieren' war (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II, 603), aber auch für das *-h-* des ungarischen Wortes gibt es bei dieser Annahme keine Erklärung. Ebenso unwahrscheinlich ist die Zusammenstellung dieses Wortes mit fi. *tevana* 'Elch (Kuh oder Kalb)' ~ samJur. *ty, te, tö* usw. 'Renntier' (vgl. JSFOu. XLIII, 58).

Das Wort *gulya* 'Rinderherde' wurde durch Munkácsi mit dem chürk. (eine Unterabteilung der zur nordöstlichen Gruppe der kaukasischen Sprachen gehörenden Dargwa-Sprache) *gula* 'Mastvieh' verknüpft. In der Voraussetzung einer gemeinsamen Quelle scheint uns diese Zusammenstellung nicht unmöglich zu sein; die Bedeutung der ungarischen Wortform mag aus *gulya-nyáj* 'Rinderherde' hervorgegangen sein.

Dass ung. *üsző* 'junge Kuh, Färse' mit mans. *βesiy* 'Renntierkalb' nicht zu verknüpfen ist, wie früher ziemlich allgemein geglaubt wurde und welche Ansicht hie und da auch heute noch auftaucht, ist durch Toivonen eingehend ausgeführt worden (vgl. UngJb. XV, 591); die Verknüpfung dieses Wortes mit osset. *γäss* 'Kalb' (Jacobsohn, Sköld) ist noch weniger wahrscheinlich. Nach Melich sei *üsző* die Partizipialform eines ungarischen Zeitwortes **üszik* 'brünstig sein'. An dieser erschlossenen Zeitwortsform sei das *-sz-* ein frequentatives Formans, aus welchem dann in *üz-* 'jagen', *üzekedik* 'brünstig sein' sekundär *-z-* hervorgegangen sei. Ein sporadischer Wandel *-sz- > -z-* liesse sich jedoch im Ungarischen kaum voraussetzen. Sollten also die angeführten Wortformen zusammengehören, so wäre eher anzunehmen, dass der frequentative Verbalstamm **üsz-* pleonastisch mit dem frequentativen ung. *-z* weitergebildet worden sei, und aus **üszöz-* durch Haplologie die *üz-* Form hervorgegangen sei. Der von Melich angesetzte Verbalstamm **ü-* steckt aber vielleicht auch in *üget-* 'traben'.

III. Es ist vielleicht aufgefallen, dass wir unter den oben angeführten Wörtern unbekanntem Ursprungs, die mit der Rinderzucht in Zusammenhang gebracht werden können, solche Wörter — gleichfalls unbekanntem Ursprungs — wie *tej* 'Milch', *fejni* 'melken' und *tögy* 'Euter' nicht angeführt haben. Dies geschah in der Überlegung, dass man unter *sajt* 'Käse' im Mittelalter in Ungarn — aus den auf dieses Wort bezüglichen Daten in OklSz. zu schliessen — anscheinend nur einen aus Schaf- und Ziegenmilch hergestellten Käse verstanden hat, woraus gefolgert werden kann, dass zum Zwecke der Käsebereitung ursprünglich nur die Schafe gemolken wurden. Nun gibt es deutliche Anknüpfungsmöglichkeiten für das Wort *sajt* 'Käse', welches Wort schon von Budenz mit tshuw. *tsšgšt* 'eine Art Käse' zusammengestellt wurde (vgl. Gombocz, BTLw. 113). Nur geht das tshuw. *-a-* unzweifelhaft auf *-k-* zurück (vgl.

Poppe : KCsArch. II, 73), welcher Laut im Ungarischen unverändert erhalten geblieben wäre. Somit kann ein altschuw. *čyyyt als Vorstufe der angeführten tschuw. Wortform mit Gombocz keinesfalls angesetzt werden, auch wenn eine Wortform čyyyt 'Käse' im Karaim. tatsächlich gibt, mit welcher Wortform ung. *sajt* schon in Zusammenhang gebracht werden könnte. Von der angeführten tschuwassischen Form ist aber mar. čägât 'Käse' herzuleiten (vgl. Budenz : NyK. III, 418). Mit den angeführten Wortformen hängt dann irgendwie auch osset. čıyd 'Käse' zusammen. — Türkischen Ursprungs kann dieses Wort dennoch nicht sein, da türkische Nomaden die Käsebereitung überhaupt nicht kennen, wie darauf gelegentlich schon von Vámbéry aufmerksam gemacht wurde.¹ Dieses Wort kann also nur als ein osteuropäisches Wanderwort unbekanntem Ursprungs bezeichnet werden, das die Ungarn vermutlich aus derselben Quelle übernommen haben, wie die übrigen alten unbekanntem Elemente in der ungarischen Viehzüchterterminologie bzw. in der Terminologie der Schafzucht. Unter Käse ist natürlich noch nicht harter Käse zu verstehen, sondern ein quarkartiges, halbflüssiges Milchprodukt. Mit welchem Stoff die Milch bei der Käsebereitung der alten Ungarn ursprünglich zum Gerinnen gebracht wurde, wissen wir nicht ; denn ung. *oltó* 'Lab' ist eine ungarische Bildung aus *olt-* 'zum Gerinnen bringen'.

Das Melken der Schafe scheint schon deswegen älter zu sein als das Melken der Kühe, weil mancherorts nur die Schafe und Ziegen gemolken werden, nicht aber die Kühe.² Wenn also angenommen werden kann, dass bei den Ungarn zuerst die Schafe gemolken wurden, und zwar anscheinend für den Zweck der Käsebereitung, so ist sehr wahrscheinlich, dass die Wörter für 'Käse' (*sajt*), weiter für 'Milch' (*tej*), 'melken' (*fejni*) und 'Euter' (*tógy*) in dieselbe Wortschicht gehören wie das gleichfalls aus einer unbekanntem Sprachquelle stammende Wort für Schaf (*juh*). Wann auch das Melken der Kühe bei dem ungarischen Volk aufgekommen ist, wissen wir jedoch nicht. In dieser Hinsicht ist jedenfalls bemerkenswert bzw. bedeutungsvoll, dass sich das Wort *tógy* nur auf das Euter solcher Tiere bezieht, die gemolken werden, also z. B. nie auf das Euter der Stute (in diesem Falle spricht man von *csécs*). Schon dieser Wortgebrauch lässt uns die Annahme als ziemlich unwahrscheinlich erscheinen, dass die alten Ungarn die Stuten je gemolken hätten, welches Negativum auch aus anderen Indizien gefolgert werden kann (vgl. oben ALH. IX, 126).

Mit dem Aufkommen einer Milchwirtschaft bei den Ungarn, wurde wohl auch schon Butter bereitet, auf die der alte Name für Fett (die Vor-

¹ Vgl. Vámbéry Á. : A török faj, 253. — Die Nichtbekanntheit mit der Käseverfertigung ist bei den Kirgisen auch Almásky aufgefallen (a. a. O. S. 694).

² Es ist bekannt, dass der Milchgenuss bei den Chinesen seit den ältesten Zeiten abgelehnt wurde, aber auch bei den Mandschu wird das Rind nur als Zugtier verwendet (vgl. in Eberts Reallex. XI, 73), ähnlich auch im östlichen Kreta (vgl. E. Hahn : Eberts Reallex. I, 302), aber auch im heutigen Griechenland versteht man unter Milch fast immer nur Schafmilch (vgl. Eberts Reallex. V, 302).

stufe des heutigen *vaj* 'Butter' einfach übertragen wurde. Zu dieser Zeit war also das Wort *vaj* im Ungarischen noch ebenso mehrdeutig, wie seine Entsprechungen in den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen auch heute noch mehrdeutig sind; eindeutig wurde dieses Wort erst in Pannonien, als die schmalzlose nomadische „Küche“ unter slawischem Einfluss von der mitteleuropäischen bäurischen Kochkunst, für die unter anderem schon die Verwendung des Schmalzes charakteristisch war, abgelöst wurde. Das Wort für 'Schmalz' (*zsír*) ist im Ungarischen slawischen, und zwar höchst wahrscheinlich slowakischen Ursprungs (vgl. Moór: *Studia Slav.* II, 44, 56).

Nach dem Vorgebrachten beziehen sich unter den alten Wörtern unbekanntem Ursprungs der ungarischen Sprache folgende Wörter auf die Schafzucht: 1. *juh* 'Schaf'; — 2. *tej* 'Milch'; — 3. *fejni* 'melken'; — 4. *tógy* 'Euter'; — 5. *sajt* 'Käse'. — Dann wohl auch: 6. *nyírni* 'scheren' und weiter: 7. *dőfni* 'stossen (mit Hörnern)' und endlich noch: 8. *kuvasz* 'Schäferhund' und 9. *örv* 'Halsband für Hunde' (sie waren ursprünglich gegen den Biss von Wölfen mit Nägeln versehen).

IV. Auf die Schweinezucht beziehen sich: 1. *disznó* 'Schwein'; — 2. *kan* 'Eber'; — 3. *konda* 'Schweineherde'; — 4. *makk* 'Eichel'.

Von diesen Wörtern hat *disznó* < *gyisznó* gleichfalls eine Entsprechung im Tschuwassischen, welches Wort trotzdem nicht türkischen Ursprungs sein kann: die Türken hatten nämlich überhaupt keine Schweinezucht, die ja auf der Steppe und bei nomadischer Lebensweise überhaupt nicht möglich ist. Somit ist es durchaus nicht Zufall, dass es für das tschuw. *sisna* 'Schwein', von dessen Vorstufe man das ungarische *disznó* herleiten wollte — in den türkischen Sprachen weder Entsprechungen noch Anknüpfungsmöglichkeiten gibt. — Die Vorstufe des anlautenden *gy-* im ungarischen *gyisznó* > *disznó* war höchst wahrscheinlich $\frac{z}{s}$, welchem Laut im Tschuwassischen $\frac{s}{s}$ entsprechen sollte, nicht aber *s*. Wenn wir also die ungarische Wortform mit der tschuwassischen irgendwie in genetischen Zusammenhang bringen wollten, so wäre noch anzunehmen, dass eine ursprüngliche Lautfolge $\frac{s}{s}$ — *s* in dem tschuwassischen Wort in neuerer Zeit assimilatorisch zu *s* — *s* umgebildet worden sei. Da also die Türken, d. h. auch die Vorfahren der Tschuwassen vor ihrer Ankunft in Osteuropa weder das Hausschwein noch das Wildschwein gekannt haben werden, die Ungarn jedoch diese Tiere an der unteren Kama schon vor der Ankunft der Vorfahren der Tschuwassen in diese Landschaft gekannt haben müssen, so ist es noch immer wahrscheinlicher, dass die Vorfahren der Tschuwassen den Namen des Schweines — auf ähnliche Weise wie den Namen der Haselstaude (vgl. oben ALH. IX, 138) von den im Gebiet der Kama zurückgebliebenen Überresten der Ungarn übernommen haben als die Annahme eines umgekehrten Vorganges (vgl. hierfür auch ALH. II, 430), wenn nämlich ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen Wörtern beider Sprachen bestehen sollte.

Das ungarische Wort mit seinem charakteristischen anlautenden *gy-* < *ǵ- stammt höchst wahrscheinlich aus derselben Sprache wie die übrigen Wörter unbekanntem Ursprungs in der ungarischen Terminologie für Viehzucht. — Bezüglich *konda* 'Schweineherde' hat Munkácsi auf eine Anknüpfungsmöglichkeit in and. (das zur nordöstlichen Gruppe der kaukas. Sprachen gehört) *χunta* 'Schwein' aufmerksam gemacht und betreffs *makk* 'Eichel' auf eine in awar. *miqq* 'ds.': die primitive Schweinezucht war überall auf die Eichelmast gegründet. Auch in diesem Falle könnte natürlich nur eine gemeinsame osteuropäische Sprachquelle in Frage kommen.

V. Auf die Viehzucht im allgemeinen beziehen sich: 1. *nyáj* 'Herde'; — 2. *faj* 'Gattung'; — 3. *legel-* 'weiden'; — 4. *kút* 'Brunnen'; — 5. *vályú* 'Wassertrog'; — 6. *rüh* 'Krätze'; — 7. *kosz* 'Räude'.

Von diesen Wörtern versuchte man für *kút* 'Brunnen' und *vályú* 'Troggrinne' in türkischen Sprachen Anknüpfungen zu finden, welche Versuche jedoch in formaler Hinsicht als unbefriedigend bezeichnet werden müssen.¹

Auffallend kann es sein, dass die alten Ungarn die Ziege vor ihren Berührungen mit Türken anscheinend nicht gekannt und gezüchtet haben, obgleich Ziegenknochen schon in den Ananjinogräbern von Lugow gefunden wurden; denn nur die türkischen Lehnwörter *kecske* 'Ziege' und *olló* 'Zicklein' beziehen sich auf die Ziegenzucht bei den alten Ungarn: Ziegen wurden bei türkischen Nomaden wie auch in der ungarischen Viehzucht wahrscheinlich nur als Leittiere bei Schafherden verwendet.

D) Ackerbau, Fischerei und Jagdwesen

Dass der grösste Teil der unbekanntem Elemente in der ungarischen Terminologie der Viehzucht aus einer bestimmten Sprach- und Kulturschicht herrühren wird, erhellt auch daraus, dass die Zahl der unbekanntem Elemente in den Terminologien anderer Gebiete des Nahrungserwerbes bedeutend geringer ist.

Da die Viehzüchter, mit denen sich die Ungarn auf der Waldsteppe nach dem Verlassen des Waldgebietes vermischt haben, auch Rinder und Schweine besessen haben werden, scheint es wahrscheinlich zu sein, dass sie nebenbei auch eine primitive Form des Ackerbaues besessen haben dürften. Jedenfalls spielt Getreide und Mehl im Nahrungswesen der Viehzüchter und sogar der richtigen Nomaden eine viel grössere Rolle, als man es allgemein anzunehmen pflegt. Zu den wichtigsten Nahrungsmitteln der Kirgis-Kasaken

¹ Betreffs *kút* vgl. unsere Bemerkungen in ALH. II, 435. — Die Herleitung des Wortes *vályú* aus einer türk. Wortform wurde schon von Gombocz abgelehnt (vgl. BTLw. 223); vgl. auf dieses Wort bezüglich auch die Bemerkungen in Bárczis SzófSz. und von Moór in NNy. III, 249.

gehört z. B. die Hirse, die mit Milch oder Wasser zu Suppe oder Brei verkocht, oder auch — besonders im Winter — geröstet oder auch ganz roh gegessen wird (vgl. E. v. Schwarz : Turkestan, 92). Dasselbe lässt sich auch im Nahrungswesen der Beduinen beobachten (vgl. ALH. VII, 345, Anm. 1). Nomadisierende Viehzüchter pflegen die Ackerbauprodukte meistens von ackerbautreibenden Nachbarn zu beziehen, mitunter betreiben aber auch sie einen geringen Ackerbau.

Was nun die unbekanntenen Elemente in der ungarischen Terminologie des Ackerbaues betrifft, so ist ihre Zahl im Vergleich zu den unbekanntenen Elementen in der Terminologie der Viehzucht ganz gering. Es sind nur einige Wörter, die wir nennen können. Unter diesen sind die wichtigsten : *szántani* 'pflügen, ackern' und *liszt* 'Mehl'.

Der Name des Pfluges (*eke*) ist im Ungarischen ein türkisches Lehnwort, das sich auf ein mit einem eisernen Schuh versehenen Hakenpflug bezogen haben wird (vgl. Moór : Studia Slav. II, 38). Früher werden die Ungarn nur einen rein hölzernen Hakenpflug besessen haben, dessen Name — wie bei den Russen *rog* — bei ihnen *szarv* 'Horn' gewesen sein wird, wie heute der Pflugsterz benannt wird. Es ist also nicht unmöglich, dass das Wort *szántani* < *számtani* 'pflügen' im Ungarischen aus derselben Sprache übernommen wurde, wie die unbekanntenen Elemente in der ungarischen Terminologie der Viehzucht; denn aus dem Permischen, Türkischen oder Slawischen (diese Sprachen könnten als Herkunftssprachen in Betracht kommen) stammt dieses Wort jedenfalls nicht. Dasselbe gilt auch für *liszt* 'Mehl', welches Wort vielleicht an die Stelle des *fi*, *jyvā* 'Samenkorn' trat, dessen Entsprechung in den samojedischen Sprachen schon in der Bedeutung 'Mehl' vorhanden ist (vgl. ALH. VII, 343) und welches Wort die Vorfahren der Samojuden durch vorungarische Vermittlung erreicht haben wird (vgl. ALH. IX, 131). Aus der ungarischen Sprache ist dieses Wort wahrscheinlich deswegen verschollen, weil es in der Lautgestalt mit der Vorstufe von *jó* 'gut' und mit der des veralteten *jó* 'Fluss' zusammengefallen sein wird. Es ist aber auch das nicht ausgeschlossen, dass dieses Wort in der ungarischen Sprache eine Zeitlang noch weiterlebte und in der Bedeutung 'Getreide' erst später durch das aus dem Bulgarischslawischen stammende *gabona* verdrängt wurde (vgl. Moór : Studia Slav. II, 72).

Da Viehzüchter sich nur im Notfall zum Fischfang zu bequemen pflegen, ist es wenig wahrscheinlich, dass die ungarische Terminologie der F i s c h e r e i nach der Wiederaufnahme der Pferdezucht auf der Waldsteppe aus der unbekanntenen Sprache der dort lebenden Viehzüchter bereichert worden wäre. Höchstens die aus einer unbekanntenen Sprachquelle stammende Benennung der Fischgabel oder des Fischstechers (*szigony*) käme als jüngeres Lehnwort in Betracht. Das ungarische Wort für Angel (*horog*) ist zwar gleichfalls ein Wort unbekanntenen Ursprungs, seine ursprüngliche Bedeutung scheint

aber 'Haken' gewesen zu sein. Den finnisch-ugrischen Namen des Welses haben die Ungarn während ihres nördlichen Waldlebens verloren (vgl. ALH. IX, 118). Der heutige Name dieses Fisches *harcsa* ist zwar unbekanntes Ursprungs, aber es ist doch fraglich, ob er noch im Kamagebiet entlehnt worden sei; dasselbe gilt auch von dem Namen des Karpfens: *ponty*.

Auch die Jagd pflegt im Leben und in der Wirtschaft der Viehzüchter keine grössere Rolle zu spielen; nur die Schutzjagd gegen Raubtiere hat auch für sie eine gewisse Bedeutung. Bei Pferdezüchtern vor allem in Mittelasien ist aber die halb sportmässige Jagd mit abgerichteten Raubvögeln angekommen. Und da es unter den Namen jener Vögel, die als Jagdvögel benützt wurden, im Ungarischen auch zwei Wörter unbekanntes Ursprungs gibt, ist es nicht ausgeschlossen, dass sie aus der unbekannten Sprache jenes Viehzüchterevolkes stammen, zu denen die Ungarn auf der Waldsteppe südlich der Kama in nähere Beziehungen getreten sind. Diese Wörter sind: *héja* 'Habicht' und *sólyom* 'Falke'. Der Habicht ist jedenfalls der älteste Jagdvogel (vgl. Schrader-Nehring: Reallex. I.² 283). — Dann scheint noch ein Wort unbekanntes Ursprungs mit der Falkenjagd in Zusammenhang zu stehen. Dieses Wort ist: *harang* 'Glocke', welches Wort in den Wörterverzeichnissen aus dem XIV. und XV. Jh. unter Vogelnamen mit *nola*, d. h. 'Klingel' übersetzt erscheint. Aus urkundlichen Daten ergibt sich dann ganz deutlich, dass man unter *harang* 'Klingel auf den Fängen der Jagdvögel' verstanden hat.¹ Die Gewohnheit die Fänge der Jagdvögel mit Klingeln zu versehen scheint in Westeuropa überhaupt nicht üblich gewesen zu sein, hingegen verfuhr man in Russland schon auf diese Weise (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² I, 283). Es ist also sehr leicht möglich, dass die Ungarn diese Gewohnheit schon aus Osteuropa mit sich gebracht haben, und da das auf diese Klingeln bezügliche *harang* für ein Wort unbekanntes Ursprungs zu gelten hat,² besteht jedenfalls die Möglichkeit, dass es mitsamt den angeführten Namen von Jagdvögeln aus derselben osteuropäischen Sprachquelle stammt, wie die aus einer uns näher nicht gekannten Sprachquelle stammenden Elemente in der ungarischen Terminologie der Viehzucht. Jedenfalls ist die Steppe das geeignetste Revier für die Jagd mit Jagdvögeln, falls die Jäger — Reiter sind.

¹ 1545: »Keet zaz *harang* madar labara walo«, d. h. »200 Klingeln auf Vogel-füsse«; 1548: »Uöttem ket *rez harangot* karualra«, d. h. »ich kaufte zwei kupferne Klingeln für Sperber« (OklSz. unter *harang*).

² Im Anschluss an eine Idee von G. Bálint pflegt man dieses Wort mit gemeintürk. *kazan* 'Kessel' in Zusammenhang zu bringen, was jedoch weder in lautgeschichtlicher noch in semasiologischer Hinsicht möglich ist, wie ich das anderswo noch eingehender ausführen will. Für die Unhaltbarkeit dieser Annahme wird vielleicht schon der Hinweis genügen, dass weder das gemeintürkische Wort *kazan* in der Bedeutung 'Glocke' vorkommt noch das ung. *harang* in der Bedeutung 'Kessel'. Und wozu hätten türkische und ungarische Nomaden eine Glocke benötigt — muss man sich fragen —, was jedoch die wichtigste Voraussetzung für diese Zusammenstellung ist?

E) *Die Bereicherung der materiellen Kultur*

Ausser der angeführten grossen Reihe von Wörtern in der Terminologie der Viehzucht, die alle unbekanntem Ursprungs sind und von denen die meisten höchst wahrscheinlich aus derselben uns näher nicht bekannten Sprache eines präskythischen Viehzüchtervolkes stammen, gibt es auch andere merkwürdige Kulturwörter unbekanntem Ursprungs in der ungarischen Sprache, die zu derselben Wortschicht zu gehören scheinen, wie die angeführten Wörter, die sich auf Viehzucht und Reiterkultur beziehen.

Durch Vermittlung dieses Volkes dürften die Ungarn vor allem eine neue Art des Feuermachens mit Stahl und Flint kennengelernt haben. Hierauf scheinen sich zu beziehen die Wörter: *kova* 'Flint', *kén* 'Schwefel' (der Schwefel wurde ehemals, d. h. schon in den ältesten Pfahlbauten, als Feuerfänger verwendet), *gyújt* 'zünden, anzünden', *füst* 'Rauch' und vielleicht auch *tapló* 'Feuerschwamm', welches Wort aber auch im Mansischen und in einigen Türksprachen Entsprechungen zu haben scheint.¹

Die Form des bei den Ungarn üblichen Stahles zum Feuerschlagen ist der Form dieses Gerätes bei den Mansi sehr ähnlich (vgl. O. Herman: Természettud. Közl. XXXI, 265). Weitgehendere Schlüsse könnte uns diese Übereinstimmung an sich noch nicht ermöglichen, da diese Form des Stahles zum Feuerschlagen bei mehreren Völkern Eurasiens anzutreffen ist.² Da aber die Mansi den Feuerschwamm mit demselben Lehnwort als *tāplex* benennen wie die Ungarn, ist es doch möglich, dass sie das Eisen zum Feuerschlagen von demselben Volk übernommen haben wie die Ungarn oder auch, dass sie mit dieser neuen Technik der Feuererzeugung durch ungarische Vermittlung bekannt geworden sind.

Der Baumschwamm wird zum Zunder durch eine besondere Bearbeitung, indem er in Aschenlauge mit Salpeter gekocht und dann getrocknet wird. Möglicherweise wurde ursprünglich nur das Produkt dieser Manipulation als *tapló* benannt, auf den Baumschwamm wurde dieser Name vermutlich erst dann übertragen, als der finnisch-ugrische Name des Baumschwammes anscheinend noch in der urungarischen Periode zweideutig wurde: nach den Ausführungen A. Nyiris lässt sich nämlich das heutige Wort für Kohle (*szén*), dessen frühere Bedeutung 'Glut' bzw. 'glühende Kohle' war, mit einem Wort zusammenstellen, das in mehreren finnisch-ugrischen Sprachen die Bedeutung 'Baumschwamm' aufweist.³

¹ Bezüglich dieser Wörter vgl. ALH. II, 431—434.

² Vgl. Zs. Bátky: Útmutató néprajzi múzeumok szervezésére ('Wegweiser zur Organisation volkskundlicher Museen'), 280.

³ S. die Ausführungen Nyiris zur Nomenklatur des Feuermachens in den Acta Univers. Szeged. Sectio Philologica 1955, I, 72—85. — Aber die Vermutung Nyiris, dass ung. *tapló* mit dem indogerm. Wortstamm *tep-* zusammenhängen sollte, scheint mir schon sehr problematisch zu sein.

Da das Feuermachen und Kochen immer Frauenarbeit war, können die angeführten Fremdwörter, die sich auf Feuermachen beziehen, als Frauenwörter bezeichnet werden; d. h. sie wurden vermutlich durch fremdstämmige Frauen eingeführt und wurden auch hauptsächlich von Frauen gebraucht. Dass es unter den alten unbekanntenen Elementen der ungarischen Sprache nur einige solche Wörter zu geben scheint, die sich auf das Kochen beziehen, hängt wohl damit zusammen, dass die Kochkunst jenes Pferdezüchervolkes, mit dem sich die Permougrier auf der Waldsteppe vermischten, auf derselben Stufe stand, wie ihre eigene Kocherei. Da wir das Kochen in den vorhergehenden Abschnitten eben nur berührt haben, wollen wir das Versäumte hier nachholen und über diesen Gegenstand einige Bemerkungen machen.

Im Mittelpunkt eines nomadischen Kochens stand immer die Fleischbrühe; sie wurde vermutlich meist mit Grütze verdickt. Zu dem gesottene[n] Fleisch wurde als Zukost Brei gegessen; auf diesen bezog sich wohl ursprünglich das permisch-ungarische Wort *kenyér* 'Brot'. Daneben wurde am Spiess (vgl. ugrisch-ungarisch *nyárs* 'Spiess') manchmal Fleisch auch gebraten. Nach dem Aufkommen der Milchwirtschaft wird sich der Speisezettel nur insofern verändert haben, dass der Brei mit Milch und Milchprodukten, wie Butter und Käse übergossen bzw. vermischt mitunter Hauptessen war.

Zu den alten Elementen unbekanntenen Ursprungs des ungarischen Wortschatzes, die sich irgendwie auf das nomadische Kochen beziehen, gehört vor allem das Wort für Fleisch (*hús*), das offenbar für ein überflüssiges Lehnwort zu gelten hat und somit anscheinend gleichfalls von einer ausgedehnten Zweisprachigkeit auf der Waldsteppe Zeugnis ablegen kann.

Ein anderes Wort, das hierhergehören könnte, ist der Name des Kessels (*üst*), der für das wichtigste Gerät in der „Küche“ der Nomaden zu gelten hat. Es ist aber nicht unmöglich, wie es schon vermutet wurde (vgl. Bárczi, SzófSz.), dass dieses Wort ebenso eine Weiterbildung von der Vorstufe des Wortes *vas* 'Eisen' ← *'Kupfer' (vgl. oben ALH. IX, 104) darstellt, wie der zweite Bestandteil in *ez-üst* 'Silber' (vgl. Moór: ALH. II, 421—4). Nur mag das Wort *üst* 'Kessel' unserer Auffassung nach nicht unmittelbar aus der Vorstufe von *vas* 'Eisen' hervorgegangen sein, sondern aus der Vorstufe der Zusammenrückung **vörös-vas* 'rotes Metall' → 'Kupfer'. Unser Wort dürfte also noch zu einer Zeit entstanden sein, als das Kupfer im Ungarischen noch einen Namen von der Bedeutung 'rotes Metall' und das Eisen einen von der Bedeutung 'schwarzes Metall' besessen haben wird. Infolge einer progressiven Angleichung mag dann aus **vörös-vas* eine **vörös-üst* — Form hervorgegangen sein, woraus dann die **üst*-Form ähnlich abstrahiert worden sein wird, wie eine *üst*-Form in der Bedeutung 'Silber' in neuerer Zeit in der Volkssprache aus *ezüst* abstrahiert wurde, indem das *ez-* in *ezüst* als hinweisendes Fürwort aufgefasst wurde.

Wenn diese Deutung des Wortes *üst* 'Kessel' zutreffend ist, so könnte aus dieser Etymologie auch auf das Alter des nomadischen Kochens im Kessel bei den Ungarn geschlossen werden, indem diese Form des Kochens in diesem Falle mindestens bis in die älteste Eisenzeit zurückverlegt werden könnte. Vielleicht gehörten auch kupferne Kochkessel zu den im Pelzhandel am meisten begehrten Tauschobjekten und so werden wohl auch diese von südlichen Pelzhändlern nach dem Kamagebiet gebracht worden sein. Früher wurde nur in irdenen Töpfen gekocht, deren ungarische Benennung *fazék* bis in die uralische Urzeit zurückreicht (vgl. oben ALH. VI, 219).

Weitere Koch- und Essgeräte schon der Urugrier waren das Messer und der Löffel. Das Wort für Messer (ung. *kés*) mag noch in die uralische Urzeit zurückgehen, da es ausser den obugrischen Sprachen auch im Mari eine Entsprechung hat. Das Wort für 'Löffel' (ung. *kanál, kalán*) wurde mit mans. *χün-*, chant. *khon-* 'löffeln' zusammengestellt. Die Zusammenstellung mag ja zutreffend sein, nur kann die ungarische Wortform wegen der Vertretung des mans. *χ-* und chant. *k* durch *k-* im Ungarischen keineswegs die unmittelbare Fortsetzung einer ugrischen Wortform sein, sondern als Vorstufe könnte nur eine permische Wortform in Betracht kommen. Und da es im Komi ein Wort tatsächlich gibt, das mit den angeführten obugrischen Wortformen zusammengestellt werden kann (dieses Wort ist das komi *gumal-* 'löffeln'), so haben wir keinen Grund, das ung. Wort *kanál* 'Löffel' nicht für eine aus der permischen Grundschrift des Ungarischen stammende Wortform anzusehen. Dieses Wort und auch das Wort *kenyér* 'Brot' kann also als ein Zeugnis für die Anwesenheit von permischen Frauen in den Familien der Vorungarn gelten.

Unter den Wörtern, die sich auf die materielle Kultur beziehen, dürften noch als alte Wörter unbekanntem Ursprungs hierhergehören: *fűrész* 'Säge' und *fegyver* 'Waffe'. Dann zwei Wörter, die sich anscheinend auf einen mit Schirmdach versehenen Wagen bezogen; diese sind: *szekér* 'Wagen' und *ernyő* 'Schirmdach'.¹

Durch die Einwirkung dieses Volkes oder durch südliche Kaufleute werden wohl auch im Kleidungswesen bestimmte Änderungen aufgekommen sein, die gewissermassen schon als Luxus gewertet werden können. Folgende Wörter unbekanntem Ursprungs können hierher gehören: *vászon* 'Leinwand',²

¹ Die Versuche, das Wort *szekér* iranisch oder finnisch-ugrisch zu deuten, sind durchaus nicht überzeugend (vgl. die Lit. in Bárczis SzófSz.). — Es ist bemerkenswert, dass der bei den Skythen, Kiptschaken und Nogaiern übliche, mit Schirmdach versehene Zeltwagen bei den Ögusen und Bulgaren anscheinend nicht gebräuchlich war (vgl. Togan, a. a. O. S. 119).

² Ung. *vászon* 'Leinwand' wurde von Munkácsi (ÁKE.) mit altind. *vásana-* 'Gewand, Tuch, Zeug' zusammengestellt und diese Zusammenstellung unter Bezugnahme auf das ominöse *fészek* (vgl. ALH. II, 373) auch von Jacobsohn (a. a. O. 183) übernommen. Sollten diese Wörter wirklich zusammengehören, so wäre das nur durch die Vermittlung einer unbekanntem Sprache möglich. Alt könnte dieses Wort im Unga-

kelme 'Kleiderstoff', *ing* 'Hemd',¹ *hím* 'Stickerei', *rojt* 'Franse', *bekecs* 'Pelzrock', *guba* 'zottiger, gewalkter Bauernmantel'.

Dass der Schauplatz der Berührungen der Urungarn mit diesem Viehzüchtervolk die Waldsteppe war, kann schon daraus gefolgert werden, dass Schweinezucht nebst Pferdezucht nur auf der Waldsteppe möglich war und diese Arten der Viehzucht für das Urungarn angesetzt werden müssen. Auf die Umsiedlung von einem Waldgebiet auf ein Steppengebiet kann — wie wir es oben schon eingehender ausgeführt haben — aus dem Bedeutungswandel eines Wortes von 'Haselhuhn' in 'Rebhuhn' geschlossen werden. Nebst dem Rebhuhn scheinen die Ungarn auf der Waldsteppe aber auch die Wachtel kennengelernt zu haben, deren Name im Ungarischen (*fürj*) gleichfalls unbekanntem Ursprungs ist (vgl. ALH. II, 434).

F) Die Ausbildung einer neuen Struktur der Gesellschaft

a) Sprachliche und ethnographische Zeugnisse für eine Volksvermischung auf der Steppe

Darüber, wie sich das Verhältnis zwischen der permisch-ugrischen Stammgruppe der Urungarn und dem auf der Waldsteppe vorgefundenen Viehzüchtervolk gestaltet haben mag, lassen sich aus dem uns zur Verfügung stehenden sprachlichen Material nur einige Mutmassungen äussern.

Auf eine ausgedehnte Zweisprachigkeit innerhalb der urungarischen Gruppe kann — wie oben schon bemerkt — schon aus den lautlichen Eigentümlichkeiten der aus der Sprache wahrscheinlich eines einzigen Viehzüchtervolkes stammenden dunklen Elemente der ungarischen Sprache geschlossen werden. Eine ausgedehnte und anscheinend beiderseitige Zweisprachigkeit dieser Volksgruppen setzt innige soziale Beziehungen zwischen ihnen voraus, die in einer primitiven Gesellschaft am ehesten durch gegenseitige Eheschliessungen zustande kommen konnten. Somit dürfte es kaum Zufall sein, dass es unter den Verwandtschaftsnamen der ungarischen Sprache mehrere gibt, die unbekanntem Ursprungs sind und die vermutlich aus der Sprache dieses Viehzüchtervolkes entlehnt wurden, obgleich unter diesen keine mit solchen

rischen jedenfalls nicht sein; denn diese Zusammenstellung setzt die Vertretung eines -s- durch *ś* voraus, was aber erst nach dem Wandel **s > h* möglich oder richtiger notwendig gewesen wäre.

¹ Ursprünglich wird sich dieses Wort auf ein *tunica*-artiges Oberkleid bezogen haben; denn z. B. auch in den Gräbern aus der nordischen Bronzezeit mit erhaltenen Trachtenstücken fand sich noch keine Leibwäsche weder in den Männer- noch in den Frauengräbern (laut G. Karo in Eberts Reallex. VI, 383). Auch in Westeuropa findet sich das Hemd erst im Mittelalter als eine Weiterentwicklung aus der römischen Tunika vor (vgl. A. Götze: Eberts Reallex. V, 298).

lautlichen Besonderheiten gefunden werden können, wie unter den unbekannt-ten Elementen der Viehzüchterterminologie; dass es unter diesen nur Wörter von indifferenten lautlichen Eigentümlichkeiten gibt, wird man wohl nur dem Zufall zuschreiben dürfen. Folgende Wörter unbekanntem Ursprungs gehören hierher: *nem* 'Sippe, Geschlecht'¹, *nász* 'Ehe', *násznagy* 'Beistand', *ara* 'Braut', *húg* 'jüngere Schwester' und *legény* 'Bursche, junger Mann'.

Auf eine innige Vermischung dieser beiden Volksgruppen kann auch daraus geschlossen werden, dass sich nicht nur die urungarische Sprachform der permisch-ugrischen Grundsicht in dieser ursprünglich mehrsprachigen Gemeinschaft durchsetzte, sondern dass auch aus der Vermischung der Begräbnisbräuche dieser Gruppen eine verhältnismässig einheitliche Form derselben zustande kam.

Die Begräbnisform der permisch-ugrischen Grundsicht war die oberirdische Bestattung bei westöstlicher Orientierung der Leichname. An Stelle der oberirdischen Form der Bestattung ist auf der Waldsteppe höchst wahrscheinlich unter dem Einflusse des dort angetroffenen Viehzüchterevolkes die Erdbestattung getreten. Vermutlich hat dieser Wandel in der Bestattungsform längere Zeit gedauert; vielleicht werden uns hierüber Ausgrabungen noch Aufschlüsse gewähren können. Die westöstliche Orientierung der Gräber hat sich jedenfalls in der ganzen Gemeinschaft durchgesetzt. — Offenbar aus der Sprache dieser nicht-ugrischen Viehzüchter stammt auch das ungarische Sonderwort *sír* für 'Grab'.

Von der oberirdischen Form der Bestattung sind bei den Gräbern aus der Landnahmezeit nur einige Spuren erhalten geblieben. So ist als Überrest der ehemaligen oberirdischen Grabhütte die Verkleidung der Seitenwände des Grabes mit Balken oder Brettern zu betrachten, was einigemal zu beobachten war. Als ein solcher Überrest der oberirdischen Bestattung hat auch die einigemal beobachtete Sitte zu gelten, dass der Leichnam auf die blosse Erde gelegt anscheinend mit Erde nur zugeschaufelt wurde (vgl. Moór: Acta Ethn. Hung. II, 61).

Wie oben ausgeführt, übernahmen die Vorungarn bei dem Übergang von der Pferde- zur Renntierzucht die Sitte der Bewirtung des Toten

¹ Unser Wort wurde von G. Nagy (Ethn. V, 229) als eine Formvariante von *név* 'Name' gedeutet. Nach Munkácsi (AKE.) sei dieses Wort eine in jüngerer Zeit übernommene Entsprechung des arischen Originals des ung. Wortes *név*. Sowohl diese Theorie, als auch die neueste von R. E. Baboss (MNY. XXXV, 228), dass dieses Wort auf ein urosset. **nām* 'Kern' (aus osset. *nāmig*, *nāmug* 'Kern, Korn, Kugel' erschlossen) zurückgehe, ist wenn auch nicht vollkommen ausgeschlossen, doch wenig wahrscheinlich. Für das osset. Wort scheint es nämlich in den indogerm. Sprachen keine Anknüpfungsmöglichkeit zu geben, so dass es auch im Ossetischen fremden Ursprungs sein kann. Es ist also noch immer besser dieses in sozialgeschichtlicher Hinsicht bedeutungsvolle Wort als ein aus einer unbekanntem Sprache stammendes Element des ungarischen Wortschatzes anzusehen, das in dieselbe Wortschicht gehören mag, wie die oben angeführten Verwandtschaftsnamen unbekanntem Ursprungs.

mit den besten Stücken, d. h. mit den Mark enthaltenden Knochen eines an der Grabstätte geopfertem Renntieres (vgl. ALH. IX, 126). Dieser Brauch hat sich nach Wiederaufnahme der Pferdezucht nur insofern verändert, dass das Renntieropfer mit einem Pferdeopfer ersetzt wurde. Diese Sitte scheint in der ganzen Gemeinschaft durchgedrungen zu sein, da wir ihr Vorhandensein aus allen altungarischen Friedhöfen aus der Landnahmezeit feststellen können.

Nicht nur die Sitte der Erdbestattung haben aber die Urungarn nach der Wiederaufnahme der Pferdezucht von demjenigen Viehzüchtervolk, das sie auf der Waldsteppe angetroffen hatten, übernommen, sondern auch die Sitte der Opferung bzw. Nachsendung des Reitpferdes des Verstorbenen an seinem Gedächtnistag, um auf diese Weise die Reise der Seele nach dem fernen Totenheim zu erleichtern. Bei dem Begräbnis scheint nämlich dieses Pferdezüchtervolk neben den Toten nur die Reiterutensilien niedergelegt zu haben, wie wir diesen Brauch auch bei bestimmten skythischen Gruppen beobachten können (vgl. Moór: *Acta Ethn. Hung.* II, 68—9, 75). Das Reitpferd bzw. das Lieblingspferd des Verstorbenen wird man am Tage des Begräbnisses vermutlich freigelassen haben, wie dies z. B. bei den Tataren von Minussinsk und anscheinend bei einigen Gruppen der Skythen üblich war (vgl. Moór: a. a. O.); am Gedächtnistage des Toten wurde aber auch dieses freigelassene Pferd eingefangen und dem Toten nachgeschickt. Dieser Brauch hat allerdings schon die Auffassung zur Voraussetzung, dass das Totenheim in weiter Ferne läge und dass die (Schatten)seele den Körper erst nach längerer Zeit endgültig zu verlassen pflege oder dass sie sich eine Zeitlang in der Nachbarschaft des Grabes aufhalte, bis sie sich zum Antreten der grossen Reise entschliesse. Den Balg des geopfertem Reitpferdes pflegte man deswegen auf eine Stange neben das Grab zu stecken, weil der Glaube sehr verbreitet war, dass sich die Tierseele eine Zeitlang auf den Haaren des Balges aufzuhalten pflege.

Da die Vorfahren der Ungarn nach Zeugnis der Gräberfunde auch den Brauch der Niederlegung der Reiterutensilien neben den Toten übernommen hatten, wurden bei ihnen bei Todesfällen sehr häufig vermutlich zwei Pferde geopfert. Und zwar wurde zur letzten Bewirtung des Toten wohl dasjenige Pferd bei dem Begräbnis am offenen oder halboffenen Grabe geopfert, mit welchem der Leichnam nach dem Friedhof befördert worden war. Die Mark enthaltenden Knochen dieses Pferdes und sein Schädel wurden dem ursamojedischen Opferbrauch gemäss neben den Toten in das Grab gelegt, die übrigen Teile des geopfertem Pferdes von den Teilnehmern der Leichenfeier zum Teil an Ort und Stelle am Grabe verzehrt, zum Teil wohl auch nach Hause mitgenommen.

Das am Gedächtnistage des Toten geopfertem Reitpferd des Verstorbenen wurde von den Teilnehmern dieser Gedächtnisfeier offenbar gleichfalls verzehrt,

seinen Balg wird man aber vermutlich ausgestopft mitsamt dem Pferdeschädel auf eine Stange gesteckt haben, wie dies z. B. bei den Minussinsk-Tataren üblich war. Für diesen Brauch müssen wir uns leider nur mit diesem Analogieschluss begnügen; es kann aber nicht zweifelhaft sein, dass etwas mit dem Reitpferd des Verstorbenen auch bei denjenigen Skythengruppen geschehen ist, bei denen nur die Reiterutensilien neben den Toten in das Grab niedergelegt wurden; denn diese hätte der Verstorbene nach der primitiven Denkweise nur im Besitze eines und zwar seines eigenen Pferdes benützen können.

Ausser dieser normal zu nennenden Form der Bestattung mit Opferung von zwei Pferden sind auch einige besondere Formen der Bestattung aus der Vermengung der zweiartigen Bestattungsriten hervorgegangen. — Einmal ist es vorgekommen, dass beide Pferde gleich bei dem Begräbnis geopfert wurden (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 70). Dann ist es vorgekommen, dass die Reiterutensilien (Zaum, Sattel mit Steigbügeln und die Reitpeitsche) in das Grab neben den Toten nicht niedergelegt wurden: auch in diesem Falle wurden diese dem Toten höchst wahrscheinlich nicht entzogen, sondern man wird mit diesen das am Gedächtnistage geopfert und mit ausgestopftem Balg auf eine Stange gesteckte Pferd geschirrt haben. Bei dieser Form der Bestattung sind für die modernen Archäologen nebst dem menschlichen Skelett nur einige Pferdeknochen erhalten geblieben... (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 72). Dann wird man die letzte Bewirtung des Toten im Winter, als die Pferde sehr abgemagert waren, auf das Frühjahr verschoben haben, wie das aus ähnlichen Motiven auch bei Renntierzüchtern vorzukommen pflegt (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 71). Aber auch aus wirtschaftlichen Gründen oder infolge der gänzlichen Verschiebung der Glaubensanschauungen wird man von der letzten Bewirtung des Toten Abstand genommen haben. In diesen Fällen — sie sind gar nicht selten zu nennen — kann der Archäologe in den Gräbern der auf diese Weise Bestatteten überhaupt keine Pferdeknochen, sondern nur Reiterutensilien finden (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 73). — In anderen Fällen hat man die Opferung von zwei Pferden offenbar aus wirtschaftlichen Gründen auf die Weise ersparen wollen, dass zur letzten Bewirtung des Toten sein Reitpferd verwendet wurde; bei dieser ärmlichen Form der Bestattung hat man den Pferdeschädel neben den Toten gezäumt niedergelegt (vgl. *Acta Ethn. Hung.* II, 80, 73).

Dass diese Bestattungsformen nicht etwa andersartigen nomadischen Volksgruppen, die sich irgendwann dem Ungartum angeschlossen haben mochten, zugeschrieben werden dürfen, ergibt sich ganz deutlich daraus, dass sie nebeneinander in denselben kleinen Sippenfriedhöfen vorzukommen pflegen. Diese Bestattungsformen können also — wie wir es oben gezeigt haben — nur als Variationen oder okkasionelle Sonderformen eines einheitlichen Bestattungsritus, der aber aus der Vermengung von

zwei eigenartigen Bestattungsbräuchen hervorgegangen sein wird, gedeutet werden.¹

Labilität in den Bestattungssitten lässt sich mancherorts beobachten, was teils damit zu erklären ist, dass fremde Anschauungen und Begräbnisriten — wie wir es schon gesehen haben — infolge der Heiratsbeziehungen zu einem anderen Stamm oder Volk aufkommen können (vgl. Thurnwald: Eberts Reallex. XIII, 380—1), teils damit, weil die Vorstellungen über Leben und Tod selbst labil zu sein pflegen (vgl. Thurnwald in Eberts Reallex. XIII, 365), wofür wir einige Beispiele aus den Begräbnisbräuchen der alten Ungarn gleichfalls anführen können.

Wie oben schon bemerkt, setzt die Niederlegung von Reiterutensilien neben den Toten eine Veränderung der religiösen Anschauungen voraus. Nach den jüngeren Anschauungen wurde nicht mehr die Umgebung der letzten Ruhestätte des Toten als Totenheim gedacht, wie in der Anschauungsweise der Urugrier (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 63), sondern das Totenheim wurde in weite Ferne verlegt, wohin nur die Schattenseele, wenn sie sich nach einer bestimmten Zeit von dem Körper losgelöst hatte, nach einer längeren Reise hinkommen kann. Die Benennung des Totenheimes als 'andere Welt' (*más-világ*) scheint im Ungarischen die Lehnübersetzung eines türkischen Ausdruckes zu sein (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 64). Nach den Glaubensvorstellungen altaischer Völker sei nämlich das Jenseits ein Spiegelbild dieser Welt, deshalb die Bezeichnung des Jenseits als 'andere Welt' oder 'anderes Land'. Diese Anschauung scheint auch bei den alten Ungarn Wurzel gefasst zu haben; denn in einem Teil der Gräber aus der Landnahmezeit liegen die mit dem Toten mitgegebenen Gebrauchsgegenstände dieser Glaubensvorstellung gemäss auf der verkehrten Seite, also nicht auf der normalen Seite wie sie im Leben getragen wurden. Da jedoch dieser Brauch in der Zeit der Landnahme noch keineswegs als allgemein bezeichnet werden kann, wird sie bei dem Ungartum damals noch nicht besonders alt gewesen sein.

Mit der Veränderung der auf die Lage des Totenheimes bezüglichen religiösen Anschauungen hängt wohl auch das Aufkommen der Erdbestattung bei den Urungarn zusammen, womit jedoch die der älteren Anschauungsweise entsprechenden Begräbnisbräuche noch keineswegs aufgegeben wurden, wie die Überschneidung älterer und jüngerer Bestattungsbräuche auch anderswo beobachtet werden kann (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 79).

¹ In die Bestattungsbräuche der alten Ungarn versuchte man verschiedentlich bestimmte ethnogenetische Theorien hineinzuinterpretieren, was mitunter ganz phantastische Deutungen der Bestattungsbräuche ergab: das geopfert Pferd soll man z. B. lebend begraben haben, den Leichnam hätte man auf den Rücken des Pferdes gebunden, oder man wollte ausgestopfte Pferde in den Gräbern der alten Ungarn entdecken. Mit der Widerlegung dieser unrichtigen Theorien haben wir uns anderswo ganz eingehend befasst, so dass es sich nicht lohnen würde, unsere auf diese bezüglichen Ausführungen hier zu wiederholen (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 60—85).

Diese Veränderung der religiösen Anschauungen wird sich aber nicht nur auf das Totenheim und das Schicksal der Seele nach dem Tode bezogen haben, sondern auch auf andere Gebiete des Glaubens, auch wenn wir diese Veränderungen heute kaum mehr näher bestimmen könnten. Von dieser Umwälzung der ehemaligen Glaubensvorstellungen können uns heute nur jene ziemlich zahlreichen dunklen Elemente der ungarischen religiösen Terminologie eine leider nur ziemlich dunkle Zeugenschaft ablegen, für die sich weder in den ugrischen noch in den türkischen Sprachen Anknüpfungsmöglichkeiten bieten. Diese sind: *isten* 'Gott'; *ördög* 'Teufel'; *egy* 'heilig' (veraltet); (*v*)*imád-* 'beten'; *ihlet* 'Eingebung'; *böjt* 'das Fasten'; *tor* 'Opferschmaus, Totenschmaus'; *táltos* 'Zauberer'; *orvos* 'Arzt' und zu diesen gehört vielleicht auch *nap* 'Sonne, Tag'.¹ Die heidnischen Ungarn scheinen also ihre religiösen Anschauungen noch von der Kama mitgebracht zu haben.²

b) Zeugnis der Stammesnamen und der mansischen Elemente im Wortschatz

Da die Selbstbenennung der permisch-ugrischen Gemeinschaft auch als der Name eines Stammes erhalten blieb, ist wohl anzunehmen, dass mehrere kleinere Gruppen aus dieser Urgruppe während der Zeit ausschieden und sich irgendwie mit bestimmten Sippen desjenigen Viehzüchtervolkes vereinigten, aus dessen Sprache der grösste Teil der unbekanntenen Elemente der ungarischen Terminologie der Viehzucht herrühren wird. Die Namen dieser fremden Sippen oder Volkssplitter dürften also in den altungarischen Stammesnamen weiterleben, die eben deswegen meist unbekanntenen Ursprungs sind (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 49—53). Der Stammesname *Gyarmat* weist jenes *gy-* im Anlaut ebenfalls auf, das für eine grosse Gruppe unter den unbekanntenen Elementen des ungarischen Wortschatzes besonders kennzeichnend ist (vgl. ALH. II, 430—1). Aus einer Sippe mag wohl sehr leicht ein Stamm entstanden sein, da ja beide Gemeinschaften höchst wahrscheinlich auf dem Grundgedanken der gemeinsamen Abstammung beruhten, auch wenn bei der Entstehung von Stämmen manchmal auch der Zusammenschluss mehrerer Sippen eine Rolle gespielt haben mag. In Montenegro z. B., wo sich die anzusetzenden urtümlichen Gesellschaftsformen ziemlich treu bis auf unsere Tage erhielten, wäre es noch vor kurzem

¹ Die in der Stufenwechseltheorie wurzelnde, finnisch-ugrische Deutung dieses Wortes durch Frau Kispál (MNY. XLV, 148) vermag uns jedenfalls nicht zu befriedigen.

² Es ist merkwürdig, dass sich die in diesen Begriffskreis gehörenden türkischen (oder vielleicht auch mongolischen) Lehnwörter der ungarischen Sprache ausschliesslich auf das Zauberwesen beziehen: *báj* 'Zauberei, Hexerei', *bü* 'Magie' (veraltet), *ige* 'Wort' (ursprünglich: 'Zauberwort'; vgl. *igéz-* 'verzaubern'). Das Können bzw. die Fähigkeiten türkischer Zauberer scheint man also besonders hochgeschätzt bzw. respektiert zu haben.

nicht möglich gewesen, die beiden Begriffe 'Stamm' (*pleme*) und 'Sippe' (*bratstvo*) scharf zu scheiden (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II, 400).

Ausser dem Ausschwärmen von kleineren und grösseren Gruppen von Sippen aus dem permisch-ugrischen Stammvolk des Urungartums, ist es nicht unmöglich, dass sich auch einige fremde Volkssplitter aus der nächsten Umgebung des Gebietes der unteren Kama dem allmählich zustande gekommenen losen Stammesverband des Urungartums angeschlossen haben. Diese Möglichkeit kommt vor allem betreffs der ursprünglichen Angehörigen des *Nyék*-Stammes in Frage, wenn es nämlich zutrifft, dass die ursprüngliche Bedeutung dieses Stammesnamens 'Wald' gewesen sei (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 49—50). Und wenn das Anklingen des altungarischen Stammesnamens *Jenő* an einen mansischen Sippennamen nicht auf Zufall beruhte (vgl. Acta Ethn. Hung. II, 51), so ist es sehr leicht möglich, dass die Angehörigen dieses Stammes ursprünglich eine im Süden zurückgebliebene oder nach dem grossen Klimasturz gleich den Urungarn nach Süden gezogene Gruppe der Mansi gewesen sein mag, deren Spuren in einigen Flussnamen des Gebietes der unteren Bjelaja von Kannisto schon aufgedeckt wurden (vgl. FUF. XVIII, 57—89). Diese Ansetzung ist schon deswegen wahrscheinlich, weil es im XVIII. Jh. mansische Siedlungen an der Tschussowaja noch gegeben hat.¹ Aber auch das Gebiet südlich von Perm wies im XVI. Jh. noch eine ugrische, d. h. wohl mansische Bevölkerung auf, auch wenn diese in russischen Denkmälern manchmal Ostjaken genannt werden. Diese Mansi haben sich türkisiert, was sich auch durch die anthropologische Untersuchung der Bevölkerung dieser Landschaft nachweisen liess.²

Es gibt jedenfalls einige Wörter im Mansischen und anscheinend auch im Ungarischen, aus denen entweder auf eine Berührung der Urungarn mit den Urmansi geschlossen werden kann oder anzunehmen ist, dass diese gemeinsamen Wörter verhältnismässig späte Entlehnungen aus derselben Sprache darstellen.

Zu diesen gehört vor allem das mans. *nēmēnt*, *ńiment*, *neament* 'Filz', das entweder auf urung. **nemed* (> *nemez* 'Filz') zurückgeht oder in beiden Sprachen von einer mittelpers. bzw. vielleicht alanischen Wortform herzu-leiten ist (vgl. ALH. II, 94). Mittelpersische Lehnwortformen, die wir gleich besprechen wollen, gibt es jedoch nur im Ungarischen; somit ist die erste Möglichkeit bezüglich der Herkunft der angeführten mansischen Wortformen wahrscheinlicher als die zweite.³

¹ Vgl. hierüber die auf ein aus 1736 stammendes mansisches Wörterverzeichnis bezüglichen Ausführungen von J. Gulya (NyK. LX, 41—5).

² Vgl. hierüber die in ungarischer Sprache veröffentlichte (mit einem deutschen und russischen Auszug versehene) Untersuchung von B. Wischnjewskij (= Visnyevszkij): »Spuren von Ugriern am westlichen Abhang des Uralgebirges« (Ethn. LXIX, 70—92).

³ Auch von H. Sköld (Die ossetischen Lehnwörter der ungarischen Sprache, 1925, 89) wurde schon angenommen, dass die gemeinsamen alanischen Lehnwörter in den obugrischen Sprachen und im Ungarischen mit ungarischer Vermittlung in die obugrischen Sprachen gekommen seien.

Dann mag der Name des Sattels in den obugrischen Sprachen, wie oben ausgeführt, ungarischen Ursprungs sein, obgleich die Möglichkeit einer gemeinsamen Quelle auch in diesem Falle besteht. Dieses Problem könnte vielleicht auch bestimmter entschieden werden, falls uns die Benennungen der Ergänzungstücke und Bestandteile des Sattels auch aus den obugrischen Sprachen bekannt wären, was jedoch nicht der Fall ist. Das besattelte Pferd scheint nämlich aus dem Blickfeld der obugrischen Völker eben noch nicht ganz verschwunden zu sein.

Und sollten die angeführten zwei Kulturwörter im Mansischen tatsächlich urungarischen Ursprungs sein, so würde uns dieser Tatbestand höchstens nur bezeugen, dass die Ungarn auf der Waldsteppe wiederum mit der an der unteren Bjelaja wohnenden Gruppe der Mansi in Berührung gekommen seien. Für den Anschluss einer mansischen Gruppe an das Ungartum könnte nur aus etwaigen mansischen Lehnwörtern der ungarischen Sprache geschlossen werden. Nur würde man diese als solche nicht leicht erkennen können, weil wir ja sie von den ugrischen Stammwörtern der ungarischen Sprache meist nicht unterscheiden könnten. Als mansische Lehnwörter der ungarischen Sprache können also nur diejenigen Wörter des ungarischen Wortschatzes in Verdacht gezogen werden, in denen sich eine mansische Lauteigentümlichkeit bewahrt zu haben scheint, und dann auch die mansisch-ungarischen Sonderwörter.

In dieser Hinsicht ist in erster Linie die an einigen ungarischen Flussnamen erscheinende *ügy*-Variante (z. B. *Feketeügy* 'Schwarzwasser') des Wortes *víz* 'Wasser' besonders bemerkenswert, welche Wortform nämlich genau mit der in bestimmten mansischen Dialekten vorkommenden *üt*-Variante dieses Wortes übereinstimmt (in den übrigen mansischen Dialekten entspricht der ungarischen *víz*-Form regelrecht: *βiv*). Beide Formen gehen auf ein frühurugrisches **vidi* zurück, indem das *-d-* in den unregelmässigen Formen vor dem *-i* mouilliert wurde und aus der Lautverbindung **vi : ü* hervorgegangen ist. Es wäre ein sonderbarer Zufall, dass diese eigenartigen Lautentwicklungen in bestimmten Dialekten beider Sprachen unabhängig voneinander zu demselben Ergebnis geführt hätten.

Dann kann — wie schon erwähnt — auch die in ostungarischen Dialekten vorkommende Benennung der Linde als *szádok* oder *száldob* eventuell ein mansisches Lehnwort sein, indem es der Benennung der Linde im Mansischen genau entspricht (vgl. Moór, ALH. II, 85, 365) und das Grundwort dieser Benennung in der Bedeutung 'Bast' aus dem Ungarischen fehlt, im Mansischen aber schon vorhanden ist. Der in den übrigen ungarischen Dialekten vorkommende Name der Linde ist schon ein ungarisches Sonderwort, wahrscheinlich in der Bedeutung 'Bastbaum' (*hársfa*: vgl. ALH. II, 63).

Als mansische Lehnwörter im Ungarischen können auch jene Zusammenstellungen in Frage kommen, in denen das *t* der mansischen Wortform

auf ein fiugr. bzw. ural. *s zurückgeht (entscheidend in dieser Hinsicht ist die abweichende Entsprechung im Chantischen), dem im Ungarischen nicht regelrecht Schwund, sondern *t* entsprechen sollte.

Mehrere Wörter wurden von der Forschung in dieser Hinsicht schon in Verdacht gezogen (vgl. Wichmann: FUF. XI. 229—33); von diesen kann aber ernstlicher nur ung. *tolvaj* 'Dieb' als mansisches Lehnwort in Frage kommen, welches Wort von Munkácsi mit mans. *tolmaz* usw. 'Dieb' (~ chant. *лoлmаx* 'ds.') zusammengestellt wurde. Nur kann für dieses ungarische Wort, wie wir darauf oben schon aufmerksam gemacht haben, auch samojedische Herkunft in Frage kommen.

c) Neue Formen und Einrichtungen in der Gesellschaft

Aus den angeführten wort- und lautgeschichtlichen Tatsachen ergibt sich ziemlich deutlich, dass jene Volksgruppe an der unteren Kama, aus der sich der spätere, uns schon etwas besser bekannte nomadische Stammesverband der Ungarn der Landnahmezeit herausgebildet hat, ursprünglich ein mehrsprachiges Konglomerat war, in welchem die Sprache der permisch-ugrischen Kerngruppe anfangs als Verkehrssprache, dann allmählich als einzige Sprache durchdrang. Hierzu wird die Exogamie in der permisch-ugrischen Stammgruppe wesentlich beigetragen haben, nur wurden hier Ehen nicht nur zwischen zwei, sondern mehreren gegenseitig exogamen Gruppen bzw. vaterrechtlichen Sippen geschlossen, was das Ende des Zweiklassensystems bedeutet haben wird.

Nach dem Erlöschen des Zweiklassensystems mag ein ähnlicher Zustand bezüglich der ehelichen Verbindungen, bei den Urungarn geherrscht haben, wie noch vor kurzem bei den Montenegrinern, bei denen es üblich war, Frauen aus einem anderen *pleme* ('Stamm') oder von Fremden, z. B. den Albanesen, zu nehmen (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II, 600).

Wie bei anderen Völkern (vgl. Thurnwald in Eberts Reallex. IV, 16) wird der Austausch von Mädchen zur Ehe mit nachbarlichen Gruppen auch bei den Ungarn allmählich zum Frauenkauf als Form der Ehegründung geführt haben; seinen Ausgangspunkt wird man in jenen Freundschaftsgaben suchen müssen, von welchen solche Tauschhandlungen stets begleitet werden. Auch in der heutigen Sprache kann uns die Bezeichnung des mannbaren Mädchens als *eladó lány* 'das zu verkaufende Mädchen' an die ehemalige Kaufehe bei den alten Ungarn noch immer erinnern.

An die Stelle des Zweiklassensystems der permougrischen Periode scheint also schon bei den Urungarn, nachdem sie auf die Waldsteppe gezogen waren, ein loser Stammesverband getreten zu sein, in welchem es aber bestimmte Ämter und Titel schon gegeben haben wird. So wurden allerlei Vorsteher

mit *nagy* bezeichnet (auch heute noch in *várnagy* 'Kastellan', *hadnagy* 'Leutnant', *őrnagy* 'Major', *falunagy* 'Dorfrichter', *násznagy* 'Beistand'), welches Wort dann in adjektivischem Gebrauch die Bedeutung: 'gross' annahm.¹ — Der Bekleider eines Richteramtes scheint *charka(s)* geheissen zu haben (vgl. Moór: Acta Ethn. Hung. II, 58). — Für den Anfang einer militärischen Organisation zeugt vor allem das Wort *őr* 'Wache, Grenzwächter'. Alle diese Wörter sind unbekanntem Ursprungs.

In sozialgeschichtlichen Ausführungen lässt man sehr häufig auf das Zeitalter des Urkommunismus unmittelbar die Periode der Sklavenwirtschaft folgen. Nach unserem Ermessen hätte es jedoch in einer Wirtschaft mit primitiver Viehzucht von der Art z. B. der samojedisch-lappischen Renntierzucht für Sklavenarbeit noch keine Möglichkeit gegeben. Somit dürfte es kaum Zufall sein, dass es in den uralischen Sprachen für den Begriff 'Herr, Fürst' — wie wir gesehen haben — schon ein gemeinsames Wort gibt, nicht aber für den Begriff 'Sklave, Kriegsgefangener'. Dieses Fehlen eines gemeinsamen Wortes für diesen Begriff bedeutet aber noch keineswegs, dass die Uruugrier oder die Vorungarn etwa Menschen von Engelsgröße gewesen wären (die idealisierende Ausmalung der Zustände der Urzeit ist übrigens wiederum keine Seltenheit in der Literatur der Urgeschichte), denen es gar nicht eingefallen wäre, die Arbeit anderer Menschen zu ihrem eigenen Nutzen und Vorteil auszubeuten. Dies wurde bestimmt nicht unterlassen, wenn es möglich war; nur benutzte man hierzu nicht die Form der Sklavenarbeit, sondern vor allem die des Tauschhandels. In dieser Hinsicht ist es besonders kennzeichnend, dass das aus dem Uralischen stammende Wort 'Herr, Fürst' der uralischen Sprachen — wie wir darauf schon hingewiesen haben — in den permischen Sprachen schon in der Bedeutung 'reich' weiterlebt (vgl. oben ALH. VII, 358). Ausserdem scheinen primitive Viehzüchter die in ihrer Nachbarschaft lebenden primitiven Ackerbauer auch zu Abgaben angehalten zu haben, was wiederum eine ziemlich scharfe Form der Ausbeutung der Arbeit anderer Menschen darstellt, ohne eine richtige Sklavenwirtschaft zu sein, da solche „Hörigen“ in ihrer Person keineswegs für Privateigentum der ihre Arbeit ausbeutenden Viehzüchter betrachtet wurden.

Die Sklavenarbeit wird wohl nur bei solchen Viehzüchtern einen Platz gefunden und in ihrer Wirtschaft eine Bedeutung bekommen haben, bei

¹ Es könnte natürlich auch 'gross' die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sein, wie z. B. der Häuptling auch auf Neu-Pommern *ngala* 'der Grosse' heisst (vgl. Eberts Reallex. V, 145). Um hierfür auch ein näherliegendes Beispiel anzuführen: auch im Komi weist das mit mord. *etske* 'dick' zusammenstellbare *idžid*, *idžit* 'gross' auch die Bedeutung 'Hauptmann, Häuptling' auf (vgl. Uotila: Syrjän. Chrestomathie; 1938, 83). Betreffs des Ungarischen scheint mir der Ausgang von einem Titel nur deswegen wahrscheinlicher zu sein, weil sich für *nagy* in den finnisch-uralischen Sprachen keine Anknüpfungsmöglichkeit bietet, es somit ein Fremdwort ist. Die Entlehnung eines fremdsprachigen Titels ist jedenfalls viel wahrscheinlicher als die eines fremden Wortes von so allgemeiner Bedeutung wie 'gross'.

denen sich die Viehzucht schon mit einer bescheideneren Form des Ackerbaues und des Handels verband. Eine solche Wirtschaftsform setzt jedenfalls eine patriarchalische Grossfamilie mit ausgebildetem Familieneigentum voraus, was laut Thurnwald (Eberts Reallex. XII, 210) eine Vorbedingung zur Entstehung von Sklaverei im Sinne eines Privateigentums an Menschen sei. Dieser Zustand in bezug auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse wird bei den Urungarn spätestens nach ihrem Übergang zur Pferdezücht schon vorhanden gewesen sein. Dass nämlich die Vorfahren der Ungarn die Sklavenarbeit schon vor ihren Berührungen mit Türken und Mongolen gekannt und benützt haben, kann daraus gefolgert werden, dass es im Ungarischen ein Sonderwort unbekanntes Ursprungs in der Bedeutung 'Sklave' gibt bzw. einst gab, das keinesfalls türkischen oder mongolischen Ursprungs ist; also noch vor den türkisch-ungarischen Berührungen im Ungarischen vorhanden sein wird. Dieses Wort ist das veraltete *in* 'Sklave', das in der ungarischen Sprache von heute nur in der weitergebildeten Form *ínség* 'Elend' (eigentlich: 'Sklaventum') weiterlebt.¹ Es ist natürlich auch das nicht ganz ausgeschlossen, dass der Sklave schon bei den Urungarn auch als Handelsware eine Bedeutung bekam; die freundlichen Pelzhändler, die das Kama-gebiet aufzusuchen pflegten, werden vermutlich auch diese Art Ware nicht abgelehnt haben, wenn sie nur — transportierbar war.

In diesen Kreis von Wörtern der sozialen Struktur gehört wohl auch *tűsz* 'Geisel'; diese Einrichtung setzt jedenfalls schon eine höhere Form der sozialen und politischen Organisiertheit voraus.

Alle die hier genannten Wörter des sozialen und politischen Lebens sind unbekanntes Ursprungs, so dass sie möglicherweise ausnahmslos in dieselbe Sprachschicht gehören, wie die unbekanntes Elemente der ungarischen Viehzüchterterminologie, obgleich sie irgendeine, diese besonders kennzeichnende Lauteigentümlichkeit nicht aufweisen.

G) *Die wichtigsten auf der Waldsteppe aufgekommenen Neuerungen: Zusammenfassung*

Jenes Viehzüchtervolk, mit welchem die aus dem Waldgebiet auf die Waldsteppe gezogenen Permougrier verschmolzen, wird vermutlich vor allem aus den nach dem grossen Klimasturz zurückgebliebenen oder auch dorthin zurückgekehrten Resten des Volkes der Ananjinokultur hervorgegangen sein; es ist aber nicht nur nicht unmöglich, sondern auch wahrscheinlich, dass zu diesen auch andersartige südlichere Gruppen hinzukamen, die nach der

¹ Über die Herkunft dieses Wortes ist uns nichts bekannt; vielleicht war es ursprünglich der Name eines fremden Volkes; also ähnlich, wie der Sklave bei den Angelsachsen als 'Kelte' (*wealh*) oder bei Byzantinern, Romanen und Deutschen als 'Slawe' bezeichnet wurde (vgl. Schrader-Nehring: Reallex.² II. 462).

Besserung der klimatischen Verhältnisse nach Norden vorgedrungen sein dürften. Besonders die Bestattungsbräuche der alten Ungarn lassen uns dies vermuten: was nämlich an diesen neuartig ist, also nicht den Bestattungsbräuchen der renntierzüchtenden Samojuden entspricht, weicht auch von den Bestattungsbräuchen der Ananjinokultur — wie wir es gesehen haben — erheblich ab.

Unter dem Einfluss dieses Volkes sind die Permougrier nach Aufgeben der Renntierzucht auf der Waldsteppe — wie von uns oben ausgeführt wurde — auf die Zucht von Steppentieren, und zwar vor allem auf die des Pferdes übergegangen; diese Umwälzung ihrer ursprünglichen Wirtschaftsform war für das Ungartum wohl das folgenschwerste Ereignis. Durch die Einwirkung dieses Viehzüchtervolkes hat sich aber die materielle Kultur des Ungartums auch auf anderen Gebieten nicht nur bereichert, sondern unter seinem Einfluss scheint sich auch die Umwälzung der alten sozialen Struktur und der alten politischen Einrichtungen des Volkes und sogar die seiner religiösen Anschauungen vollzogen zu haben.

Die Verschmelzung mit diesem fremdstämmigen Volk hat jedoch auf die Ausgestaltung der urungarischen Sprachform bei weitem nicht so einschneidend ausgewirkt, wie die ihr vorangehende Vereinigung von vorungarischen Ugriern mit einer permischen Volksgruppe. Abgesehen von einer grösseren Reihe von Lehnwörtern — die anscheinend vornehmlich Kulturwörter waren — ist ihr nur eine bescheidenere Bereicherung des Konsonantensystems zuzuschreiben, indem von nun an einige Laute auch in bisher nicht gewohnten Stellungen vorkommen konnten. Dieses Missverhältnis zwischen der kulturellen und der sprachlichen Auswirkung dieser ethnischen Vorgänge lässt sich wohl damit erklären, dass die Lautbildungs- und Betonungsweise jener Sprache oder Sprachen, die nach dem Verlassen des Waldgebietes auf der Waldsteppe zwischen der Kama und der Samara auf das Urungarische tiefgehender eingewirkt haben mochten, von der Wortbetonung und Lautbildung des Urungarischen, d. h. der permisch-ugrischen Grundschrift desselben, erheblicher durchaus nicht abwich bzw. abwichen.

Jene Sprachform, die sich aus der Vereinigung einer ugrischen Volksgruppe mit einer permischen herausgebildet hat, kann schon mit vollem Recht als urungarisch bezeichnet werden; in ethnischer Hinsicht verdient aber diesen Namen erst dasjenige Volk, das zwischen 300 v. u. Z. und 600 n. u. Z. zwischen der unteren Kama und der Samara aus der Vereinigung der Permougrier mit einem südlichen Viehzüchtervolk hervorgegangen ist. In ethnischer Hinsicht waren die Folgen dieses Prozesses jedenfalls unvergleichlich schwerwiegender als die Auswirkungen der späteren Berührungen mit Türkvölkern; am deutlichsten ist dies an den altungarischen Bestattungsbräuchen zu erkennen, die nur einige Spuren von türkischer Einwirkung aufweisen und auch diese nicht allgemein verbreitet waren.

Dass die Verschmelzung der Permougrier mit einem Viehzüchtervolk oder vielleicht mit mehreren Splittern von Viehzüchtervölkern auf die rassenmässige Zusammensetzung des ungarischen Volkes nicht ohne Einfluss blieb, ist kaum zu bezweifeln. Da aber die Zahl der auf Grund sprachlicher Kriterien feststellbaren Komponenten des ungarischen bzw. schon des urugrischen Volkes ganz ansehnlich ist, würde es unseres Erachtens ein hoffnungsloses Unterfangen bedeuten, wenn man den Versuch wagen wollte, aus einigen Dutzend Schädeln der Landnahmezeit diese Komponenten herauszuanalysieren, obzwar einige ähnliche Versuche von einigen tapferen, unternehmungslustigen und sehr optimistisch eingestellten Anthropologen schon unternommen wurden.

In diesem Zusammenhang wollen wir noch einige Worte über die mutmassliche Zahl jener Permougrier sagen, die in der Periode des Klimasturzes auf die Waldsteppe zogen.

Die Zahl des Ungartums der Landnahmezeit mag etwas über 100 000 Köpfe gewesen sein (vgl. Moór : Acta Ethn. Hung. II, 59). Innerhalb tausend Jahren hat sich also die Seelenzahl des Ungartums ungefähr ver Hundertfacht. Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass sich die Seelenzahl des Volkes während des Jahrtausends vor der Landnahme in derselben Proportion entwickelt habe, so mag die Seelenzahl der auf die Waldsteppe gezogenen Permougrier zwischen 1000—1500 gewesen sein. Dass sich dort ein so kleines Völkchen erhalten konnte, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, dass dieses Gebiet während des Klimasturzes sehr weitgehend menschenleer geworden war.

(Schluss folgt.)

INTONATION OF THE HUNGARIAN SETTLERS FROM BUKOVINA

by
KLÁRA MAGDIOS

I

Introduction

I. Intonation is one of the most significant factors of the spoken language. Every language has its own peculiar melody, which is of basic importance in making the contents understandable.¹ Nevertheless, the intonation of a given national language is not unified, but differs according to its different dialects:²

a) A given language's stock of melodic motives is found in different proportions in the different dialects: a given melodic motif being frequent in some and infrequent in other regions.

b) The individual melodic patterns may vary in the different dialectal areas as to pitch, intervals, and the direction (rise and fall) of the melodic line.

c) Finally, the different dialects produce their own peculiar melodic or intonation patterns. The process is much the same as in the case of the vocabulary of the dialects: on the soil of the basic vocabulary, eventually peculiar words made by the dialectal community spring up, words which are characteristic of that particular dialect only; and similarly, from the basic melodic stock of the language, eventually intonation patterns characteristic of that dialect are born.

The purpose of this paper is to prove the above with special reference to the dialect of the Hungarians from Bukovina, who settled chiefly in Counties Baranya and Tolna; and to classify their intonation patterns.

The Hungarian settlements in Bukovina developed in the second half of the 18th century as a result of large-scale Seccler immigration. The Hungarians, fleeing their country through the passes of the Carpathians, reached South-West Moldavia, where the Hungarian-speaking natives (Csángós) came to their assistance. Some of them settled in the Hungarian-speaking villages along the Szeret, and others founded new communities

¹ Cf. W. S. Allen: *Living English Speech*, London 1954, p. XIV.

² Cf. W. Ripman: *Good Speech*, London 1924, p. 64; I. Ward: *Phonetics of English*, Cambridge 1952, p. 169; K. Wittig: *Phonetik des Amerikanischen Englisch*, Heidelberg 1956, p. 74.

by the Tatros and Beszterce rivers with the help of the Moldavian prince. In 1774 Bukovina, until then under Turkish rule, became an Austrian province. It was very thinly populated at this time. Thus the Vienna Court considered it an urgent task to settle farmers and craftsmen on the fertile land. Settlers from all parts of the Austrian Monarchy swarmed into the valley of the Szeret and Szucsáva, and soon new villages, populated by Polish, German, Ukrainian, Rumanian, Slovak and Hungarian immigrants, were founded. The first two Seccler villages in Bukovina — Fogadjisten and Istensegíts¹ — were established in 1776. Hadikfalva and Józseffalva were founded in 1885, and Andrásfalva in 1786. The resettlement of the Secclers in Bukovina took place in 1942: the then Hungarian Government settling them in County Bácska. During 1944 and 1945 they were ordered to leave County Bácska, and, after the liberation, most of them found new homes in Counties Baranya and Tolna in the course of the Land Reform of 1945—46. Smaller groups settled in the villages of Csátalja, Gara and Vaskút in County Bács-Bodrog. (Lajos Hegedűs; Bukovinai telepeseink nyelve [The Language of our Settlers from Bukovina], a manuscript made available through the courtesy of the author.)

2. I classified the intonation patterns on the basis of 20 normal sound recordings from Lajos Hegedűs's collection stemming from the years 1946 through 1952. The following considerations formed the basis of selecting the records: *a*) the quality of the recording, *b*) to get a fairly even distribution of the speakers by sex and age. The recorded material is from 12 different persons. The texts are of a narrative character, occasionally dialogues. (The records are available in the Phonetics Laboratory of the Institute of Linguistics operating under the auspices of the Hungarian Academy of Sciences.)

I used the following method:

a) Playing back the selected material several times and listening to it (Lajos Hegedűs had made the text of the records available to me),² I collected the more frequently noted sentence melodies, trying to distinguish between the intonation patterns identical with those known from the commonly spoken language, those slightly different from the common language, and the intonation patterns peculiar to the given dialect.

b) I grouped the sentence melodies so collected into different categories according to the peculiarities of the intonation patterns (pitch, intervals, and the general direction of the melodic line). (In the examination of the

¹ "God-welcome-me" and "God-help-me".

² Cf. W. Kuhlmann: "Die Gehörsbeobachtung bleibt immer der ursprüngliche und einfachste Weg für den Phonetiker. Sie liefert die Grundkenntnis, die man braucht, um mit Geräten erst sinnvoll und planmässig zu arbeiten." ("Tonhöhenbewegung im Englischen," Zeitschrift für Phonetik, 1951, Vol. V.)

melodic patterns, I found my former studies at the Hungarian College of Music (Academy of Music) most useful.) I made a kymogram¹ of every melodic group, using the most typical variant in every case, in order to control my auditory observations. The results of the two methods of examination (subjective and objective) concurred, as this will be evident below.

c) I examined the distribution of the different groups and types of intonation patterns in the different kinds of sentences, making separate examinations of the simple and of the compound & complex groups² of each kind of sentence.³In this way I got a statistical picture⁴ on the distribution of the different intonation patterns in different kinds of sentences and on the frequency of the different types in different functions.

Thus, this method of investigation is on the whole of an inductive character :⁵ the possible melodies are observed, and the different types of intonation patterns are distinguished on the basis of this observation.

For every type of melody I made a kymogram of the variant of the type most clearly displaying the characteristics of that type. These intonation patterns are shown on intonation curves based on the kymograms. (See fig. 1.) For showing the other variants of the types, I used five horizontal lines, the top and bottom lines standing for the highest and the lowest limits respectively of the range of the human voice — about one and a half octaves from *so*, to *do*¹. Usually the melody of speech rises and falls, however, only within a nine-tone interval — *so*, -*la*¹; *so*₁ and *la*₁ standing for the *so* and *la* of the lower ranges, and *so*¹ and *la*¹ standing for the corresponding tones of high

¹ Cf. Lajos Hegedűs : *A magyar hanglejtésformák grafikus ábrázolása* (Graphic Representation of Hungarian Intonation Patterns), Budapest 1930, pp. 8—19.

² In Hungarian grammar this is only two groups and not three, compound (coordinate) sentences and complex sentences being two subgroups of what might be called the composite group.

³ Cf. Armstrong—Ward : *Handbook of English Intonation*, Cambridge 1926, pp. 25—36; Bálint Csűry : „A szamosháti nyelvjárás hanglejtési formái” (Intonation Patterns of the Szamoshát Dialect), *Magyar Nyelv*, Vol. XXI, p. 247; E. Palmer : *Grammar of Spoken English*, Cambridge 1929, pp. 21—23; H. Sweet : *A New English Grammar*, Oxford 1898, p. 40; K. Wittig : *op. cit.*, pp. 77—90, 90—93.

⁴ The statistical method is applied by E. and K. Zwirner in the course of their phonometric investigations : “Statistisch nicht gesicherte Messungsergebnisse sind nicht vergleichbar und also in bezug auf die Sprache : hier auf die Sprachmelodie, welche verglichen werden muss, wenn sie wissenschaftlich behandelt werden will, nichts wert.” (“Probleme der Sprachmelodie”, *Zeitschrift für Phonetik*, 1952, Vol. VI, Heft 1—2.) This method is adopted and regarded as the basic method of phonometric research by A. Maack : „... die variations-statistischen Untersuchungen sind der andere Grundpfeiler der Phonetrie, da Messungen an empirischem Material nur dann miteinander verglichen werden dürfen, wenn die ’zufällige’ Streuung rechnerisch erwiesen ist.” (“Zur phonometrischen Untersuchungsmethode,” *ibid.*) And this method is followed by W. Bethge in his article “Phonometrische Untersuchungen zur Sprachmelodie”, *ibid.*

⁵ Cf. W. S. Allen : *op. cit.*; Armstrong—Ward : *op. cit.*; E. Palmer : *op. cit.*; K. Pike : *The Intonation of American English*, Univ. of Michigan, 1953. The opposite (deductive) method is used by Imre Molnár in „A magyar hanglejtés rendszere” [*The System of Hungarian Intonation*], Budapest 1954.

pitch. The interval between the bottom two lines corresponds to the so_1 - ti_1 range (low pitch), the second space from the bottom to the ti_1 - mi range (intermediate pitch), the third interval to the mi - la^1 range (high pitch), and the topmost space to the la^1 - do^1 range (extra-high pitch). (See Fig. 1.) The results of this mode of portrayal agreed in pitch with the kymograms obtained by the experimental method. (Compare Figs. 1 and 2.) I did not mark the stressed syllables within the sentences.

The most frequently used methods of depicting intonation have been the following :

1. Dashes (-) and dots (·) used to mark stressed and unstressed syllables respectively between two parallel horizontal lines (Klinghardt, Armstrong-Ward, Jones, Allen).

2. Numbers placed before the syllables (Pike, Wittig), arrows pointing upward or downward (Lee), arrows and dashes on different levels (Palmer), diagonal lines showing an ascent or descent (Sweet, Ripman) indicate relative pitch and the rise and fall of the melody.

3. Line tracing the curves of the melody above the words (Wittig).

4. Depicting on the staves of music (Csűry).

5. Combination of lines and notes (Tolnai).

6. Signs between three parallel horizontal lines (I. Molnár).

At the time of submitting this paper I have not yet completed my analysis of the intonation of the Hungarian settlers from Bukovina. I hope to supplement the present results with data from several additional approaches.

II

Types of Intonation Patterns

1. The intonation patterns collected (753 sentences of different contents and structures) were classified according to their melodic patterns. In my classification I considered the following :

a) the pitch of the end of the melody : the melody may end on the base-note (so_1) — see Fig. 3 ; in intermediate pitch (ti_1 - mi) — see Fig. 4 ; in high pitch (mi - la^1) — see Fig. 5,

b) the size and arrangement of the intervals of the melody (e. g. Figs. 6 and 7),

c) the general direction of the melody : it may be falling like the tunes up to now, or rising as in Fig. 8.

¹ Cf. W. Kuhlmann : op. cit.

The collected sentence-melodies form two main categories according to the pitch of the final tone : *Group I*, those melodically complete (ending on the base-note (so₁), and *Group II*, incomplete in melody (ending on any tone higher than the base-note). Within the first group, five, and within the second group, four *types*; and within the 9 types, a number of *variants* will be distinguished according to the sizes and sequence of the sound intervals and the general line (rise and fall) of the melody.¹

2. The detailed classification follows.

Group I

Type 1: The melody falls² from high pitch, and this general descent is broken by one or more drops² from a third to a sixth interval. In Variant *a*) the falling melody is interrupted by a drop of a fifth, and this drop is followed by another descent² touching on the base-note (see Fig. 9). In Variant *b*) the drop of a sixth in the melody to the base-note (so₁) is followed by a gently rising² melodic line (see Fig. 10*a*). The falling trend of Variant *c*) is broken by two drops of a third each, and the second drop is followed by a fall to the base-note (so₁) (see Fig. 10*b*). In the case of Variant *d*), after the falling motif spanning a fifth, the melody soars² a fourth, continues in a falling line, drops a third and finally concludes with a descent that reaches the base-note (see Fig. 10*c*).

Type 2 is characterized by a drop of a sixth following the first or second syllable, which is in high pitch (between mi and la'), and a falling trend touching on the base-note after the drop. In the case of Variant *a*) the drop of a sixth follows the first syllable (see Fig. 11). In the case of Variant *b*) the drop of a sixth comes again after the first syllable and is followed by a descent in waves, the step-by-step fall being interrupted by one or several rises of a second (see Fig. 12*a*). In the case of Variant *c*) the drop of a sixth follows the second syllable (see Fig. 12*b*).

Type 3 is distinguished by a drop of from a fourth to a sixth on the last syllable back to the base-note. In case of Variant *a*) the drop of a sixth is preceded by a slow descent from high pitch (fa) linked with a leap of a fourth

¹ In works on similar topics the intonation types are usually determined by the general line of the melody — (falling or rising) — (Allen : op. cit., p. 39; Armstrong—Ward : op. cit., pp. 4—24; W. R. Lee : English Intonation : A New Approach, Lingua, Vol. V, p. 368; Palmer : op. cit., p. 13; Sweet : op. cit., p. 37; Wittig : op. cit., p. 77.) In I. Molnár : op. cit., p. 18, the interval, and in Tolnai : Adatok a magyar hanglejtéshez [Data on Hungarian Intonation], Magyar Nyelv, XI, p. 115, the base-note, the interval and the rising or falling tendency determine the intonation types.

² For the purposes of this paper, fall or descent are taken to mean a gentle going down, and drop, a sharp, sudden descent. By the same token, rise should be interpreted as a gradual climb, while leap or soar are sudden, large-interval ascents.

(see Figs. 13*a* and 13*b*). In the case of Variant *b*) the drop of a sixth is preceded by a step-by-step rise starting from low pitch (la_1), and the soar of a third (see Fig. 14*a*). In Variant *c*) there is a descent from a high-pitched tone (so^1) before the drop of a fifth (see Fig. 14*b*). In the case of Variant *d*) the drop of a fourth assumes the form of a glissando, and the drop is preceded by a fall in waves, that is, a descent interrupted by small rises of seconds (see Fig. 14*c*).

Type 4 is characterized by the fact that the individual syllables in the sentence are separated from each other by intervals of fourths or fifths. The general line of the melody is falling, and the last syllable of the sentence touches the base-note (so_1). In the case of Variant *a*) the syllables follow each other in intervals of fourths or fifths, starting from a higher level (so^1) and going down in a steady descent (see Fig. 15*a*). The syllables of Variant *b*) follow each other, after a high-pitched start, in a combination of drops and leaps of about fourths or fifths (see Fig. 15*b*).

Type 5 is characterized by the connection of a rise and fall, both in tiny steps, without large intervals (see Fig. 16).

Group II

Type 1 is characterized by a step-by-step fall in an intermediate range (from ti_1 to mi), not touching on the base-note (so_1). In the case of Variant *a*) the descent is smooth and steady, and the melody never shifts its general line (see Fig. 17*a*). In the case of Variant *b*) the fall is gently waving, being interrupted by one or several rises of a second each (see Fig. 17*b*).

Type 2 is characterized by a soaring motif of a fifth or sixth the middle of the sentence, and then a step-by-step fall, without touching on the base-note. The tune of Variant *a*) starts with a drop of a sixth from a high tone (fa), which is followed by a leap of a sixth and then closes with a step-by-step fall (see Figs. 18*a* and 18*b*). In the case of Variant *b*) the sentence begins in the intermediary range (ti_1 - mi) with a gentle fall, and then, following a leap of a sixth, closes with a step-by-step fall (see Fig. 19).

Type 3 is characterized by a rising close, ascending in small intervals or combined with leaps of thirds. Variant *a*) is a combination of leaps of a third each beginning in low pitch (la_1), and does not shift its general line of melody (see Fig. 20*a*). The tune of Variant *b*) rises in small intervals in intermediary pitch (see Fig. 20*b*). In the case of Variant *c*) the gradual rise in the intermediate range (ti_1 - mi) is preceded by a step-by-step fall (see Fig. 20*c*).

Type 4 is characterized by the leap of a quart up on the last syllable, after the melody has first fallen from the intermediate range (re - mi) to the base-note (see Fig. 21).

Thus, a total of 22 different intonation patterns were observed and classified into nine types.

Among these patterns I/2*a*, I/2*b*; I/4*b*; II/1*a*, II/1*b* and II/3*b* occur in exactly the same form in the common language. Types I/1*a*, I/1*b*, I/1*c*, I/1*d*, I/3*a*, I/3*c*, I/4*a*; II/2*a*, II/2*b* and II/3*a* can also be heard in the commonly spoken language, but with smaller intervals and spanning a smaller range:

In the case of Type I/1*a*, the interval of the drop is a fifth in the dialect (cf. Fig. 9) and a third or at most a fourth in the common language¹ (see Fig. 22).

The interval of the drop in Type I/1*b* is a sixth in the dialect (cf. Fig. 10*a*), and a third or fourth² in the common language (see Fig. 23).

The two drops in Type I/1*c* span a third each in the dialect (cf. Fig. 10*b*), and only a second each in the common language (see Fig. 24).

The drops in I/1*d* are a fifth and a third in the dialect (cf. Fig. 10*c*), and a third and a second in the commonly spoken language (see Fig. 25). The expansion of the intervals and thus of the entire range lends a sing-song quality to this tune in the dialect which is not evident in the common-language form, where the intervals and the range are smaller.

The soaring interval of Type I/3*a*, a fourth in the dialect (cf. Figs. 13*a* and 13*b*), is reduced to a second or third in the common language (see Fig. 26).

The drop in Type I/3*c* is a fifth in the dialect (cf. Fig. 14*b*), and only a third in the common language (see Fig. 27).

The intervals of Type I/4*a* span fourths and fifths in the dialect (cf. Fig. 15*a*), and only seconds or thirds in the common language (see Fig. 28).

In the dialect the drops and leaps of Type II/2*a* encompass intervals of a sixth on a fifth (cf. Figs. 18*a* and 18*b*), but shrink to fourths or thirds in the common language (see Fig. 29).

The leap in Type II/2*b* is a sixth in the dialect (cf. Fig. 19), and only a fourth in the common language (see Fig. 30).

The leaping intervals of Type II/3*a* span thirds in the dialect (cf. Fig. 20*a*) and seconds in the common language (see Fig. 31).

Types I/2*c*, I/3*d*, I/5; II/3*c* and II/4 are not to be found in the intonation of the common language.³

Type I/3*b* does exist in the melodic stock of the common language, but only in the case of sentences with an inquisitive shading. In the dialect studied it occurs, however, only in sentences of a communicative intent, and that is why it is listed above.

¹ In order to make the comparison, I asked eight persons born and living in Budapest to repeat the sample sentences taken from the dialect, first recapitulating for them the original situation that elicited the sentences. The result was practically identical for every one of the eight Budapest people.

² In the case of this sentence it turned out that, whereas it follows a simple narrative tune in the dialect, it assumes a playful colouring in the common language.

³ This assertion is based again on the inflections and opinions eight persons of Budapest birth as well as my own observations in Budapest.

The tunes of Types I/2c, I/3d, and II/4 were produced by differences in stress, which are one of the features distinguishing the dialect studied from the common language.¹ In sentences of Type I/2c usually on the third syllable, and in those of Types I/3d and II/4 in the last syllable, there is an accent which is strange to ears trained to the commonly spoken language. This accent is of about equal intensity with the primary stress in Type I/3d, and has the effect of a secondary accent in Types I/2c and II/4. In Type I/3d there is a glissando on the last syllable, which bears the main accent.

When comparing and contrasting the melodic stock of this dialect with that of the common language, striking is the absence from the dialect of an intonation pattern quite frequent in the common language, namely the pattern in which there is a steady fall from the intermediate or high range to the base-note.² The falling pattern itself is a fairly frequent type of intonation in the dialect studied (II/1), but here the melody is restricted to the intermediate range and never touches the base-note. (Cf. p. 192.) This latter melodic pattern exists in the common language as well, but differs in mood and context greatly from the above-mentioned intonation pattern, which falls from the intermediate or high range to the base-note and is much more frequent. In the common language the falling progression of syllables, restricted there merely to the intermediate range, has usually a resigned colouring (as in the communicative sentences following the same melodic pattern in the dialect), whereas the fall of the melody to the base-note is a calm and indifferent statement without any "implication". I never came across this latter pattern in the material of this paper.

III

Distribution of Intonation Types according to Structure and Contents of the Sentences

Out of the 753 sentences, 476 were simple and 277 compound or complex. I found the usual classification according to the contents of the sentence into affirmative, interrogative, imperative and exclamatory sentences too narrow and unsatisfactory in my investigation of sentence melodies.³ The ordinary pigeonholing is not based on the examination of the sentence as an acoustic phenomenon: it wrenches the individual sentence from its natural environment

¹ This is a problem which I would like to investigate in the course of further research.

² Cf. Hegedűs: op. cit., pp. 23, 27, 29, Figs. 10a, 11a and 12a.

³ M. Grammont groups the sentences into only two main categories for the purposes of examining intonation: „... la phrase énonciative ordinaire et celui de tous les autres types de phrases: interrogatives, exclamatives, accumulatives, etc.” (Traité de Phonétique, Paris 1946, p. 133.)

or context and does not pay attention to intonation — which makes the sentence an expression of truth¹ by its suggestion of the context — when it divides it into affirmative, interrogative, imperative and exclamatory categories.

Let us take, for instance, the sentence: *Nem tudod megtenni.* (You cannot do it.) According to the traditional classification, this sentence is an affirmative sentence, or, if we put a questionmark at the end, it becomes an interrogative sentence. (In Hungarian the mere questionmark is enough, neither a reversal of the word order — *Can you not do it?* — nor a question tag — *You cannot do it, can you?* — is necessary, so the difference is all in the intonation and inflection.) But in truth the definition of the meaning is not so simple. The above Hungarian sentence can express any one of the following variations in meaning:

1. „A” wishes to convince „B” that „B” cannot do the thing under discussion. (See the intonation of this sentence on Fig. 11.) In this case the sentence can be regarded as a genuine communicative sentence.

2. „A” has requested something of „B”, but „B” has denied the request, so bitterly and reproachfully „A” repeats the negative sentence, throwing a last questioning look at „B”, just in case the latter has changed his mind. In this case the intonation is similar to the previous variation, but in lower pitch and with smaller range. Although the sentence has a communicative intent, this is shaded by an implied question, hence the definition of this kind of sentence: communicative sentence in a broader sense, with inquisitive shading.

3. „A” would like to ask something of „B” he is pretty certain „B” will refuse, but asks anyway. (This sentence would involve a change into „You cannot do it, can you?” in English.) (For Hungarian intonation see Fig. 34.) This is an inquisitive sentence, but the almost definite expectation of a negative answer gives it a communicative colouring — an inquisitive sentence with communicative shading.

4. „A” simply asks „B” whether he can or cannot do the thing in question. (“Can’t you do it?” For Hungarian inflection see Fig. 14a.) This is a genuine inquisitive sentence.

This problem with the traditional classification of sentences is observed by E. Zwirner in his article „Probleme der Sprachmelodie,” *Zeitschrift für Phonetik*, 1952, Vol. VI, Heft 1—2: „Es gibt Sätze . . . die die Form eines Fragesatzes haben, aber als Aufforderungen gemeint sind und solche, die wirklich auch eine Frage meinen.” O. von Essen, in *Grundzüge der hochdeutschen Satzintonation*, Ratingen 1956, pp. 53—57, devotes a special

¹ Cf. S. Karcevskij: “C’est précisément l’intonation qui fait la phrase . . . L’intonation . . . est le procédé par excellence d’actualisation . . . L’intonation de chaque phrase traduit l’attitude de son auteur à l’instant donné.” (Sur la Phonologie de la Phrase. Travaux du Cercle Linguistique de Prague, 4.)

chapter to this problem. He distinguishes between imperative sentences appearing in the form of a communication (Warnung und Aufforderung in der Form der Aussage) and imperative sentences assuming the form of questions (Fragen im Sinne von Befehlen). He classifies all these sentences as imperative sentences, irrespective of grammatical form, according to the intent of the speaker, and the situation or context. („Bekanntlich gibt es Aussprüche, die ihrer grammatischen Form nach wie Fragen aussehen, es aber dem Sinne und ihrer Funktion nach nicht sind. Sie sind dann Befehle . . .“ „Man hört. . . aussagende, der grammatischen Form nach terminal Aussprüche mit steigender Intonation. . . Der Ausspruch ist als Warnung gemeint.“)

For the purposes of the present paper the sentences will be classified, with due attention to the foregoing, according to the intent of the speaker and the context (situation). My terminology includes: *A*) communicative sentences, *B*) inquisitive sentences, *C*) orders, and *D*) expressions of emotion.

I. In Simple Sentences the numerical distribution of the different kinds of sentences is as follows: *A*) Communicative sentences: 312. Out of these:

1. Genuine communicative — 282
2. Communicative in broader sense with
 - a*) Inquisitive shading — 29
 - b*) Implied order — 1

B) Inquisitive sentences: 122. Out of these:

1. Question-word questions — 86, out of which
 - a*) Genuine inquisitive sentences — 18
 - b*) Inquisitive sentences in a broader sense with communicative shading — 68
2. Yes-or-no questions — 36, out of which
 - a*) Genuine inquisitive sentences — 8
 - b*) Inquisitive sentences in a broader sense with communicative shading — 28

C) Orders: 26. Out of these:

1. Genuine orders — 25
2. Orders in a broader sense with inquisitive shading — 1

D) Expressions of emotion: 16. All of these are genuine expressions of emotion.

II. The Compound and Complex sentences show the following numerical distribution of the different kinds of sentences:

A) Communicative sentences: 228. Out of these

1. Compound: 145, out of which
 - a*) Genuine communicative sentences — 139
 - b*) Communicative sentences in a broader sense with inquisitive shading — 16

2. Complex : 83, out of which

a) Genuine communicative sentences — 70

b) Communicative sentences in a broader sense with inquisitive shading — 13

B) Inquisitive sentences : 22. Out of these

1. Question-word questions — 14, all of which are inquisitive sentences in the broader sense with communicative shading.

2. Yes-or-no question — 8, out of which

a) Genuine inquisitive sentences — 3

b) Inquisitive sentences in a broader sense with communicative shading — 5

C) Orders : 19. Out of these

1. Compound — 12

2. Complex — 7

All of these are genuine orders (or requests).

D) Expressions of emotion : 8. All of them complex sentences, genuine expressions of emotion.

Now we shall examine the distribution and form of appearance of the different intonation patterns first in the category of simple sentences, and then in that of compound and complex sentences. (I do not intend to pay special attention to the emotional colouring of the intonation patterns.)

I. Simple Sentences

A) Communicative sentences. The most frequent were Types I/2c and I/2a.

1. *The most frequent intonation patterns of genuine communicative sentences were, in the order stated:*

Type I/2c (63 instances) : A pattern which does not occur in the commonly spoken language. Narrative tone relating a sequence of events, without any particular emotional shading. Only one-word sentences assume this pattern, or, in the case of longer sentences, this pattern is preceded by other melodic patterns. I/2c being the closing motif.

Type I/2a (56 instances) : This is the pattern taken by communications made in a definite and energetic tone.

Type I/1a (18 instances) : Pattern of anecdotic narratives.

Type I/2b (17 instances) : The disruption of the falling pitch with small rises gives an indefinite, hesitant character to the sentences.

Type II/1a (17 instances) : Weary, resigned statements follow this pattern.

Type I/1c (16 instances) : The one big drop of I/1a is broken into several smaller drops, and so the sentence loses from the effectively anecdotic character, assuming, instead, a calmly affirmative tone.

Type I/1*d* (15 instances) : A pattern of drawn-out narration.

Type I/1*b* (12 instances) : Closest to Type I/1*a* both in form and mood, but, as a result of the step-by-step rise following the drop, it loses the anecdotic air and assumes a naively story-telling character.

Type I/3*d* (10 instances) : An emphatic pattern, missing from the commonly spoken language.

Type I/3*a* (9 instances) : A pattern of humorous colouring.

Type I/5 (9 instances) : A calmly communicative pattern, missing from the commonly spoken language.

Type II/3*a* (8 instances) : The melodic pattern of officious, fussily self-important statements.

Type I/4*b* (7 instances) : Pattern of indignation.

Type II/3*b* (6 instances) : Communications suggesting a bitter state of mind.

Type II/2*a* (5 instances) : Pattern of cheery, informal narration.

Type II/2*b* (5 instances) : Pattern of narrative with atmosphere.

Type I/4*a* (5 instances) : Pattern of communications reflecting an excited state of mind.

Type II/1*b* (4 instances) : The fragmented melody gives this pattern an enervated tone.

2. The intonation patterns of communicative sentences in a broader sense were

a) With inquisitive shading :

I/3*b* (21 instances) ; II/4 (6 instances, pattern missing from commonly spoken language, II/3*c* (2 instances), pattern missing from commonly spoken language.)

b) With implied order :

I/1*d*.

It can be observed that the great majority of the sentences examined (257 out of 305) have melodies belonging to Group I intonation patterns, whereas from Group II only Types 1 and 2 occur with significant frequency.

The statistical frequency of the different patterns in communicative sentences is graphically shown on Fig. I.

B) Inquisitive sentences

1. Question-word questions. Their stock of intonation patterns is essentially the same as that of the communicative sentences, with certain differences in form.¹

¹ Molnár : op. cit., p. 21 ; Csúry and Hegedűs make no mention of the similarity of intonation in the two types of sentences.

The most frequent intonation patterns were Types II/1a, I/2a, and I/2c.

a) The melodic patterns of genuine inquisitive sentences were the following:

Type I/3c (9 instances): Sentences of an intensively inquisitive character. Affirmative sentences were not found in this pattern. Ears trained to the commonly spoken language seem to hear the intonation of a repeated question in this pattern, but in the dialect studied the pattern does not suggest repetition of a question.¹ (Cf. Fig. 14b.)

Type II/4 (9 instances): The leap at the end of the melody is greater in inquisitive sentences than in communicative sentences following the same pattern. (Cf. Figs. 21 and 32.)

b) The melodic patterns of inquisitive sentences in the broader sense were the following:

Type II/1a (18 instances): The only difference in form from communicative sentences of the same pattern lies in the smaller intervals of the fall in the case of inquisitive sentences (approximately 1-tone intervals) than in the case of communicative sentences (1/2-tone intervals). The weary, resigned shading of communicative sentences of this pattern can be discovered only in one case among the inquisitive sentences, otherwise these sentences generally evoke a scared or surprised state of mind. (Cf. Fig. 17a and 33.)

Type I/2a (18 instances): Differs from communicative sentences of a similar pattern in having approximately 1-tone intervals between the individual tones of the descent, whereas the intervals are reduced to about 1/2-tones in the case of communicative sentences. While the communicative sentences following this pattern are usually plain, unvarnished statements of an energetic nature, the corresponding inquisitive sentences are of an almost aggressive character. (Cf. Figs. 11 and 34.)

Type I/2c (10 instances): Differs from communicative sentences of this pattern because the two opening syllables are not of the same pitch, but show a gently rising trend. This is the pattern of sullen questions. (Cf. Figs. 12b and 35.)

Type I/1a (5 instances): Differs from the communicative sentences of this pattern in having larger intervals between the high-pitched tones. In contrast to the effective, anecdotic character of the communicative sentences, the inquisitive sentences of this pattern suggest a brooding feeling. (Cf. Figs. 9 and 36.)

Type I/3a (5 instances): Whereas the communicative sentences of this pattern have a leap of a fourth at the end, the intervals in the fall are about 1/2-tone intervals, there is a final leap of a fifth and one-tone intervals in the

¹ The above statement rests on further investigations of additional material.

falling motif in the inquisitive sentences. The tone suggests wondering or guessing. (Cf. Figs. 13*a*, 13*b*, and 37.)

Type I/1*c* (4 instances): The range is greater than in the case of communicative sentences following a similar pattern. Reproachful shading. (Cf. Figs. 10*b* and 38.)

Type I/4*a* (4 instances): There is a difference in the size of the intervals from those in the communicative sentences of the same pattern: the first interval of the communicative sentences is larger than the next one, and in the case of the inquisitive pattern it is the other way around. These sentences suggest surprise. (Cf. Figs. 15*a* and 39.)

Type II/1*b* (3 instances): The intervals in the inquisitive sentences are smaller than in the communicative sentences following the same pattern. (Cf. Figs. 17*b* and 40.)

Type I/5 (1 instance): The entire melody is pitched higher than that of the communicative sentences following the same pattern. (Cf. Figs. 16 and 41.)

The distribution of the different intonation patterns among inquisitive sentences of the question-word type is graphically shown in Fig. II.

2. *Yes-or-no questions.* The intonation types occurring in this group were found to correspond with the melodies of the question-word questions of the same pattern with small differences in form. This is a surprising finding in view of the fact that earlier works treating the commonly-spoken language and the Szamoshat dialect of Hungary found different intonations in the two types of questions.¹

Patterns I/2*c* and II/1*b* were the most frequent in yes-or-no questions.

a) The following melodic pattern was found in genuine inquisitive sentences:

Type I/3*c* (8 instances): The intervals of the gentle fall preceding the drop are larger than in the case of question-word questions following the same pattern. (Cf. Figs. 14*b* and 42.)

b) The melodic patterns of inquisitive sentences in the broader sense, with communicative shading were the following:

Type I/2*c* (12 instances): The range is greater than in the case of question-word questions of the same type, and this difference of form gives a special emphasis to the yes-or-no questions. (Cf. Figs. 35 and 43.)

Type II/1*b* (12 instances): More highly pitched than the melody of question-word questions following the same pattern. (Cf. Figs. 40 and 44.)

¹ Cf. Hegedűs: op. cit., p. 37; Molnár: op. cit., pp. 20, 26; Csűry: op. cit., pp. 160, 163.

Type I/1a (2 instances) : The range is bigger than in the case of question-word questions following the same pattern. These sentences have a self-important air. (Cf. Figs. 36 and 45.)

Type I/2a (2 instances) : corresponds in form to the melody of the question-word questions following the same pattern. (See Fig. 34.)

Types I/4b and 5 supply only one example each.

In Type I/4b there is a glissando on the "e" question tag at the end of the sentence. The sentence is emphatic.

Fig. III is a graphic representation of the statistical distribution of the different intonation patterns found among inquisitive sentences of the yes-or-no question type.

C) Orders

The stock of melodic patterns was found to be more or less common with that of the communicative sentences,¹ but the melodies were in higher pitch.

1. The melodic patterns of genuine orders were the following:

I/2a (6 instances), I/4a (6 instances), I/1a (3 instances), I/2c (3 instances), II/1a (2 instances), I/4b (2 instances), I/2b, I/3a, II/1b, II/3a (1 instance each).

2. The melodic pattern of orders in the broader sense with inquisitive shading was:

II/4 (See Fig. 46.)

The distribution of the melodic patterns is graphically shown in Fig. IV.

D) Expressions of emotion

On the basis of the few samples available, it seems that Type I/2a is the most frequent. This supposition (at present we would not be justified in calling it a result yet) is supported by evidence from the examination of additional material, which, however, also suggests that Types II/1a and II/3a are also frequent.

According to the material used in the present paper, the order of frequency is the following (all these are genuine expressions of emotion) :

Type I/2a (5 instances) : The melody spans a wider range than in the communicative sentences and orders. A sudden instinctive exclamation. (See Fig. 47.)

¹ Cf. Molnár : op. cit., p. 21. Csúry and Hegedűs : op. cit., mention no similarity of intonation.

Type II/1a (4 instances): The melody corresponds to that of the communicative sentences following the same pattern, but is in lower pitch. The melody suggests shock. (Cf. Fig. 17a and 48.)

Type I/4a (4 instances): The melody encompasses a wider range than in the case of communicative sentences of a similar pattern. The "feel" of the sentence is surprised exclamation. (Cf. Figs. 15a and 49).

The intonation patterns below are illustrated by only one sample each.

Type I/1a: The melody is like that of the communicative sentences of the same pattern, but spans a wider range. A sigh-like exclamation. (Cf. Figs. 9 and 50.)

Type I/1c: The range of the melody is smaller than that of the communicative sentences following a similar pattern. A frightened exclamation. (Cf. Figs. 10b and 51.)

Types II/1b: The melody coincides with that of the intonation pattern of the same type of order. (Cf. Fig. 17b). Suggests fright. (See Fig. 52.)

The intonation patterns of expressions of emotion were found to be the most closely related to those of the communicative sentences.¹ But there is a slight difference in range — I/1a, I/1c, I/2a, I/4a — and in pitch — II/1a.

See Fig. V for a graphic representation of the statistical distribution of the melodic patterns in expressions of emotion.

The distribution of the different types of intonation patterns within the Group of Simple Sentences according to the contents of the sentence is summarized in the following table:

- A) 1. Types of intonation patterns in genuine communicative sentences:
I/1a, I/1b, I/1c, I/1d, I/2a, I/2b, I/2c, I/3a, I/3d, I/4a, I/4b, I/5; II/1a, II/1b, II/2a, II/3a, II/3b.
2. Types of intonation patterns in communicative sentences in the broader sense:
a) with inquisitive shading: I/3b; II/4
b) with implied order: I/1d
- B) 1. Types of intonation patterns in genuine inquisitive sentences:
a) question-word questions: I/3c; II/4
b) yes-or-no question: I/3c
2. Types of intonation patterns in inquisitive sentences in a broader sense, with communicative shading:

¹Cf. Molnár: op. cit., p. 21. Csúry and Hegedűs mention no kinship in intonation.

- a) question-word questions : I/1a, I/1c, I/2a, I/2c, I/3a, I/4a, I/5 ; II/1a, II/1b
 b) yes-or-no questions : I/1a, I/2a, I/2c, I/4b, I/5 ; II/1b

C) 1. Types of intonation patterns in genuine orders:

I/1a, I/2a, I/2b, I/2c, I/4b, II/1a, II/1b, II/3a

2. Type of intonation pattern in orders in a broader sense: II/4.

D) Types of intonation patterns in genuine expressions of emotions

I/1a, I/1c, I/2a, I/4a ; II/1a, II/1b

1. If we examine the distribution of the different intonation patterns in the different kinds of sentences on the basis of the above table, we shall find certain relations between some of the sentence types. It will be seen then that the genuine communicative sentences, the inquisitive sentences in a broader sense with a communicative shading, the genuine orders and genuine expressions of emotion on one hand; and the genuine inquisitive sentences, the communicative sentences in a broader sense with inquisitive shading, and the inquisitive sentences in a broader sense with implied order on the other — draw essentially on the same stock of melodic patterns.

This would indicate a) that from among the 4 kinds of sentences (communicative, inquisitive, order, expression of emotion), only the strictly communicative and strictly inquisitive sentences are distinguished by their intonation patterns, whereas the orders and expressions of emotion follow the intonation patterns of the communicative sentences;¹ and b) that the inquisitive sentences with communicative shading follow the intonation patterns of genuine communicative sentences, and the communicative sentences with inquisitive shading follow the melody of genuine inquisitive sentences.²

Two questions will be raised in connection with this double conclusion drawn from the above table: (a) What gives the sentences their communicative or emotional character despite the similarity of their intonation to that of communicative sentences? (b) What gives the inquisitive sentences with communicative shading an inquisitive feature on one hand, and to communica-

¹ Cf. Molnár: op. cit., p. 21; Hegedűs and Csűry do not mention any similarity in intonation patterns among the different kinds of sentences.

² Hegedűs and Csűry: op. cit., distinguish between the melodic patterns of the affirmative and the interrogative sentences, and within the group of interrogative sentences between the melodic patterns of question-word questions and yes-or-no questions. Molnár sees a relationship between the intonation patterns of question-word questions and affirmative sentences, but distinguishes the intonation of yes-or-no questions both from that of affirmative sentences and from that of question-word-type interrogative sentences.

tive sentences with inquisitive shading a communicative or order-like feature on the other, despite the melodic similarity of the former to genuine communicative, and of the latter to genuine inquisitive sentences?

The agreement in melodic pattern of the genuine orders and genuine expressions of emotion does not raise any doubt regarding the contents or meaning of either kind of sentence, for the two kinds of sentences are distinguished by their respective grammatical forms and contents from other kinds of sentences. (No one will hesitate to call the request "Give me my pen!" an order, and the exclamation „Oh, how beautiful!" an expression of emotion.) We mentioned on p. 201. that these two kinds of sentences have intonation patterns essentially common with the genuine communicative sentences, except for range and pitch. The genuine communicative sentence and the inquisitive sentence in a broader sense with communicative shading are distinguished from each other in grammatical form, the question-word questions of the latter kind having a question word at the beginning, and the yes-or-no questions a question tag *-e* at the end in Hungarian.

Grammatical form marks the decisive difference between genuine inquisitive sentences and inquisitive sentences with communicative shading also: namely, the question-words of question-word questions. Although in Hungarian the yes-or-no-type of inquisitive sentences do not differ from the communicative sentences in grammatical form, nevertheless — since only pattern-type I/3c was found in the material of this paper (8 sentences), and this pattern was not found in communicative sentences — there can be no mistake as to the communicative or inquisitive character of the sentences. To all this are added the differences in interval and pitch in the intonations of the two types of sentences, and finally, the context (situation), the tone-colour and the quality of the tone, the mimicry and other phenomena accompanying speech.¹

2. It is likewise evident that among the intonation patterns found in communicative sentences eight (I/1b, I/1d, I/3b, I/3d; II/2a, II/2b, II/3b, II/3c) are not found with other types of sentences, that is, they are characteristic of the communicative sentences exclusively (it should be noted that, except for Types I/3b and II/3c, the patterns listed are found with genuine communicative sentences only); and that the pattern characteristic of question-word questions and yes-or-no questions — I/3c — is also found only with inquisitive sentences.

3. On the basis of the above, the question will be asked: do the different kinds of sentences have their distinguishing stock of intonation patterns,

¹ Cf. W. R. Lee: English Intonation: A New Approach, *Lingua*, Vol. V, No. 4, 1956, p. 363. „... it is not intonation, but some other structural element which, together with the context, enables us to distinguish a yes-or-no question... from any kind of statement.”; and S. Trubetzkoy: *Grundzüge der Phonologie*, p. 201, Prague 1939: „... die Höhe des Stimmungsregisters (dient) zur Unterscheidung eines Fragesatzes von einem nicht abgeschlossenen Aussagesatzes.”

or do they draw from a common stock? Let us enumerate the arguments which support a distinguishing stock of patterns for each type and those which speak against it. The difference in the intonation of genuine communicative sentences and of inquisitive sentences, and the fact that some intonation patterns are followed exclusively by communicative, and others exclusively by inquisitive sentences — would speak for an independent melodic stock for each of the different kinds of sentences. But a more thorough examination of the foregoing will reveal that these two arguments are rather weak. Separate melodies, as we have seen, exist only for the communicative and the inquisitive sentences, whereas the other two kinds of sentences draw on a stock of intonation patterns common with either the communicative or the inquisitive sentences; moreover, even of these two kinds only the genuine communicative or the genuine inquisitive sentences have their own distinctive patterns. In every-day speech, however, border-line cases are just as frequent as, and often more frequent than genuine types. (The statistics of the sentences treated in this paper may be somewhat extreme though: Out of 122 inquisitive sentences only 26 are genuine questions, whereas out of 312 communicative sentences as many as 282 are genuine communications. The reason for this is that the test-material was largely of a narrative or story-telling character — that is, of an essentially communicative nature — and the questions which occurred also blended into the narrative /communicative/tone.) This problem can then not be determined solely on the basis of the genuine types, for these are only subcategories — and, as we have seen, not even the most frequent subcategories — of the communicative and inquisitive categories respectively. Furthermore, the statistics of the intonation patterns show that the intonation patterns exclusive to either the communicative or the inquisitive sentences are infrequent (occurring in from 1 to 15 samples as compared to 63 samples of the non-exclusive Type I/2c in communicative sentences), and so they cannot be considered as the most characteristic intonation patterns of their respective sentence types. The intonation patterns most frequently found in the two kinds of sentences (I/2c, I/2a; II/1a, I/2a, I/2c, II/1b) respectively, are common to both.

The conclusions that suggest themselves from the material of this paper then indicate that the different kinds of sentences draw substantially on the same stock of intonation patterns. The fact that the two basic kinds of sentences (communicative and inquisitive) have each some of their own characteristic intonation patterns, which have become attached to the strictly communicative or strictly inquisitive intent of the speaker, is nor contrary to this conclusion. The coming into existence of specifically communicative and specifically inquisitive intonation patterns is probably connected with the identity in form of the two basic categories of sentences (especially the communicative and the yes-or-no type of inquisitive sentence) in Hungarian.

II. Compound & Complex Sentences

The intonation of the compound and complex sentences is constituted from combinations of the melodies of simple sentences : the intonation patterns we have seen in the foregoing were found in the compound and complex sentences as well. The relationships in intonation observed in the different types of simple sentences as well as the melodic differentiation between the genuine cases of the communicative and of the inquisitive sentences were found within the group of compound and complex sentences also, and no separate treatment of this topic is made here again.

A) Communicative sentences

1. Complex

Separate melodic patterns are followed by the main and by the subordinate clauses, except for two cases where the main and subordinate clauses blend in a single melodic pattern. The exceptions follow intonation pattern I/1a and I/1d.

The distribution of the different intonation patterns in the main and the subordinate clauses is shown in the table below.

Intonation Pattern	No. of Instances	Main Clause		Subord. Clause	
		Introductory	Concluding	Introductory	Concluding
II/2a	41	5	—	36	—
I/1a	22	—	18	1	3
I/2c	18	—	16	1	1
II/1a	15	2	1	12	—
I/3b	14	—	10	2	2
I/3d	8	—	6	1	1
II/3b	8	2	1	5	—
II/3a	6	2	—	4	—
I/2a	5	—	3	—	2
II/2b	5	1	—	4	—
II/4	4	—	1	3	—
I/1d	4	—	3	—	1
II/1b	4	1	—	3	—
I/4b	3	—	2	—	1
I/3a	3	—	2	—	1
I/1b	3	—	2	1	—
I/1c	3	—	3	—	—
I/2b	1	—	1	—	—

The above table shows that :

a) There were 84 occurrences of intonation pattern types of Group II, and 83 occurrences of intonation pattern types belonging to Group I in the complex sentences. Out of the 84 Group I patterns, 66 occurred in main clauses in the concluding part of complex sentences, 12 in concluding subordinate, and 6 in introductory subordinate clauses. Out of the 83 Group-II patterns, 67 were found in introductory subordinate clauses, or, in case of more than two clauses in the sentence, in subordinate clauses coming in-between — 13 occurred in introductory main clauses, and 3 in concluding main clauses. Thus, in the dialect studied, we found the following structure in complex communicative sentences :

Subordinate clause Group-II intonation	+	main clause Group-I intonation	=	66 insts.
Main clause Group-II intonation	+	subordinate clause Group-I intonation	=	12 insts.
Subordinate clause Group-I intonation	=	main clause Group-II intonation	=	3 insts.

That is, in the dialect the most frequent form of the complex communicative sentence is : introductory subordinate clause in Group-II intonation, followed by concluding main clause in Group-I intonation.

b) As to the frequency of the different intonation types, II/2a leads the way (mostly in introductory subordinate clauses) and I/1a comes second (mostly in concluding main clauses). Examining the different combinations of intonation patterns, we found that only II/2a + I/1a is a typical pair. (See Fig. 53.)

2. Compound sentences

Each member of the compound sentence follows its own independent intonation pattern. There were only 2 cases in which both coordinate members followed the same pattern, and this pattern was I/1d in both cases.

The table below shows the distribution of the different types of intonation patterns in the members of compound sentences.

The table shows that there are 118 occurrences of Group-I intonation-pattern types and 203 of Group-II intonation-pattern types in compound sentences. Out of the 118 occurrences of Group-I patterns, 113 are in the concluding, and 5 in the introductory or in-between members of the compound sentence. Out of the 203 occurrences of Group-II intonation patterns, 23 appear in the concluding member, and 180 in the introductory or in-between member of the compound sentence.

Intonation Pattern	No. of Instances	As Concluding Member	As Introductory or in-between Member
II/2a	85	11	74
II/1a	44	9	35
II/3b	30	3	27
I/2c	27	25	2
I/1a	23	23	—
II/3a	21	2	19
I/3d	14	12	2
I/4a	13	13	—
II/2b	12	2	10
I/1d	11	11	—
II/1b	8	1	7
I/3b	7	6	1
I/4b	7	7	—
I/3a	4	4	—
I/1c	4	4	—
I/2b	3	3	—
II/4	3	2	1
I/5	3	3	—
I/1b	2	2	—

In summary, the material indicates the following structures in compound communicative sentences :

a) One or more
Group-II pattern(s) + Group-I pattern = 113 insts.

b) One or more'
Group-I or + Group-II pattern = 30 insts.
Group-II pattern(s)

with structure *a*) being the more common by far.

Types I/2c and I/1a are the most frequent types in concluding members.

Type II/2a is the most frequent type in introductory or in-between members.

If we examine the combinations of the different patterns, we shall find the pair II/2a + II/2a the most frequent (22 instances). Less frequent are the II/2a + II/1a pair (16 instances), II/1a + II/1a pair (7 instances), II/2a + I/1d (5 instances), and I/4b + II/1a (5 instances). Other combinations were rare.

If we compare the first member of a compound communicative sentence with a simple communicative sentence of the same intonation pattern, we

shall find a slight difference : The melody of the first coordinate of a compound sentence ends always in higher pitch than that of a simple sentence following the same pattern type, indicating the unfinished nature of the thought. (See Fig. 54.)

Both in the case of complex and that of compound communicative sentences, the concluding clauses of the genuine communicative sentences follow intonation-pattern types I/1a, I/1b, I/1c, I/1d, I/2a, I/2b, I/2c, I/3a, I/3d, I/4b, I/5 ; II/1a, II/3d, whereas the concluding clauses of the communicative sentences in a broader sense with inquisitive shading follow Types I/3b and II/4.

B) Inquisitive sentences

The test-material contained only complex, but no compound sentences.

Question-word questions

The main and subordinate clauses follow the same melodic line.

The following intonation-pattern types were found in the material of this paper : I/3c (8 instances), I/1d (3 instances), I/1c (3 instances).

Yes-or-no questions

The main and subordinate clauses follow their own separate patterns of intonation. The genuine inquisitive sentences appear in I/4b + II/4 combination. Inquisitive sentences in the broader sense with communicative shading follow the patterns II/2b + I/3c and II/4 + I/2a. The main clause was found to precede the subordinate clause in every case.

C) Orders

1. Compound

The coordinate clauses each followed their own melodic patterns. The distribution of the different intonation pattern types was the following :

Intonation Pattern	No. of Instances	As Concluding Member	As Introductory or in-between Member
I/1a	6	4	2
II/1a	5	2	3
II/1b	3	1	2
I/1d	3	3	—
II/2a	3	—	3
I/3a	2	1	1
I/5	1	1	—
II/4	1	—	1

The above table indicates the following structure for the compound orders found in the material of this paper :

a) Group-II pattern + Group-I pattern = 9 insts.

b) Group-II or
Group-I pattern + Group-II pattern = 3 insts.

Here again structure a) was much more common.

Type I/a1 in the concluding clause (is the most frequent, with II/1a) in the introductory clause coming second.

The most frequent pair is II/1a + I/1a.

Essentially every coordinate member can be regarded as an independent simple order in meaning, but the melodic patterns, nevertheless, do not show complete agreement with the simple orders of their pattern types. The intonation patterns in introductory coordinates agree with the communicative sentences following that pattern, and the concluding clauses correspond in melody with the simple order.

2. Complex

The individual clauses follow their own separate intonation patterns. The different types of intonation patterns show the following distribution in the main and subordinate clauses :

Intonation Pattern	No. of Instances	Main Clause		Subordinate Clause	
		Introductory	Concluding	Introductory	Concluding
II/3c	4	4	—	—	—
I/1a	3	—	—	—	3
I/2c	2	—	—	—	2
I/4b	2	—	—	—	2
I/1a	1	1	—	—	—
I/3d	1	1	—	—	—
I/5	1	1	—	—	—

The table indicates that out of the intonation types occurring in complex orders, 9 belong to Group I, and 5 to Group II. Out of the 9 Group-I patterns, 7 appear in concluding subordinate clauses and 2 in introductory main clauses. Out of the 5 Group-II patterns every one appears in introductory main clauses. Thus the structure of complex orders is the following :

Main clause + subordinate clause
Group II or I pattern + Group I pattern

The most frequent combination of intonation patterns is II/3c + I/1a.

D) Expressions of emotion

The test-material contained no compound expressions of emotion, only complex.

Main and subordinate clauses were found to blend into a simple melodic line : Type I/1a. The melody of the sentences corresponded with the intonation patterns of simple exclamations.

*

1. The analysis of the intonation patterns of compound and complex sentences did not raise additional problems. Compound and complex sentences draw from a melodic stock that is common with that of the simple sentences, expect that the relative distribution of the different intonation pattern types in the different kinds of sentences is different. (See Figs. VI and VII.)

The dominant intonation patterns of the different kinds of sentences within the simple sentences on one hand, and the compound and complex sentences on the other, were the following :

Kind of Sentence	Simple Sentences	Compound & Complex Sentences
Communicative	I/2c, I/2a	II/2a, I/1a
Question-word questions	II/1a, I/2a	I/3a
Yes-or-no questions	I/2c, II/1b	I/4b
Orders	I/2a	I/1a
Expressions of emotion.....	I/2a	I/1a

2. The order of the clauses in complex sentences is not the same for all kinds. In the case of communicative sentences the sequence : subordinate clause + main clause is the most frequent. The concluding clause follows in the great majority of the cases an intonation pattern belonging to Group I.

3. The clauses of complex and the coordinates of compound sentences generally follow different intonation pattern types, with the exception of question-word questions and expressions of emotion, in which the members merge into a single melodic pattern type.

4. There is only one typical combination of the different intonation pattern types for the other kinds of compound and complex sentences :

Complex communicative sentences :	II/2a + I/1a
Compound communicative sentences :	II/2a + II/2a
Yes-or-no questions :	I/4b + II/4
Compound orders :	II/1a + I/1a
Complex orders :	II/3c + I/1a

IV

I n t o n a t i o n P a t t e r n s o f I n t e r p o s i t i o n s

Not considered in the classification according to the structure and meaning of the sentences, the interpositions, or parenthetical phrases and expressions, are an interesting field of investigation in melodic patterns — especially in dialects.

In the dialect studied, there are two frequent forms of interpositions :

1. Short interpositions consisting of one word — *aszongya*/he says/ — ; in this type the intonation merges always with the melody of the sentence. (See Fig. 55.)

2. Longer interpositions, usually the length of an extended simple sentence.

a) the interposition follows, that is, repeats, the melody of the previous clause (see Fig. 56)

b) the interjection appears in a new pattern of intonation independent of the previous pattern (see Fig. 57).

V

P a u s e s i n S p e e c h¹ a n d t h e i r R e l a t i o n s h i p t o I n t o n a t i o n

A pause usually signifies the closing of a thought. In this particular dialect, however, one can often observe long pauses which would seem natural at the end of the sentence, in the middle of sentences, too. In these cases the pause — 1. either breaks phrases which belong together by sense, breaking up the intonation pattern (see Fig. 58), or 2. often links clauses or phrases independent from each other into a single melodic pattern (See Fig. 59).

VI

S u m m a r y

1. In our examination of the intonation of the Hungarian settlers from Bukovina, we distinguished 22 intonation patterns, and we classified them, according to pitch, the size and sequence of intervals, and the rise and fall of the melody, into 9 different types. (See pp. 191—92.)

2. Six of these intonation patterns can be found in the same form (see p. 193.), and 10 with slight differences in form, in the commonly spoken language (see p. 193.), but 6 are missing from the intonation of the common language.

¹ I intend to make the pauses in the dialect a further topic of investigation. Here I wish to treat only a peculiar kind of pause and its effect on intonation.

age (see p. 193.) — constituting dialectal intonation on patterns. Three of these latter (dialectal) types are related to peculiar patterns of stress unknown in the commonly-spoken language. A frequent intonation pattern of the common language is missing from the stock of this dialect (see p. 194.).

3. Both the simple, and the compound and complex sentences, and within them the different kinds of sentences, draw essentially on a common melodic stock. (See p. 205.) This general finding holds true despite certain observations that can be made if the sentences are reclassified according to their contents (see p. 196.). These observations are :

- a) genuine communicative and genuine inquisitive sentences are distinguished by their melodies and do not possess any common intonation patterns ; there are a few intonation patterns characteristic of one of these two types not occurring with other types of sentences, but appearing exclusively in communicative, or exclusively in inquisitive sentences (see pp. 203—5.).
- b) the intonation patterns of the inquisitive sentences in a broader sense with communicative shading are common with the intonation patterns of the genuine communicative sentences ; and the intonation patterns of the communicative sentences and orders, both in the broader sense and with inquisitive shading, are common with those of the genuine inquisitive sentences (see p. 203—5.).

This finding is surprising in view of the earlier investigations of Hungarian intonation, which report the melodic differentiation of the different kinds of sentences — in the first place melodic differences between the affirmative and the interrogative sentences, and in the second, between the question-word questions and the yes-or-no questions of interrogative sentences.

4. Although — as it was stated in the previous points — the melodic stock of the simple and the complex and compound sentences is basically common, and the problems are also common for these two groups of sentences, nevertheless the separate treatment of the intonation of the two groups was useful because the different distribution of the intonation pattern types in the two structurally different sentence groups did reveal certain differences in intonation (see p. 211.).

5. The same intonation pattern was modified in the different kinds of sentences in size of the intervals, total range and pitch (see pp. 198—202.); slight differences of this type evident in the basically identical intonation patterns of simple sentences and the first coordinate members of compound sentences (see pp. 208—9).

6. The individual clauses of complex, and the individual members of compound sentences usually follow different intonation patterns. The combinations of intonation patterns show a rather heterogenous picture, with only one

pair of patterns occurring with any regularity for every kind of sentence. The conclusion of the compound and complex sentences with a Group-I pattern was a general feature.

7. The intonation of the dialect of the Hungarian settlers from Bukovina was found to differ from the intonation of the commonly spoken language in the following:¹

- a) in the presence of intonation patterns not found in the common language (see p. 193.)
- b) in slight differences in the forms of intonation patterns held in common with the common language (see p. 193.)
- c) in the relative distribution — different from that in the common language — of the different kinds intonation pattern types in the different kinds of sentences, and so in the dominant intonation patterns of the different kinds of sentences (see p. 211.)
- d) in the absence of an intonation pattern frequently found in the commonly spoken language (see p. 194.)
- e) in the common melodic stock of communicative and inquisitive sentences and both the question-word-type and the yes-or-no type inquisitive sentences as well.

ИНТОНАЦИЯ ВЕНГЕРСКИХ ПОСЕЛЕНЦЕВ БУКОВИНЫ

(Резюме)

В ходе исследования интонации венгерских поселенцев Буковины я различала 22 вида интонации, отличая друг от друга интонацию, характерную для литературного языка, интонацию, отличную от литературной лишь в некоторых нюансах и, наконец, интонацию, характерную только для данного диалекта. На основе формальных особенностей мелодии (ход, направление её, и т. д.) я выделила 9 типов. Разделение типов мелодии по видам предложений исследовано мной путем статистики.

Оказывается, что как простые, так и сложные предложения, и отдельные их виды имеют по сущности общие интонационные особенности, разница только в разделении типов мелодии по видам предложений, в пропорции. Это положение остаётся действительным и в том случае, если предложения классифицируются по иному принципу, то есть: а) у предложений, выражающих сообщение или интерес в узком смысле, нет общих типов мелодии, в) типы интонации предложений, выражающих интерес в широком смысле имеющих оттенок сообщения, совпадают с типами у предложений, выражающих интерес в узком смысле; типы интонации предложений, выражающих сообщение или повеление в широком смысле, имеющих оттенок интереса, совпадают с типами у предложений, выражающих интерес в узком смысле.

Та же самая мелодия у различных видов предложений изменяется в интервале, в диапазоне, в направлении звука, и т. д.

Отдельные части сложного предложения обычно обнаруживают разные интонационные особенности. Комбинация отдельных типов мелодии является гетерогенным. Заканчивание предложений с типом интонации, относящейся к I. группе (оканчивающейся на основном тоне), можно считать всеобщим явлением.

К. Магдич

¹ The below conclusions are based on the comparison with the now known results of research on Hungarian intonation of the commonly spoken language.

<i>extra - high pitch</i>	do ti la
<i>high pitch</i>	szo fa mi
<i>intermediate pitch</i>	re do ti
<i>low pitch</i>	la szo

Fig. 1.

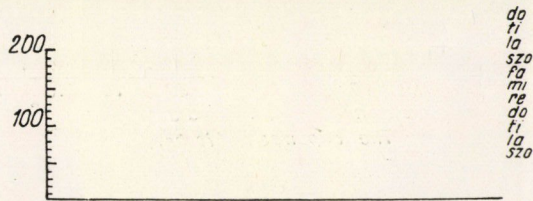
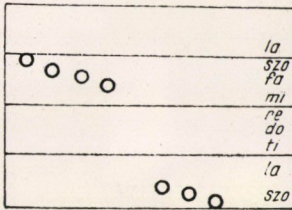
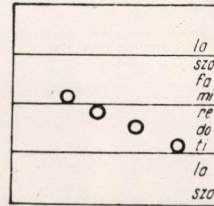


Fig. 2.



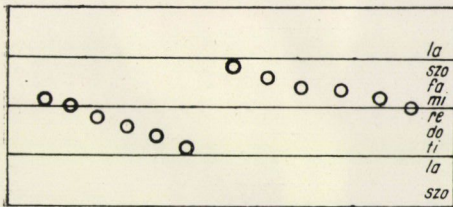
A sapka a fejt be
The cap was on his head

Fig. 3.



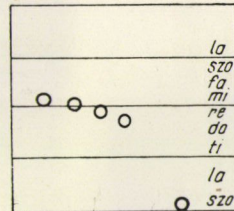
Kesztem jőrní
I started to go

Fig. 4.



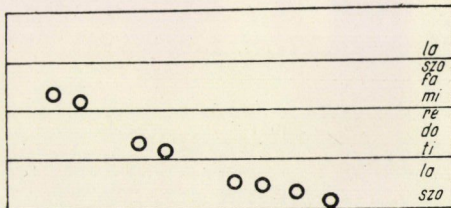
Behusztunk oda a Damakos Jánoshoz
We dropped in on John Damakos

Fig. 5.



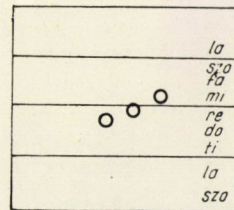
Mijem bórnyu volt?
What was the calf like?

Fig. 6.



Émmég jobbam mégijettem
I got even more scared

Fig. 7.



Elmántem
I left

Fig. 8.

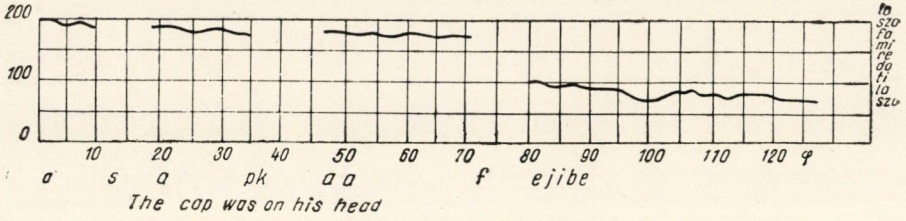
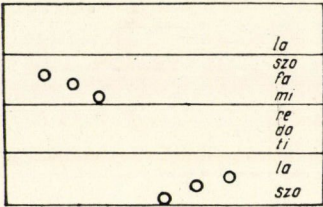
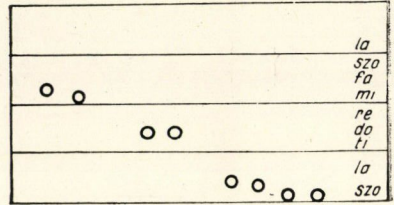


Fig. 9.



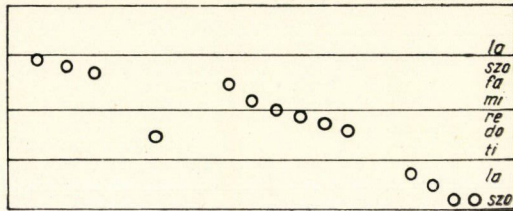
Mentünk a csatába
We went to pick up our weapons

Fig. 10/a



Ém még jobbam megijettem
I got even more scared

Fig. 10/b



Itt tötöt - tög Bukovinába az életünköt
That's how we spent our lives in Bukovina

Fig. 10/c

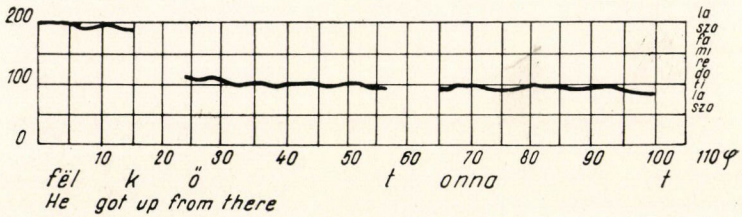
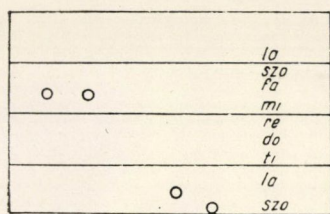
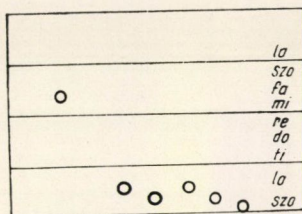


Fig. 11.



Szala - dunk mi.
So we run

Fig. 12/a



Nem szolat sem mit se
He didn't say a thing

Fig. 12/b

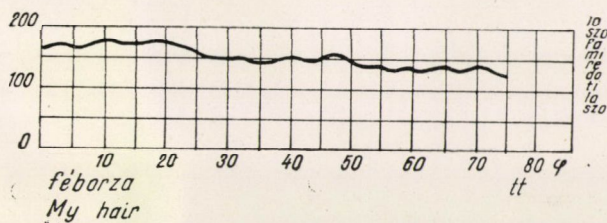


Fig. 13/a

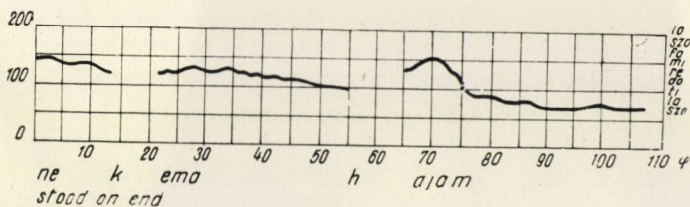
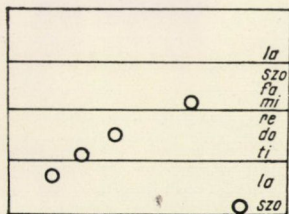
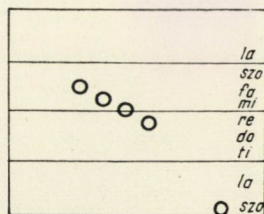


Fig. 13/b



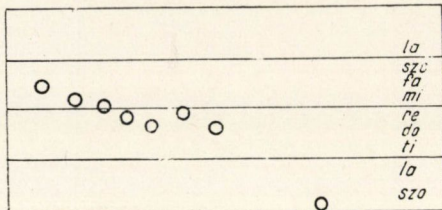
Ez vot a szo - kas.
That was the custom

Fig. 14/a



Mijem bornyu vot?
What was the calf like?

Fig. 14/b



Nem maradok el magától
 J'll stick with you

Fig. 14/c

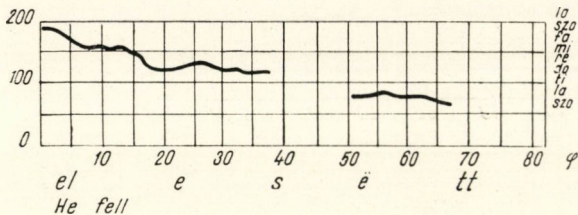
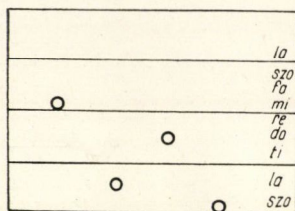


Fig. 15/a



He - ten va - gyunk
 There are seven of us

Fig. 15/b

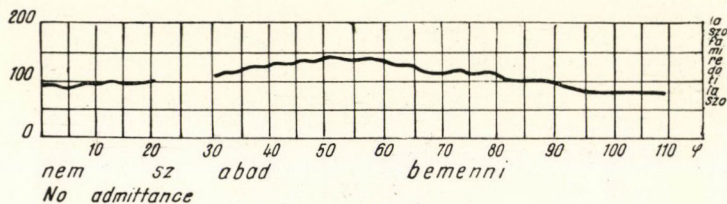


Fig. 16.

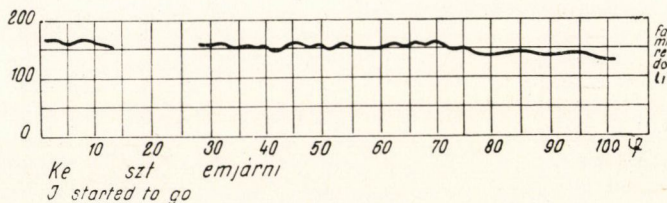
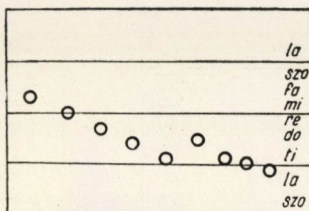


Fig. 17/a



*Itt töltöttük az éjszakákat.
That's how we spent the nights*

Fig. 17/b

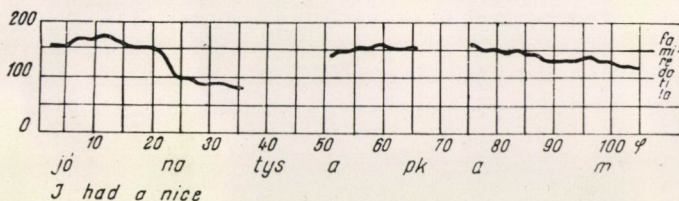


Fig. 18/a

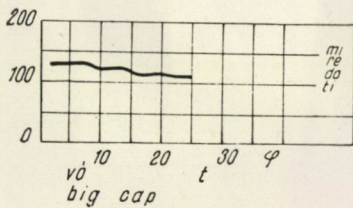
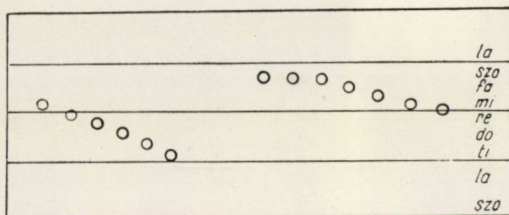


Fig. 18/b



*Behusztunk odoo Domokos Jánashoz.
We dropped in on John Domokos*

Fig. 19.

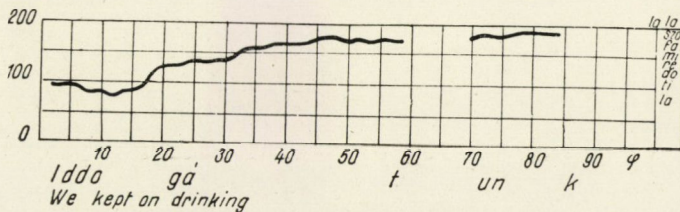
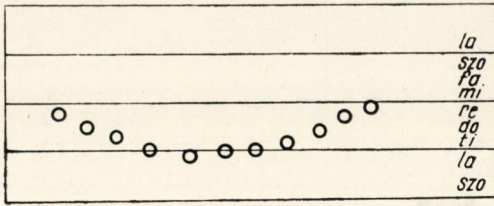
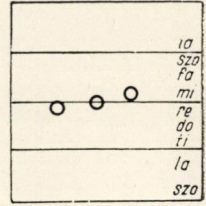


Fig. 20/a



Nem emészted még eszt a betegségét
You won't get over this illness

Fig. 20/b



Elmentem.
I left

Fig. 20/c

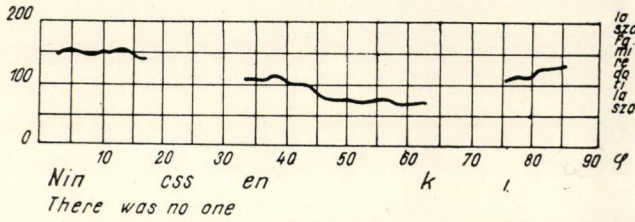
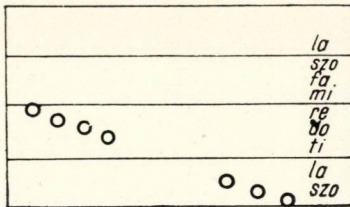
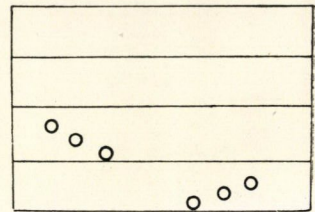


Fig. 21.



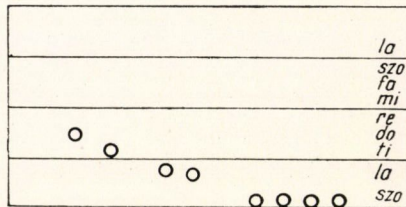
A sapka a fejében.
The cap was on his head

Fig. 22.



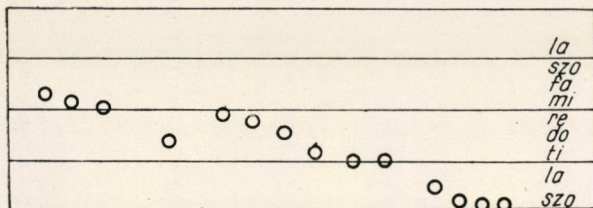
Mentünk a csatába.
We went to pick up our weapons

Fig. 23.



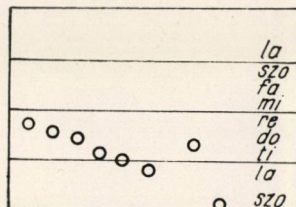
Énmég jobban megijettem
I got even more scared

Fig. 24.



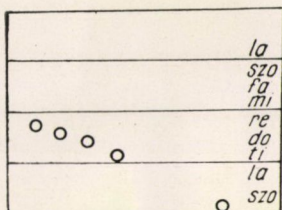
*Igy töltöt-tük Bukovinában az életünket.
That's how we spent our lives in Bukovina*

Fig. 25.



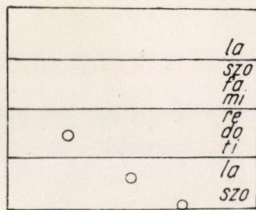
*Felbrazadt nekem a hajam.
My hair stood on end*

Fig. 26.



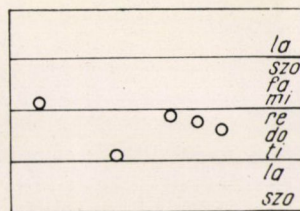
*Milyen borjú volt?
What was the calf like?*

Fig. 27.



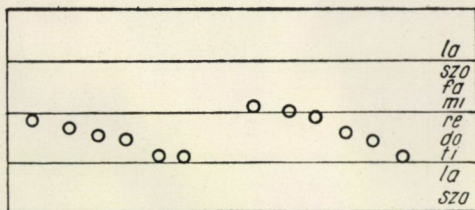
*El - e - sett.
He fell*

Fig. 28.



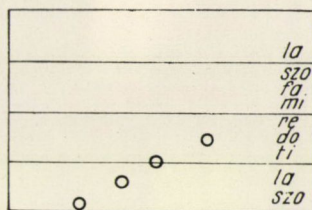
*Jó nagy sapkám volt.
I had a nice big cap*

Fig. 29.



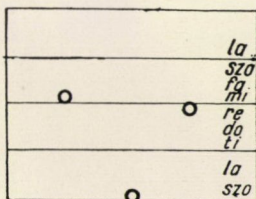
*Behúztunk oda a Domokos Jánoshoz
We dropped in on Jahn Domokos*

Fig. 30.



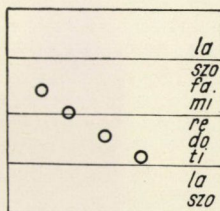
*Id - do gal - tunk
We kept on drinking*

Fig. 31.



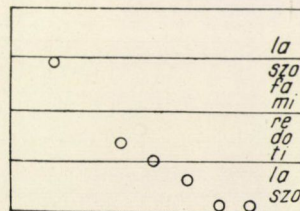
*Ha - vá ment?
Where did he go?*

Fig. 22.



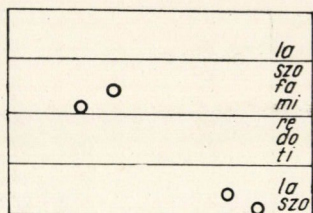
*Mit jajgatol?
What are you waiting about?*

Fig. 33.



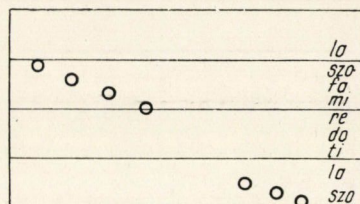
*Hogy vagy elkárhozva?
Why are you damned?*

Fig. 34.



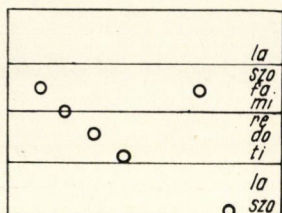
Hoa gyüm maga?
Where are you going to?

Fig. 35.



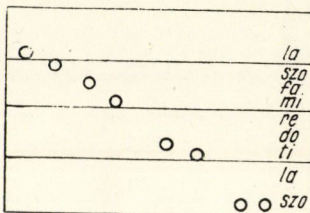
Mit tuttal ott csinálni?
What could you do there?

Fig. 36.



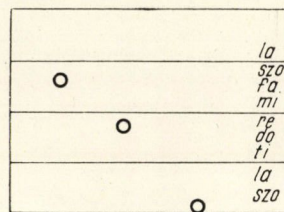
Hova hűsztok mosmá?
Where are you off to now?

Fig. 37.



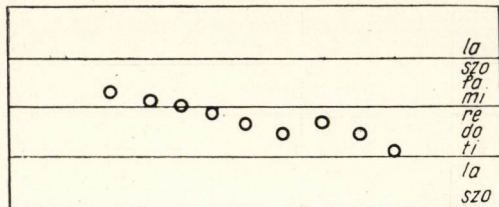
Miközéd volt nekéd velük?
What did you have to do with them?

Fig. 38.



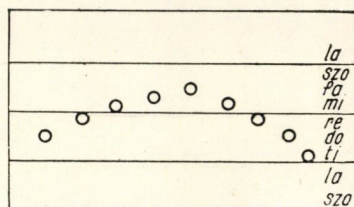
Mi asz, te?
What's the trouble?

Fig. 39.



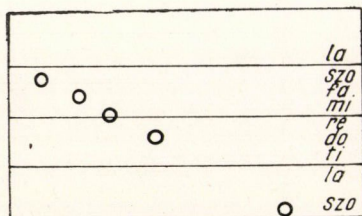
Mér akart kidobni a kocsmából?
Why did he want to kick you out of the pub?

Fig. 40.



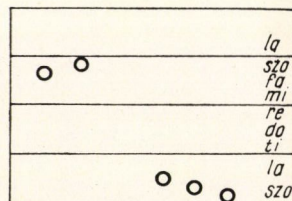
Micsinálnak a bácsikádék?
What do your brothers do there?

Fig. 41.



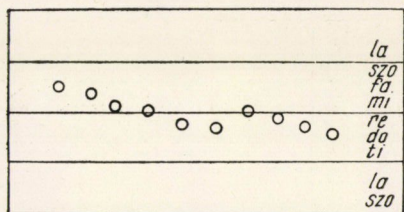
Éje gyenge kend?
Are you so weak?

Fig. 42.



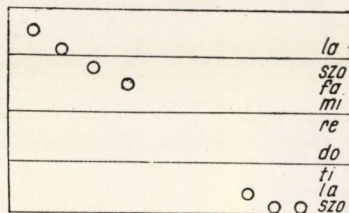
Beszél - getnek-é?
Are you on speaking terms?

Fig. 43.



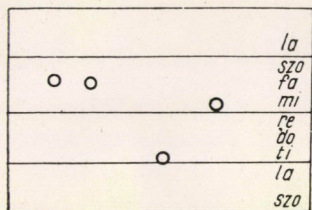
*Nem tudna hozni egygy asszont ide ?
 Couldn't you bring a wife to the house ?*

Fig. 44.



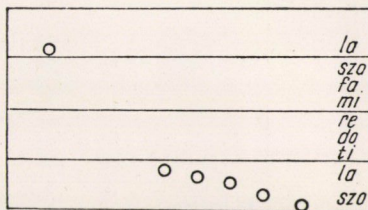
*Tuggyátok-é mit mondok ?
 Do you know what I say ?*

Fig. 45.



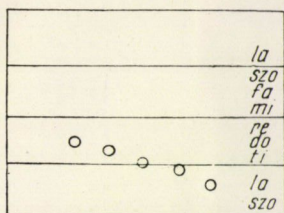
*Ide ho - zód !
 You bring it here !*

Fig. 46.



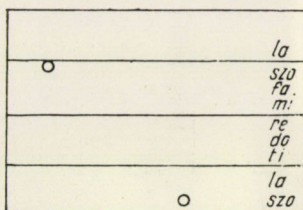
*Hű, az iskola - jöt !
 Oh, for godness' sake !*

Fig. 47.



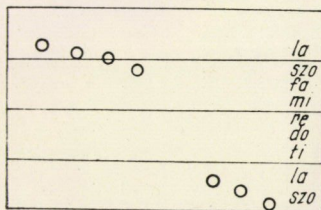
*Jé, eza barnyu !
 Gee, this calf !*

Fig. 48.



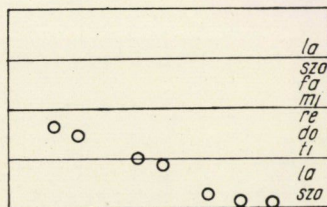
*Na te !
 Oh you !*

Fig. 49.



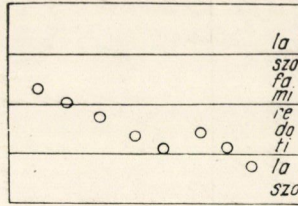
*Ó Istenem, fizess még !
 Oh, God, repay her in kind !*

Fig. 50.



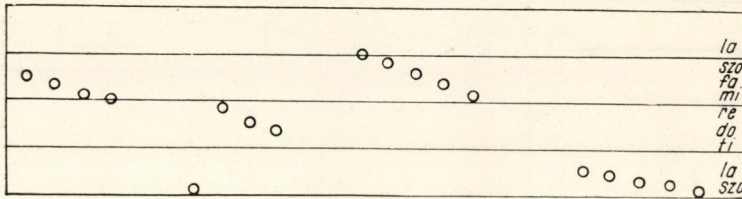
*Jézus, Mária, Szent József !
 Jesus, Mary, Saint Joseph !*

Fig. 51.



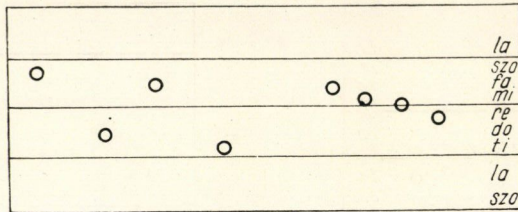
*Édes Jézusom segj meg!
Dear Jesus, help me!*

Fig. 52.



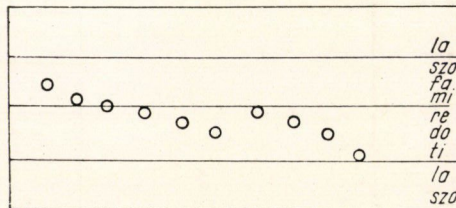
*Ahogyabőr - nyu mékfordút, én a sapkát a fejibe vártam
As the calf turned, I threw the cap over his head*

Fig. 53.



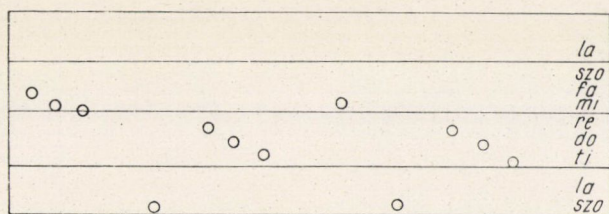
*Se sap kám nincs, se bärnyu nincs.
Now I had neither cap nor calf*

Fig. 54.



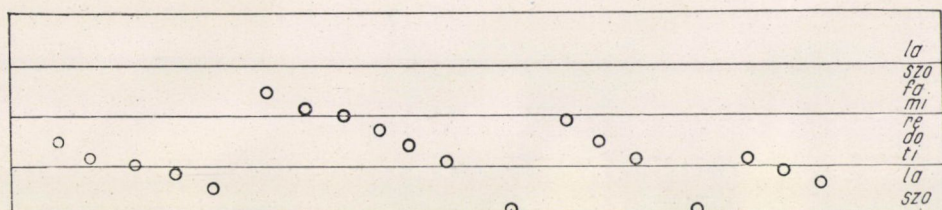
*Na jóvan - aszonygya - mék talájo
Well - she said - you'll find it*

Fig. 55.



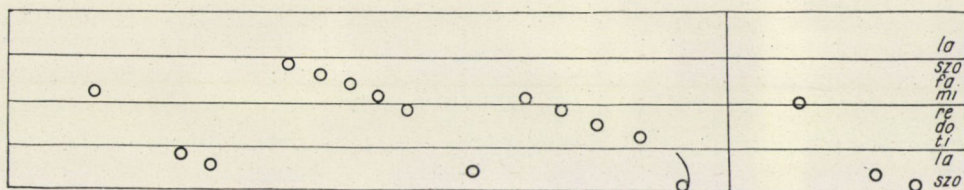
*Kapomén a sapkámát - jó natysapkámvót -
I grabbed my cap - I had a nice big cap -*

Fig. 56.



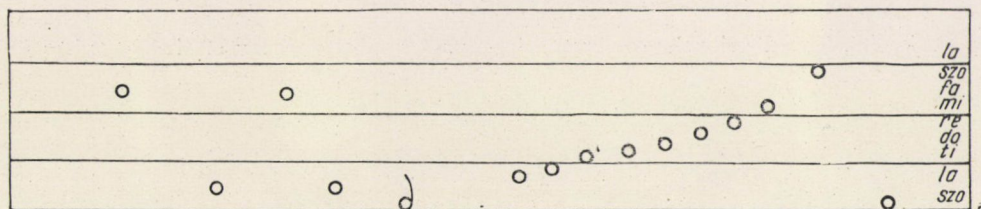
*...verém az ajtót: "Bátyám, eresszémbe - me nemtuttam a gélincsét -
I beat on the door "Brother, let me in - for I didn't find the door-knob -*

Fig. 57.



*A - dámat mékterémtette, a Paradicsom - ba he jészte
Created Adam and put him into the Garden of Eden*

Fig. 58.



*U - gyan it van - é a menyaszonyom, mutassák e - lé.
Is my bride-to-be here? Let me see her*

Fig. 59.

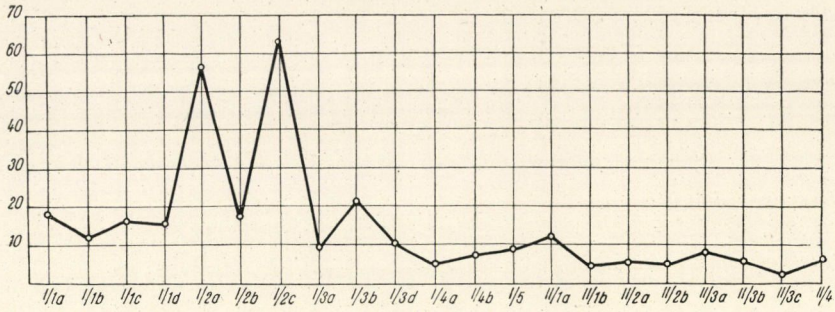


Fig. I. The distribution of intonation types in the category of simple communicative sentences

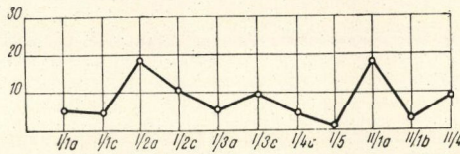


Fig. II. The distribution of intonation types in the category of simple question-word questions

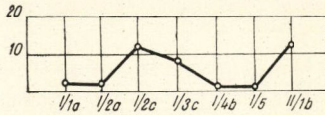


Fig. III. The distribution of intonation types in the category of simple yes-or-no questions

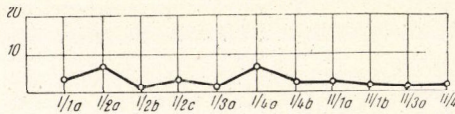


Fig. IV. The distribution of intonation types in the category of simple orders

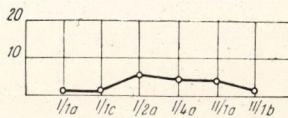


Fig. V. The distribution of intonation types in the category of simple expressions of emotion

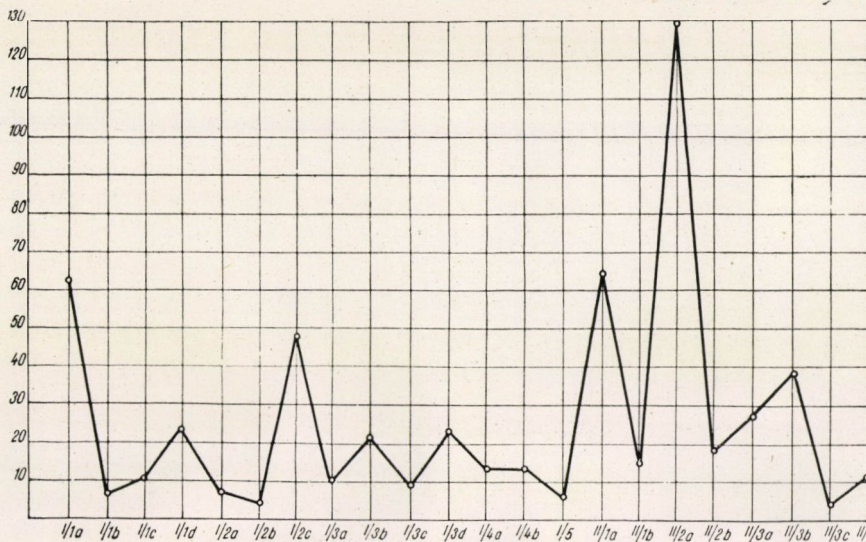


Fig. VI. The distribution of intonation types in the category of complex and compound sentences

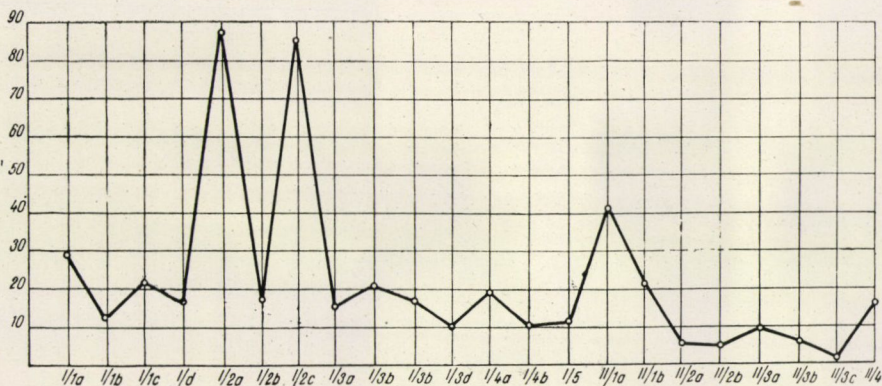


Fig. VII. The distribution of intonation types in the category of simple sentences

COMPTE-RENDU

Bárcezi Géza: Bevezetés a nyelvtudományba, Budapest. Tankönyvkiadó 1957, 142 S., 3. Aufl. (Egyetemi Nyelvészeti Füzetek). (Géza Bárcezi, Einführung in die Sprachwissenschaft).

Nach den grossangelegten Arbeiten der Junggrammatiker — besonders ihrer ersten Generation — war in der Sprachwissenschaft vielfach eine Entfremdung gegenüber der Synthetisierung des zur Verfügung stehenden umfangreichen Materials zu beobachten. Schon die jüngere Generation der Junggrammatiker zog die Einzelfragen vor. Diese Tendenz hat beinahe der ganzen linguistischen Arbeit unserer Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Eine Sprachwissenschaft ist ohne Einzelforschungen nicht denkbar. Aber ohne theoretische Grundlagen ist die Kleinarbeit nicht imstande, auf die Entwicklung der *g a n z e n* Sprachwissenschaft fördernd einzuwirken. Nachdem es klar geworden war, dass der Positivismus (mit seinen sämtlichen Abarten) aus dem selbstverschuldeten Labyrinth keinen Ausweg mehr findet, wurde die Kleinarbeit von der sogenannten allgemeinen Sprachwissenschaft im allgemeinen losgelöst. Sie hat sich ohne eine zusammenhaltende Kraft im Sande verlaufen, während auf der anderen Seite Luftschlösser gebaut wurden, die mit den linguistischen Tatsachen immer weniger zu tun hatten.

Erst nach der Abkehr von solchen wirklichkeitsfremden Richtungen wurde der Weg zu einer wissenschaftlich fest begründeten und den modernen Forderungen entsprechenden synthetischen Arbeit freigelegt. Um dem Notstand, der sich besonders in der Erziehung des wissenschaftlichen Nachwuchses auswirkt, abzuhelfen, sind in den letzten Jahren verschiedene Werke, in erster Linie Handbücher, erschienen. Aber zu einer umfassenden Synthese der Errungenschaften der Sprachwissenschaft kam es leider noch immer nicht. In dieser Hinsicht ist das nun schon das dritte Mal aufgelegte Werk des ungarischen Sprachforschers, Akad. G. Bárcezi ein bedeutender Beitrag: Verf. macht den Versuch, alles, was in den verschiedenen alten und neuen Richtungen der Linguistik wirklich gut und entwicklungsfähig ist, in einer Synthese zusammenzufassen und dadurch eine solide Grundlage für die weitere Arbeit auf den Einzelgebieten der Forschungen sicherzustellen.

Inhaltlich gliedert sich die »Einführung« in vier Hauptabschnitte. Im ersten wird der Gegenstand der Sprachwissenschaft, im zweiten ihre Problematik, im dritten ihre Methodik und im letzten die kurzgefasste Geschichte der ganzen Disziplin gegeben.

Im ersten Hauptabschnitt behandelt der Verfasser die Sprache als Ganzes (Wesen und Ursprung der Sprache, soziale und individuelle Beziehungen der linguistischen Tatsachen, Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft, Sprachentwicklung, horizontale und vertikale Gliederung der Sprache, ihre Integration und Differentiation samt deren Ursachen, die genetische Einteilung der Sprachen bzw. wichtigeren Sprachfamilien), die Elemente der Sprache (Laut, Wort, Satz), und den Zusammenhang von Sprache und Schrift (Seite 5—43).

B. gibt hier eine klare und restlos annehmbare Übersicht über die Entstehung der menschlichen Sprache und ihren Zusammenhang mit der Gesellschaft. Aber es wäre vielleicht nicht verfehlt gewesen, die früheren Theorien etwas eingehender zu besprechen. Neben der richtigen Interpretation der Saussureschen Begriffe *langue*, *parole*, *langage* und der Ergebnisse der Diskussion über Marr definiert er die Sprache folgendermassen: „Die Sprache ist ein Systemnetz von Zeichen, zeichenartigen und nicht zeichenartigen Verbindungen, welches durch artikulierte menschliche Laute realisiert wird, in der Gesellschaft seinen Ursprung nahm, sich parallel mit der Entwicklung des Denkens entwickelt, im kollektiven Bewusstsein einer menschlichen Gemeinschaft lebt und dem gesellschaftlichen Verkehr der Menschen dient“ (S. 7).

Interessant ist, wie B. die Gruppensprachen (Berufssprachen) von den Schichtensprachen (hierher zählt er u. a. die Literatur- und die gebildete Umgangssprache) unterscheidet: die Gruppensprachen unterscheiden sich von der Sprache einer grösseren Einheit ausschliesslich im Wortschatz, während in den Schichtensprachen die Verschiedenheiten auch in der Aussprache und der Morphologie bemerkbar sind (S. 20). Auch die Wechselwirkung von Dialekt und Hochsprache wird richtig eingeschätzt. B. spricht bewusst von einer Wechselwirkung und nicht von einem einseitigen Einfluss der Hochsprache, wie das bei manchen Verfassern, sogar Mundartforschern, der Fall ist (S. 23—24).

Die Ursachen der sprachlichen Absonderung und Vereinheitlichung müssten schärfer bestimmt werden, da einer der Faktoren durch einen anderen leicht ausser Kraft gesetzt werden kann, zum Beispiel in den USA, wo infolge der Grösse des Gebietes und der verhältnismässig schütterten Bevölkerung rein theoretisch eine stärkere Differenzierung zu erwarten wäre, sind keine ernsteren Dialektenunterschiede aufzuweisen, was wahrscheinlich anderen (wirtschaftlichen, historischen u. ä.) Faktoren zuzuschreiben ist. B.'s Skepsis über die Rolle ethnisch fremder Volkselemente ist nicht ganz überzeugend,

besonders, wenn man sich vor Augen hält, inwiefern die ungarische Sprache (vor allem in der Hauptstadt) von den deutschen Bürgern und Handwerkern beeinflusst wurde. Auch die politischen Grenzen wirken nur unter bestimmten Bedingungen differenzierend. Besonders sorgfältig ist in diesem Teil das Kapitel »Wort« ausgearbeitet (S. 35—40). Das Kapitel »Sprache und Schrift« müsste als zu wortkarg angesehen werden, wenn der Verfasser dieses Problem nicht in einer anderen Arbeit* ausführlicher behandelt hätte.

Der zweite Hauptabschnitt (P r o b l e m a t i k d e r S p r a c h w i s s e n s c h a f t) ist als Grundstock des ganzen Buches am präzisesten ausgearbeitet. Hier kommt die P r o b l e m a t i k d e r S p r a c h e i m g a n z e n (*Langue-* und *parole-*Linguistik, allgemeine und spezielle Linguistik, Synchronie und Diachronie, Wortschatz und grammatikalische Struktur, fremde Elemente, Grammatik), die P r o b l e m a t i k d e r E l e m e n t e (I. L a u t l e h r e: Phonetik, Phonologie, emotionelle Linguistik, Lautwandel, Lautentwicklungstendenzen, sporadischer Lautwandel, Phonemwandel; II. W o r t l e h r e: Wortarten, ihre Entstehung, Wortbildung, innere Schöpfung, Formveränderungen der Wörter, Analogie, Bedeutungswandel, Bildungssuffixe und ihre Entstehung; III. S a t z l e h r e: Gegenstand der Satzlehre, Entstehung des Satzes, Satzgeschichte) und die a n g e w a n d t e S p r a c h w i s s e n s c h a f t (Rechtschreibung, Sprachpflege) zu Worte (S. 44—98).

Bei der Bestimmung des Wirkungsbereiches der sog. *langue-* und *parole-*Linguistik verfährt B. dialektisch. Er nimmt zwar an, dass die *parole-*Erscheinungen in der Sprachreform z. B. eine Rolle spielen können, aber dem Lautwandel spricht er einen unbedingt gesellschaftlichen Charakter zu: »Der Anfang eines Lautwandels ist keine *parole-*Erscheinung, auch wenn er zuerst bei einem einzigen Individuum beobachtet werden könnte« (S. 47).

Geglückt ist die Auslegung von Synchronie und Diachronie. B. verfällt nicht in den Fehler von Saussure (und noch mehr seinen Fortsetzern) und stellt fest, dass synchronische und diachronische Sprachforschung untrennbar sind und sich gegenseitig ergänzen müssen. In diesem Zusammenhang wird u. a. auch der linguistischen Paläontologie ein grosses Gewicht beigelegt (S. 50—53).

Die Aufgabe der Grammatik wird bei B. in der Untersuchung von Form Funktion der sprachlichen Elemente gekennzeichnet. Dementsprechend soll sie auch die Phonetik in sich schliessen, sowie die Bedeutungslehre, die von manchen Fachleuten in den Bereich der Lexikologie verwiesen wird. Dadurch würde aber die Besprechung der Wortbildung erschwert, weil letztere ohne Beachtung der Bedeutung systematisch nicht aufgebaut werden kann. B. erhebt sein Wort auch gegen die Einverleibung der Lautlehre in die Morpho-

* Fonetika, Budapest 1951 (ung.).

logie, da in diesem Falle die funktionellen Fragen der Lautlehre nur schwer unterzubringen sind (S. 55—56).

Innerhalb der Problematik der Sprachelemente wird die Phonologie samt einer knappen Darstellung ihres Werdeganges behandelt. Anhand der Besprechung der Lautentwicklung bietet B. eine gute Kritik der Junggrammatiker und spricht nicht mehr von Lautgesetzen, sondern von *Tendenzen* der Lautentwicklung. Seine Hauptthesen dafür sind folgende: 1. Der Ausgangspunkt zum Lautwandel muss in der Sprachgemeinschaft potentiell vorhanden sein; 2. der Wandel geht nicht in jedem einzelnen gleich-situierten Laut in ein und derselben Weise vor sich, vielmehr in jedem einzelnen Wort *besonders*, oder wenigstens tritt er besonders ein, wozu auch die Regression beitragen kann, und 3. die Änderungen geschehen nicht unbedingt durch unbemerkbare winzige Schattierungen, sondern die Verschiebung der Artikulation kann auch sehr rasch bedeutend werden und die neuentstandene Variante steht dann der alten gegenüber. Unter den Ursachen des Lautwandels räumt B. der Kindersprache und der Bequemlichkeit (vgl. H. Paul!) nur einen bescheidenen Platz ein. Vollends verneint er die Behauptung, laut welcher die Änderungen unbedingt auf fremde Einflüsse bzw. Substrate zurückzuführen seien. In diesem Komplex erhält der Phonemwandel ein besonders Kapitel, weil — wie B. sagt — die Änderungen in dem System der Phoneme, der Ausfall einzelner Phoneme und das Aufkommen anderer auch die Korrelationen der Phoneme verändern und letzten Endes auch in der inneren Struktur der Sprache tiefgehende Modifizierungen verursachen (S. 59—71).

Das Wort sei aus dem sogenannten Satzwort oder Ursatz entstanden und B. stellt die Hypothese auf, dass die Wortarten aus den Satzteilen ungefähr gleichzeitig entstanden sein müssen, und es wäre schwer, die Priorität der einen oder der anderen zu beweisen, wie das versucht wurde (S. 72—73).

Die Paragraphen über die *angewandte Sprachwissenschaft* bezeugen das tiefe Verständnis des Verfassers für die praktischen alltäglichen Aufgaben der Linguistik. Er findet den goldenen Mittelweg zwischen Purismus und unbeschränkter Aufnahme sprachlicher Fremdlinge. »Zweck der Sprachpflege — schreibt er — ist vor allem der möglichst vollkommenen Ausübung der sozialen Funktion der Sprache beizutragen und, andererseits, die Entwicklung des nationalen Bewusstseins der ganzen Gemeinschaft zu fördern. . .« Während einer Sprachreform darf man nicht soweit gehen, sagt B., dass die vor der Reform herausgegebenen Schriftwerke unlesbar werden (S. 92—98).

Der dritte Hauptabschnitt befasst sich mit der *Methodik der Sprachwissenschaft*, d. h. mit der Methodik im allgemeinen, mit beschreibender und historischer Sprachforschung, Sprachgeschichte, Sprachvergleichung, Methodik der allgemeinen Sprachwissenschaft und den Hilfswissenschaften (S. 99—116). Dieser Teil ist ein verlässlicher Wegweiser für

die akademische Jugend, der das ganze Werk gewidmet ist. Hier legt B. auch sein wissenschaftliches Bekenntnis ab: „In der Beschreibung wie in der historisch-vergleichenden Forschung muss man die dialektische Methode anwenden. Die dialektische Methode ist also keine besondere Methode, sondern die richtige und völlige Anwendung der historisch-vergleichenden Methode“ (S. 111).

Im letzten Hauptabschnitt wird eine kompakte Skizze der geschichtlichen Entwicklung der Sprachwissenschaft gegeben (S. 117—140). Das Altertum, das Mittelalter, der Humanismus, die Neuzeit (besonders das 19. Jahrhundert), die junggrammatische Schule werden klar und in ihren Zusammenhängen dargestellt. Die neueste Zeit hätte der Verfasser ausgiebiger besprechen können, insbesondere solche Richtungen wie den Strukturalismus, die Glossematik, die beschreibende Linguistik Bloomfields usw., auch wenn sie in der ungarischen Sprachwissenschaft keinen bedeutenden Niederschlag gefunden haben.

B.'s »Einführung« ist aus Vorlesungen entstanden und trägt den bescheidenen Untertitel: »Provisorisches Lehrbuch«. In Wirklichkeit ist sie aber weit mehr und es wäre zu wünschen, dieses Werk auch in einer guten deutschen Übersetzung zur Hand zu haben.

Cl. Hutterer

Bárczi G.: Bevezetés a nyelvtudományba. Budapest, Tankönyvkiadó 1957, 142 стр., изд. 3 (Egyetemi Nyelvészeti Füzetek). = *Г. Барци*: Введение в языкознание.

(Резюме)

На настоящем этапе развития языковедения все больше ощущается необходимость составления очерков по общему языкознанию, соответствующих современным потребностям науки о языке. С этой же целью опубликовал профессор Будапештского университета, акад. *Г. Барци* свое «Введение в языкознание».

Рецензируемая работа состоит из четырех частей, в которых рассматриваются объект, проблематика, методика, а также история языкознания. В первой части B. анализирует язык как целое (сущность и происхождение языка, общественные и индивидуальные связи между отдельными лингвистическими явлениями, связь языка с обществом, развитие языка, языковое родство и т. п.), а также элементы языка (звук, слово, предложение) и связь между языком и письмом. Во второй части рассматриваются проблемы языкознания (речь и язык, синхрония и диахрония, словарный состав, структура языка, грамматика и т. п.), проблемы языковых «элементов» (фонетика, фонология, эмоциональная лингвистика, звуковые изменения и т. д.), а также вопросы практического рода (орфография, чистота языка). Третья часть посвящена вопросам методики языкознания, т. е. описательной и исторической грамматики, сравнительного языкознания, общего языкознания и т. д. В последней части даются краткие очерки по историческому развитию науки о языке.

Кл. Хуттерер

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki felelős: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1959. I. 31. — Terjedelem: 20,50 (A/5) ív, 78 ábra, 1 mell.

Akadémiai Nyomda, Budapest — 48045/59 — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement annuel est de 110 forints.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

«*ACTA LINGUISTICA*», Budapest 62, Postafiók 440.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

I N D E X

<i>Vértes A. O.</i> : [Lajos Hegedűs] — <i>Вертеш, А. О.</i> : [Л. Хегедюш]	1
<i>Lakó, Gy.</i> : Present Situation and Future Tasks of Finno-Ugric Linguistics in Hungary. — <i>Лако, Дь.</i> : Современное положение и задачи финноугорского языкознания в Венгрии	7
<i>N.-Sebestyén, Irene</i> : Attributive Konstruktionen im Samojedischen. — <i>Н.-Шебестьен, И.</i> : Определительные конструкции в самоедском языке	35
<i>Moór, E.</i> : Die Ausbildung des urungarischen Volkes im Lichte der Laut- und Wortgeschichte. (VI.) — <i>Моор, Э.</i> : Формирование древневенгерского народа в свете истории звуков и слов. (VI.)	117
<i>Magdics, Klára</i> : Intonation of the Hungarian Settlers from Bukovina. — <i>Магдич, К.</i> : Интонация венгерских поселенцев Буковины	187

COMPTE-RENDU

<i>Bárczi Géza</i> : Bevezetés a nyelvtudományba. (<i>Hutterer, Cl.</i>) — <i>Барци, Г.</i> : Введение в языкознание. (<i>Хуттерер Кл.</i>)	229
---	-----

ACTA
LINGUISTICA
ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

TOMUS IX.

FASCICULUS 3—4



1959

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-44), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankszámla: 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen, sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen „Kultúra” (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ZUM 75. GEBURTSTAG VON DR. DAVID FOKOS-FUCHS

Als die Begründer der ungarländischen finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft können Paul Hunfalvy und Josef Budenz angesehen werden. Ihr Werk wurde von solchen bedeutenden Forschern fortgesetzt wie Josef Szinnyei, Bernhard Munkácsi, Ignaz Halász, Josef Pápay, Siegmund Simonyi und Zoltán Gombocz. Diese Schüler der Meister haben bereits ihre irdische Laufbahn vollendet, manche von den Schülern der Schüler entfalten aber auch heute noch eine lebhaft wissenschaftliche Tätigkeit. Zu diesen gehört auch David Fokos-Fuchs (unter dem Schriftstellernamen David Fokos).

David Fokos-Fuchs wird am 10. Dez. 1959 sein 75. Lebensjahr vollenden. Er begann seine sprachwissenschaftliche Tätigkeit vor mehr als einem halben Jahrhundert. Das Interesse des jungen Forschers galt in erster Linie den permischen Sprachen, und diesem Forschungsgebiet ist er auf seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn treu geblieben. Die Reihe seiner hierhergehörigen Arbeiten wird 1906 durch seine Doktordissertation : Die Lokativbestimmungen im Wotjakischen (*A locativus-féle határozók a wotjákban*, NyK. XXXVI, und Sonderabdruck) eröffnet. In diesem untersucht er eingehend die syntaktischen Funktionen der Umstandsbestimmungen mit den Suffixen *-n* und *-län*, und gibt eine wohlbegründete, überzeugende Erklärung der Frage, wie dieselbe Umstandsbestimmung mehrere und verschiedene syntaktische Funktionen entwickeln konnte. Aber auch wenn der Verfasser beim Nachweis und bei der Erklärung der Funktionen der erwähnten Umstandsbestimmungen noch so sorgfältig gearbeitet hat, in seiner Arbeit kommt der geschichtliche Gesichtspunkt nur wenig zur Geltung : auf die Frage, wann sich die Ausgestaltung der fraglichen Funktionen vollzog, ob in der bereits selbständigen wotjakischen Sprache, oder in der gemeinsamen Urform der wotjakischen und der dieser am nächsten verwandten syrjänischen Sprache, in der urpermischen Sprache, gibt er keine Antwort. Dies hatte seine Gründe : zur Zeit, als die Arbeit geschrieben wurde, waren die Mundarten der syrjänischen Sprache noch kaum bekannt, und es standen zur Untersuchung der Funktionen der fraglichen Umstandsbestimmungen in der syrjänischen Sprache keine hinreichenden Materialien zur Verfügung. Dieser Umstand mag Fokos-Fuchs veranlasst

haben, sich die Forschung der Mundarten der syrjänischen Sprache an Ort und Stelle zu einem der Hauptziele seiner weiteren wissenschaftlichen Tätigkeit zu setzen. Die Verwirklichung seiner Pläne war für die Gestaltung der wissenschaftlichen Tätigkeit seines ganzen Lebens ausschlaggebend.

David Fokos-Fuchs machte zwei Studienreisen, im Sommer von 1911 und 1913, ins Land der Syrjänen. Während seiner ersten Studienreise untersuchte er zunächst die Mundart an der mittleren Wytschegda (mit russischem Namen die von Ust-Sysolsk, mit syrjänischem Namen die von Syktyvkar) und — zu einem geringeren Teil — die Mundart an der Sysola; die bei dieser Gelegenheit gesammelten Texte veröffentlichte er im XLI. und XLII. Band der Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) und als Sonderabdruck unter dem Titel: Zürjén Népköltészeti Mutatványok (Proben der syrjänischen Volksdichtung, Budapest, 1913). Der Band „Zürjén szövegek“ (Syrjänische Texte, Finnugor Füzetek — Finnisch-ugrische Hefte Nr. 19., Budapest 1916) enthält das sprachliche Material, das er bei seiner zweiten Studienreise gesammelt hatte (auch diese Sammlung war zum ersten Mal in den Nyelvtudományi Közlemények — Sprachwissenschaftliche Mitteilungen erschienen. B. XLIII—XLIV.). Diese Sammlung liefert den Forschern teils weitere sprachliche Materialien von den Mundarten an der mittleren Wytschegda und an der Sysola, teils machte sie uns mit den Mundarten der Gebiete an der unteren Wytschegda und der Udora bekannt. Obwohl in demselben Jahre auch der Band des hervorragenden finnischen Sprachgelehrten Yrjö Wichmann „Syrjänische Volksdichtung“ erschien, der ebenfalls Proben aus zahlreichen syrjänischen Dialekten veröffentlichte, haben die Texte von Fokos-Fuchs dadurch nichts von ihrer Bedeutung eingebüsst; die Menge der mit phonetischer Genauigkeit aufgezeichneten syrjänischen Mundartproben kann ja auch in allen drei Bänden zusammen nicht als allzuviel angesprochen werden, auch ergänzen sich die beiden Bände in mancher Hinsicht glücklich. Während z. B. in Wichmanns Band die Udora-Mundart nur durch einige Sprichwörter und Lieder vertreten ist, bringt die zweite Textsammlung von Fokos-Fuchs auch eine ansehnliche Menge von Prosaerzählungen aus dieser nordwestlichen Mundart.

Obwohl der erste Weltkrieg jede weitere Forschung im Syrjänenland für Fokos-Fuchs unmöglich machte, wurde seine Tätigkeit im Textesammeln im Jahre 1913 nicht abgeschlossen. Während des Weltkrieges von 1914—18 bot sich ihm in den Jahren 1916 und 1917 Gelegenheit, die Sprache von mehreren syrjänischen (*komi*) Kriegsgefangenen zu studieren. Im Jahre 1916 beschäftigte er sich mit einem aus dem Letka-Gebiete stammenden Kriegsgefangenen und zeichnete von ihm zahlreiche Texte und umfangreiches lexikalisches Material auf. Die in dieser ersten Phase seiner Studien aufgezeichneten Texte sind im Jahre 1920 in der Zeitschrift Nyelvtudományi Közlemények (XLV, 401—469) erschienen. Die übrigen Texte (zum grössten Teil Märchen und Sagen,

doch auch Erzählungen und sonstige Produkte der Volksdichtung) konnten aber erst im Jahre 1951 — unter dem Titel — „Volksdichtung der Komi (Syrjänen)“ — veröffentlicht werden. Diese Sammlung enthält Texte aus fünf syrjänischen Dialekten und liefert weitere wertvolle Kenntnisse über die Dialekte der syrjänischen Sprache. Der Anhang des Bandes mit einer bedeutenden Anzahl von syrjänischen Fluss- und Ortsnamen ist ein willkommenes Forschungsmaterial nicht nur für Sprachwissenschaftler, sondern auch für Forscher anderer Wissenschaftszweige.

Zusammenfassend können wir also sagen: Fokos-Fuchs hat ein sprachliches Material von solchem wissenschaftlichen Wert und zugleich in so ansehnlicher Menge in der Sprache der Syrjänen aufgezeichnet, wie es nur die ausgezeichnetsten Materialsammler auf dem Gebiete der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft aufweisen können. Wir müssen noch hervorheben, dass seine Bände nicht blosse Textsammlungen sind, sie enthalten auch die kurze Charakteristik der einzelnen syrjänischen Mundarten und Anmerkungen, die mit vorbildlicher Genauigkeit abgefasst sind. Die letzteren geben nicht nur über dialektologische Einzelprobleme Aufschlüsse, sie tragen auch zur besseren Erkenntnis des syrjänischen Volksglaubens und der syrj. Folklore bei.

Parallel mit dem Materialsammeln und der Drucklegung seiner Texte befasste sich Fokos-Fuchs auch mit der wissenschaftlichen Auswertung des linguistischen Rohmaterials. Von seinen vor dem Ende des ersten Weltkrieges erschienenen Arbeiten sind hervorzuheben: Über die adverbialen Zahlwörter im Syrjänischen (FUF. XIII.), Beiträge zur Grammatik der permischen Sprachen (SUSAik. XXX/14.); Die reflexiven Zeitwörter des Syrjänischen (KSz. XIV.). Erst nachdem er seinen zweiten Textband herausgegeben hatte, wäre die Zeit gekommen, grössere Monographien, zusammenfassende Studien zu schreiben. Dazu kam es aber nicht mehr: die Sprachwissenschaft war nach dem ersten Weltkrieg in Ungarn zur Stagnation verurteilt; und ihren Pflegern wurde die Möglichkeit nicht gegeben, Forschungsarbeiten durchzuführen, oder grössere Studien zu veröffentlichen. Auch David Fokos-Fuchs hatte zu dieser Zeit nur die Möglichkeit, kurze Einzelprobleme zu behandeln. Dass er diese Möglichkeit fleissig wahrnahm, beweist eine ganze Reihe seiner Artikel in den Fachzeitschriften. In manchen von diesen macht er auch Feststellungen von weit grösserer Bedeutung, als es aus ihrem Umfang zu erwarten wäre. So erörtert er z. B. in seiner Arbeit „Zur Etymologie der syrjänischen Postposition *-miş* usw.“ (FUF. XVIII.) die Frage, wie Wortenden lebendig und zu selbständigen Wörtern geworden sind; in seinem Artikel: *Adalék a kétéféle magyar e- hang történetéhez* (Beiträge zur Geschichte der beiden ungarischen *e*-Laute — Nyr. LXVI.) bringt er eine interessante Frage der Geschichte der finnisch-ugrischen Vokale der Lösung näher. Aus diesen wie auch aus seinen späteren Artikeln tritt trotz ihrer Kürze klar zutage, welch ein hervorragender Kenner der syrjänischen Sprache Fokos-Fuchs ist. Es genügt, darauf hinzu-

weisen, dass er in seinen Artikeln über die Aufteilung der syrjänischen Dialekte (Nyr. LIX.) und über die Denkmäler der syrjänischen Sprache (NyK. LV., bzw. ALH. IV.) auch einige Feststellungen berichtigen bzw. mit nützlichen Ergänzungen vermehren konnte, die von Forschern gemacht wurden, deren Muttersprache die syrjänische war. In anderen Artikeln über die Problemeder permischen Sprachen befasste er sich unter anderem mit den Lehnwörtern der syrjänischen Sprache, mit der Etymologie einzelner syrjänischer Wörter, mit der Deutung des Volksnamens *komi*, jüngst mit den Verbaladverbien der permischen Sprachen (NyK. LX.). Geleitet von der Verehrung und der Dankbarkeit für Bernhard Munkácsi vollendete er nach dem zweiten Weltkrieg auch die grosse Arbeit, die vor Jahrzehnten unveröffentlicht gebliebenen wotjakischen Texte aus dem Nachlass des verstorbenen Gelehrten zur Drucklegung vorzubereiten (SUS. Toim. 102. Helsinki. 1952.). Einen bedeutenden Dienst erwies er der Sprachwissenschaft auch dadurch, dass er einen Abriss der wotjakischen Grammatik zur zweiten Ausgabe der wotjakischen Chrestomathie Yrjö Wichmanns zusammenstellte.

Obwohl David Fokos-Fuchs in erster Reihe als einer der besten Sachverständigen der permischen Sprachen bekannt ist, bedeutet dies noch nicht, dass er sich während seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn ausschliesslich mit den Problemen der permischen Sprachen befasst hätte. Seine Forschungen erstreckten sich ausser den permischen Sprachen in erster Linie über die ob-ugrischen Sprachen. Auf Grund der Texte und der grammatischen Aufzeichnungen des russischen Gelehrten S. Patkanov — der aber kein Linguist war — schrieb er eine umfangreiche und zu ihrer Zeit zeitgemässe süd-ostjakische Laut- und Formenlehre (Laut- und Formenlehre der süd-ostjakischen Dialekte : KSz. VII, B. X—XII und Sonderabdruck : Budapest, 1911). Der morphologische Teil dieses Werkes ist bis heute die ausführlichste ostjakische Formenlehre. Als ein ausgezeichnete Kenner der ob-ugrischen Sprachen tritt uns Fokos-Fuchs in seinen Arbeiten über die wogulisch-ostjakische objektive Konjugation und das Dualsuffix (NyK. XL., bzw. XLIX.), ferner auch in seinen älteren und neueren Lehnwortforschungen (s. z. B. SUSToim. XCVIII ; FUF. XXX ; NyK. LV ; ALH. III.) entgegen. Er bekundete sämtliche finnisch-ugrischen Sprachen umfassende Kenntnisse in seiner Abhandlung: Der Komparativ und Superlativ in den finnisch-ugrischen Sprachen (FUF. XXX.). Weitere Bereiche als alles bisher Erwähnte erfassen seine Abhandlungen, die finnisch-ugrisch-türkische syntaktische Übereinstimmungen behandeln (s. Magyar Figyelő — Ungarischer Beobachter, Pozsony—Bratislava 1934—35 ; Magyar Nyelvőr — Ungarischer Sprachwart LVIII ; FUF. XXIV.), seine Ausführungen über die Geschichte der Deklination (NyK. LVIII.) und seine Arbeit : Umstandsbestimmungen des Masses und der Menge in den finnisch-ugrischen Sprachen (ALH. V.). In einigen Artikeln befasste er sich auch mit Einzelproblemen der altaischen Sprachen, vgl. z. B. „A török

-lar, -lär többesképző eredetének kérdése" (Die Frage des Ursprungs des türkischen Pluralsuffixes *-lar, -lär* — Antal Márk Emlékkönyv — Festschrift für Markus Antal. Kolozsvár — Cluj. 1943), Az „egyesszám" használata a mongolban (Gebrauch des Singulars im Mongolischen — Az Országos Néptanulmányi Egyesület 1944. évi Évkönyve — Jahrbuch des Ungarischen Ethnologischen Vereins 1944. Budapest, 1944.).

Was kennzeichnet David Fokos-Fuchs als Gelehrten ausser der Fülle seiner Kenntnisse? — An erster Stelle ist sein streng methodisches Verfahren zu erwähnen. In seinen Werken begegnen uns keine auf den ersten Anblick blendend grossartigen, aber sich bald in nichts auflösenden Einfälle. In seinen Ausführungen geht er vom Sprachmaterial aus, das er mit sicherer Hand behandelt und wovon er sich nicht loslöst. Damit will ich nicht sagen, dass er immer ausgefahrene Wege wandelt. Im Gegenteil: manchmal belegt er doch neuartige Gedanken mit reichem Beweismaterial und mit bis ins einzelne gehender Gründlichkeit. In seinen Arbeiten begegnet uns mehrmals der nicht alltägliche Gedanke, dass die Wörter der heutigen Sprache nicht alle auf selbständige Wortvorgänger zurückgehen, sondern in manchen Fällen Wortenden, von den Körpern der Wortformen losgelöst, zu selbständigen Wörtern wurden. Eines der geistreichsten Produkte dieser Betrachtung ist die Erklärung des ungarischen Bindewortes *és* ('und') (Nyr. LXIII.). Auch die strenge Logik, die klare Ausdrucksweise der Gedanken und der ausgezeichnete Sinn für Pädagogik sind für Fokos-Fuchs charakteristisch. Die junge Linguistengeneration hat von ihm viel gelernt, zum Teil aus seinen Schriften, zum anderen durch den persönlichen Kontakt mit ihm; aber sie hätte noch viel mehr von ihm lernen können, wenn David Fokos-Fuchs an der systematischen sprachwissenschaftlichen Ausbildung der jungen Forscher teilgenommen hätte. Doch auch ohnedies gebührt ihm Dank von seiten der gesamten ungarischen Linguistengesellschaft, ja sogar der Nachwelt. Wir schulden ihm Dank unter anderem dafür, dass er am Redigieren unserer Zeitschrift *Acta Linguistica* tätigen Anteil nimmt. Wenn diese Zeitschrift wenigstens zum Teil das Ziel erreicht, die ausländischen Fachkreise mit Abhandlungen und Besprechungen von Rang und angemessener Form über die Entwicklung und die neuesten Ergebnisse der ungarischen Sprachwissenschaft zu orientieren, so hat daran David Fokos-Fuchs mit seiner uneigennütigen Arbeit, seinem umfassenden Wissen, seinem starken Sinn für Kritik, seiner umsichtigen Sorgfalt und seiner ausserordentlichen Gewissenhaftigkeit einen sehr bedeutenden Anteil.

David Fokos-Fuchs ist auch heute noch, im Alter von fünfundsiebzig Jahren, einer der produktivsten Mitarbeiter der ungarischen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften. Während er mit jugendlichem Interesse die Teilprobleme der Vergangenheit der finnisch-ugrischen Sprachen studiert, arbeitet er mit unermüdlicher Ausdauer auch am grössten Werk seines Lebens, dem grossen syrjänischen Wörterbuch, das in Kürze erscheinen soll. Die alte, seit

seiner Jugendzeit in allen seinen Arbeiten zutage tretende Gründlichkeit zeichnet die Reihe seiner neueren Abhandlungen aus, doch Neuartigkeit der Ideen und die bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen immer mehr sich weitende Perspektive sind genau so charakteristisch für dieselben. Die Anerkennung, mit der wir ihm huldigen, gilt nicht nur einem der ältesten Pfleger unserer Wissenschaft, sondern auch dem Gelehrten, der bloss auf seinen einfachen Wanderstab gestützt auch heute noch auf dem zu den Höhen der Wissenschaft führenden mühevollen Weg immer höher dringt. Aufrichtige Glückwünsche seiner ungarischen Linguisten-Kollegen begleiten ihn auf seiner Wanderschaft. Im Geiste schliessen sich uns gewiss auch die ausländischen Forscher-Kollegen mit ihren Glückwünschen an.

Gy. Lakó

ZUM UNGARISCH — SLAWISCH — DEUTSCHEN WORTGUT DES RUMÄNISCHEN

Von
L. TAMÁS

1. Rum. dial. *haşléu* ‚Schwefeleinschlag, Schwefelkerze‘

Dieser ziemlich selten aufgezeichnete Provinzialismus wurde in der Bedeutung ‚pucioasă; o rudă de pucioasă de pânză lată, ca de un deget‘ zuerst von Viciu mitgeteilt (Glosar, 49). Der Beleg stammt aus der Gemeinde Spring (im gewesenen Komitat Alba-de-jos) und Viciu bemerkt dazu, dass die Schwefelkerzen unter den Bienenkörben verbrannt werden, um dadurch die Bienen zu töten. Er stellt dann die Frage, ob es sich nicht etwa um die Übernahme des deutschen *Einschlag* handelt. Die gleiche Verwendung des Schwefelfadens wird auch in einem von Petrovici mitgeteilten mundartlichen Text beschrieben (Texte dialectale 74; ALRT II), in dem das Wort in der Form *hajlău* erscheint. Das aus der Ortschaft Micăsasa (im gewesenen Komitat Tîrnava-mică) stammende *hajlău* bleibt indessen unerklärt, obgleich Petrovici die in den von ihm gesammelten Texten vorkommenden Dialektwörter sonst häufig mit etymologischen Anmerkungen versieht. Das grosse, unvollendet gebliebene Wörterbuch der alten rumänischen Akademie (DAcR) reproduziert den Beleg von Viciu mit der kurzen Bemerkung: „Poate din germ. Einschlag.“

Wir glauben, dass man bezüglich des deutschen Ursprungs des Wortes weniger zurückhaltend sein darf, denn die Vermutung von Viciu lässt sich unschwer als richtig erweisen. Dasselbe deutsche Wort wurde nämlich auch ins Ungarische vielfach übernommen, wo es zahlreiche Wechselformen entwickelt hat: *ánszlog, áslog, áslag, anislag, ániszlag* usw. (EtSz. 101), *ámszlag* ‚boroshordó kénezésére való kénrudacska‘ (Csúry, SzamSz. I, 42). All diese Formen werden von EtSz. richtig auf österr.—bair. *einschlag, ainschläch* zurückgeführt (vgl. Melich, DLw. 62).

Da die ungarischen Varianten ohne Ausnahme auslautendes *g* haben, wird man kaum an ungarische Vermittlung denken können. Man müsste in diesem Falle rum. **(h)aszlog, *(h)ajlog* ansetzen und dann Suffixwechsel annehmen. Aber auch die in einige Siebenbürger rumänische Mundarten übernommene deutsche Variante konnte nicht auf *-g* auslauten. Diese Variante muss vom Typ des obenerwähnten *ainschläch* gewesen sein, mit velarem Reibe-

laut in ihrem Auslaut. Aus einer solchen Lautform lässt sich *haşleu*, *hajläu* tadelfrei erklären. Bekanntlich verliert vor Reibelauten der silbenschiessende nasale Konsonant in den verschiedensten Sprachen häufig seinen Verschluss, wonach auch die übrigbleibende Nasalität verschwinden kann, z. B. ung. *instál(l)* 'inständig bitten' > *istál(l)*, *pénz* 'Geld' > *péz*, *ténsur* 'gnä' Herr' > *tésur* (auch vor *l*: *kínlódik* 'sich plagen' > *killódik*, vgl. Csúry: MNy. XXXI, 68), rum. *crişpan(t)* ~ *grinşpan* (vgl. ung. *krispán*, d. dial. *grinspan*; Melich, DLw. 119), ferner *instrucţie* > *istrucţie*, *inspecţie* > *ispecţie* (BullLing. XII, 117; altrumänische Beispiele werden von Rosetti besprochen: *Limba română în secolul al XVI-lea*. Bucureşti, 1932. 42), *iştrumentě* 'landwirtschaftliches Gerät' (K. Mureş—Turda; ALR, SN, H 17), *molist* < *mölist* < *montliszt* (SCL. IX, 97; = *Studii şi Cercetări Lingvistice*), usw.

Mit den Schicksalen des vorwiegend dem Slawischen entstammenden rumänischen auslautenden *h* hat sich Petrovici beschäftigt. Er gelangte zum Schluss, dass diesem *h* (< *ch*) in den verschiedenen Mundarten *f*, *v* oder *ɣ* entsprechen kann (*f* vorwiegend in Muntenien, *v* in Siebenbürgen und in der Moldau, *ɣ* im Banat und nördlich davon; Dacoromania XI, 190), z. B. slaw. *vračĥ* > *vraf* 'Haufe' (dial. *vrav*, *vray*); slaw. *prachĥ* > *praf* 'Staub, Pulver' (dial. *prav*, *pray*), ferner ung. *plé(h)*, d. *Blech* > rum. dial. *pleh*, *plef*, *plev*, *pley* (ja sogar *plec*, wie in 'ducul sfînt'), *Zălay* (Städtchen im K. Sălaj) < ung. *Zilah*, usw. Im Einklang damit konnte aus *einschlach*, *ainschläch* in Mundarten **ăşlăy* > *haşlăy*, *hajlăy*, *haşleu* werden. Für den Wechsel von *-au* ~ *-eu* im Wortauslaut lassen sich zahlreiche Beispiele anführen: *alău*, *aleu* 'Aufgeld' < *elő(pénz)*; *buduşlău*, *buduşleu* 'Landflüchtiger' < *bu(j)dosó* (mit *-lău* statt *-ău*, vgl. *buduşlui*); *ghilău*, *ghileu* 'Hobel' < *gyalu*, *gyaló*; *haitău*, *haiteu* 'Treiber' < *hajtó*; *hălăştău*, *hălăşteu*, *hăleşteu*, *heleşteu*, *eleşteu* usw. 'Weiher' < *halastó*; *labrău*, *labreu* 'Leibchen' < *lajbi*, *lábli* (< d. dial. *leibl*, *laibəl*); *măsălău*, *mesălău*, *meseleu* 'Tüncher' < *meszelő*; *şalău*, dial. *şuleu* 'Barsch' < *süllő*; *techenău*, *tichineu* 'Mulde'; *ticordău*, *techerghieu* 'Strolch' < *tekergő*; *vişău*, *vişeu* 'Meissel', usw. Die *h*-Prothese finden wir bei Wörtern verschiedensten Ursprungs: *armăsar*, *harmăsar* 'Hengst'; *halat* 'Gerät' < türk. *alat*; *arap*, *harap* 'Mohr'; *arcuş*, *harcuş* 'Bogen' < ung. *árkus*; *arîneu*, *herîneu* 'Wagendecke' < *ernyő*; *arşeu*, *hîrşeu* 'Spaten'; *ultui*, *hultui* 'pfropfen', usw. Das Stimmhaftwerden von *s* vor *l* und anderen Sonorlauten ist in den Mundarten ziemlich häufig (s. o. die ung. Variante *ánizslag*), z. B. *ferslóg* 'grosser Kasten' > rum. dial. *fişlog*, *fişlog*; *mosléc* 'Tränke' > *moşlic*, *moşlic*, *muşlic*, *mujlic*; *cuşmă*, *cujmă* 'Pelzmütze'; *pruszlik* 'Leibchen' > *pustic*, *puzlic*; *haszon* 'Nutzen' > *hasnă*, *haznă*, usw.

Haşleu hat auch eine dialektale Diminutivform, die 'Zündhölzchen' bedeutet (*haşleişă*; Viciu, Gl 103). Vgl. dazu Schwefelholz. Schwefelhölzchen. rum. dial. *şvebele* (ib.). Rum. *pucioasă* 'Schwefel' heisst in Siebenbürgen vielerorts 'Zündhölzchen', auch das osm.-türk. *kibrít* hat beide Bedeutungen.

2. Rum. dial. *tromf* 'Aufgeld, Haftgeld'

Die gewöhnliche Bedeutung dieses Siebenbürger Provinzialismus ist 'Trumpf, Atout', seit dem Ende des XVII. Jh. erscheint daneben aber auch ein *tromf* 'Aufgeld, Haftgeld'. Wir finden es zuerst in dem von Gáldi veröffentlichten Wörterbuch von Klein (Micu—Clain): *tromf* 'arha; in foliis, *adjut.*' (DVL, 165, 441; wahrscheinlich von J. Molnár nachgetragen), dann auch in dem im Jahre 1825 gedruckten Ofner Wörterbuch (LexBud.): *tromf* 'arvună' und im Kartenspiel 'color praecipuus (regnans)'. Als Fachausdruck des Kartenspiels kann rum. *tromf* durch das Ungarische vermittelt sein (ung. *tromf* < d. *Trumpf*; Melich, DLw. 256), wie Gáldi meint, es lässt sich jedoch auch unmittelbar aus dem Deutschen (Sieb.-Sächsischen, Schwäbischen) erklären, vgl. rum. *tron* 'Truhe, Lade' (< d. dial. *Truhen, Truhn*; Tiktin, 1653), wo dem *u* ebenfalls *o* entspricht (vielleicht auch *şopru*, wenn es auf *Schuppen* und nicht auf das mundartliche *Schoppen* zurückgeht; *moldă* < *Mulde* usw.).

Der Ursprung von *tromf* 'Aufgeld' ist dagegen bisher im Dunkeln geblieben. Gáldi macht uns auf diese Bedeutung mit einem Ausrufungszeichen aufmerksam und verweist ohne weiteren Kommentar auf ung. dial. *tromf*, das nach MTsz. II, 807 in der Stadt Torda (rum. Turda, im gewesenen Komitat Turda-Arieş) vorkommt und dasselbe bedeutet. Das ungarische Dialektwort muss übrigens sehr selten sein, selbst die sonst reichhaltigen Zettelkartons des Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Instituts, die das Material des grossen akademischen Wörterbuchs und des neuen Dialektwörterbuchs enthalten, bieten keinen weiteren Beleg dafür.

Nach unserer Ansicht können *tromf* 'Aufgeld' und *tromf* 'Trumpf' keinesfalls ein gemeinsames Etymon haben. Es fragt sich bloss, welche Richtung man einschlagen muss, um die Herkunftsfrage von *tromf* 'Aufgeld' zu lösen.

Einleitend sei bemerkt, dass in einigen vom Ungarischen stärker beeinflussten rumänischen Mundarten in der Bedeutung 'Aufgeld' das Wort *aleu*, *aláu* gebraucht wird (z. B. im K. Bihor, im Motzengebiet, usw.; auch im rumänisch—französischen Wörterbuch von Pontbriant). Wie schon Hasdeu richtig vermutet hatte, muss *aleu*, *aláu* mit ung. *előpénz* 'Angeld, Aufgeld' zusammenhängen. Während aber im Falle von ung. *felpénz* 'id.' > rum. dial. *felpínz*, *felpenz* (Dacoromania V, 90, 95, 126, 142; Coman, Gl. 32) das ung. Kompositum gänzlich übernommen wurde, entspricht *aleu*, *aláu* nicht mehr als nur dem ersten Glied von *előpénz* und diese Entsprechung umfasst auch das Lautliche (vgl. z. B. *alean* 'Schwermut' < *ellen*; *arădui* 'anfangen, schicken' < *ered*; *arăstui* 'überlassen, Verlobte aufbieten' < *ereszt*; *arneu* < *ernyő*; *amistui* 'verdauen, verbergen' < *emészt*, *enyészt*; auch ON: *Agrşteu* < *Egrestő*. *Alecuş* < *Elekes*, *Aleşd* < *Élesd*, usw.). Das rumänische Wort kann aber auch auf das einfache ungarische *elő* zurückgehen, das im Dialektwörterbuch von

Szinnyei aus dem Szeklerland gebucht wird (II, 482; im Szeklerland auch *előpénz*; ib. 483).

Auf Grund des Vorausgehenden glauben wir annehmen zu dürfen, dass rum. *tronf* 'Aufgeld' unter ähnlichen Umständen entstanden ist. Es muss nämlich mit dem ersten Glied des Kompositums *Draufgeld* zusammenhängen. Das Kompositum wird zwar von SSWb. nicht mitgeteilt, doch muss es nichtsdestoweniger auch in der Verkehrssprache der Sachsen und Schwaben üblich gewesen sein. Es lässt sich hingegen nachweisen, dass das Adverb *darauf*, *drauf* anstatt des Substantivs *Aufgeld*, *Angeld* gebraucht werden konnte: „Und hab auch einen gulden *drauf* (als Angeld) geben“ (SSWb. II, 14 aus dem Jahre 1609, freundliche Mitteilung von A. Hutterer). Das Adverb *darauf*, *drauf* kommt im Sieb.-Sächsischen in der Form *draf* vor, woraus im Rumänischen ein **trof* entstehen konnte, das die Bedeutung 'Aufgeld' hatte. Dieses *trof* wurde dann durch Epenthese des Nasallautes zu *tronf*, *tromf* (vgl. *boboane*, *bomboane* 'Aberglaube' < *babona*; *foiofie*, *foiomfie* 'Immergrün' < *foiyófi*; *haromfogău* 'Beisszange' < *harapófogó*; *lopău*, *lompău* 'Weinheber' < *lopótök*; im ON *Şomfalău* < *Sófalva*, usw.). Wenn wir diese lautlich wie semasiologisch tadelfreie Erklärung annehmen, so löst sich zugleich das Problem des vereinzelt vorkommenden ung. dial. *tronf* 'Aufgeld'. Es kann nur rumänischen Ursprungs sein. (In dem Buche von G. Blédy — *Influența limbii române asupra limbii maghiare*. Sibiu, 1942 — wird ung. dial. *tronf* nicht erwähnt).

Aus rum. *tronf* wurde auch ein Zeitwort gebildet: *tronfesc* 'conduco deposita arha; megalkuszom letévén az elő-pénzt' (im Wbuch des Bischofs Bobb, II, 480); *tronfoluesc* 'arvunesc' (LexBud. 724).

3. Zum Ursprung von rum. dial. *a mädări* 'verzärteln, verhätscheln'

Dieses hauptsächlich im Zusammenhange mit Kindern gebräuchliche Zeitwort der Moldauer und besonders der nordsiebenbürgischen Volkssprache wurde von den Etymologen bisher ziemlich stiefmütterlich behandelt. Cihac dachte dereinst, dass es mit den slawischen Wörtern *mădlb* 'tardus, segnis, misericors', *mădliti* 'tardare' zusammenhängt (II, 180), dieser Deutungsversuch wurde jedoch aus verständlichen Gründen nicht angenommen. Noch weniger begründet war die Herleitung aus lat. *modulor*, die schon viel früher im LexBud. auftauchte, aber bei niemandem Anklang fand. Nach dem Vorausgegangenen darf es uns nicht wundernehmen, dass die Wörterbücher von Şăineanu, Tiktin, Candrea—Adamescu sowie das unlängst erschienene *Dicţionarul Limbii Române Moderne* das Wort zu denen unbekanntem Ursprungs zählen. Es sei uns erlaubt, hier eine Deutung zu versuchen, die vielleicht einen brauchbaren Kern enthalten wird.

Die rückbezügliche Form des Zeitwortes (*a se mädări* 'zimperlich tun') kommt unseres Wissens zuerst bei dem Moldauer Mitropolit Dosoŭteiu vor

(XVII. Jh.; Tiktin, 937). Das ist nicht weiter verwunderlich, gebraucht er doch in seinem 'literarischen Dialekt' auch sonst mehrere Wörter ungarischen Ursprungs: *amistui* (s. o.), *bănat* 'Ärger', *bişug* 'Fülle, Überfluss', *lulciu* 'Jahrestag des Kirchenpatrons', *celtui* 'knebeln', *cocie* 'Wagen', *feredeu* 'Bad', *hălădui* 'fortrücken', *hălăstui* 'davonkommen', *ileu* 'Amboss', *leşui* 'lauern', *oloi* 'Öl', *orbalf* 'Rotlauf', *sudui* 'schelten', *tău* 'Teich', *ţarcălam* 'Zirkel', *ţinterim* 'Friedhof', usw. Die uns zur Verfügung stehenden weiteren Belege zeigen einstimmig, dass das Wort in der nördlichen Hälfte Siebenbürgens lebte und lebt; aus demselben Gebiet stammen auch die Angaben des von Puşcariu gepflegten Sprachatlasses (ALR II, 1, H 150; 'răsfăţă copilul; elle gâte l'enfant'). Man darf also mit gutem Grund die Frage aufwerfen, ob nicht etwa *a mädări* ungarischen Ursprungs sein könnte? Da aber das Verzärteln, das Verwöhnen schon im XVII. Jh. (ja sogar noch früher) durch mehrere Synonyme ausgedrückt werden konnte (*a alinta*, *a dezmierda*, ferner *a răsfăţa*), muss man voraussetzen, dass *a mädări* wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer besonderen Art und Weise der Liebkosung, der Verzärtelung entlehnt wurde.

Bei der Beurteilung dieser Frage darf man unseres Erachtens die Tatsache nicht ausser acht lassen, dass im Ungarischen, besonders in der Volkssprache, das Wort *madár* 'Vogel' sehr häufig als Kosewort gebraucht wird. Aus der Fülle der Belege greifen wir diesmal nur ein bis zwei Beispiele heraus: *Édős madaram* (Bálint, SzegSz. II, 68), *Kis madaram*, *Tulipányos madaram* (Kiss, OrmSz. 360). Der hauptsächlich von den in zweisprachigen Gegenden wohnenden Rumänen wiederholt gehörte Koseausdruck *madaram*, *madaram!* *édes madaram!* konnte leicht zum Stamm eines rumänischen (liebkosenden) Zeitwortes werden: *a mädări*. Diese Möglichkeit ist bei weitem nicht aus der Luft gegriffen. Das Rumänische kennt ja auch sonst Verba, deren Stamm von dem als Anrede gebrauchten Wort gebildet wird. Bekanntlich bedeutet *a domni* nicht nur '(be)herrschen, regieren' sondern auch 'jemanden „Herr“ nennen. „Sie“ zu ihm sagen' (Tiktin, 562), eine Bildungsweise, die wir auch im Falle von *a mädări* ohne Schwierigkeit annehmen dürfen. Wir sind übrigens in der günstigen Lage das Gegenbild von *a domni* gerade aus der Moldauer Volkssprache zu zitieren (es kann natürlich auch anderswo vorkommen): *nu mă „mădămi“* d. h. 'sage mir nicht „Madame“ (oder) „gnädige Frau“' (I. Istrati, *Din neagra ţărănie*. Bucureşti, 1957. 86). Die Bedeutung von *a mädări* kann also dementsprechend ursprünglich 'jemanden (das Kind) mein Vögelchen (mein Schätzchen) nennen' und dann später 'lieblosen, verzärteln' (nach Şandru bedeutet das Wort im gewesenen K. Bistriţa-Năsăud 'parler d'une manière caressante'; BullLing. VI, 192). In ähnlicher Weise hängt *herzen* mit *Herz*, *carezzare* mit *carezza* und *caro*, *drăgăluvi*, *drăgăli* (Tiktin, 570; Caba, Szilágyy vm. román népe, nyelve és népköltészete. Bécs, 1918. 98) mit *dragul mieu*, *draga tatei* usw. zusammen.

Verba, die 'lieblosen, verzärteln' heissen, stehen nicht selten mit Tiernamen im Zusammenhang. Es mögen hier einige Beispiele genügen. Das ungarische *becézni* bedeutet ursprünglich 'jemanden *becé*, *boci* nennen' (vgl. *boci* 'Kälbchen'; EtSz. I, 319). Morphologisch verständlich einfacher gestaltet sich das englische *pet* 'Lieblingstierchen', während *to pet* 'lieblosen, verzärteln' heisst. Noch häufiger kommt es vor, dass Wörter, die 'Vogel, Vögelchen, Küchlein, Täubchen, usw.' bedeuten, zu Kosewörtern werden. Auch diesmal können wir uns auf eine kleine Auswahl beschränken. Es sei diesmal vor allem rum. *puiule*, *puiul mamei (tatei)*, *puişorul mamei (tatei)* erwähnt, vgl. noch : *pul'e* 'terme de tendresse' (Papahagi, Antol. arom. 481 ; *pultü* 'oiseau'), alban. *zog*, *zogë*, griech. *πουλί μου* (Mitteilung von Bellu Rodhanti), um von Fäulen wie franz. *poule (poupoule)* 'Täubchen, Liebchen', *colombe* gar nicht zu sprechen.

Die Tatsache, dass ung. *madár* selbst (als Appellativ) nicht übernommen wurde, kann kein Hindernis unserer Herleitung sein. Man denke etwa an den Fall des Zeitwortes *urănesc*, dass in der alten Siebenbürger Volkssprache in der Bedeutung 'inständig bitten' vorkommt und mit ung. *úr* 'Herr' (*uram* 'mein Herr') zusammenhängt (vgl. Gáldi, DVL ; aus dem Wörterbuch von Klein, aus dem LexBud. und ein neuerer Beleg aus dem K. Hunedoara). Die ursprüngliche Bedeutung 'jemanden „Herr“ titulieren' wurde deshalb zu 'inständig bitten', weil die unterdrückten Bauern ihre an die feudalen Grundbesitzer gerichteten Beschwerden mit der Anrede *uram! uram!* einleiteten. Auch dieses Mal lässt es sich feststellen, dass ung. *úr* nicht entlehnt wurde. Das Verb *urănesc* hat übrigens eine nicht ganz leicht identifizierbare Variante : *oromni* 'a ruga' (Varviz, K. Bihor ; Viciu, Gl. 64).

4. Ursprung und Bedeutungsgeschichte von rum. dial.

saparişe 'beissend, scharf'

ALR, SN, H 425 veranschaulicht die geographische Lagerung der verschiedenen Ausdrücke, die in den einzelnen Gegenden des rumänischen Sprachgebietes 'scharfer Schafkäse' (*brinză iute*) heissen. Von einem in Viciu, Gl. 82 aus der Gemeinde Coşei/Kusaly (K. Sălaj) mitgeteilten Beleg abgesehen (mere *şăpărişe* 'mere cu gust acru'), ist uns das interessante Dialektwort nur aus dem neuen Sprachatlas bekannt : *brîndă saparişe* (Negreşti/Avasfelsöfalu, K. Sătmar), *saparişă* (Groşi/Tökésbánya, K. Sătmar), *şaparişă* (Moftinul mic/Kismajtény, K. Sătmar ; Boiu mare/Nagybúny, K. Solnoc-Dobîca). Im Hinblick darauf, dass Provinzialismen mit ähnlichem Geltungsbereich gewöhnlich ungarischen Ursprungs sind, hielten wir diese Möglichkeit ununterbrochen in Evidenz, obwohl wir lange Zeit kein entsprechendes Etymon finden konnten.

Wir versuchen in annehmbarer Weise nachzuweisen, dass die Rumänen, die in den gewesenen Komitaten Sătmar, Sălaj und Solnoc-Dobîca wohnen,

das ungarische Wort slawischen Ursprungs *szapora* 'sich schnell vermehrend. geschwind. nützlich, ergiebig' (< slaw. *spora*, Fem. von *sporǫ*, vgl. Kniezsa, SzJöv. I, 489; auch rum. *spor* 'Zunahme, Gedeihen. Zuwachs' ist desselben Ursprungs) entlehnt haben. Es ergibt sich dabei allerdings die Schwierigkeit, dass ung. *szapora* die Bedeutung 'beissend, scharf' nicht kennt. Dieser Mangel kann jedoch unseres Erachtens unschwer behoben werden.

Werfen wir vorher einen Blick auf die Geschichte von rum. *iute* 'piquant. fort, âpre, vif, rapide, vite usw.'. Das Wort wird im allgemeinen richtig aus dem Slawischen erklärt (Tiktin, 862; Rosetti, ILR III, 68, usw.; DAcR. II, 923 erwähnt nur den Nominativ *ljutǫ*). Dabei wird auch der adverbial gebrauchte Lokativ *ljutě* (vgl. *dobrě*, *zřě* usw.) berücksichtigt, der nach Berneker, EtWb. 759 'wehe! *δεινῶς*, valde' und nach Leskien, HbabgSp⁶ 300 'gewaltig. heftig' bedeutet. Es ist allerdings auffallend, dass nicht der Nominativ *ljutǫ*, sondern das adverbiale *ljutě* entlehnt wurde (das Adjektiv *iut*, *iutǫ* ist nur aus Mundarten der in Bulgarien wohnenden Rumänen bekannt; DAcR. II, 922), dem im Rumänischen lautregelhaft *iute* entspricht (vgl. *linum* > *l'inu* > *îin. in*; *lěpore* > *l'epure* > *iepure*, auch inlautend: *ilia* > *il'e* > *ije*, *ie* usw.). Diese adverbiale Form von *ljutǫ* konnte gewiss darum mit ungeänderter Endung ins Rumänische übernommen werden, weil diese Sprache mehrere althergebrachte Adjektiva auf *-e* hatte: *dulce*, *moale*, *verde* (Fortsetzer von zweiförmigen Adjektiven), *rece* (ursprünglich einförmig). Die Anziehungskraft dieser Kategorie beweisen rum. *limpede* (vgl. lat. *limpidus*³), *repede* (vgl. lat. *rapidus*²), ja sogar *lesne* (vgl. slaw. *lesno*; *lesne* wird vorwiegend adverbial gebraucht). In der Geschichte von *iute* dürfte auch das Adverb *foarte* (aus dem Adjektiv *fortem*) eine gewisse Rolle gespielt haben, war doch *iute*, im älteren Rumänisch, ein Synonym von *foarte* (vgl. DAcR. ib. *iute* 3^o). Rumänische Adjektiva können nicht nur auf slawische adverbiale Formen zurückgehen; dem in Siebenbürgen weit und breit bekannten *vigan* (*ghigan*, *žigan*, *îigan* usw.) 'lebhaft, munter' entspricht bekanntlich die adverbiale Form (*vigan*) von ung. *vig* 'id.'

Aus der Geschichte von *iute* muss die Tatsache hervorgehoben werden, dass es ausser den im Bulgarischen und Serbischen weiterlebenden etymologischen Bedeutungen auch 'geschwind, schnell' heissen kann, was wahrscheinlich einer innerhalb des Rumänischen erfolgten Entwicklung zu verdanken ist (so auch DAcR. II, 923): 'grimmig, böse' → 'heftig, hitzig' → 'lebhaft, flink' → 'geschwind, schnell'. Im Bedeutungskreis von *iute* kommen also 'geschwind, schnell' und 'beissend, scharf' zusammen vor (zu letzterem vgl. auch: bulg. *ljuta pipërka*, serb. *ljuta paprika*, sowie rum. *ardei iute* 'scharfer Paprika').

Die Geschichte von ung. *szapora* ist der von rum. *iute* insoweit ähnlich, dass die Bedeutung 'geschwind, schnell' ursprünglich auch dem ungarischen Worte abging. Ursprünglich hiess *szapora* nur 'ergiebig, sich schnell vermehrend' die übrigen Bedeutungen sind späteren Datums (*szapora* 'geschwind, schnell' erscheint im Jókai-Kodex, vgl. Kniezsa, SzJöv. I, 490).

Was konnte nun nach dem Vorausgegangenen geschehen? Den nicht selten zweisprachigen Rumänen aus dem NW des rumänischen Sprachgebietes war die Möglichkeit dazu gegeben, die Bedeutung 'beissend, scharf' von *iute* auf das dem Ungarischen entlehnten Adjektiv *saparişe*, *ţaparişë* zu übertragen. Die Lautform des letzteren ist also dem Ungarischen, die Bedeutung aber einem rumänischen Vorbilde zu verdanken.

Das rumänische Wort lässt sich indessen aus *szapora* nicht restlos erklären, hat doch das von uns vorgeschlagene Etymon kein auslautendes *-š*. In dessen Ausbildung hat auch das grammatische System des Rumänischen mitgewirkt, das die Adjektiva fremden Ursprungs zur Genusfähigkeit zwingt. Es handelt sich um denselben Vorgang, den wir auch im Falle von *bărnaş*, *fercheş* (s. u.), *gingaş*, *nialcoş*, *tistaş* feststellen können (vgl. Treml: BullLing. II, 48). Durch die Anfügung von *-(i)ş*, *-(i)şe* wird das grammatische Problem erfolgreich gelöst (z. B. loc *tistaş* und apă *tistaşe* oder flăcău *nialcoş*, fată *nialcoşe*). Zusammenfassend: rum. *saparişe*, *ţaparişë* < ung. *szapora* + die oben erwähnte Endung + der ebenfalls oben erörterte semasiologische Einfluss von *iute*.

Der in der Variante *ţaparişë* auftretende Wandel *s* > *ţ* kommt sowohl in ungarischen, wie auch in anderen Lehnwörtern vor: *săcăluş* ~ *ţăcăluş* 'Art Feldgeschütz' < *szakállas* (veraltet, bzw. archaistisch), *sarcă* ~ *ţarcă* 'Elster' < *szarka*, *sărsam* ~ *ţarţam* 'Pferdegeschirr' < (ló)szerszám, *sebeş* ~ *ţebeş* 'schnell, steil' (s. u.) < *sebes* (vgl. den ON *Caransebeş* < *Karánsebes*), *samsar* ~ *simţar* 'Makler' < türk. *simsar*, *ţimpor* 'Schwefel' < serb. сџмпор, bulg. сџнпур (< lat. *sulphur*; Mladenov. EtR. 617), etc.

Der semasiologische Einfluss von *iute* beschränkt sich aber nicht nur auf das hier behandelte rumänische Wort. Man kann seine Spuren auch im Szeklerland entdecken, wo das ung. *sebes* 'geschwind, rasch, schnell' ausserdem noch die Bedeutung 'beissend, scharf' hat. Die Szekler nennen nämlich den Käse *sebes*, *sebös*, wenn dieser scharf, etwas bitter oder zäh wird; sie sagen: a túró *mégsebesedik* (vgl. MTsz. II, 359). Das ist im wesentlichen eine getreue Übersetzung von rum. *brînza se iuteşte* (oder *s-a iuţit* *brînza*; DACr. II, 923). Denselben Einfluss von *iute* 'scharf' finden wir auch im Dialekt der Moldauer Tschango, wo *gebeş* die Bedeutung 'sauer' d. h. 'scharf' hat (Wichmann, CsángóSz. 127). In der Sprachgeschichte zusammenwohnender Völker sind solche gegenseitige Einflüsse leicht verständlich, wenn auch nicht immer leicht nachzuweisen.

Zum Schluss sei noch ein Beispiel dafür angeführt, dass rumänische Dialektwörter ungarischen Ursprungs ihren Bedeutungskreis nach rumänischem Muster erweitern. Im K. Maramureş hat *ţebeş* vor allem die etymologische Bedeutung 'schnell': Un vînt *ţebeş* a sufla | Fluieru ş'a fluera („Ein schneller Wind wird blasen | Die Hirtenflöte wird tönen"; Papahagi, Graiul şi folklorul Maramureşului. Bucureşti, 1925. 80). In derselben Gegend

kommt aber auch ein *sebeş* 'steil, jäh, abfällig' vor: Munte *sebeş* (Cum vorbim III, Nr 3/4, 44). Da ung. *sebes* nur 'geschwind, rasch, schnell' heisst, müssen wir die Bedeutung 'steil, jäh, schroff' von *sebeş* dem semasiologischen Einfluss von rum. *repede* zuschreiben, das all die erwähnten Bedeutungen haben kann. Zum Wandel *s* > *ş* in *sebeş*, *şebeş* vgl. das oben über *saparişe*, *şaparişe* Gesagte.

5. Rum *văitău* 'kleines Hohlmass' und ung. *vajtó* 'Brotkorb'

Das Wort *văitău* wird von den Rumänen gebraucht, die in der grossen ungarischen Tiefebene, oder in deren Nachbarschaft wohnen. Es bezeichnet ein kleines Hohlmass, mit dem der Müller vom Mahlgut die Mahlmetze nimmt. Wir haben dafür folgende Belege: *văitău* 'măsură cu care se ia vama la moară' (Ineu/Borosjenő, K. Arad; ALR, SN, H 181); *o văitău are 5 litre* (Socodor/Székudvar, K. Arad; eig. S.); *văitău* 'o măsură mică din scoartă de fag, cu care se vămueşte grăul, păpuşoiul de măcinat' (K. Bihor; Conv. Lit. XX, 1021); *văitău* 'măsură morarilor' (K. Bihor; Mitteilung von T. Teaha); *voitău* 'un sfert de mierţă' (K. Bihor; Paşca, Gl. 60).

Nach seinem Geltungsgebiet zu urteilen, muss das Wort ungarischen Ursprungs sein (vgl. noch sinnverwandte Wörter wie *mertic* < *mérték* und wahrscheinlich auch *mierţă*, *mirţă*; das aus Moftinul mic/Kismajtény auf derselben Karte des ALR zitierte *t'upjéş* geht auf ung. *kőpéce*, *kőpöce* zurück). Als Etymon kommt nur ung. *vajtó* in Frage, das allerdings von den Sammlern mundartlichen Sprachgutes sehr stiefmütterlich behandelt wurde. In der Bedeutung 'Brotkorb' finden wir es ausschliesslich im Dialektwörterbuch von Csúry: *văjtóu* 'kenyereskosár' (II, 433; aus der Gemeinde Adrian/Adorján, K. Sátmar). Ob *vajtó* irgendwo auch 'kleines Mass' bedeutet, konnten wir nicht ermitteln. Dies ist indessen gar nicht unwahrscheinlich, hat doch das mit *vajtó* etymologisch sehr wahrscheinlich verwandte und aus dem Osten des ungarischen Sprachgebietes mehrfach belegte *vajtikó*, *vajtyikó*, *vatyikó*, usw. (MTsz. II, 899) dieselbe Bedeutung wie rum. *văitău*. Es wurde übrigens auch letzteres in der Bedeutung 'kleines Mass der Müller' entlehnt (vgl. die oben zitierte Karte des ALR): *uăt'icău* (Bocşa/Oláhbaksa, K. Sălaj; Sinmihaiul Almaşului/Almásszentmihály, K. Cojocna); *uot'icău* (Groşi/Tökésbánya, K. Sátmar); *ot'icău* (Negreşti/Avasfelsőfalu, K. Sátmar; Beclean/Bethlen, K. Solnoc-Dobica) und die Rückbildung *ot'ic* (Birsana/Barcănfalva, K. Maramureş; Prundul Birgăului/Borgóprund, K. Bistriţa-Năsăud). Die Sinnverwandtschaft von rum. *văitău* und *uăt'icău* scheint zu beweisen, dass ung. *vajtó* und *vajtikó* etymologisch zusammenhängen müssen.

Es sei uns erlaubt, diesbezüglich eine Deutung zu versuchen. Wir glauben, dass *vajtó* und *vajtikó* letzten Endes mit dem Zeitwort *vajol* 'den Teig auswirken, zu Brot formen' in etymologischem Zusammenhang steht (letzteres zu

váj 'höhlen, wühlen, schürfen' unsicheren Ursprungs; SzófSz. 329). Aus diesem wurde *vájló* gebildet, z. B. *vajló-tekenő* 'artopta; eine Brod-Back-Mulde' (im ung.—lat.—deutschen Wörterbuch von Páriz Pápai—Bod aus dem Jahre 1767), *vájló-* oder *vájla-*kosár 'Backkorb, Simperl' (MTsz. II, 899). Wir glauben, dass *vajló-kosár* unter dem Einfluss des sinnverwandten *szakajtó* zu *vajtó* werden konnte, es würde sich folglich um eine Kontamination handeln. Die Möglichkeit der Bedeutungsentwicklung 'Backkorb' → 'Brotkorb' braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

6. Woher stammt die Bedeutung 'mit jemandem übereinkommen' von rum. *a se alcătui*?

Diesem Zeitwort haben mehrere Forscher ihre Aufmerksamkeit gewidmet, der Ursprung der oben angedeuteten Bedeutung wurde jedoch, unseres Erachtens, nicht richtig beurteilt.

C. Lacea ist der Meinung, dass *a alcătui* 'créer, composer, rédiger, construire usw.' (in rückbezüglicher Form 'se conformer, se former, se constituer, se composer'; < *alkot* 'schöpfen, schaffen, bilden'; DACr. I, 102) und *a se alcătui* 'mit jemandem übereinkommen' ihrem Ursprunge nach verschieden sind, letzteres sei mit dem mundartlichen Verb *mă alcăzesc* 'über den Kaufpreis einig werden' etymologisch verwandt, gehe also auf ung. *alkudni* 'handeln, feilschen' zurück. Dem Beispiel von Hasdeu folgend, glaubt Mândrescu, dass der Bedeutungskreis von *alcătui* 'créer, produire, former' unter dem Einfluss von *alkudni* erweitert wurde, haben doch *alkotni* und *alkudni* sehr ähnliche Lautformen (Elemente ungurești în limba română. București, 1892. 126). Demnach konnte *a se alcătui* auch 'convenir' heissen. Die Heranziehung beider ungarischer Verba ist dann zur Mode geworden (vgl. z. B. AL. Graur, *Incarcare asupra fondului principal lexical al limbii române*. București, 1954. 128 und das unlängst erschienene *Dicționarul Limbii Române Moderne*, 19). Tiktin vereinfacht die Frage: nach ihm lassen sich alle Bedeutungen von *a (se) alcătui* auf ung. *alkotni* zurückführen.

Diese höchstens in Einzelheiten voneinander abweichenden Meinungen charakterisiert die Tatsache, dass sie allzusehr an ung. *alkudni* festhalten. Vom semasiologischen Standpunkte wäre dagegen nichts einzuwenden, die lautlichen Schwierigkeiten aber sind nicht gering. Man würde daraus **alcud(u)i* erwarten, das aber nirgends zum Vorschein kommt. Faktisch finden wir nur *alcăz(u)i*, *alcăzl(u)i* und zwar auf einem Gebiete, das die gewesenen Komitate Bihar, Sătmar, Sălaj, Bistrița-Năsăud und Cojocna umfasst. Unsere Belege für *a se alcătui* stammen hingegen vorwiegend aus der Moldau (seltener aus Süd-siebenbürgen und aus Muntenien; DACr. ib.; auch bei Alecsandri und Sadoveanu, vgl. *Dicționarul Limbii Române Literare I*, 57, wo das Wort für „arhai-

zant și popular" gehalten wird). Man müsste also über augenfällige wortgeographische Schwierigkeiten hinwegsehen, wenn man die Bedeutung 'mit jemandem übereinkommen' von *a se alcătui* dem Einfluss von ung. *alkudni* zuschreiben wollte. Wo nämlich *a (se) alcăz(u)i* nicht gebraucht wird, dort kann es auch keinen Einfluss ausüben.

Es muss also eine Erklärung geben, der weder lautliche, noch wortgeographische Hindernisse im Wege stehen.

Zu diesem Zwecke glauben wir das Zeitwort *a tocmi* heranziehen zu können. Seine wichtigsten Bedeutungen sind die folgenden: 'ordnen, regeln, ausbessern, einrichten, bilden, schaffen, verfügen, dingen, mieten' (*a se tocmi* 'mit etwas übereinstimmen, übereinkommen, sich verdingen, handeln'; Tiktin, 1618—9). *A tocmi* gehört zum Grundwortschatz des Rumänischen (AL. Graur, o. c. 54), im Zusammenhang damit können sich also keinerlei wortgeographischen Schwierigkeiten ergeben.

Versuchen wir nun einen kurzen Vergleich, um das gegenseitige Verhältnis der Bedeutungskreise von *a (se) alcătui* und *a (se) tocmi* zu veranschaulichen. Bei der Gegenüberstellung können wir uns auf folgende Bedeutungen beschränken:

a) 'schöpfen'

Das Zeitwort *a tocmi* kommt in dieser Bedeutung schon in den sog. rhotazisierenden Texten vor (Candrea, Psaltirea Scheiană II, 257₂₀ und passim); *A treia zi tocmi ezerele și izvoarale* (XVII. Jh. Bei Moxa; Tiktin, 1619). Besonders lehrreich ist folgendes Beispiel: *pre noi tocmitu-ne-au Domnul și ne-au-alcătuit* (XVII. Jh.; Mândrescu, o. c. 125). Man weiss, dass auch *alcătui* (< *alkotni*) dieselbe Bedeutung hat: *alcătuiind pământul, cerul, stelele și luna* (DAcR. I, 102), usw.

b) 'verfügen, disponieren'

Wir verweisen auf die aus dem XVII. Jh. zitierten Beispiele von Tiktin: *că așa tocmi D-zeu*, usw. Auch *alcătui* kommt in dieser Bedeutung vor: *În partea fiului meu Costachi alcătuesc să fie casele din Iași* (DAcR. ib.). Der semasiologische Einfluss von *a tocmi* auf *a alcătui* ist hier besonders augenfällig (ung. *alkot* kennt diese Bedeutung nicht).

c) '(ein Werk) schaffen'

In diesem Falle lassen sich *a întocmi* und *a alcătui* vergleichen: *să întocmesc încă doao disertații* (bei P. Maior; DAcR. II, 814); *Istoria Ardealului o alcătuea* (ebenfalls bei P. Maior; DAcR. I, 102).

d) 'bilden'

Z. B.: *Neamul omenesc întocmește o familie* (DAcR II, 814); *Capetele [șalului] alcătuiind un fiong dinainte* (Tiktin).

e) 'mit jemandem übereinkommen'

Z. B.: *De să vor tocmi doi plugari să schimbe nește pământuri* (XVII. Jh.; Tiktin, 1619); *m-am alcătuit cu vivandiera ca să-i iau locul* (bei Alecsandri;

Dicționarul Limbei Romîne Literare I, 57); *m-aș putea alcătui* lesne cu înălțimea sa (Sadoveanu, Frații Jderi. București, 1953. 732), usw.

Wenn also die Moldauer Schriftsteller das Verb *a se alcătui* in der Bedeutung 'übereinkommen' anwenden, dann handelt es sich nicht um den Einfluss von ung. *alcáz(u)i*, sondern um die Übertragung einer allgemein gebräuchlichen Bedeutung von *a se tocmi* auf *a se alcătui*. Man kann von einer Erweiterung des semasiologischen Parallelismus zwischen *a tocmi* und *a alcătui* sprechen. Mit anderen Worten: *a se alcătui* verdankt seine Lautgestalt dem ung. *alkotni*, seine Bedeutung aber dem slawo-rum. *a se tocmi*.

7. Rum. *fercheș* 'fein, fesch, schmuck', *a ferchezui* 'fesch machen, herausputzen' mit einem Ausblick in die Balkansprachen

Über diese Wörter bemerken Tiktin, 616 und DACR. II, 97—8, dass sie etymologisch verwandt sein müssen, ihr Ursprung sei jedoch dunkel. Sie nehmen offensichtlich die von Cihac II, 498 für *ferchezui* vorgeschlagene Etymologie (< ung. *felkendőzni*, *felkendeni*) nicht an, worin sie allerdings recht haben.

Mit *fercheș* und *a ferchezui*, *a se ferchezui* hat sich Drăganu eingehender beschäftigt (Dacromania V, 352—3). Beide werden in der familiären Umgangssprache gebraucht (vgl. Dicționarul Limbii Romîne Literare II, 276).¹ Vorwiegend von Männern gesagt (vgl. engl. *handsome*), hat *fercheș* gewöhnlich einen leisen Anflug von Ironie. Nach Drăganu soll *fercheș* auf ung. *fehérkés*, *fejérkés* 'weisslich' zurückgehen,² was nicht ganz unmöglich ist. Die Übernahme der unvergleichbar häufiger vorkommenden Varianten *fehérke*, *fejérke*³ ist jedoch viel wahrscheinlicher. Die Endung *-ș* erklärt sich ebenso wie im Falle von *saparișe* (s. o.).

Da die mundartlichen Formen *feér*, *fejér* im Ungarischen auch die Bedeutung 'Leibwäsche, Weisswäsche' haben, glaubt Drăganu, dass das Wort in der Moldau und in Muntenien von Szeklern und von Tschango verbreitet werden

¹ Einige weitere Belege: un tip standardizat, *fercheș* și cu haine după ultima tăietură (C. Petrescu, Calea Victoriei 3, 51); *ferkiș* 'niedlich, fesch, angeheitert' (Marginea: CCosm II/III, 399); *fercheș* 'tocmătăl, gătit' (Caba, o. c. 88; Alexi, DRG 164); *a să ferchezui* 'sich herausputzen' (Marginea; ib.); *a se ferchezui* 'a se bărbieri' (Baia, Fălticeni; Șezătoarea XXIII, 48); *se scula și se ferchezuia* (I. Istrati, Din neagra țărănie 32), usw.

² Diese Formen sind äusserst selten und kaum volkssprachlich (vgl. CzF. II, 643; in den Materialien des grossen akademischen Wörterbuchs wird *fehérkés* aus dem im Jahre 1799 erschienenen Wörterbuch von Márton angeführt).

³ Eine besondere Beachtung verdient *fejérke* 'schön weiss; (subst.) weisses Tüpfelchen' (Wichmann, CsángóSz. 38). Das Diminutivsuffix drückt aus, dass etwas 'schön weiss' ist. Aus den Materialien des grossen akademischen Wörterbuchs lassen sich noch folgende Belege zitieren: *Látom böröd fejérke* (Kriza, Vadrózsák 33); *Olyan fehérke mind a kettő, mint a hívérág* (Baksay, Irod. dolg. I, 467); *Az orczája is igen fehérke* (ib. III, 35), usw.

konnte. In diesem Falle liesse sich die Bedeutungsentwicklung 'einer, der die Leibwäsche gewechselt hat' → 'geschniegelt und gebügelt, herausgeputzt' annehmen. Es ist aber auch möglich — fährt er fort —, dass *fercheș* in der Bedeutung 'gepudert, geschminkt' von Barbieren in Aufnahme gebracht wurde. Drăganu beruft sich dabei auf ung. *fehértő* 'blanc de fard ou de perle, blanc d'Espagne', das seit dem Ende des XVIII. Jh. nachzuweisen ist.⁴ Wir glauben, dass diese Annahme richtiger ist, *fercheș* bezeichnete also ursprünglich die bepuderten, übermässig fein zurechtgemachten Männer.

Das Problem von *fercheș* kann also verhältnismässig leicht gelöst werden. Weniger einfach sind indessen die Fragen, die im Zusammenhang mit *a (se) ferchezui* auftauchen. Drăganu setzt ein ung. **fehérkezik*, **fejérkezik* an, das aber nirgends vorkommt. Es ist freilich nicht ganz unmöglich, dass es einmal (aus den Mundarten der Tschango oder der Siebenbürger Ungarn) noch zum Vorschein kommt, zur Erklärung von *a (se) ferchezui* scheint es jedoch nicht unbedingt notwendig zu sein, da auch andere Wege gangbar sein dürften.

Man kann z. B. vielleicht folgende Deutung versuchen. Der Name der Orange war nach Tiktin, 1035 bis zur ersten Hälfte des XIX. Jh. *naramză*, dann wurde dieses — etwa von 1830 an — von *portocală* (< neugr. πορτοκάλι) in der Schriftsprache verdrängt. Aus *naramză* liess sich — wahrscheinlich in mehreren Gegenden — ein Zeitwort bilden, dessen Bedeutung 'orangerote Schminke auflegen' → 'sich herausputzen' sein konnte (vgl. *a se neremzi* 'a se găti, a se dichisi'; I. Boceanu, Glosar de cuvinte din județul Mehedinți. București, 1912. 16, wo das Beispiel „De trei ceasuri se neremzește, și tot nu mai e gata“ angeführt wird). Nach der Analogie von *a se neremzi* hat man ein **ferchezi*, bzw. *ferchezui* bilden können. Diese Hypothese muss freilich anhand weiterer Belege überprüft werden. Eine andere Möglichkeit bietet uns die von Alexi, DRG² 164 gebuchte Form *a se fercheșui*, deren Endung unter dem Einfluss der Verba auf *-ezui* zu *ferchezui* werden konnte. In Finitformen wie *te fercheșuiești* darf man mit einer dissimilatorischen Tendenz rechnen (*te fercheșuiești* > *te ferchezuiești*), wodurch die erwähnte Angleichung nur gefördert wurde. Den Einfluss der Verba auf *-ăzui*, *-ezui* haben wir auch im Falle von *ticăzui* angenommen (vgl. Omagiu lui Iorgu Iordan. București, 1958. 852). Merkwürdigerweise bedeutet *a se ticăzui* ebenfalls 'sich aufputzen, sich herausputzen', es kann also das sinnverwandte *fercheșui* ebenfalls beeinflusst haben. Der Zusammenhang von ung. *fehérke*, *fejérke* und rum. *fercheș*, *ferchezui* wird noch klarer, wenn man bedenkt, dass sowohl im Rumänischen selbst wie auch in anderen Sprachen 'sich (weiss) schminken, Weiss auflegen' mit einem Verb ausgedrückt wird, dessen Stamm ein 'weiss' bedeutendes Adjektiv ist: *a se*

⁴ Vgl. aus denselben Materialien: *pirosítók és fejeztők az ortzának* (Kónyi J. Demokritus I, 122); *fehértő* 'arckendőzésre való por v. rizspor' (in einem Manuskript aus dem XIX. Jh.), usw.

ghili (*bili*)⁵, ferner russ. бели́ться, ukr. бі́литися (Hrinčenko I, 76), serb. *bijèliti se* (Vuk, 27). Rum. *a (se) ghili* gibt uns keine lautlichen Mittel an die Hand um zu sagen, aus welcher slawischen Sprache es stammt, da es sich aber um einen Moldauer Provinzialismus handelt, denkt man nicht ohne Grund an eine ukrainische Quelle.

Das Rumänische kennt indessen noch ein mit *a se ghili* sinnverwandtes Zeitwort, das unseres Erachtens slawischen Ursprungs sein muss, und zwar: *a se ghilosi* 'sich mit Seife reinwaschen, sich schminken, sich herausputzen'. Tiktin, 674 bemerkt dazu: „Zu *a bili*, mit eigentümlichem Suffix". Er denkt also im wesentlichen auch an das Slawische, ohne die nähere Quelle des Wortes angeben zu können. In DAcR. II, 258 geht Th. Capidan von neugr. γυαλίζω 'spiegelblank machen, glänzend machen' aus und nimmt an, dass dieses volksetymologisch an *a ghili* angepasst wurde. Dem neugriechischen Worte wird hier offensichtlich die Rolle zuerteilt, das „eigentümliche Suffix" zu erklären. Bei diesem Deutungsversuch dachte Capidan wahrscheinlich auch an arum. *γιλιά*, das nicht nur 'Glas' (altgr. *ὑάλος*, neugr. *τὸ γυαλί*), sondern auch '(blitz)sauber' bedeutet, z. B.: *γιλιά mi fèciū 'm'am făcut curat'* (Dalamatra, Dicț. mac.-rom. București, 1906. 105). Trotzdem ist und bleibt die Erklärung von *a se ghilosi* aus *γυαλίζω* aus lautlichen Gründen unannehmbar.

Viel näher liegt unseres Erachtens die Annahme, dass *a se ghilosi* allen Ansprüchen genügend aus dem Slawischen, und zwar nachweisbar aus dem Bulgarischen stammt. Wir denken an das zu бял 'weiss, blank' gehörende белóвам 'weissen, weiss anstreichen, schminken' (vgl. z. B. Weigand—Doritsch⁴ 29). Zeitwörter von diesem Gepräge entstanden und entstehen — wie bekannt — nach Vorbildern wie *pedépsvam* 'erziehen, strafen' < *ἐπαίδευσαι*, *sósвам* 'ausreichen, genügen; todmüde werden' < *ἔσωσα*, usw. „En bulgare" — schreibt Kr. Sandfeld — „il s'est dégagé de ces verbes un suffixe verbal en -s qui s'emploie dans nombre de verbes d'origine bulgare." (Linguistique balkanique. Paris, 1930. 19, mit Hinweis auf die Arbeit von Martov). Obwohl dieses „suffixe verbal en -s" griechischen Ursprungs ist, muss man es im Falle von *a se ghilosi* als ein zweifelloses Kriterium der bulgarischen Herkunft des rumänischen Zeitwortes betrachten. Letzteres hat übrigens eine Moldauer Lautform (wie *a ghili*, mit palatalisiertem labialem Verschlusslaut), es muss aber ursprünglich **belosi*, **bilosi* gelautet haben.

Es ist auffallend, dass die nicht palatalisierte Lautform in unseren Quellen nicht zu finden ist. Der Grund dafür ist wahrscheinlich darin zu suchen, dass das Moldauer *a se ghilosi* dem in Südbessarabien gesprochenen Bulgarisch entlehnt wurde. Wäre es nämlich aus Bulgarien gekommen, so müsste man in Muntenien ein **a bilosi* finden können.

⁵ In der Moldau ist die Palatalisierung der Labiallaute sehr häufig, vgl. auch das später zu behandelnde *ghilosi*.

Zum Verständnis von rum. *fercheş* (und *ferchezui*) < ung. *fejérke*, *fejérke* liefert bulg. бял auch insofern einen Beitrag, dass es nicht nur 'weiss, blank, hell', sondern auch 'schön' (ja sogar 'glücklich') bedeutet. Man vergleiche dazu arum. *beal*, *bjal* 'frumos, drăguţ' (Capidan, Aromânii. Bucureşti 1932. 235) und megl. rum. *beal* 'frumuşel' (Capidan, Meglenoromânii. Bucureşti, 1925. 88). Im mazedo-rumänischen Wörterbuch von Dalametra finden wir sogar ein aus *bial* gebildetes *biăliş* 'frumuşel', das ein schönes Gegenstück zu dem im Norden der Donau entstandenen *fercheş* bildet. Zu arum. *biăliş* gehört noch *beălbîş* 'id.', eine Kontamination von *biăliş* und *albu* (ib.).

Aus dem Vorhergehenden erhellt ganz deutlich, dass Drăganu den Ursprung von *fercheş*, *a ferchezui* mit gutem Grund im Ungarischen gesucht hat. Er hat auch die Bedeutungsentwicklung 'herausputzen' → 'durchprügeln, verwixsen' von *a ferchezui* hinreichend erklärt. Diesbezüglich können wir uns mit einer kurzen Ergänzung begnügen: auch im Ungarischen heisst *kikészíti magát* 'sich herausputzen', und *kikészíteni valakit* (in der familiären Sprache) 'verwixsen, fertigmachen'.

8. Zur Lautgeschichte von rum. *gunói* 'Mist, Dünger'

Dieses Wort wird im allgemeinen (und nicht ohne Grund) aus slaw. *gonojъ* 'Eiter, Mist, Dünger' hergeleitet (z. B. Tiktin. 707; DACR. II, 326; Al. Procopovici: Dacoromania I. 177; E. Petrovici: Dacoromania X, 348). Angesichts der Einstimmigkeit dieser Meinungen fühlt man sich veranlasst über etwaige Stellungnahmen, die weniger eindeutig sind, nachzudenken. Eine solche des näheren übrigens nicht ausgeführte Ansicht hat unlängst Kniezsa geäußert: "Es lässt sich nicht genau entscheiden, ob rum. *gunoi* unmittelbar dem Slawischen entstammt, oder aber auf altung. *gonoj* zurückgeht." Szl Jöv. I, 181). Mit der Möglichkeit ungarischen Ursprungs von *gunoi* hatte schon Paul Hunfalvy gerechnet (NyK. XIV, 444), während G. Alexics folgendermassen darüber denkt: „Dem Wort liegt zweifellos das altslaw. *gonojъ* zugrunde, aber das epenthetische *u* zeigt, dass es durch ungarische Vermittlung ins Rumänische gelangte und nicht unmittelbar aus dem Slawischen, wie Cihac II, 113 meint." (Magy. el. 59; vgl. noch Moldován Gergely. Alsófehér vármegye néprajza. Nagy-Enyed, 1899. 812).

Es dürfte nicht überflüssig sein, die von Kniezsa wieder einmal aufgeworfene Frage ins Auge zu fassen und etwas eingehender zu behandeln, als dies bisher geschah.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Periode des sog. Gemeinrumänischen („romina comună" d. h. die rumänische Grundsprache, das Rumänische vor seiner Trennung in die daraus sich ergebenden Abzweigungen). Ist es wahrscheinlich, dass *gunoi* spätestens zu Beginn des X. Jh. dem Südslawischen

entlehnt wurde? Nach unserem heutigen Wissen lässt sich diese Frage eher negativ beantworten. Unter den slawischen Lehnwörtern des Gemeinrumänischen wird *gunoi* von Capidan wahrscheinlich deshalb nicht erwähnt (vgl. *Elementul slav în dialectul aromân. București, 1925. 26*), weil dieses im Arumänischen überhaupt nicht vorkommt. Das Arumänische kennt nur das auch im Norden der Donau weit und breit übliche *baligă* (vgl. z. B. *Dalametra, Dicț. mac.-rom. 36*), ein Wort dunklen Ursprungs, das aber bestimmt mit serb. *bălega* und alb. *bajgë* (auch *bagël'ë* aus *bal'ëgë*, vgl. *Dacoromania II, 518* und *III, 900*, ferner *DAcR. I, 458*) verwandt ist. Das Megleno-Rumänische hat ebenfalls *baligă* (und das Derivat *ambalig*; Capidan, *Meglenoromâni 82*), doch wird in *ALR, SN, H 314* auch ein ziemlich überraschendes *gnoi* mitgeteilt. Ohne Vokaleinschub lautet auch das istro-rumänische *gnoi*, *γnoiu* (*Puşcariu, Studii istro-române III, 311*; *ALR, SN, H 314*), was sich durch die fortgeschrittene Zweisprachigkeit der Megleno- und Istro-Rumänen erklären dürfte. Man darf natürlich auch daran denken, dass rum. *gunoi* ein älteres **gnoiu* verdrängt hat, doch lässt sich diese Vermutung weder beweisen, noch widerlegen. Feststellen lässt sich bloss so viel, dass in den mit dem Ungarischen nicht benachbarten Dialekten des Gemeinrumänischen Formen ohne Vokaleinschub vorkommen.

Die bisher erwähnten Tatsachen stehen also mit der Möglichkeit einer ungarischen Quelle von *gunoi* nicht im Widerspruch. Rein lautlich kann *gunoi* nicht nur auf altung. *gonoj*, sondern auch auf das spätere *ganaj* zurückgehen. Beide konnten im Rumänischen zuerst zu *gonoi*, dann nach dem in unbetonter Silbe lange volkssprachlich gebliebenen Wandel *o > u*, zu *gunoi* werden, vgl. *forăstui ~ furustui* 'schweissen, fest verbinden' < *forraszt*; *hordău ~ hurdău* (auch *hîrdău*, usw.) 'Fass, Bütte' < *hordó*; *moşlic, muşlic* 'Tränke' < *moslék*; *ojog ~ ufog* 'Schürstange' < *azsag*; *porozău, purazău* 'Streusand' < *porozó*; *sucăcioaie* 'Köchin' (Variante von *socăciţă*, zu *socaciu* < ung. *szakács*), usw. Die Form *bukănçi* (Mehrzahl von *boconci* < ung. *bokancs, bakancs*) begegnet schon in einem slawonischen Schriftstück aus dem Jahre 1612 (vgl. *Bogdan, Glosarul cuv. rom. din doc. slavo-rom. București, 1940. 31*). Auch diese lautlichen Betrachtungen liefern uns keinen entscheidenden Beweis für oder gegen den ungarischen Ursprung von *gunoi*.

Ja es gibt Momente, die der alleinigen Herleitung aus dem Ungarischen geradezu widersprechen. In der rumänischen Volkssprache gab es nämlich nie Wörter mit *gn*-Anlaut (in dem unlängst erschienenen Wörterbuch der rumänischen Schriftsprache stehen ausser dem internationalen *gnais* 'Gneis' nur ein paar mehr oder weniger gelehrte Derivate aus dem ebenfalls internationalen Stamme *gnos-*), war doch anlautendes *gn-* im Latein selbst eine Seltenheit (vgl. etwa *gnarus, gnatus*). Im Rumänischen lebt kein solches Wort weiter, aber auch in den übrigen romanischen Sprachen stehen die Dinge nicht anders. Vor die Aufgabe, das Problem des anlautenden *gn-* (und *cn-*, *cm-*) zu lösen,

wurde das Rumänische allem Anschein nach zuerst durch das Slawische gestellt, und dieses Problem musste notgedrungen gelöst werden. Und wie das Ungarische dabei aus eigener Kraft sich zu helfen verstand, war gewiss auch das Rumänische nicht unbedingt auf fremde Hilfe angewiesen.

Dies wird z. B. vom Zeitwort *a se gunosi* 'verabscheuen' bewiesen, das in einigen Texten aus dem XVI. Jh. begegnet und im allgemeinen aus dem Slawischen hergeleitet wird (< *gnositi se, gnusiti se*, vgl. Tiktin, 707; Graur: BullLing VI, 46; Rosetti, Ilr VI, 255; Kniezsa, SzJöv. I, 199). Bei Coresi kommt interessanterweise die Variante *a se gunosli (gunusli)* vor, wozu DAcr. II, 326 folgendes bemerkt: „Die bei Coresi befindliche Form scheint von ung. *gonoszulni* 'a deveni păcătos, rău' beeinflusst zu sein." Diese Ansicht ist allerdings vorsichtiger, als die von Mândrescu, nach der *a se gunosli* ungarischen Ursprungs wäre (Elemente ungureşti, 78). Der Einfluss von ung. *gonoszulni* ist jedoch schon darum nicht wahrscheinlich, weil das ungarische Zeitwort nie die Bedeutung 'verabscheuen, Ekel bekommen' hat. Dessenungeachtet ermöglicht uns die Form *a se gunosli* auf etwas Wichtiges zu folgern: die Infinitivendung *-li* (mundartliche Variante von *-lui*), die ungarischen Ursprungs ist, muss schon im XVI. Jh. produktiv gewesen sein, denn in *a se gunosli* wird sie einem Stamm slawischen Ursprungs angefügt.

Im Falle von arum. *aynos, agunos, ayunos* 'Abscheu, Ekel' (< slaw. **gnosb*, vgl. Capidan, Elementul slav, 7, 13) kann von ungarischem Einfluss keine Rede sein. Daraus ergibt sich der Schluss, dass auch *a se gunosi* (und *gunoi*) innerhalb des Rumänischen entstehen konnten.

Petrovici mag also recht haben, indem er meint: „Die slawischen Konsonantengruppen *cn, cm, gn*, die für Rumänen schwer auszusprechen sind, wurden schon frühzeitig dadurch vermieden, dass man zwischen den Verschlusslaut und den Nasallaut einen Vokal einschob: südslaw. *knez* > rum. *chinez* (die Schreibkundigen sagen und schreiben *cnez*), serb. *kmet* > Banater rum. *chimet* 'Gemeinderat', slaw. *gnoi* > rum. *gunoi*." (SCL IV, 66 und Dacoromania X, 348 ff.). Auch Kniezsa nimmt unseres Erachtens einen richtigen Standpunkt ein, wenn er über *chinez* folgendes schreibt: „der Ursprung des Wortes ist strittig: ist *chinez* eine rumänische Entwicklung aus *cnez*, oder aber Übernahme von ung. *kenéz*? (SzJöv. I, 263).¹ Rum. *chimet* kommt im Banat übrigens auch in der Form *cumet* vor (vgl. *gunoi*; Dacoromania VII, 69, N. 2.).

¹ Seit Cihac wurde *chinez* des öfteren aus dem Ungarischen erklärt (Tiktin, 341; Alexics, Magy. el. 72; H. Sköld, Ungarische Endbetonung. Lund—Leipzig, 1925. 66; Gáldi, DVL 114; Tagliavini meint: „La forma *chinez*, di evidente origine ungherese" (LexMars, 112); Petrovici beschäftigt sich mit *chinez* im Zusammenhang mit dem Moldauer ON *Chineja* (Tal und Bach; SCL IV, 65). Wir halten es für wahrscheinlich, dass *chinez* im ON *Satchinez* (K. Timiş-Torontal) serbischen Ursprungs ist, die ON *Cheniz, Chiniz* (K. Bihor) hängen aber mit ung. *kenéz* zusammen (auch die mundartliche Variante *kenz* kommt hier in Betracht). Vgl. noch I. Iordan, Nume de locuri româneşti in Republica populară română. Bucureşti, 1952. 172.

Da *chimet*, *cumet* keinesfalls dem Ungarischen entstammen kann (das Ungarische kennt das Wort nicht), kann auch der Vokaleinschub nicht einem entsprechenden ungarischen Etymon zugeschrieben werden.

Die Frage des eingeschobenen Vokals stellt sich indessen nicht nur im Falle der mit *cn-*, *cm-*, *gn-* anlautenden Wörter. In mehreren Fällen wird die Gruppe *Konsonant + r* aufgelöst, aber es gibt auch einige davon abweichende Typen. Die Beispiele dafür stammen merkwürdigerweise fast ausnahmslos aus Siebenbürgen. Dieser Umstand scheint diejenigen zu rechtfertigen, die die Ursache des Auftretens dieser die mehr oder weniger ungewohnten anlautenden Konsonantengruppen auflösenden Tendenz vielleicht nicht ganz ohne Grund in der Zweisprachigkeit und im allgemeinen in den in Siebenbürgen besonders lebhaften ungarisch—rumänischen sprachlichen Beziehungen zu entdecken glauben.

Von den Konsonantengruppen dieser Art sei hier vor allem *hr-* erwähnt. Zur Auflösung dieser Gruppe dient *ã*, (*i*), häufiger aber *i*: *hărăbor* 'munter, gesund' (schon in LexBud. 261; vgl. DAcR II, 411; auch von Slavici gebraucht) *hărănă*, *harană*, *hirană*, *arană* 'Nahrung' (Variante von *hrană*; Siebenbürgen, Oltenien); *hirișcă* 'Buchweizen' (*Hiritska* schon bei Benkő, ed. Coteanu 20, 238, ferner im Wörterbuch von Klein, vgl. Gáldi, DVL 63; LexBud. 262 und in Siebenbürgen; DAcR. II, 414) < ukr. *hrička* (ung. *haricska*, *hariska* ist aus wortgeographischen Gründen vorwiegend, oder ausschliesslich rumänischen Ursprungs, vgl. Kniezsa, SzlJöv. I, 839 und Blédy, *Influența limbii române asupra limbii maghiare*. Sibiu, 1942. 50; die rum. Variante *harișcă* dürfte indessen dem Ungarischen rückentlehnt sein); *hirean*, *hiran*, *hărean*, *herean*. *iran* 'Kren' (mundartliche Varianten von *hrean* in Siebenbürgen und im Banat; *Hireán* schon bei Benkő, ed. Coteanu 26, 402; in dem von Csűry: MNY, XXIX, 316—7 zitierten und bei den Tschango von Bogdánfalva üblichen *herián* erklärt sich der Vokaleinschub aus dem Tschangodialekt selbst, ebenso wie in *hilib* 'Herrenpilz, Edelpilz'); *hirib* 'Edelpilz' (bei Klein, vgl. Gáldi, DVL 351; LexBud. 262, usw.; diese mundartliche Form von rum. *hrib* ist nach Kniezsa „vielleicht dem Ungarischen rückentlehnt“, SzlJöv. I, 841, vgl. noch Blédy, o. c. 51; nach Panțu, *Plantele cunoscute de poporul român*² 167 s. v. *mănătărci* soll *hiribi* auch in der Moldau vorkommen); *Hiristos* (schon im Manuskript des Psalters von Viski aus dem Jahre 1697, S. 412; Densusianu, *Graiul din Tara Hațegului*. București, 1915. 28; vgl. ung. *Kirisztus*, z. B. Bálint, SzegSz. I, 841). Schwer zu beurteilen ist rum. *hurubă* 'gurgustium subterraneum: föld alatt levő kunyhó, huruba, bordélyly' (Gáldi, DVL 210; LexBud. 267, 268, daselbst auch *hurubaș* 'der Bewohner einer unterirdischen Hütte', vgl. noch DAcR. II, 415), das von DAcR. aus ung. dial. *huruba* hergeleitet wird. Letzteres kommt jedoch nur links der Theiss und in Siebenbürgen vor (MTsz. I, 911), man könnte also aus wortgeographischen Gründen auch den umgekehrten Weg wandeln (daran hat schon Szinnyei gedacht, vgl.

Blédy, o. c. 52). In der Form *hrubă* kommt das rumänische Wort zweifellos häufiger vor.²

G. Istrate ist geneigt, die in rumänischen Mundarten auftretende Tendenz, anlautende (ja sogar inlautende) Konsonantengruppen aufzulösen, ungarischem Einfluss zuzuschreiben. Er nimmt ferner an, dass die altertümlichen Formen *derept*, *dirept* (sonst *drept*) darum vor allem in Siebenbürgen unverändert blieben, weil der ungarische Einfluss gerade hier am stärksten war (SCL VI, 114, N. 1.).³ Ebenso dachte schon Densusianu an ungarischen Einfluss, um den Vokaleinschub in *vărăbete* 'Sperring' (*vrăbete*, *vrăbie*) zu erklären (o. c. 28), ähnlich wird auch das in der Mundart der Rumänen von Bihor vorkommende *iesăle* 'Krippe' (statt *iesle*; Auflösung im Inlaut) von Istrate gedeutet (vgl. dazu BullLing. IV, 131).⁴ Zum Schluss erwähnen wir die mundartliche Variante *tirifoi* 'Klee' (sonst *trifoi*; E. Moroianu, *Din ținutul Săcelelor*. București, 1931, 17), in der merkwürdigerweise die Konsonantengruppe *muta + liquida* aufgelöst wird. Dieser Fall steht in scharfem Gegensatz zu dem, was wir über *crăcadău*, *crăstul*, *dricălă*, usw. gesagt haben (vgl. hier Fussnote 3). In den Mundarten sind eben nicht selten Tendenzen zu beobachten, die einander widersprechen, aber sich selten die Waage halten.

Schon auf Grund dieser skizzenhaften Erörterungen lässt es sich behaupten, dass die rumänische Volkssprache viel seltener die anlautenden Konsonantengruppen auflöst, als die ungarische. Letztere greift mit ungefähr gleicher Vorliebe zum Mittel der Vokalprothese und des Vokaleinschubs, während die rumänische Volkssprache (besonders häufig in Siebenbürgen) den Vokaleinschub bevorzugt. Angesichts der hier kurz erörterten Tatsachen fühlt man sich veranlasst zu glauben, dass die Beurteilung der im Rumänischen feststellbaren Auflösungs-tendenz tatsächlich nur im Zusammenhang mit der Frage des ungarischen Einflusses geschehen kann. Dabei darf man aber die Gegebenheiten der rumänischen Wortstruktur nicht ausser acht lassen. Im Falle von anlautendem *cn-*, *cm-* und *gn-* kann man z. B. annehmen, dass in den Mundarten beider Sprachen -- voneinander unabhängig -- eine auf dasselbe Ziel gerichtete Tendenz auftauchen musste, und diese aus zwei Quellen emporkommt.

² Nach Tiktin, 742 muss *hrubă* irgendwie mit *Grube* zusammenhängen. Das ukrainische Etymon des Wortes wird von Galdi bezweifelt (DVL 210).

³ Dem widerspricht keinesfalls der Umstand, dass im Falle von *crăcadău* 'Pferdehändler' < *kereskedő*, *crăstul* 'querdurch' < *keresztül*, *dricălă* 'Unterbett, Strohsack' < *der'kalj*, *clap* 'Hut' < *kalap* durch Elision des Vokals eine anlautende Konsonantengruppe entsteht. Diese Gruppen bestehen eben aus *muta + liquida*.

⁴ Von den von ihm erwähnten Beispielen sei hier nur *școală* 'Schule' kurz besprochen. Diese Variante finden wir zuerst in einem aus dem Jahre 1817 datierten oltenischen Schriftstück (Arhivele Olteniei X, 350), später kommt sie auch in Mehedinți und in Vileea zum Vorschein (Grațul nostru I, 4, 8; Ciușanu, *Culegere de folklor din județul Vilcea*. București, 1928, 201), gelegentlich wird es auch von T. Argezei gebraucht (SCL VI, 114, N. 1.). Da im Rumänischen anlautendes *șco-* nur in *școală* und seinen Derivaten vorkommt, kann der Vokaleinschub ebenso begrifflich sein, wie in *chinez*, *chimet*. Man darf indessen auch an eine andere Möglichkeit denken. Nach dem Beispiel von *șchiop* wurde *școală* vielleicht zu *șchioală*, woraus durch eigenartige Metathese ein *șicoală* entstehen konnte.

fliessende Tendenz wurde dann überall zu einer einheitlichen Strömung. So begreift man auch am leichtesten, warum die Meinungen — wie im Falle von *gunoi*, *chinez* — zwischen zwei Polen schwanken. Von ungarischem Einfluss wird man vielmehr bei der Auflösung der Konsonantengruppen *hr-*, *vr-* sprechen können, da diese dem Rumänischen viel weniger, oder gar nicht fremd sind. In solchen Fällen kann unseres Erachtens eine von innen (aus rein rumänischen Mitteln) herauswachsende Auflösungstendenz viel weniger angenommen werden. Je grösser nämlich in einer bestimmten Sprache die Belastung (also die Häufigkeit) einer anlautenden Konsonantengruppe ist, umso grösser ist auch die Wahrscheinlichkeit fremden Einflusses, falls diese Konsonantengruppe aufgelöst wird. Je kleiner die Belastung ist (oder gar Null), umso sicherer ist zugleich auch das von fremden Einflüssen nicht bedingte Auftauchen der Auflösungstendenz.

К ВЕНГЕРСКО-СЛАВЯНСКО-НЕМЕЦКОМУ СЛОВАРНОМУ ФОНДУ РУМЫНСКОГО ЯЗЫКА

(Резюме)

Автор исследует восемь слов. Особым вниманием занимается такими проблемами, которые касаются взаимовлияния венгерско-румынско-немецкого, а также венгерско-румынско-славянских языков; в отношении многих венгерских заимствований приходит к выводам, проливающим свет на изменение значений этих заимствований.

1) Подробно исследуя фонетическое изменение, автор доказывает немецкое происхождение слова *hapleu* — серная зажигательная нитка.

2) Выясняет истоки до сих пор неясного по происхождению слова *tromf* — задаток (< трансильванско-саксонский *drasf*) и указывает, что из соотношения *aleu* < венг. *elö* данная этимология почти само собой разумеется.

3) В связи с румынским глаголом *a mădări* автор гипотетически предполагает его связь с венгерским существительным *madár* — птица. Автор стремится доказать, что заимствующий язык может образовать глаголы и из таких чужеродных основ, которые в качестве основы (в данном случае *madár*) не вошли в состав заимствующего языка.

4) Автор указывает, что венгерское *szarota* «плодовый, быстрый», проникнув в некоторые румынские диалекты, под влиянием румынского *iute* «быстрый, острый» изменило свое значение на «острый, крепкий». Влияние слова *iute* прослеживается и в трансильванском и чанго диалектах венгерского языка, где венгерского *sebes* имеет также значение «острый, крепкий, кислый».

5) Румынское диалектальное *văitău* «небольшая мера, которой мельник взимает налог», по мнению автора, восходит к венгерскому *vajtó*; данное слово упоминается только в диалектальном словаре Чюри (Свбру) со значением «корзина для хлеба» (в то же время венгерские *vajtó*, *vajtító* возводятся к венгерскому глаголу *váj*).

6) Автор указывает, что румынское *a se alcătui* «прийти к соглашению» по своей звуковой форме соответствует румынскому глаголу *alcătui* «создавать» (< венгерское *alkot*), но в то же время свое значение получило благодаря славянскому заимствованию в румынском языке *a se tocti*, (до сих пор значение глагола *a se alcătui* объясняли влиянием венгерского глагола *alkudni*).

7) Можно доказать большим количеством аналогичных случаев из балканских языков, что *fercheş* «статный, рослый» (и к нему относящийся глагол *fercheşui*) этимологически связано с венгерским словом *fehérke* «прекрасно белый». В ходе рассуждений было затронуто и румынское *a se ghilosi* «разукраситься, покрасить себя» (< болгарское *belósvam*). Сходным образом со словом *fercheş* образовано арум. *biătîş*, с той лишь разницей, что данное слово болгарское заимствование.

8) В связи с румынским словом *gunoi* «мусор, навоз» затрагивается одна сложная и запутанная фонетическая проблема. Исследуя скопление согласных в начале слова и их реализацию в румынском, автор пытается найти опору для разрешения спорного вопроса: является ли данное румынское слово непосредственным славянским заимствованием или попало в румынский через посредство венгерского языка.

Л. Тамаш

SINTASSI DELLE PROPOSIZIONI SUBORDINATE NELLA LINGUA ITALIANA

(STUDIO DI GRAMMATICA DESCRITTIVA)

Di

GY. HERCZEG

Introduzione

1. Non volendo approfondire i problemi teoretici che si presenterebbero in gran numero in un trattato avente per scopo l'analisi delle proposizioni subordinate, accettiamo sin da principio la definizione tradizionale delle grammatiche descrittive. Sono chiamate subordinate le proposizioni che dipendono logicamente dalla proposizione principale, senza la quale non hanno ragione di esistere. Esse sono collegate alla principale per determinarne e completarne il significato, affinché il pensiero sia espresso in tutta la sua totalità organica. Si può dire che la loro funzione rispetto al periodo è analoga a quella dei complementi rispetto alla proposizione. Si dicono subordinate di primo grado se dipendono direttamente dalla principale; di secondo grado se dipendono da una proposizione già subordinata e così via.

Con ciò non vogliamo dire che le proposizioni subordinate, pur adempiendo innegabilmente a funzioni di complementi nella proposizione principale, si siano sviluppate da questi complementi. Sarebbe erroneo affermare per es. che una proposizione temporale provenga da un complemento di tempo. Sembra probabile che le subordinate derivino, attraverso varie fasi di trasformazione, dalle proposizioni coordinate.

Noi non vogliamo prendere posizione di fronte ai problemi provenienti da una discussione dettagliata delle ipotesi concernenti l'origine delle proposizioni subordinate. Dedichiamo una attenzione alquanto maggiore ai problemi di classifica, senza però tentare di entrare in qualsiasi discussione, scivolando, in questo modo, nel campo della linguistica generale.

Le grammatiche italiane adottano il principio della funzione. Esse dividono le proposizioni subordinate in tanti gruppi, quanti sono i complementi. La concezione dell'identità tra complemento e subordinata appare come qualcosa che s'intende da sè ne «La Grammatica italiana» di S. Battaglia -V. Pernicone. Nella prima edizione (Chiantore, Torino, 1951) a pp. 518—520 gli autori parlano dettagliatamente dell'identità dei complementi e delle proposizioni. „I complementi, infatti, esprimono dei rapporti fra i termini d'una proposizione; e le proposizioni ‚subordinate‘ esprimono delle relazioni con la proposizione ‚principale‘ oppure con altra proposizione ‚reggente‘.”

La differenza fra i complementi e le proposizioni consiste soltanto „nella diversa indole degli elementi che entrano nel rapporto sintattico : nella sintassi della singola proposizione, i c o m p l e m e n t i sono idee espresse con semplici parole (sostantivi, aggettivi, participi, ecc., per lo più introdotti dalle ‚preposizioni‘), nella sintassi del ‚periodo‘, invece, si tratta di concetti resi con intere proposizioni (coordinate e subordinate, per lo più introdotte dalle ‚congiunzioni‘) : in cui, cioè, risulti espresso il verbo, l'azione.”

Mentre detta grammatica e tante altre della lingua italiana saltano il problema delle proposizioni ipotetiche (esse non corrispondono ad un complemento, come per es. le proposizioni temporali e i complementi di tempo possono essere messe in rapporto a prima vista e facilmente), la Grammatica della Lingua Romena (Gramatica Limbii Române, Ac. Rep. Pop. Rom., vol. II, 1954, 172) non lo sorvola, nonostante che adotti, ugualmente, il principio della divisione secondo la funzione. „Propoziția fiind capabilă să redea situații mai complexe decât partea de propoziție, propozițiile subordonate cunosc categorii pe care nu le aflăm printre părțile de propoziție, c u m a r f i p r o p o z i ț i a c o n d i ț i o n a l ă” (messo in risalto da me, G. H.).

Il richiamo alla grammatica romena potrebbe servire da avvertimento contro la giustezza del sistema delle grammatiche italiane. È concepibile, p. es., una classifica che si fonda sulla f o r m a delle congiunzioni. Questo metodo tratta le proposizioni secondarie in base alle congiunzioni. Per citare un esempio, la congiunzione *se* è adoperata in due sensi completamente indipendenti : oltre il senso ipetetico vi è quello di funzione introduttrice di proposizioni interrogative indirette. Secondo questo metodo, si dovrebbe prendere in considerazione la congiunzione *se* con tutti i suoi sensi, il che avrebbe come conseguenza la trattazione in un capitolo di proposizioni secondarie, praticamente indipendenti l'una dalle altre. Per curiosità menzioniamo che tale metodo è applicato nella grammatica storica della lingua ungherese di Antal Klemm (Magyar Történeti Mondattan I—III, 1928, 1940, 1942).

La classifica delle proposizioni subordinate potrebbe essere fatta anche secondo il s e n s o delle proposizioni. Nella frase : *capiva che occorreva incominciare a studiare*, la subordinata (che le grammatiche, in genere, considerano come subordinata oggettiva) ha senso di sostantivo. Infatti, la frase può essere trasformata nel modo seguente : *capiva la necessità dello studio*. La proposizione : *occorreva incominciare a studiare* può essere sostituita da un sostantivo : *necessità* (dello studio). Secondo questo sistema, le proposizioni subordinate possono essere ridotte a tre parti del discorso : sostantivo, aggettivo e avverbio.

Questo è il metodo di K. Sandfeld, che l'illustre linguista danese ha adoperato nella sua «Syntaxe du français contemporain» e precisamente nel II. volume : «Les propositions subordonnées» (Paris, 1936). L'autore del presente studio ha scelto come base di classifica il sistema suo, adottando i gruppi stabiliti

da lui, in maniera leggermente semplificata. Conseguentemente, questo tentativo sarà, nel campo italiano, il primo ad utilizzare i risultati, secondo noi, non tenuti in debito conto, del linguista danese.

Il Sandfeld e sulle sue orme anche l'autore del presente saggio, divide le proposizioni subordinate in quattro gruppi principali, in base al principio del significato, illustrato precedentemente. I quattro gruppi principali sono:

a) frasi c o m p l e t i v e e cioè: proposizioni contenenti un semplice enunciato avente senso di un sostantivo. *Capiva che occorreva incominciare a studiare.*

b) frasi i n t e r r o g a t i v e i n d i r e t t e e cioè: proposizioni contenenti una interrogazione avente senso di un sostantivo interrogato. *Mi sapresti dire se il treno sia arrivato?*

c) frasi r e l a t i v e che designano persone o cose, sostituibili con un participio presente, avente senso di aggettivo. *L'uomo che entrò nella casa, fu amabile con tutti.*

d) frasi a v v e r b i a l i che rappresentano i diversi tipi di avverbi e ne hanno il senso. *Fui trasferito nella capitale nell'estate scorsa, quando mi sposai.*

Entro i gruppi principali creeremo delle sottocategorie che presenteranno le proposizioni subordinate in base alla funzione, che esse rappresentano dal punto di vista della proposizione principale. Proveremo, tra l'altro, che anche le proposizioni subordinate avverbiali possono riempire funzione soggettiva, oggettiva, ecc.

Tenteremo, nel corso della nostra trattazione, di prendere in considerazione le sfumature a cui non si suole dare peso ed importanza nelle grammatiche normative.

Ci limiteremo ai testi moderni, sin dalla fine dello scorso secolo, dando la precedenza ai testi novecenteschi.

Le proposizioni complete

2. Le proposizioni complete cominciano con *che*.

Se varie proposizioni sono coordinate e dipendono dallo stesso verbo, *che* si ripete davanti a ciascuna frase.

Mai poi riflettè meglio *che* i buoni terrazzani l'avevano già in conto di libertino, *che* non conveniva turbare con uno scandalo le anime semplici: *che* si sarebbe fatto odiare, *che* sarebbe porsa un'offesa alla memoria del povero Salvatore (De Marchi Cappello 143).

Spesso, le proposizioni sono attaccate alle precedenti mediante la congiunzione *e* (o un avverbio e cioè: *ma, finalmente, infine, per conseguenza, ecc.*) + *che*.

Salta subito agli occhi *che* tale costruzione venne eseguita in più riprese. *e che* il braccio sud e più antico assai è di diversa intonazione, più signorile di archi-

tettura e con accenno di ornamenti, non solo, *ma che* le sue finestre, anzichè guardare nel cortile come le altre, guardano tutte sul campo, a mezzodi, e *che* esso al cortile volta sdegnosamente le spalle lasciandovi un'unica finestra, quelle di un corridoio, che si direbbe aperta soltanto per guardarvi a discrezione (Palazzeschi 98).

Nei casi in cui le proposizioni subordinate hanno lo stesso soggetto e i verbi stanno allo stesso modo e tempo, si può tralasciare il *che* davanti alla seconda, terza, ecc. proposizione, mentre il primo *che* rimane.

Dal fin qui detto si può facilmente argomentare *che* il nostro studio sull'età del Rinascimento e della Riforma sarà molto più aderente di quelli che l'hanno preceduto alle tradizioni medievali, e, pur senza disconoscere il valore degli sforzi di emancipazione dei così detti „uomini nuovi”, farà particolare assegnamento, allo scopo stesso di intendere la genesi della coscienza moderna, sulla lenta evoluzione della mentalità scolastica (De Ruggiero I, 6).

Se non ha luogo l'identità dei soggetti e dei tempi e modi, la ripetizione di *che* è obbligatoria. L'esempio che citeremo, è istruttivo, perchè tra le tre proposizioni completive l'ultima non è introdotta mediante *che*, mentre le due prime hanno tutt'e due *che*. Ad un esame del caso si verifica l'esistenza della regola emessa sopra; le due prime proposizioni non hanno nè soggetto identico, nè analogia nei tempi e modi dei verbi, mentre nelle due ultime l'identità richiesta è osservabile. L'esempio è una frase giornalistica, desunta da un numero del 1953 dell'*Unità*.

L'atteggiamento della polizia dimostra ch'essa era consenziente con gli aggressori: prova ne sia *che* il percorso *era stato* fissato in anticipo, *che* la polizia *giunse* con enorme ritardo e non intervenne contro i fascisti, con cui anzi si scambiarono, come asseriscono parecchi testimoni, cordiali „arrivederci domani!”

Nonostante l'identità dei soggetti e dei modi e tempi dei verbi, si ripete la congiunzione *che* davanti alla seconda, terza, ecc. proposizione, quando si vuole annettere enfasi al contenuto ossia quando se ne vuole fare risaltare l'affettività. Tutt'e due i casi avvengono in varie occasioni. Nell'esempio che citiamo sembra probabile che la ripetizione del *che* si debba al fatto che l'autore vuole mettere in rilievo il contenuto della seconda subordinata completiva, mentre l'omissione del *che* avrebbe potuto indebolire o scemare l'importanza del contenuto in essa compreso.

Invece noi possiamo mostrare, sulle fonti, *che* l'opera di Pico è stata molto meditata e *che* ha giovato, se non ad annullare, certo a porre in seria discussione il patrimonio scientifico dell'astrologia (De Ruggiero I, 175).

Nell'esempio seguente la ripetizione del *che* certamente deriva dall'intenzione ironica dell'autore, il quale ricalca il contenuto della subordinata completiva in modo da suscitare il sorriso.

Bisognava sapere *che* monsignore non leggeva mai i giornali e *che* preferiva nei momenti di riposo fare qualche sonnellino nella poltrona, anzichè ascoltare i pettegolezzi di sacristia (De Marchi Cappello 198).

L'omissione del *che* può avvenire eccezionalmente anche per altre ragioni. Un fattore può essere l'eufonia; se il numero delle subordinate comple-

tive cresce, con esse cresce, beninteso, l'impiego della congiunzione *che*. In simili casi non è raro l'alleggerimento mediante l'omissione di un *che*, proprio per ridurre la monotonia del periodare.

Il maresciallo *che* chiudeva un occhio e lo lasciava frequentare l'osteria, non sapeva *che* Stefano... a ogni disagio, si ripeteva *che* tanto quella non era la sua vita, *che* quella gente e quelle parole scherzose erano remote da lui come un deserto, *e lui era un confinato, che* un giorno sarebbe tornato a casa (Pavese Gallo 20).

Senza l'omissione del *che* in capo alla subordinata: e lui era un confinato il numero dei *che* sarebbe ammontato a quattro, non contando i due precedenti, *che*, sebbene non figurino tra le subordinate complete, sono compresi nel periodo.

3. Le proposizioni complete, come in genere tutte le subordinate, possono dare origine a una proposizione subordinata secondaria. Come di regola, la proposizione secondaria, che dipende dalla frase completiva, s'incunea in essa in un punto ulteriore, a una certa distanza dalla congiunzione *che*.

Ci sembra così *che* la prosa di Gadda con la cognizione si sia avanzata con notevole forza oltre il gustoso, oltre il praticamente polemico, verso un'arte *che* sale da un risentimento sempre meno superficiale (Binni Critici 216).

Non di rado l'incuneamento della seconda proposizione si fa subito dopo la congiunzione *che*, di modo che si succedono immediatamente due congiunzioni indipendenti tra loro. Questo non è possibile nel caso precitato in cui la seconda proposizione è una relativa che si appoggia ad un sostantivo precedente. L'esempio che segue, documenta la successione delle congiunzioni.

Ha capito *che se* io son venuta qui, ho le mie buone ragioni... (Viola Fine 28).

4. La proposizione completiva, in funzione di soggetto e oggetto precede ogni tanto la principale. In tali casi l'uso del congiuntivo, a testimonianza dei testi, è di una rigida obbligatorietà.

Nel periodo trascorso tra il 1718 e il 1719, egli avrebbe conosciuto il Metastasio; *che ne sia seguito* presto una cordiale amicizia possiamo argomentare da un sonetto che il giovane Poeta scrisse nel '19 in suo onore (Russo 37). *Che* una mattina di Pasqua io mi trovassi in Piazza San Pietro a Roma a vedere il Papa portato in trono... e *che* queste parole fossero diffuse dagli altiparlanti, e *che* nel centro dell'Africa o in Ispagna... qualcuno potesse udirle ugualmente... questo mi dava il sentimento della vita di oggi (Alvaro Tempo 271). *Che* l'abbiamo proposto a voi, e *che* lui o un altro più carogna di lui abbia accettato, me l'immagino (Pirandello Colonia 44).

È significativo che in caso di due proposizioni complete coordinate, all'inizio del periodo, l'uso del *che* è d'obbligo in tutt' e due.

Tra gli esempi sono numerosi quelli in cui il congiuntivo si riscontra anche in subordinate che appartengono a proposizioni principali esprimenti assoluta certezza.

Che in Cortis, cugino e innamorato di Elena, l'autore intendesse rappresentare, almeno in parte, sè stesso, è ormai pacifico (Nardi Fogazzaro 189). *Che* il personaggio fosse un esponente delle idee del suo autore, è altra verità arciripetuta

(Nardi Fogazzaro 190). *Che* questa nuova corrispondente *diventasse* poi e *restasse* per dieci anni la stella polare delle più gelose navigazioni interne del Fogazzaro pei laberintici canali di un misticismo insidiato dagli scogli e dalle secche del senso è *provato e documentato* dal libro dello Scotti (Nardi Fogazzaro 202). *Che* in uno stabile ci *sia* un morto che sta per essere portato via ci se n'accorge fin di fondo alle scale (Cicognani Nov 377).

5. La proposizione completiva ha funzione di attributo dopo le proposizioni principali contenenti varie locuzioni perifrastiche, p. es. è...che, non è che, gli è che, si è che, c'è che, è o era il caso che, è per questo che, ecc.

Le subordinate completive che susseguono alle principali contenenti dette locuzioni danno la ragione di quanto precede e, nello stesso tempo, anche la conclusione che si può ricavare dal contenuto della principale. Tali tipi di proposizione si riscontrano sia nel linguaggio sostenuto dei trattati che nello stile spigliato delle commedie o dei racconti moderni.

Il povero Gravina poteva additare le cause del male, ma non eliminarle; fu come un buon vecchio cui, nell'amore poter falla e desiderio avanza. Voleva essere semplice e fu arido; voleva essere savio e fu pedante. *Gli è che* in lui c'era l'ingegno di Trissino, senza l'anima del Tasso (Russo 12). Lisabetta: Che vuol dire rendere i conti?!... Riccardo: Lei non mi crede! — *Gli è, cara zia, che* ognuno di noi è un cassiere, cui è stata affidata una fortuna da amministrare (Viola Fine 87).

Anche dopo è...che la subordinata completiva dà la spiegazione o la conclusione della principale.

È che la malaria v'entra nelle ossa col pane che mangiate (Verga in Dean V 259). *È* per merito di questo contatto del De Sanctis con le sorgenti critiche dal romanticismo e proprio con lo spirito del romanticismo, *che* egli passò dalla grammatica e dalla eloquenza alla vera critica letteraria (Binni Critici 105).

Era o è il caso, è per questo, ecc. sono formule diffuse specialmente nella lingua parlata. I nostri esempi provengono, soprattutto, dal linguaggio del teatro.

Lisabetta: Quello ha settant'anni, ha l'arteriosclerosi e s'ha da pensare a lui quasi più che agli altri... Si fosse azzuffato qui, *era il caso che* mi mancasse d'un colpo (Viola Fine 13). Ma *è per questo che* io non volevo assistere al vostro colloquio (Viola Fine 81). Nè *c'era caso che* un solo particolare di tante e così varie composizioni cadesse a Mambrino di memoria (Baldini 202).

L'uso di *è come se* è alquanto meno colloquiale.

Ed *è come se* l'autore medesimo, col debole che continuerà ad avere poi sempre nei diari intimi, si mettesse, in que' suoi anni di gelosi fervori, ma anche di sofferenze fisiche, allo specchio della propria sensibilità fatta filiforme come le parollette, sbiadite, ingiallite sul fondo sbiadito e ingiallito della copertina del vecchio quaderno (Nardi Fogazzaro 113). Tu, mi piaci, ma *è come se* in certe ore non mi bastassi (Pratolini Quartiere 24).

(*È che e non è che* riflettono la lingua parlata.

Vedi cosa c'è con Giorgio? *C'è che* tu avevi ragione (Pratolini Quartiere 19). Penso ad Arrigo, ai nostri amici del Quartiere. *Non è che* noi li abbiamo lasciati indietro, come ci diciamo (Pratolini Quartiere 25).

6. La proposizione completiva si adopera come oggetto dopo i verbi che esprimono a) un atto di pensiero o di parola (dire,

raccontare, pensare, credere, sentire, ecc. : i cosiddetti verbi dichiarativi).
b) una volontà, un comando, un ordine, un permesso (desiderare, volere, proibire, tollerare, lasciare, sopportare, ottenere, ordinare, ecc.). *c*) un sentimento (avere paura, temere, tremare, rimpiangere, meravigliarsi, ecc.).

a) Comunque sia avvenuto l'incontro, noi *pensiamo che* l'amicizia tra la Romanina e il Metastasio non sia nata d'un colpo (Russo 30). E il maestro *non aveva asserito* orgogliosamente e ostinatamente nei suoi scritti *che* sola opera buona può fare chi sia fornito di „lucerna critica“? (Russo 26).

b) Io *ho sperato* fino all' ultimo momento *che* Margot desistesse dal suo proposito di varcare questa soglia (Viola Fine 156). Don Gelasio s'era commosso e *aveva voluto che* il neonato portasse il suo stesso nome (Cicognani Nov 638).

c) E i compagni *stupirono che* Faustino avesse così presto fatto amicizia (Cicognani Nov 413-4). Solo *mi rincresce che* già tu abbia perduto quel controllo di te che avevi promesso (Viola Fine 38).

La proposizione completiva può essere usata come oggetto anche in casi in cui, nella principale, in luogo di un verbo determinato, si ha una locuzione verbale, come : avere fretta, avere paura, essere di parere, avere idea, ecc.

7. In molti casi l'uso delle completive è determinato dalla ripresa del verbo della proposizione principale. Questa ripresa è soprattutto frequente nelle *r i s p o s t e*. Se l'autore non ripetesse il verbo della principale, non nascerebbe una subordinata completiva, perchè basterebbe una principale per la risposta. È proprio la ripetizione che dà origine all' uso di *c h e* e alla subordinata completiva. In questi casi, perchè, ogni tanto, il collegamento del verbo ripetuto alla subordinata completiva è forzato, la subordinata completiva si usa con verbi, dopo il quali non si soleva usare. Questo è il caso negli esempi che citeremo.

Che *conta* l'anzianità? *Conta che* ho conosciuto questo posto prima di te (Pirandello Colonia 19). Ma, insomma, si può sapere che *cos' ha* contro di me? *Ho*, ella rispose stizzita, *che* non voglio più essere la moglie di un galeotto (Moravia Amore 27).

Ogni tanto manca la ripresa del verbo, ma, ciononostante, vi è la congiunzione *che*, e, beninteso, la subordinata completiva.

La Spera : Ora sentirai. | Tobba : Sei pazza! Che vuoi denunciare! | La Spera : Il complotto! Il complotto! | Tobba : Che complotto? | La Spera : *Che* volete uccidere Dorò (in luogo di : voglio denunciare che ... ecc.) (Pirandello Colonia 45). O oh! Levatelo che non è tuo! E riposalo lì! O *che* son tutti tuoi? (in luogo di : pensi davvero che ecc.) (Pirandello Colonia 72).

L'uso di simili subordinate completive non è da scambiare con le proposizioni introdotte similmente mediante *c h e*, proposizioni in cui il valore di *c h e* non è completivo, ma causale, avverbiale o, semplicemente, coordinativo. L'eliminazione di una congiunzione più complessa si deve all'andatura rapida del discorso.

Che c'è di cotto? Minestra di fave. Buona, compare. Prendetela, *che* vi piacerà (Pirandello Colonia 19). Non cadi, no! Non aver paura *che* in braccio a me non cadi! (Pirandello Colonia 101).

8. Le proposizioni complete si usano anche in funzione di complemento indiretto. In questi casi, dopo le preposizioni a, di, da, in, su, ecc., il dimostrativo *ciò* (neutro) si può intercalare davanti la proposizione completa.

E non hai pensato a *ciò che* è seguito per quel gesto, per quella parola, per quel pianto... (Viola Fine 112).

Ma nella maggioranza dei casi e soprattutto con la preposizione *di*, sia la preposizione che il pronome neutro *ciò* si omette, non restando se non la proposizione completa, connessa alla principale alquanto illogicamente. Se invece di una frase intiera ci fosse un sostantivo, la preposizione in questione sarebbe di rigore.

Oggi tu sei entrato in questa casa e *ti sei ricordato che* anche tu hai una casa in cui sei nato... (Viola Fine 60). E anche *io penso che* non ti sei comportato com'era tuo dovere (Viola Fine 158).

9. Presenta casi interessanti l'uso della proposizione completa quale aggiunta rettificativa e complementare dopo sostantivi e pronomi. Si tratta di una completa vera e propria, preceduta da una pausa che separa la completa dalla frase principale. La pausa è dovuta al fatto che la frase principale non finisce con un verbo, come di solito, ma è chiusa mediante un sostantivo.

Ha per noi scarsissimo valore *il fatto che* egli sia stato un improvvisatore, più o meno precoce (Russo 71). Quivi è combattuta l'opinione di Averroè, *che* l'intelletto sia separato dall'uomo, unico per tutti gli individui e immortale, e *che* l'uomo non abbia di proprio che un'anima inferiore, sensibile e vegetativa, dipendente dal corpo, e quindi mortale (De Ruggiero II, 8). Quindi egli segue la sentenza degli interpreti greci, *che* la stessa facoltà sensibile agisca e patisca sotto diversi aspetti (De Ruggiero II, 17). *Due principi fondamentali* stabilisce la Comunità in questo campo: *che* le imprese dei Paesi membri non possano fare discriminazioni di nazionalità fra sudditi dei Paesi stessi nell'assumere mano d'opera; *che* la Comunità intervenga in vari modi a favore di quella mano d'opera che per un perfezionamento o un ridimensionamento industriale risultasse esuberante (Documenti giugno 1953). No, ecco, si trattava di un'altra cosa: *che* sotto quella dolcezza ci fosse troppa abilità, *che* egli sapesse manovrarla così bene... (Tecchi 146). E il Contarini aggiungeva molti argomenti tolti di peso alla Teologia platonica del Ficino; p. es. *che* l'intelletto è attività riflessa, la quale ritorna sopra sé medesima..., e *che* la sfera della sua azione è universale (De Ruggiero II, 13).

Come si desume dagli esempi, il sostantivo (o pronome) in questione può essere o soggetto o anche qualsiasi altro membro della proposizione. La congiunzione *che* può essere collocata immediatamente dopo il sostantivo, ma lo può seguire a distanza, com'è il caso nell'esempio: *Due principi fondamentali ecc.*, esempio in cui un oggetto si colloca in capo alla frase. La maggior parte dei sostantivi è determinata, quindi essi sono provvisti dell'articolo definito. In casi in cui esso mancasse e che il sostantivo fosse indeterminato, davanti a *che* si può collocare un avverbio, per lo più, *per esempio*, com'è il caso nella frase: *E il Contarini aggiungeva ecc.*

Abbiamo detto che la proposizione complementare si aggiunge oltre che a sostantivi, anche a pronomi (che sono, per lo più, dimostrativi)

e serve a completare e spiegare il senso del pronome stesso, menzionato precedentemente nella frase principale. In questi casi i pronomi dimostrativi hanno un senso neutro e corrispondono a *ceci* e *cela* francesi.

Siamo giunti a *questo* : *che* lui ha bisogno di star solo ... (Viola Fine 125). Ma quello che noi possiamo affermare con certezza, si è *questo*, *che* il Matastasio nel 1720 prima di venire a Napoli, aveva tentato, ma senza frutto, di ottenere una cattedra ... (Russo 36). Non *lo sapete che* sono chiusa in casa? (Bracco 15) Tutto dipende da noi ; pensate, pensate, quant'è bello *questo* : *che* la nostra vita qua ce la facciamo noi, con niente, con quello che c'è (Pirandello Colonia 93). *Lo sa bene Crocco ch'è* questo il miglior posto di sbarco! (Pirandello Colonia 32). Io dico *questo* : *che* se noi abbiamo cercato d'impedire il loro sbarco è stato perché ... (Pirandello Colonia 42).

Le proposizioni interrogative indirette

10. Le interrogazioni indirette sono di due specie a seconda che esse corrispondono a due varietà di proposizioni interrogative *dirette*. „Verrà alla lezione?“ (primo tipo) e „Quando arriverà alla lezione?“ (secondo tipo).

Alla prima frase si deve e si può dare una sola risposta : *sì* o *no*. La seconda interrogazione invece richiede una specificazione più aderente al fatto.

Nel primo caso d'interrogazione indiretta, troviamo in capo alla frase *se*, nel secondo caso una *parola interrogativa qualunque*, generalmente un pronome o avverbio interrogativo. Tenendo conto degli esempi, da noi citati, essi si trasformeranno nell'interrogazione indiretta nel modo seguente : non so *se* venga alla lezione ; e : non so *quando* viene (o verrà) alla lezione.

L'uso di *se* è permesso soltanto nei casi dell'interrogazione totale, cioè in casi in cui non si conosce con precisione il caso in questione e si vuole informare : *racconta* (imperativo) *se l'hai fatto*. La frase citata si compone di due membri : un verbo all'imperativo (frase principale) e l'interrogazione indiretta che sarebbe come diretta (racconta!) : *L'hai fatto o no? C'informiamo dunque di un contenuto interamente ignorato a cui la risposta può essere data soltanto con sì o no. Quello che importa è il contenuto ignorato o conosciuto della seconda frase, dell'interrogazione indiretta.*

Le interrogazioni indirette parziali possono essere introdotte mediante pronomi e avverbi interrogativi, gli stessi che si usano nelle interrogazioni dirette : *non so con precisione dove sia pervenuto in quella nebbia.*

11. I pronomi e avverbi interrogativi non si usano, completamente uguali a come sono adoperati nelle proposizioni dirette.

Come nell'interrogazione diretta indica il modo, la maniera. Come va la vita? Come ti piace? Nelle interrogazioni parziali come può avere, oltre il senso di maniera e di modo, anche il senso di grado, quasi equivalente a quanto : in quale maniera eccessiva, eccellente, biasimevole, ecc., rivestendosi di un'affettività.

L'impressione più amara, ancor più dell'inganno, era di vedere *come* ella avesse potuto, all'improvviso, con le sue stesse parole, buttar tanto giù chi un tempo era stato così in alto; e *come* egli non trovasse una parola di sdegno, di rivolta contro quelle accuse (Tecchi 162). Sono questi i motivi che spiegano *come* il Governo italiano abbia potuto guardare, con spirito privo di preconcetti, ai problemi del mondo arabo ed abbia sostenuto . . . la necessità e l'urgenza di una composizione delle aspirazioni nazionali (Documenti marzo 1953).

C o m e può essere preceduto da preposizioni, comandate dalla proposizione principale :

. . . non puoi avere idea *di come* s'era ridotta, per colpa mia, la casa nostra negli ultimi tempi (Baldini 102). Non s'accorgeva neppure *di come* la mamma avesse il viso cattivo, addirittura feroce (Cicognani Nov 142). Impara da Bob *a sceglierti* le cravatte, *a come* si portano i vestiti, *a come* si pettina, *a come* si tiene la ballerina (Pratolini 147).

In capo ad un'interrogazione indiretta *che, che cosa o cosa* hanno lo stesso valore e si usano reciprocamente :

a) . . . la gente non levava loro gli occhi di dosso, e non sapeva *che* si pensare (Cicognani Nov 296-7). Ma si può sapere si o no *che* è accaduto? (Bracco 113). Tu e Roseda, Margot . . . Non capisco *che* siate venuti a fare qui (Viola Fine 34). Io voglio sapere *che* intendi fare di me . . . (Viola Fine 37).

b) Ella lo guardò con un sorriso malinconico : ecco, ecco *che cosa* ci voleva per rifarlo tutto sincero, per farlo ridiventare un ragazzo (Tecchi 112). Qua e là la sua gobba è rotta da alcuni grossi dadi di mattone, che non si sa *che cosa* ci stiano a fare e a chi sia venuto l'estro di costruirli (Fracchia 116). Era Gelasio a domandargli *che cosa* fosse che l'agitava così (Cicognani Nov 656).

C h e è usato aggettivamente, preposto a sostantivi, in senso qualitativo e quantitativo.

Ella fu presa a un certo punto dalla pena, dal bisogno infantile di sapere *che* voci erano, come se non avesse potuto più andare avanti sotto quell'incubo (Tecchi 176).

A c h e aggettivo fa concorrenza q u a l e :

Non so da *quali* porte entrasse in cortile (Parise 84).

C h e c o s a e c h e (usato indipendentemente) possono essere preceduti da ogni specie di preposizioni.

Quante volte guardai quei suoi occhi enormi azzurri e mi domandai *in che cosa* consistesse il segreto della loro espressione dolce e mortificata (Moravia Amore 88). Lo credete che non sapeva ancora *a che* servivano codeste stecche (Cicognani 81).

C h i si usa normalmente collegato con preposizioni, oltre ad essere usato, naturalmente, anche solo.

Sapresti dirmi *chi* del paese morì ventitrè anni or sono? (Fracchia 271). Tu parli di cose che non sai, . . . scommetto che ignori persino *chi* io fossi e che cosa io a bbia fatto per tutti gli anni che siamo stati insieme (Moravia Amore 39).

Q u a l e si usa invece di *che* in funzione qualitativa e quantitativa, davanti a un sostantivo. In questi casi può avere con sè preposizioni.

Poi ebbe un marito . . . e un figlio che non le dette nessuna gioia e che non si sa *quale* grama fine abbia fatto (Fracchia 50). (Si può dire benissimo : e che non

si sa che grama fine abbia fatto.) Chi sa dove vanno a nascere, dove si rimpia tano, in *quale* misera grinza della terra si nascondono (Fracchia 64). (Invece di: in quale misera grinza — si può dire: in che misera grinza.)

Q u a l e può stare solo:

Il vangelo della critica settecentesca sappiamo noi *qual* fosse (Russo 70)

Q u a n t o si usa quale aggettivo, davanti a un sostantivo, e anche solo, in qualità di avverbio.

So io *quanta* pena m'è costata! (Viola Fine 8).

Se **q u a n t o** si usa come avverbio (pronomi interrogativo), di rado regge preposizioni.

D o v e, **d o n d e**, **a c h e p u n t o** si usano come pronomi interrogativi nelle interrogazioni indirette. *Dove* si combina con preposizioni: *di* dove, *da* dove, ecc.

Allora io la invitai ad accompagnarmi *dove* credeva dovessimo andare (Pratolini Quartiere 21). Non importa dire *dove* e come conobbi mia moglie (Moravia Amore 8).

12. Dal punto di vista della funzione, le proposizioni interrogative sogliono essere soggetto, e, soprattutto, complemento di oggetto.

S o g g e t t o: È incredibile *come* questo nome (fra parentesi) si legga volentieri anche sui manici delle fisarmoniche (Fracchia 237). *Se* questa visita si dovesse fare o no, *se* il decoro della famiglia Carabelli lo permettesse, *se* vi fosse quella probabilità di successo che donna Eugenia richiedeva, erano state le ultime questioni definite dalla diplomazia (Fogazzaro in Dean V 365).

O g g e t t o: Poi domandò *dove* conducesse quella strada, e *che* paese fosse quello lì a due passi e se c'erano feste, nozze o battesimi alle viste (Fracchia 236). Io non so *come* le tollerate voi... (Viola Fine 38). Lei vuol chiedermi *qual* è il cavallo che ha da scagliere (Viola Fine 17). *Quando* fosse stato che per la prima volta egli aveva veduto nell'ombra della stanza là... la figura esile della ragazzina dagli occhioni celesti, non avrebbe saputo dirlo (Cicognani Nov 203).

13. Abbiamo visto che le proposizioni complete possono essere aggiunte a mo' di complemento rettificatorio a sostantivi e pronomi. In tali casi la completiva ha senso di apposizione. Lo stesso è possibile anche con le interrogazioni indirette. Può accadere che si aggiunga a d u n s o s t a n t i v o una interrogazione indiretta, per lo più, introdotta mediante il pronome interrogativo *c o m e*. Si creano così nessi alquanto complicati perchè la concatenazione delle idee non sempre riesce chiara.

Ella si ricordò di quella mattina, in tram, quando per la prima volta gli vide erette contro la luce quelle mani delicate, quasi trasparenti: e *il ricordo come* ella avesse tremato di pena allora, pensando che quelle mani avrebbero dovuto tenere, tra pochi minuti, nella sala anatomica il bisturi tra le dita e che avrebbero scavato nella carne, ora le faceva fremere (Tecchi 33).

Sono possibili anche altre congiunzioni.

Breve ma intensa è stata *la lotta*, *se* dovesse oppure no prestar fede al detto popolare che a chi cerca funghi giovani portare la camicia a rovescio (Fracchia 59). *Ma spiegati*, se puoi, i gusti e i capricci dei *funghi*: *perchè* nascono, *come* si riproducono, *che* razza di seme è il loro e *a che cosa* tendono (Fracchia 64).

14. Come le complete, anche le interrogazioni indirette possono essere coordinate ad un sostantivo.

Chi vive in campagna capirà *il sentimento* che si impadronì di noi a udire quella fisarmonica, e *come* ci parve vuoto e pallido il silenzio nel quale si spensero i suoi ultimi accordi, quando l'omarinò smise di sonare (Fracchia 239).

Le proposizioni relative indipendenti

15. Le proposizioni relative si dividono in tre gruppi: *a*) proposizioni relative indipendenti *b*) proposizioni relative dipendenti attributive e *c*) proposizioni relative qualificative.

Nella categoria delle proposizioni relative indipendenti possiamo distinguere tra quelle che designano una persona e quelle che si riferiscono a cose.

Le proposizioni relative indipendenti che si riferiscono ad una persona, sono introdotte, di regola, dal pronome relativo *chi*. Esse possono fungere da soggetto, oggetto o da qualsiasi altra parte di proposizione.

a) La proposizione relativa è soggetto. In molti casi si tratta di proverbi e di frasi fatte.

Chi tace consente. Chi vivrà vedrà.

Naturalmente, in molti casi, *chi* si adopera anche se la frase non esprime senso proverbiale.

Come se, *chi* era di fuori, nel premere il bottone se ne fosse subito pentito (Stuparich 122). *Chi* picchiava alla sua porta, sapeva di dover aspettare un poco, prima che una voce gli rispondesse fioca attraverso i muri (Fracchia 44). *Chi* vive in campagna, capirà il sentimento che se impadronì di noi a udire quella fisarmonica (Fracchia 239). Egli ... intento ad un lavoro di cui, *chi* non sapesse che esistono carbonai e a che cosa serve il carbone, non avrebbe saputo farsi una ragione (Fracchia 252).

Risulta dagli esempi enumerati e specialmente dall'ultimo che il senso di queste relative si può avvicinare al senso delle subordinate ipotetiche. *Chi* non sapesse — equivale a: se qualcuno non sapesse ecc. verbo dopo *chi*, introduttore di relative indipendenti, sta al singolare.

b) La proposizione relativa è oggetto.

E in questo caso, benediranno da capo *chi* li avrà aiutati a ritrovare la via del ritorno (Cicognani Nov 187).

Da notarsi che nel caso citato *chi* funge da *soggetto* della frase relativa. Spesso *chi* è oggetto della proposizione relativa.

Tu hai diritto di ricevere *chi* tu voglia. Tu puoi amare *chi* tu voglia.

c) La proposizione relativa è complemento indiretto; davanti ad essa si colloca una preposizione. Tra le preposizioni le più usate sono a, e, di.

A: Così *a chi* percorre la campagna lombarda, accadrà spesso di vedere solitarie figure umane, inginocchiate e immote a pregare e conversare coi loro morti (Panzini in Dean VI 176). *Di*: . . . pigliava l'aspetto *di chi* si sente morire (Cicognani Nov 143). Con un tono di voce come *di chi* è scontento di sè, disse (Pratolini Quartiere 87) forse era codesta verginità rimasta dell'adolescenza che dava alla faccia quell'espressione *di chi* ha lungamente cercato e non ha trovato altro che la miseria, la fame e le malattie (Cicognani Nov 163).

Sono possibili anche altre proposizioni davanti a *chi*, ma esse si riscontrano molto meno frequenti. Teoricamente *tutte* le proposizioni possono stare, ma una gradazione di frequenza potrà essere stabilita ulteriormente. È indubbio per es. che *con* è più diffuso che non sia *intorno a o secondo*:

Ma io non ho l'abitudine di passeggiare *con chi* non conosco (Moravia Amore 1). Palloncini di ogni tinta oscillavano tra i filamenti di carta pendenti dal lampadario, ogni tanto qualcuno ne scoppiava con asciutta sonorità, le coppie se li contendevano, cercavano di strapparsi, e facevano ressa *intorno a chi* aveva conservati intatti i suoi (Moravia Amore 20). *Secondo chi* l'ha visto, pare invece sia partito proprio solo (Pratolini Quartiere 87).

d) La proposizione relativa è attributo:

Lì *c'era chi* gli avrebbe dato ascolto, stima, ammirazione, persone intelligenti, persone fini e intelligenti, che gli avrebbero dato ascolto (Parise 105).

e) *Chi* fungente da nominativo, accusativo, e complemento indiretto può essere sostituito da quello che (quel che, quella che, quelli che, quelle che). Esso può essere fatto precedere da qualsiasi preposizione, si dice e si scrive: a quello che, di quello che, per quello che ecc. L'importanza della sostituzione sta nel fatto che il pronome in questione (quello) può indicare chiaramente, mediante la sua terminazione, il numero e il genere che si offuscano adoperando *chi* neutro.

Lo stesso può dirsi di *colui*, *colui* e *coloro* che si usano talvolta invece di quello, ma più raramente del pronome sopraddetto. La differenza tra quello che e *colui* che sta nella differenza esistente tra gli stessi pronomi: *quello* da una parte, e *colui* dall'altra. *Colui* che accentua oltre la determinatezza di numero e di genere, la lontananza e l'indifferenza del soggetto parlante di fronte agli esseri espressi mediante detti pronomi. Oltre a questo è ovvio che per es. che il plurale (*coloro*) è richiesto in ogni caso quando la proposizione subordinata contiene una pluralità:

Non so perchè, mi venne fatto pensare, per un attimo, a quegli stessi alberi pietre sentieri sotto la neve, e a *coloro che*, nelle lontane terre del nord, vivono mesi e mesi come imprigionati dal gelo invernale in solitarie capanne (Fracchia 43).

In questo caso *chi* sarebbe impossibile.

Chi può essere sostituito anche da *chiunque*; in questo caso si vuole accentuare l'indeterminatezza. *Chi* equivale a una persona che, mentre *chiunque* significa: tutte le persone che.

Più raro di *colui*, *colei* e *coloro* che si riscontra la serie: *costui*, *costei* e *costoro* che.

Costoro che ho fin qui passato in rassegna, oltre ai miei e Cena, furono quelli che vissero il magnifico anno felice delle Sanzioni, delle sfilate, fino alla dichiarazione di guerra (Parise 48).

16. Le proposizioni finora enumerate si riferiscono a persone. Resta da analizzare quelle che avendo senso neutro, si riferiscono a una cosa. L'uso di quello o ciò è obbligatorio davanti al pronome relativo riferentesi ad una cosa, diversamente dai casi in cui il pronome relativo si riferisce ad una persona. In quei casi, come abbiamo visto, è permessa un' alternativa: o il semplice pronome relativo o il pronome relativo preceduto dai pronomi quello, ecc (vedi sopra).

Anche nel caso dei riferimenti a cose, le funzioni soggettive, oggettive, preposizionali, ecc. sono ugualmente possibili.

a) La proposizione relativa è s o g g e t t o.

Quello che allora lo maravigliava, era soprattutto la semplicità dei gesti e delle parole che aveva la signora (Tecchi 27). *Quelle che* al lume della lampada eran parse trote incantate e pronte a lasciarsi prendere, forse non erano che le ombre di qualche foglia galleggiante (Fracchia 95).

b) La proposizione relativa è o g g e t t o.

a) Il pronome relativo, essendo oggetto della proposizione principale, è soggetto della proposizione relativa:

Qui, tutti fanno *quel che* piace loro (Bracco 37). A casa ella s'impose subito di vedere con chiarezza, con freddezza *quello che* succedeva (Tecchi 74). *Ciò che* bisogna cercare nel Vangelo son le regole di vita... (De Ruggiero II, 225).

β) Il pronome relativo essendo oggetto della proposizione principale è oggetto anche della proposizione relativa:

Fatto sì è che dalle maglie di quella tela che ella con tanta sagacia aveva intessuto, ogni tanto si sfilavano delle ore in cui si sarebbe mossa a gridare, a stracciare con furia *ciò che* lei stessa aveva fatto (Tecchi 61). Parlami!... Ripetimi qui, dinanzi a questa natura, *ciò che* provi per me... (De Rillusione 243). Io sento per te, oggi, *ciò che* sentivo un mese fa (Bracco 91).

c) La proposizione relativa è complemento indiretto:

Il rapporto tra il senso interno e esterno è simile a *quello che* Campanella stabilisce tra il sensus abditus e l'additus (De Ruggiero II, 256). Vederlo in presenza di altre persone, pensando a *ciò che* erano l'una per l'altre, le procurava un'impresione deliziosa, un turbamento ineffabile (De Rillusione 243). La timidezza dell'uomo era un ricordo così diverso da *quello che* ella aveva dell'amore (Tecchi 83).

La combinazione per + preposizione relativa tende, nella lingua moderna, ad immobilizzarsi, atta ad essere adoperata indipendentemente dalle condizioni di numero e genere.

Per quello che successe nella Camera, non ne sappiamo ancora niente. *Per quel che* riguarda il Suo atteggiamento, non ci trovo nulla da ridire.

Certi mostrano una preferenza a *per ciò che* invece di *per quel (lo) che*.

17. La proposizione relativa si usa anche come termine di paragone, dopo come. In questi casi: come chi equivale quasi a come se.

Anche a lui, che è insieme artista e critico, piace discorrere dell'arte letteraria non da fuori, ma anzi sul ponte della fabbrica, non tanto *come chi* giudichi, ma *come chi* sia disposto, all'occorrenza, a dare anche una mano (Pancrazi 72).

È da osservare l'uso del congiuntivo, anzi il congiuntivo presente, quando anche vi sia un tempo passato nella proposizione principale.

Feci questa scoperta nei primi giorni di matrimonio e per un momento ebbi quasi il senso di essere stato ingannato, *come chi*, essendosi sposato per tornaconto, *scopra* dopo le nozze che la moglie è povera (Moravia Amore 32).

Di rado troviamo dopo come chi anche l'indicativo.

Ella si rannicchiava tutta, proprio *come chi ha paura* o schifo (Moravia Amore 94).

Les proposizioni relative dipendenti attributive

18. Il secondo gruppo delle proposizioni relative è costituito dalle proposizioni relative dipendenti attributive. Mentre le proposizioni relative indipendenti non avevano un antecedente concreto a cui la proposizione relative si poteva riferire, quelle dipendenti attributive hanno una parola di appoggio. Tuttavia esse non sono il qualificativo di questa parola (come lo saranno le proposizioni relative qualificative); le proposizioni relative di questo tipo contengono un particolare della principale, il quale è eseguito dal soggetto della principale. È un'azione che può essere resa sempre mediante un participio presente, un gerundio, o anche, in certi casi, l'infinito. È là *che aspetta* la risposta = è là *aspettando* la risposta.

a) La relativa attributiva può riferirsi al soggetto della frase principale.

Era da poco là, *che osservava* come smemorata, con le mani in grembo, le scene dei due quadri, quand'ecco aprirsi l'uscio di casa e dei passettini risonare per l'andito (Stuparich 48). Un carretto di ortolano era all'angolo di via de'Macci, ed attorno *v'erano* donne *che* parlavano ad alta voce, gesticolando (Pratolini Quartiere 27) Ferma, in disparte, *che* lo fissava anche ora, ma ora tacitamente, *stava* la giovane donna di dianzi (Cicognani Nov 669) Camilla mi stava vicino; tra i biscotti e me *c'era lei che* li difendeva con una certa debolezza e pudore femminili (Parise14).

Questi casi sono possibili, per lo più, con verbi intransitivi che indicano una situazione, una posizione: essere là, trovarsi, stare.

b) La relativa attributiva può riferirsi all'oggetto della principale specialmente dopo i verbi: vedere, guardare, contemplare, ascoltare, sentire, indovinare, scoprire, sorprendere, trovare, mostrare, udire. Nella maggioranza di questi casi la proposizione relativa si può sostituire con un *infinito*.

All'osteria trovò *Vincenzo*, che leggeva il giornale (Pavese Gallo 29). . . . ma fin lassù . . . *si udiva Cirino lo scimunito che gli correva dietro urlando uuh!* (Verga in Dean V 266). Quando li riapri, *ne vide innanzi due altri, che stavano osservandolo in modo strano e indiscreto* (De Marchi Pianelli 8). Una volta *l'abbiamo visto*, di tra le stecche della persiana, inginocchiato sul terrazzino *che si batteva il petto* (Baldini 104) un giorno fu stupita di *vederlo* arrivare all'improvviso, pallido, ansimante, *che si trascinava male su le gambe* (Capuana in Dean V 131). Ma prima di venir qui *ho visto la mia vecchia che* si era alzata per vedermi partire (Verga in Dean V 245). Peppa, che tremava solo per lui, *se lo vide* tornare ferito, *che si trascinava appena*, e si buttava carponi per ricaricare la carabina (Verga in Dean V 257). Quando *rivedo* nella memoria *qualche casupola nera che* ora specchia nel lago le sue gale di zotica arricchita, *qualche gaia palazzina elegante che* ora decade in un silenzioso disordine; il vecchio gelso di Oria, il vecchio faggio della Madonnina... *tante figure umane piene di rancori che* si credevano eterni, di arguzie che parevano inesauribili . . . quel tempo mi pare lontano da noi molto più del vero (Fogazzaro in Dean V 358). *Guardava* il suo cappello peloso . . . i tratti sottili eppure forti del suo viso e *la figura snella, elegante che* procedeva a passi calmi e misurati, in mezzo alla gente (Parise 22). *La vide*, dalla finestra, *che* aveva affidato la valigia ad un ragazzo, e attraversava a la piazzetta del teatro Comunale, poi non più (Panzini in Dean VI 194) . . . quando la mamma . . . *la trovò che* dormiva (Pirandello in Dean VI 24). *Osservai* *Cena che* provava un godimento immenso (Parise 31). . . *lo udì che* si lagnava tra i denti, con un soffio, dicendo (Parise 126). Ora *si scorgeva* sulla strada della Fara, alle prime case, *una moltitudine d'uomini* agitata e ondeggiante, come un rigurgito di flutti, *che* dava indizio d'una altra maggior moltitudine non visibile, nascosta dalla linea dei tetti (D'Annunzio in Dean V 464). Compare Cosimo Raia . . . *aveva visto* inoltrare pel viottolo quei due, col fucile ad armacollo, *che* camminavano lentamente (Capuana in Dean V 120).

e) Negli esempi citati la proposizione relativa si usa come oggetto. La proposizione relativa si attacca all'*oggetto* della frase principale. In altri casi la proposizione relativa funge da attributo e da apposizione.

Nel caso di attributo, nella frase principale deve figurare un predicato avente una parte nominale, a cui si aggiunge la proposizione relativa.

Io ero tornata *la stupida che* rideva (Pratolini Quartiere 56).

d) Nel caso dell'uso apposizionale della proposizione relativa la proposizione si aggiunge a apposizioni della frase principale.

Era un correre a precipizio nel palazzo smantellato; *donne che* portavano acqua; *ragazzi che* si rincorrevano schiamazzando in mezzo a quella confusione, come fosse festa; *curiosi che* girandolavano a bocca aperta: . . . *tutti quei Trao affumicati che* sembravano sgranare gli occhi al vedere tanta marmaglia in casa loro (Verga in Dean V 309 - 310).

Le proposizioni dipendenti qualificative

19. Le proposizioni relative dipendenti qualificative si attaccano a un antecedente mediante i pronomi relativi *che*, *cui*, *il quale*, *la quale*, *i quali*, *le quali* e, eccezionalmente, mediante *come* e *quanto*. La differenza tra le proposizioni relative attributive e quelle qualificative deve essere ricercata nel rapporto di tutt'e due le proposizioni nei confronti del predicato della proposizione principale. Nel gruppo di relative ora analizzato, la subordinata relativa appare come comandato dal predicato della princi-

pale ; benchè si riferisca al soggetto, oggetto ecc. della principale, il suo compito primordiale è quello di aggiungere un particolare di importanza alla proposizione intiera, essendo in rapporto speciale con il predicato.

Le proposizioni dipendenti qualificative non hanno la funzione di completare il senso della proposizione. La principale si può reggere anche senza di loro. Esse aggiungono un dettaglio soltanto all'antecedente a cui si riferiscono e si comportano esattamente alla maniera di un aggettivo qualificativo. La dipendenza dell'antecedente dalla proposizione relativa, nei casi che analizzeremo, è molto più grande di fronte alle relative attributive.

20. La congiunzione più adoperata è *che*. Nella lingua moderna l'uso di *chi* è escluso.

Ch e adempie le seguenti funzioni :

a) **S o g g e t t o.** Si può riferire a persone e a cose, senza distinzione di numero e di genere.

Ma il fragore del treno *che* fuggiva tra le sbarre del ponte, faceva evaporare ogni fantasia (Panzini in Dean VI 176). Ma nessuno osava avventurarsi su per la scala *che* traballava (Pirandello in Dean V 308).

b) **O g g e t t o.** Si può riferire a persone e a cose, senza distinzione di numero e di genere.

...gli erano stati preparati bicchierini di Marsaluovo, di vermut, di nocino, *che* non aveva potuto rifiutare (Parise 216).

c) **A t t r i b u t o o a p p o s i z i o n e.** Sono tipici i casi di una apposizione aggettivale in cui l'aggettivo, spesso un participio perfetto, è completato, per parte sua, da *che era* (*che è*), *com'era* (*com'è*) e *quanto era* (*quant'è*).

Nel '19, il Gobbo, un sanfrediano discendente da generazioni di sanfrediani, *gobbo com'era* aveva messo sottosopra l'intero rione con le sue gesta da rubacuori (Pratolini 65). Il muro, meraviglioso *com'era*, col verde degli alberi che vi spioveva dall'interno del convento, era una quinta (Pratolini 16). I sentimenti di Tosca, al contrario, erano i suoi propri, animosi e guerrieri, beceri *quanto lei era* beceri, ed era bella, e innamorata ed offesa, più che mai decisa a esigere da Bob una dichiarazione (Pratolini 176).

L'aggettivo (il participio perfetto), completato de *che era* (*che è*) ecc. si può collocare in capo all'intero periodo. L'esempio che citeremo è significativo anche per una altra ragione ; l'aggettivo da cui dipende la proposizione relativa non è il qualificativo di un sostantivo al nominativo, ma di un sostantivo al dativo.

Candido com'è, e di tenero cuore, *al signor Truppel* piacciono specialmente le giornate di nuvole chiare, quelle dopo le piogge (Pirandello Berecche 72). La chiamavano la marchesa di via Strazzacappe per certe sue pretese aristocratiche, *da sartina che era* (Panzini in Dean VI 198).

Oltre gli esempi con un aggettivo (participio perfetto), vi sono quelli in cui la proposizione relativa si attacca ad un sostantivo.

Tutto il paese e quella vita gli parevano un gioco, un gioco di cui conosceva le regole e accompagnava lo svolgimento senza prendervi parte, *signore com'era di sè stesso e della propria strana sorte* (Pavese Gallo 37).

21. d) Complemento avverbiale.

a) *Che* si riferisce ad un antecedente che definisce uno spazio di tempo e ha il valore del sostantivo in „è stato malato *quattro mesi*”.

In quarant'anni che esercito la mia professione non ho mai firmato una cambiale (Palazzeschi 327) ... *durante il periodo che* la ragazza era venuta a lavorare dalle zie, Remo aveva dimostrato per lei un totale disinteresse (Palazzeschi 300).

β) L'antecedente può essere un sostantivo preceduto dalla preposizione *da*. In questo caso l'antecedente serve a definire ciò che è durato da un determinato tempo e continua a durare.

Da dieci anni *che* sono professore, non mi è capitato mai di perdere la testa

Invece di un sostantivo preceduto dalla preposizione : *da*, vi può stare un sostantivo esprimente un periodo di tempo, preceduto da : *sono* (o *rima i*), è (o *rima i*). E questo sempre, se il verbo della subordinata relativa non sta nel presente o nell'imperfetto, ma nel passato composto o remoto.

È quasi un mese che mi sono fidanzata con Aldo (Pratolini 172). *È una settimana che* io vedo venire innanzi e indietro gente d'ogni colore (De Marchi Pianelli 44).

γ) L'antecedente indica la contemporaneità. In questo caso *che* si usa con il valore che ha il sostantivo nelle frasi : tornerà un giorno ; è partito un bel mattino ; aspettiamo la settimana ventura.

Si usa l'articolo conferendo senso di assoluta determinatezza al sostantivo in questione.

Non era nemmeno quieto e sollevato il cuore del povero don Antonio, *il giorno che* ritornò a Santafusca in compagnia di Martino (De Marchi Cappello 12). Aspettate, prima della domenica in albis, e precisamente *il giorno che* ho trovato le candele rosicchiate dai topi (ibid. 81). *Un giorno che* mi trovavo in casa sua ... chiesi al cav. Esposito il permesso (Parise 42).

Ogni tanto, nei casi della determinatezza, davanti al sostantivo a cui si aggiunge la proposizione relativa, può stare la preposizione *in*, sottolineando ancor più la determinatezza.

S'era fatto di tutto per portar via il suicida in segretezza *nell'ora che* gli amici vanno a pranzo (De Marchi Pianelli 51). *Nei pochi giorni ch'era* stata alle Cascine, aveva ricevuta una visita del papà, il sor Isidoro di Melegnano (De Marchi Pianelli 43).

Si usa l'articolo definito ancora davanti al sostantivo che funge da antecedente temporale alla frase relativa nei casi in cui si premette al sostantivo : solo, primo, ultimo o un numero ordinale.

Ti ho sposata *il primo giorno che* nascesti (Pratolini 84). *Un giorno, il secondo giorno che* erano scesi dalle montagne, e Sanfrediano era insorta, ed erano arrivate le avanguardie degli eserciti alleati ... i partigiani allinearono tre „neri” contro il muro di piazza del Carmine (Pratolini 16). L'uomo ... è morto, in un letto d'al-

bergo, *la prima notte che* ha toccato terra (Pirandello in Dean VI 150). E *la prima domenica d'ottobre che* l'ingegnere Pettirosi era tornato a fare una visitina all'amico (Cicognani Nov 132).

Spesso, invece di un sostantivo, troviamo gli avverbi: *a d e s s o c h e*, *o r a c h e*, *o g g i c h e*, ecc.

Ora che più le sembrava di soffrire per Bob, sognatrice e delusa, ella per prima si congedava da lui (Pratolini 176). Proprio *stamani, che* in laboratorio, Dio come sono in ritardo! devo cominciare un lavoro da perderei gli occhi (Pratolini 182).

θ) Spesso, nella lingua di tutti i giorni, abbiamo *che* in tutti i casi in cui dovremmo avere una congiunzione retta dalla medesima preposizione che sta davanti al sostantivo, fungente da antecedente.

Costui *sedette rigidamente accanto alla Rina e la salutò sollevando il cappello sopra la testa allo stesso modo che* si solleva il coperchio di una pentola (Moravia Amore 81). Come se lui non fosse stato più che un corpo esanime e senza volontà e le voglie gli fossero cresciute addosso *allo stesso modo che* crescono addosso ai morti i peli della barba (Moravia Amore 80).

In questi casi si usa spesso un'indicazione cronologica nella proposizione principale (v. sopra):

Nel momento *che* scoppiò la guerra. Nell'epoca *che* era preside di liceo in una città del Sud. Nei primi giorni *che* si sono conosciuti, si vedevano spesso a tavola.

In tutti questi casi, la lingua letteraria regolare esigerebbe: *in cui*, per l'introduzione della relativa. Ma i giri citati non sono sbagliati, trattandosi piuttosto di un modo sbrigativo di parlare.

22. *Che* può essere sostituito dal pronome relativo *il quale*, *la quale*, *i quali*, *le quali*. Esso può essere soggetto o oggetto. Può essere preceduto da preposizioni. Si può riferire a persone e a cose. Possiamo dire quindi: *al quale*, *dei quali*, *con le quali*, ecc. Resta a vedere, in quali casi avviene la sostituzione del più semplice *che* mediante *il quale*, ecc.

a) Nei casi più conosciuti, l'uso di *il quale* tende a risolvere l'ambiguità dello stile proveniente dal carattere neutro di *che*, atto ugualmente ad attaccarsi a sostantivi maschili, femminili, al singolare o al plurale. Ciò è richiesto per es. nei casi dei complementi al genitivo, in cui il genere o il numero dei sostantivi differiscono. *La madre del medico che andò via* è un esempio ambiguo, perchè non sappiamo chi andasse via: la madre o il medico. Se vogliamo precisare il senso della subordinata, dobbiamo sostituire *che* mediante *il quale* o *la quale*. *La madre del medico, la quale andò via* precisa il soggetto della subordinata con perfetta chiarezza; così sarebbe ugualmente esatto la soluzione (ma con senso diverso): *la madre del medico il quale andò via*.

b) Altra ragione della sostituzione è la tendenza dello scrittore a variare lo stile. Si usa, per conseguenza, *il quale* ecc. in tutti i casi in cui già è stato precedentemente adoperato il pronome *che* e a varie riprese.

Il raggio di sole *che* veniva dalla finestra, il canto *che* le sgorgava istintivamente dalla gola e quei due quadri, *ai quali* i suoi occhi stanchi si levavano dal lavoro di cucito e di rammendo, erano stati le sue consolazioni, la sua poesia, nella triste casa di via San Francesco (Stuparich 15). Le due ragazze si rialzarono in piedi, e anche le altre le raggiunsero e ad eccezione di Gina *che* avrebbe voluto liberarlo, ma ne era impedita da Mafalda, *la quale* la tratteneva per la vita, tutte erano eccitate e ansimanti (Pratolini 216). ...e richiamando Tosca, Loretta, Silvana *che* istintivamente si erano allontanate per portarsi con Bice attorno a Gina, *la quale* adesso dava la testa sul prato in una crisi di disperazione, Mafalda esclamò (Pratolini 218).

La variazione, al solito, non avviene allorchè le frasi relative susseguentisi sono coordinate. In quei casi perdura la monotonia dei molti *che*, posti all'inizio delle varie proposizioni.

È pregio di queste colline il ricordare personaggi grandi della storia, principi e re, poeti, scienziati, artisti nostri e stranieri *che* le abitarono operandovi, *che* ci vennero a cercare riposo, ispirazione, oblio, forza creatrice (Palazzeschi 91).

c) Oltre alla tendenza alla variazione possono esservi ragioni che consigliano l'eufonia per la quale si usa piuttosto il *quale* ecc. invece di *che* o *cui*.

...e le donne, le ragazze che da tempo Bob aveva escluso dal suo cerchio... infierivano *su colui al quale*, addirittura la sera prima, avevano levato più alto il piedistallo (Pratolini 224).

In questo caso l'autore ha evitato di dire: *su colui a cui*, benchè fosse completamente corretto dal punto di vista grammaticale, — appunto perchè voleva evitare la cacofonia che sarebbe originata dalla immediata vicinanza di: *colui e cui*.

La condizione dell'uso di *il quale* ecc. è, in questi ultimi casi, stilistica. Non si tratta di regole fisse e ben determinate della grammatica; ma piuttosto di un atteggiamento di gusto, in fondo, molto duttile *che*, appunto a causa della sua maneggevolezza, si presta molto facilmente a speciali esigenze e scopi che lo scrittore vuol realizzare nel momento dato. Palazzeschi, nel suo romanzo „Sorelle Materassi”, in genere, ma più che altro, nell'introduzione, intitolata „Santa Maria a Coverciano” tende a arcaizzare, rendendo lo stile ampolloso mediante l'impiego di frasi lunghe, complicate, compassate. Da questo suo atteggiamento deriva il gusto di accumulare molte frasi relative. Per rendere il groviglio delle subordinate ancor più arcaico, l'autore *e v i t a l a v a r i a z i o n e*, mantenendo il continuo susseguirsi dei *che* fino alla monotonia. Una frase caratteristica:

...e che il più benevolo e cortese dei passanti ha per lei quella cordialità di concessione *che* si usa verso la donna *che* ci apre la porta allorchando si va per visitare la sua padrona; o nel più fortunato dei casi della dama di compagnia, *che* mantiene il proprio rango con dignità e compostezza senza permettersi di giudi-

care, . . . socchiudendo gli occhi o storcendo un po' la bocca alla molta polvere che per colpa dell'altra è costretta a inghiottire dalla mattina alla sera, e alla motriglia che tale scorribanda le produce davanti a casa inzaccherandole l'uscio fino in cima (Palazzeschi 11-12).

d) Un quarto fattore che chiameremo psicologico-stilistico deriva propriamente della ripercussione sentimentale che il contenuto della subordinata relativa provoca nell'anima dello scrittore. Si usa il pronome il quale ecc. in tutti i casi in cui si vuole dare una certa enfasi e solennità alla frase subordinata o al sostantivo dal quale dipende la relativa. Ciò avviene in un passo di Roberto Bracco.

Ho capito che in certi casi si debba sentire il bisogno di . . . verseggiare. Decisamente, ci sono cose *le quali* non si possono pensare che in versi (Bracco 299).

Al centro del passo citato sta il problema di far versi. Si capisce che riceva una determinata importanza l'insieme di cose che si possano dire solo in versi.

In un passo del Palazzeschi leggiamo della bellezza irregolare delle colline intorno a Firenze. L'autore vuol far risaltare le irregolarità del panorama.

. . . la cosa che salta agli occhi dello spettatore anche distratto, mediocre o indifferente, è la linea di questa che veduta una volta non sarà facile cancellare dal ricordo; producendosi tale armonia dalle irregolarità più improvviste, come soltanto il caso può architettare; . . . quando è precisamente il caso che fa l'architetto, tutti gli architetti della terra rimangono a guardare. Irregolarità impreviste *alle quali* nessuno saprebbe suggerire una correzione, aggiungere qualcosa o levare (Palazzeschi 8-9).

Un altro esempio più moderno:

Ciò che è necessario al filosofo dell'arte è necessario anche all'artefice, *il quale* se è vero artista, percorre, incoscientemente, durante la creazione, i tre piani (Estudios Italianos, Mendoza, 1952).

L'accento, nel caso citato, cade sull'artefice che deve compiere certe funzioni necessarie per la realizzazione perfetta dell'opera d'arte.

Prima che la settimana finisse, l'ingegnere aveva firmato l'atto *col quale* cedeva alla Velia i propri crediti (Cicognani 77).

Nell'esempio citato si capisce l'importanza dell'atto in questione, divenuto fonte di molti ulteriori sviluppi.

23. Cui si usa con preposizioni visto che la combinazione di che con una preposizione è antiquata. L'antecedente, in genere, è un sostantivo.

Buffalmacco e il Burchiello sono vivi. Quelle stesse donne e fanciulle di cui le novelle e le cronache antiche sono piene (Pratolini 10). La rivelazione, in tutto ciò, della sua femminilità . . . la devozione e l'animosità insieme *con cui* attendeva di riconoscerlo, l'amore (Pratolini 21). Quelle mani escono miracolosamente pure dalle insidie dei cento mestieri *a cui* si applicano (Pratolini 27). Il dono gentile è volato dalla finestra, giusto nel momento *in cui* passava, bello, scoperto, con la sua aureola di mosche, un camion dell'immondizia (Pratolini 28). E le loro mani ne escono nette, limpide . . . con le unghie *su cui* lo smalto è un sangue che chiede di essere succhiato (Pratolini 30).

In cui, preceduto da sostantivi, esprime il tempo cronologico specialmente se il sostantivo in questione è preceduto dall'articolo determinativo: nel momento in cui, nell'anno in cui, ecc. Cui funge spesso da genitivo e congiunge un sostantivo della principale con altri sostantivi, compresi nella subordinata. In tali casi, l'articolo precede cui: la casa *le cui finestre* sono aperte. Infatti i sostantivi compresi nella subordinata indicano ciò che è posseduto da un sostantivo della frase principale. Il sostantivo in questione può stare non soltanto al nominativo o all'accusativo. Si può, per conseguenza, fare precedere il sostantivo da qualsiasi preposizione. Si può dire: stava seduto davanti alla sua casa, al cui svaligiamento egli assisteva, come anche: allo svaligiamento della quale egli assisteva.

...Niobe aveva una storia... *della quale* il mondo conosceva solo una parte (Palazzeschi 56). L'altra parte invece, *della quale* soltanto le Materassi erano depositarie nel villaggio... (Palazzeschi 57). Signore in piena maturità accompagnate da una fanciulla, entrambe di irreprensibile eleganza... *per la cui poetica descrizione* si è attratti a ricorrere, solitamente, a un'immagine floreale (Palazzeschi 24). Come se m'annunziassero il mistero della taverna, della botte spillata di volta in volta, del camino monumentale *sotto la cui cappa* si beve e si canta (Moretti 42).

Appartiene alla antiquata la forma pesante: il di cui, la di cui, ecc., oggi diciamo: la cui, i cui, le cui.

Alla costruzione esposta: articolo determinativo + cui + possesso (sostantivo compreso nella proposizione principale) fa concorrenza il tipo: di + cui + il resto della proposizione subordinata e finalmente il possesso dipendente da un sostantivo della proposizione principale. Invece di *la casa le cui finestre sono aperte* si può dire: *la casa di cui* sono aperte *le finestre*. L'inversione, in tali casi è obbligatoria. In ambedue i casi la costruzione può essere complemento diretto: *la casa le cui finestre vedevo* dalla mia terrazza. Giacchetti... forcine e pettini *di cui* non ricordavano neppure *l'origine* (Palazzeschi 66).

24. La struttura delle proposizioni relative, nella maggioranza dei casi, è abbastanza lineare, a meno che non vi siano particolarità speciali provenienti dal modo irregolare della reggenza.

A) Se il pronome relativo è oggetto o complemento avverbiale, e esso dipende da un infinito che, a sua volta, è retto dal predicato della frase relativa, si creano costruzioni, a prima vista, irregolari.

Gli occhi neri e pungenti gli brillavano nel visetto smunto, sotto una cuffia di capelli mori, *ch'egli aveva gran cura di bagnare, pettinare, lisciare* (Stuparich 33).
...uno strano languore *che* la ragazza cercava di *nascondere* (Palazzeschi 59).
...fidanzamento *che*... col volgere di qualche mese non era possibile *nascondere* (Palazzeschi 60).

B) Il pronome relativo può essere retto anche da una proposizione incuneatasi nella frase relativa.

a) La nuova proposizione può essere anch'essa relativa.

Il famoso professore, *il quale* non c'è studente nell'università *che* non conosca.

b) La nuova proposizione è un'interrogazione indiretta.

Questa malattia *che* nessuno poteva dire *che cosa* sia stata. Un affare *che* io ignoro *che cosa* sia.

c) Sono frequenti i casi in cui la nuova proposizione è una completa.

Che hai da nascondere nella tua vita *che* tu non vuoi *che* io sappia? Vorrei sposare l'uomo *che* io sentirò *che* potrà amare più di ogni altro.

d) In alcuni casi la completa, incuneatasi nella subordinata relativa, dipende dal pronome di cui. Il soggetto della completa può essere determinato da di cui che sta in capo alla proposizione relativa. E anche: di cui può dipendere dal verbo della subordinata completa.

Ti presenterò uno *di cui* sarebbe necessario che (io) diventassi amico. Ecco questo signore *di cui* molti sanno che *il padre* emigrasse all'estero.

e) La proposizione relativa è introdotta da un pronome relativo, preceduto da una preposizione, entrambe dipendenti dalla proposizione completa o dall'infinito susseguente.

Si appoggiava contro la porta, *dietro la quale* egli aveva indovinato che sua madre lo avrebbe sentito. I lavori *a cui* si è pensato che sarebbe utile riferirsi, sono citati appiè di pagina.

f) In alcuni casi nella proposizione relativa abbiamo i verbi sapere, credere, dire, che reggono una completa. In questi casi però è richiesto piuttosto l'accusativo con l'infinito.

25. Nel caso di due proposizioni relative coordinate regna l'incertezza se il secondo *che* debba essere usato o no. In molti esempi *che* è adoperato, mentre vi sono altri in cui esso è abbandonato. Una cosa pare tuttavia certa. Se davanti al secondo *che* è intercalato un avverbio, il secondo *che* diventa obbligatorio.

Carolina, *che* non era stata buona di aprire la bocca, *ma che* con grande meraviglia aveva ascoltato quanto la sorella era stata capace di chiedere, una volta aperta la sua esplose: „Niobe!“ (Palazzeschi 45).

È naturale che quando *che* adempisce a funzioni diverse, esse è ripetuto. Questo accade sempre quando *che* soggetto ed oggetto coincidono; la ripetizione di *che*, in simili casi, è d'obbligo.

... Carolina a quella gioia sentiva scivolarsi dentro uno strano languore *che* la ragazza, non sapendo che fosse, cercava di nascondere, e *che* dalla gola le scendeva giù giù facendole divincolare la persona (Palazzeschi 59).

Questo è il caso quando il secondo *che* diventa accusativo, perchè retto da un infinito o da una seconda proposizione incuneatasi.

... il vicinato ... informandole sopra tante cosine che servivano a tenerle allegre senza distrarle: ... fidanzamenti *che* anticipavano la conclusione per un forte anticipo perso sul capitale, e *che* col volgere di qualche mese non era facile nascondere (Palazzeschi 60).

Senza voler dare regole assolutamente sicure, si può affermare tuttavia, in base a uno spoglio relativamente vasto che il pronome *che* si omette con più frequenza, quando la seconda proposizione relativa è coordinata alla prima mediante la congiunzione *o*.

Perchè nessuno avrebbe saputo come incominciare, come spostarne l'interesse per attrarlo verso di sé, sicuro di non far breccia con quelle, *che* non avrebbero dato retta, non avendo il tempo per stare a sentire, *o* avrebbero alzato le spalle cadendo dalle nuvole (Palazzeschi 69).

Se la seconda proposizione relativa, introdotta da *che*, non è molto lontana dalla prima, se non vi sono sintagmi intermedi: gerundi, participi o altre subordinate, incuneatesi nella prima subordinata relativa, il pronome relativo *che* può essere omesso davanti alla seconda proposizione relativa, anche se introdotta mediante *e*. Nel caso che segue, la prima relativa è una proposizione semplice senza fronzoli.

E per di più una bicicletta rossa da corsa *che* somigliava a un aliante e pareva di volare con essa sui tetti delle case alla prima spinta ... (Parise 95).

Se invece vi sono complementi e sintagmi che s'incuneano nella proposizione relativa *o*, eventualmente, nella proposizione principale che si trova tra le due proposizioni subordinate, il *che* è conservato.

A quella finestra rimanevano fino all'imbrunire e oltre ... parlando di un passato amoroso inesistente *che* gonfiavano fino all'assurdo, ispirate e sospinte dal passaggio delle coppie, e *che* mettevano in valore fino alla rivalità (Palazzeschi 68-69). Andarsi a mettere con quello zoticone ignorante, *che* aveva una madre con la quale non si poteva fare un discorso in regola, *che* salutava col grugno anziché con le parole (Palazzeschi 197).

Di rado il *che* si conserva nonostante la semplicità della costruzione della prima proposizione relativa e il tempo analogo dei due predicati, quando la coordinazione riesce alquanto forzata.

Usci fuori anche Gennariello, il ciabattino, *che* aveva in consegna la chiave della casa e *che* da due giorni non vedeva tornare lo zio (De Marchi Cappello 163). Quanto ai misteriosi pacchi ... non erano altro che libri di don Gastone *che* le signorine mandavano a comprare da Cena e *che* poi tentavano di smerciare a basso prezzo (Parise 91).

La ripetizione di *che*, ove si tratti di una sequenza di frasi relative, con in capo la congiunzione *che*, si presta a vari scopi stilistici, capace di produrre effetti per es. di ironia, di solennità, di importanza o di altri:

...decisero di comune accordo di farne un ingegnere... un uomo *che* un giorno sarebbe stato a capo di una officina, di un cantiere, *che* avrebbe comandato migliaia di operai, *che* avrebbe inventato una nuova macchina... *che* sarebbe diventato deputato, senatore, ministro, probabilmente (Palazzeschi 202).

26. L'analisi delle proposizioni relative non sarebbe completa senza l'esame degli antecedenti introducenti la subordinata relativa. L'antecedente della proposizione relativa può essere :

a) un sostantivo, un aggettivo o participio, un pronome, un avverbio. Questi casi sono del tutto normali. b) una frase intiera. In questi casi il pronome relativo che viene introdotto mediante il o mediante ciò, di modo che si costituiscono i nessi: il che e e ciò che. Essi riassumono quello che è stato precedentemente detto. Il che e si usa oggi, per lo più, come soggetto, e soltanto di rado esso si usa come oggetto e anche provvisto di preposizioni: del che e al che.

La lettura di tali costruzioni dà l'impressione che il o ciò siano superflui, perchè il carattere relativo della subordinata può essere espresso anche mediante il solo che. Tuttavia, appunto a causa dell'antecedente che è una frase intiera, la lingua richiede un elemento linguistico per contraddistinguere questi casi da quelli in cui che si riferisce ad un antecedente sostantivo. — Secondo le nostre esperienze il che si riscontra in numero superiore a quello degli esempi con ciò che.

La letalità, che fino al 1939 aveva mostrato una chiara e netta tendenza alla diminuzione, con il 1940 va aumentando per raggiungere valori eccezionali negli anni dal 1942 al 1944, *il che* potrebbe rappresentare una conferma alla ipotesi prima emessa per spiegare la diminuzione dei ricoveri nel periodo bellico (Documenti marzo 1953). Se ho impiegato un'ora a leggerlo, *il che* è molto per me, e cerco di ricapitolare quel che ne ho tratto di succo e di sostanza, per la maggior parte non trovo che vento (De Ruggiero cita Montaigne, II. 177).

Si pone il problema: che cosa dobbiamo fare se che, riferendosi ad una frase intiera precedente, funge da accusativo? Dobbiamo mantenere il che o dobbiamo cambiare? Sarebbe lecito dire: prendeva una lezione di francese, il che richiedeva la sua volontà ferrea di studiare lingue o sarebbe da scegliere piuttosto ciò che o quello che invece di il che? Dal nostro esame risulta che i testi preferiscono ciò che, senza che rinuncino all'uso di il che.

Sentite, buon Sandro: quando ... qualche nuvoletta mi passerà sulla fronte — ammesso che ve ne accorgiate — *il che* non credo —, non ve ne impensierite e andate avanti, sempre avanti! (Bracco 213). Un commentatore delle memorie osserva a questo proposito che uno dei più forti argomenti di lord Herbert contro la religione rivelata è l'impossibilità che il cielo riveli a una parte del mondo la sua volontà, *ciò ch'egli* designa col nome di religione particolare (De Ruggiero II. 107).

Ma il pronome relativo si può riferire ad una frase intiera precedente, che è, nello stesso tempo, un complemento avverbiale, preceduto da una preposizione. Tutte le donne lo hanno dichiarato irresistibile, il che è, secondo me, un'esagerazione: è una forma usata. Ma se dobbiamo cambiare essendo costretti a dire: tutte le donne lo hanno dichiarato irresistibile, nel che s'ingannano secondo me? *Nel che* non è possibile nella lingua di oggi, al solito bisogna girare il problema e trovare altra soluzione. Si può ricorrere a: e in

c i ò, ma in questo case, abbiamo abbandonato la subordinata relativa. Si può mettere in cui, cio è il pronome relativo perdendosi, in questo modo, il carattere autonomo del pronome, autonomia dovuta a ciò che esso si riferisce a una frase intiera, precedente.

27. Accade talvolta che tra due proposizioni consecutive la prima costituisce, con il sostantivo precedente che figura nella frase principale, l'antecedente per la seconda proposizione relativa: la (seconda) relativa ha quindi per antecedente: un sostantivo più una proposizione.

Questa donna era *il solo essere che gli restasse* a cui poteva attaccarsi.

28. La subordinata relativa può essere separata dall'antecedente a cui essa si riferisce, nei seguenti casi.

a) Il predicato della frase principale è un verbo intransitivo o, di rado, un transitivo che non ha nessun complemento accanto a sè.

Una lenta, calma *pioggia* incominciò a cader giù, *la quale* fece fuggire le coppie amorose. *Un momento verrà in cui* egli dovrà rimangiare tutto ciò che ha detto.

b) Il predicato della frase principale ha per oggetto un pronome personale atono o ha *ne* per complemento.

Ce *n'erano che* le piacevano, fisicamente, o per le doti dello spirito (De R Illusione 25).

29. In conseguenza ai costrutti, provenienti dalla separazione della subordinata, si danno casi, a prima vista, ambigui, i quali, ad un'analisi più profonda, non lo sono.

a) Il sostantivo (antecedente della proposizione relativa) è seguito da un complemento, composto di *di* + un sostantivo che determina la possessione, l'appartenenza o la provenienza.

Ho ricevuto un telegramma informantemi *sulla salute di mio padre* che mi inquietava molto.

È ovvio che si tratta della *salute* e non del *padre* che cagionava inquietudini.

Guardavo *il naso aquilino del mio amico* che spiccava sulla giacchetta nera. L'albergatore mi darà *la camera del professore Nori* che sarà libera per oggi.

In tutti i casi citati sarebbe un errore riferire la proposizione relativa al secondo sostantivo; esso dipende invece dal primo.

b) Il sostantivo (antecedente della proposizione relativa) è seguito da un complemento avverbiale, costituito da un sostantivo e da una proposizione altra che *di*.

Vado a prendere il treno alla stazione *Est* che mi porterà a casa. Sento un *forte dolore* allo stomaco che cresce di ora in ora. *Una dolce melodia* cantava nel suo cuore che non gli permetteva di meditare a lungo sulle minacce che forse l'aspettavano.

Nessuno penserebbe che le proposizioni relative si riferiscano a *stazione Est, a stomaco e a dolce melodia*: sostantivi che sono collocati immediatamente davanti alle proposizioni relative.

c) Il sostantivo, antecedente della proposizione relativa, è seguito da un'apposizione. In questi casi, a rigore, si potrebbe fare dipendere la relativa dall'apposizione, perchè l'apposizione è identica alla parola a cui essa si riferisce.

Domandava di *Maria*, la moglie del suo amico, che voleva vedere da molto tempo.

d) Il sostantivo, antecedente della proposizione relativa, è seguito da una costruzione participiale o aggettivale in cui figura anche un sostantivo.

L'esempio della madre, bellissima, ammirata, circondata da *insidie e che ella aveva visto sempre dolcemente inaccessibile*, come una santa, era stato il sostegno più valido alla sua naturale e sana purezza (Stuparich 29). Egli commiserava quegli uomini abbruttiti *dalla trincea, i quali* approfittano di qualche momento di sosta (Stuparich 48).

e) Il sostantivo, antecedente della proposizione relativa, è seguito da un epiteto, formato da un sostantivo fatto precedere da una preposizione.

Le scarpe dal *tacco* alzato che scricchiolano sulla ghiaia. Un uomo elegante, dal *soprabito* color marrone, che si avvicinava lentamente alla nostra casa.

Gli esempi citati provano che l'equivoco è poco probabile. Quando lo scrittore tende ad una maggiore chiarezza, la può assicurare mediante l'uso di *il quale* ecc. come lo dimostra per es. l'esempio: egli commiserava quegli uomini abbruttiti dalla trincea, i quali approfittano ecc. Ma, per dissipare un errore, si può dire, quasi generale delle grammatiche ad uso scolastico, dobbiamo accentuare una volta di più, che *il quale* ecc. non è richiesto in tutti i casi in cui l'uso di esso aiuterebbe eventualmente a chiarire la dipendenza della relativa. La tendenza ad una chiarezza matematica non regola soverchiamente l'uso di *il quale* ecc.; questi pronomi sono richiesti ove si abbiano le condizioni sopraesposte (v. p. 279—281).

f) La ripresa dell'antecedente dopo il suo complemento, ripetizione che non appesantisce lo stile, anzi, lo rende in certo qual modo elegante, serve a dissipare equivoci e sottintesi.

Non ammetto le varie *scuse* dei miei allievi, *scuse* che porterebbero con sé il rilassamento della disciplina. Egli mi stringeva la mano con un gesto di finta amicizia, *gesto* che lasciava indovinare un freddo calcolo, tendente ad ingannare gli altri.

La ripresa non sempre si effettua parola per parola :

Incominciavano con le cure e la pulizia della persona, *operazione* che nelle altre mattine veniva trascurata od eseguita troppo in fretta (Palazzeschi 63).

g) La frapposizione della proposizione relativa tra il sostantivo, antecedente di essa e il complemento, dipendente dal sostantivo, antecedente della relativa, assicura la chiarezza, ma compromette la bellezza dello stile

Passeggiava davanti alla villa — *che conosceva ormai molto bene* — del suo amico.

La costruzione parrebbe assurda negli esempi del tipo seguente: egli ritenne un grido, *che lo soffocava*, di trionfo.

30. La subordinata relativa mostra alcune particolarità in quanto alla sua annessione alla frase principale nei casi in cui il sostantivo, antecedente della subordinata relativa, ha anche un epiteto, un aggettivo, un complemento o un'apposizione accanto a sè, oltre, naturalmente, la frase subordinata relativa che è, in questi casi, coordinata agli elementi detti. In questi casi l'epiteto, l'aggettivo ecc. e la frase subordinata relativa sono spesso congiunti mediante le congiunzioni: e, ma, o, n è.

Sono possibili legamenti anche senza la presenza delle dette congiunzioni, ma esse figurano tuttavia in grande numero.

Da quello che possiamo vedere, studiando la lingua delle iscrizioni latine della Pannonia, il latino di questa provincia aveva già subito delle innovazioni fonetiche *comuni a quello occidentale e che* lo separavano dalla latinità orientale (Tagliavini 107). C'era un pomeriggio *delizioso e che non dovrebbe essere finito mai*. Per le faccende grosse c'era Niobe, la vecchia serva *dimenticata in Vaticano per lo smarrimento, e per la quale* il Papa ebbe sorriso e benedizione speciale (Palazzeschi 55). Carolina .. non poteva tollerare la vista di quegli omaccioni *sanguigni, dall'aspetto spregiudicato e brutale, e che mostravano* ... delle cosce enormi, massicce come colonne, e un'aria di autorità (Palazzeschi 93) ... come se pungesse l'animo del poeta il ricordo della sua facilità a cedere alle lusinghe del mondo, lusinghe suggerite *da ambigui motivi e che* ... si rivelarono poi ... (Russo 38).

31. In quanto al senso delle proposizioni relative, esse sono di due qualità diverse: a) restrittive (determinative) e b) non restrittive (esplicative, assertorie).

La prima categoria serve a distinguere la persona o cosa, compresa nell'antecedente e determinata dalla relativa, da altre persone o cose della stessa categoria. La proposizione non restrittiva può essere staccata dalla principale, senza che il senso di essa subisca alcun cambiamento.

Se l'antecedente è determinato, la proposizione relativa sarà sempre non-restrittiva; per conseguenza, tale è dopo un nome proprio, un pronome personale, possessivo o dimostrativo e se l'antecedente è costituito da una frase intiera.

Le proposizioni relative si possono avvicinare ad altre proposizioni subordinate in quanto al loro significato. Così le proposizioni restrittive possono avere:

a) senso condizionale: Un marito *che amasse sua moglie*, penserebbe a tutti quei particolari.

b) senso finale: Cerco un uomo *che sappia adempiere a tutti questi doveri*.

c) senso consecutivo, specialmente se nella proposizione principale figura *sì* o *così* o *tanto*. Non può essere un gioco *tanto* interessante, *che non possa essere immediatamente interrotto*.

Le proposizioni relative non-restrittive possono avere, qualche volta, senso causale :

Sono molto contento di poter studiare in quest'aula luminosa, *le cui finestre danno sul giardino*. Gli piaceva questo mestiere, *che non gli dava molto da fare*.

Specialmente dopo le interrogazioni e esclamazioni, la proposizione relativa esprime la causa per la quale le parole precedenti sono state pronunciate.

Povera signora Caterina, *che credeva essere al corrente di tutto*.

Le proposizioni temporali

32. Le proposizioni temporali sono introdotte mediante :

a) congiunzioni semplici, come **q u a n d o**, **c o m e**, **m e n t r e**, e c c. ;

b) **c h e** ;

c) congiunzioni complesse costituite, per lo più, ma non esclusivamente, con **c h e** : prima che, dopo che, finchè, sinchè, dacchè, allorchè ; allorquando.

La coincidenza del tempo di due azioni si produce in varie maniere : due azioni possono essere completamente o parzialmente simultanee o si possono succedere più o meno immediatamente. A rendere le sfumature servono le varie congiunzioni. È notevole che la congiunzione più diffusa per le subordinate temporali, **q u a n d o**, può essere usata anche in casi in cui, per una maggiore precisazione, si riscontrano anche altre congiunzioni. E così, **q u a n d o** :

33. A) Esprime la semplice simultaneità.

Fu a una fermata, *quando s'accorse che ella era discesa* (Tecchi 46). *Si è fatto un torto al Metastasio, quando lo si è voluto far passare per „mastro di virtute antica”* (Russo 72).

Il tempo usato nella frase principale e quello della subordinata coincidono.

B) Esprime un'azione a cui *succede immediatamente* quella della frase principale.

Solo *quando fu su per le scale e le parve che in casa ci fosse già lo zio, ebbe un attimo di malinconia* (Tecchi 47). *Quando il pranzo, silenziosamente, fu servito nell'ampia stanza dalle tende di stoffa gialla, egli si gittò sul cibo con una voracità che . . .* (Serao 69). *Quando Cesare Dias aveva veduto la faccia del messaggero, quattro ore prima, e aveva udito appena il nome di Anna uscirgli dalle labbra, aveva fulmineamente pensato e detto . . . : Anna si è uccisa* (Serao 99).

Il tempo della principale e quello della subordinata coincidono : sono preferiti il passato remoto, il trapassato prossimo e il trapassato remoto.

C) Esprime l'antiorità della proposizione temporale di fronte alla principale. Ma in questo caso, al tempo semplice della principale corrisponde **u n t e m p o c o m p o s t o** nella subordinata.

Quando aveva finito, portava la chiave a mia madre, e tornava a casa sua (Volpini 13). Ma quando la signora Augusta se ne fu andata al Creatore, quelle rimase anche senza l'inerte difesa materna (Cicognani Nov 151). Quando ebbe sparecchiato, il cameriere ... gli lasciò innanzi la tazza del caffè ... (Serao 69). Quando la cameriera-sfinge ebbe cambiato i piatti, l'ospite si volse daccapo al ragazzo ... (Cicognani Nov 144).

D) Esprime l'anteriorità parziale. In questi casi, nella frase subordinata (o principale) deve stare l'imperfe t t o.

In caso dell'anteriorità parziale l'azione della proposizione temporale deve incominciare effettivamente *prima* dell'inizio dell'azione compresa nella proposizione principale; tuttavia l'azione della proposizione temporale non finisce, come negli esempi citati quando comincia l'azione compresa nella proposizione principale, ma essa dura, mentre si svolge l'azione della proposizione principale, anzi, la può superare continuando ancora per molto tempo.

Tali proposizioni temporali sono particolarmente atte a definire le situazioni in cui l'azione della principale si svolge, e le circostanze che sono concomitanti all'azione della principale.

E alla fine, quando *s'aspettava* che egli dovesse urlare e che tutto fosse finito, lo trovò quasi più affettuoso e intenerito (Tecchi 70). Ella era appoggiata a uno di questi muretti, sul ponte, con la faccia rivolta verso le montagne, e *si godeva* quell'aria, quel momento di pace; quando, voltandosi, *vide* che egli stava giocando con qualcosa di vivo, che si moveva (Tecchi 153). *Cominciavo* a trovarmi tranquilla, quando *venne* in Aiaccio la vedova d'un cugino di mio padre (Tommaseo 12). Quando *l'incontrai e' leggeva* il Manzoni (Tommaseo 7).

Tratto comune dei passi citati è l'alternare libero dell'imperfe t t o tra la frase principale e la subordinata temporale. In tali casi, l'imperfe t t o, possibile originariamente, nella subordinata, si affaccia, anche nella principale, mentre il passato remoto, riservato all'inizio soltanto alla principale, comincia a usarsi nella subordinata dopo q u a n d o.

E) Esprime la ripetizione indeterminata delle azioni. Sono adoperati in tali casi o il presente, a meno che si tratti di un presente storico, — o soprattutto l'imperfe t t o. Ciò non vuol dire che tutti gli imperfetti abbiano senso iterativo. L'imperfe t t o, in molte proposizioni temporali e in molte principali serve ad esprimere le situazioni, le circostanze.

Quando compariva sulla soglia con quel collo esile e quasi tremante nell'imminenza dell'amore e, da un sorriso *subito si capivano*, ella *si abbandonava* con una furia, con una passione tale che lui, le prime volte, più che preso ne fu meravigliato, quasi impaurito (Tecchi 134). *Quando m'invitava* a cena, a volte lo *pregavo* di portare anche Ileana e il suo cane (Volpini 120). A Cinecittà, *quando indossavo* il grembiale e la cresta che prima erano il mio vanto, mi *sentivo* umiliata e tremavo al pensiero che se mi avesse vista a quel modo, forse mi avrebbe confrontata con Sabatino (Volpini 150). Remo lo conosceva bene, e *quando* la mattina lo *incontrava* sulla via in attesa del tranvai per recarsi a Firenze, lo *pregava* di salire per accompagnarlo (Palazzeschi 21).

Invece di *quando* iterativo abbiamo spesso: (tutte) le volte che, ogni volta che o ogni qualvolta che.

E *ogni qualvolta* il martello cadeva su quelle povere dita tenaci e testarde lui bestemmiava e sputava tabacco (Parise 48). Eppure, *le volte che* egli riuscì a farsi fratello, anche allora ... senti che non era detto (Cicognani Nov 307). *Ogni volta che* suscitava qualcuna di quelle ammirazioni, per strada e altrove, l'Amalia provava un senso di stizza più che di piacere (Tecchi 50).

Spesso, dopo queste congiunzioni si usa il congiuntivo.

Si diceva che „u prete” avesse i numeri e, coll'aiuto di certi calcoli cabalistici trovati da lui su un libro vecchio, vincessero al lotto *ogni volta che* gli piacesse di vincere (De Marchi Cappello 52). Soffriva per altro le pene dell'inferno *ogni volta che* vedesse qualcuno in bicicletta o con una scala sulle spalle filar attraverso i suoi piedistalli (Baldini 203). ...venne improvviso in mente a Gianni Spranga l'articolo del Regolamento che prescrive di issare la bandiera bianca *tutte le volte che* il Penitenziario resti vuoto di detenuti (Baldini 175).

34. È una particolarità della lingua italiana di premettere a *q u a n d o* le preposizioni. Esse sono dovute, per lo più, a reggenze che seguono il verbo della frase principale. La proposizione temporale è retta dal verbo della principale.

E se tu sentissi come si ricorda di te, *di quando* eri bambina laggiù e come ne parla... (Tecchi 97). Allora, tutto ad un tratto ella si ricordò *di quando*, dopo avere aperto il cancello, era andata a guardare il pollaio; e insieme con l'ufficiale aveva assistito all'amore dei polli (Moravia Amore 88).

La principale può essere seguita da una subordinata temporale senza che essa dipenda dal predicato verbale, ma da qualunque altro complemento della frase :

Le Materassi le confezionavano, di una tela finissima, un suo speciale indumento detto „combinazione giglio”, adottato *da quando* la contessa si era stabilita a Firenze (Palazzeschi 99). Ma non era a questo che pensavamo io e Cena... Ma ancora, nuovamente, alla loro fame senza parole,... alla loro fame senza pensieri, alla fame *di quando* non chiedevano niente,... alla fame *di quando* giocavano a scalone, ...alla fame *di quando* avevano fatto la prima comunione, *di quando* pioveva o c'era sole o andavano a ritirare il pacco poveri e i buoni della San Vincenzo (Parise 80-81).

La preposizione *di* può risalire al confronto che si fa tra le due proposizioni: la principale da una parte e la subordinata dall'altra.

All'una ... mangiavano pochi bocconi in fretta, si vestivano con minor ricercatezze *di quando* dovevano rimanere alla finestra (Palazzeschi 98).

La combinazione si può fare anche con *fino*, *sino quando*, senza che sia necessaria la reggenza di un verbo qualunque.

Il maggio, il maggio, è il mese di Firenze da che il grande Lorenzo andava per le vie ... sino a questo tempo nostro, *sino quando* la primavera italiana avrà questa inebbrante ricchezza di fiori olezzanti (Serao 38).

Invece di un verbo, anche un sostantivo può reggere la proposizione temporale, preceduta dalla preposizione *di*.

Con l'approssimarsi delle feste, sentivo la tristezza di chi è solo e mi acuiava il ricordo di quando, con un soldo, sceglievo una letterina ricamata d'oro (Volpini 99). E il Cav. Teodoro . . . provò il turbamento ineffabile di quando l'amicizia . . . spalanca la porta dell'anima (Cicognani Nov 119). Dispenendoli, aveva l'impresione di quando si dà da mangiare ai ragazzi, che si prova una specie di inappetenza, perchè si somministra il cibo e si pensa soltanto che fa bene (Álvaro Uomo 172).

35. Allorchè, allorquando sono equivalenti a *quando*, in certe sue recezioni, ma si usano più di rado che quello e con sapore letterario. Certi scrittori moderni li evitano completamente; vi son altri che, per un partito preso, vogliono arcaicizzare nel loro stile, come per es. il Palazzeschi nel suo romanzo „Sorelle Materassi” e li adoperano.

Allorchè, allorquando si usano, quando vogliamo esprimere a) una simultaneità generica.

E *allorquando* anche il nuovo progetto andava a monte, diveniva ev asivo misterioso, impenetrabile (Palazzeschi 209). . . . aveva trattato Gianfranco come, quando erano ragazzi, *allorchè* i quattro anni di differenza gli garantivano autorità e supremazia (Pratolini 142).

b) un evento inaspettato. Le subordinate contengono sempre un momento inatteso, contrastante il senso della principale, che esprime il solito, il normale, l'abituato.

Così *trascorrevano* i giorni delle brave sorelle nel mite paese . . . , *allorquando* un fatto nuovo *venne* ad alterare il ritmo (Palazzeschi 78). . . . le dava sussulti, *allorchè* udiva un passo all'improvviso . . . (Verga in Dean V 325).

Dopo *allorquando*, spesso manca il verbo :

Allorquando diciottenne, aveva chiesto alle zie, ma senza insistere, una motocicletta d'alto prezzo (Palazzeschi 228).

36. La successione immediata di due azioni può essere espressa, oltre che da *quando*, anche in altri modi, specialmente qualora si voglia mettere un accento particolare sulla immediatezza e rapidità delle due azioni susseguentisi. In questi casi ci si avvale della congiunzione *che* e *appena*.

*Ch*e si aggiunge, di preferenza, alle proposizioni negative, con il verbo al trapassato, e soprattutto, al passato remoto.

Ma *non era giunta* a completare il segno della salvezza *che* una mano si appesanti sulla sua spalla (Serao 127). *Non passò* molto *che* una bella domenica Milano potè contemplare sul Corso lord Cosmetic (De Marchi Pianelli 44). *Non passò* molto tempo *che* uno esclamò (Panzini in Dean VI 1953). Le sorelle *non ebbero il tempo* di raccappezzarsi *che* già la staffetta era smontata all'albergo (Cicognani Nov 175).

In questi casi *quando* può fare concorrenza a *che*.

Il povero prete una mattina sull'alba *non aveva ancora finito* un bel sogno, *quando* Martino bussò con fracasso all'uscio (De Marchi Cappello 104). *Non era ancora* in fondo della via del Pesce, *quando* vide sul portone della Posta il Martini (De Marchi Pianelli 81).

Uso particolare per esprimere l'anteriorità immediata della subordinata temporale e il susseguirsi immediato dell'azione della principale, è l'uso del trapassato remoto separato della congiunzione *che*.

Entrato che fu nella camera, vide il preside davanti alla tavola massiccia.

A p p e n a può stare nella proposizione principale in forma positiva. La subordinata temporale è introdotta da **q u a n d o**, seguito da un verbo al passato remoto.

Si era *appena* assestato e cominciava a sudare sotto quelle volte basse *quando* si accorse che quanto cercava non era nel bar (Moravia Amore 22).

A p p e n a può figurare all'inizio della proposizione temporale come congiunzione, seguito da un predicato verbale, al solito, nel (tra)passato remoto. Nella principale, il verbo sta, per lo più, al passato remoto.

Appena ebbe mosso i primi passi, gli parve di essere bardato come un cavaliere medievale (Moravia Amore 79). . . . *appena* poté uscire di camera, si fece condurre allo studio (Pirandello in Dean VI 953).

A p p e n a può figurare nella principale, di modo che la subordinata temporale comincia con *che* e il verbo della subordinata è, generalmente, nel passato remoto.

Aveva *appena* formulato questo pensiero *che* lo vide togliersi con tranquillità la giacca e appenderla sopra una seggiola (Moravia Amore 122).

Finalmente, **a p p e n a** può collocarsi all'inizio della proposizione temporale in forma negativa e funge naturalmente come congiunzione.

Quel giorno, dopo il desinare, *non appena* se ne fu andata Giselda, Remo dovè intrattenere le zie sopra un argomento importante (Palazzeschi 201). *Non appena* si affacciava l'idea di perdere il nipote buttavano a mare Palle (Palazzeschi 211).

A p p e n a si usa anche in proposizioni abbreviate, senza verbo.

La giornata era calda e piovosa, e *appena fuori di casa*, Sergio si accorse del suo errore (Moravia Amore 170). *Appena in istrada*, s'accorse che era ancora notte (Cicognani Nov 337).

37. Mentre i casi predetti accentuano il fatto dell'immediata successione, spostando l'accento piuttosto sulla **s u c c e s s i o n e**, gli esempi che citeremo, mettono in risalto, pur sottolineando la circostanza della successione, anche il fatto dell'**a n t e r i o r i t à** del contenuto della frase subordinata temporale. In questi casi le proposizioni subordinate sono introdotte mediante determinate congiunzioni che accentuano proprio l'anteriorità del contenuto della subordinata di fronte alla proposizione principale.

Queste congiunzioni sono: **c o m e**, **t o s t o c h e**, **u n a v o l t a c h e**, **s u b i t o c h e**. *Come* in qualità di congiunzione comparativa è universalmente diffusa, ma lo stesso non si può dire del suo uso come congiunzione temporale. Vi sono alcuni scrittori che adoperano con frequenza particolare detta congiunzione, mentre altri la evitano.

Come si affacciarono alla spiaggia, scoprirono che era percorsa in tutti i sensi da reticolati (Moravia Amore 44). E infatti, *come* presero a lottare, lei dibattendosi e lui cercando di vincere la sua resistenza, Lorenzo vide ad un tratto negli occhi piccoli e innocenti di lei affacciarsi uno sguardo (Moravia Amore 71). *Ma come*

si avviava verso il tracciato della pineta, sentì l'appello del mare (Moravia Amore 38). *Come* ebbero passato la lapide e si furono avventurati sulla seconda rampa della scala, un'aria mista di fumo di vino e di muffa li investì (Moravia Amore 49). *Come* furono entrati e la porta si fu chiusa la Rina accese una lampada chiusa in un dado di vetro bianco (Moravia Amore 58). *Come* la Rina gli capitò a tiro, la prese per la vita (Moravia Amore 44). La macchina, *come* giunse davanti al negozio, rallentò fin quasi a fermarsi (Moravia Amore 21). L'ufficiale sedette e *come* la donna gli passava a tiro, forse incoraggiato dal mutamento di pronomi, si porse e fece per afferrarle una mano (Moravia Amore 112). *Come* entrarono nella pineta, rimasero un momento attoniti (Moravia Amore 120). Ma *come* furono sulla riva, si staccò da lui e si lanciò nell'acqua (Moravia Amore 181). *Com'*egli, la mattina seguente, scese dall'albergo per andare a impostare alcune lettere per la Sicilia, elle entrò nella camera di lui (Pirandello in Dean VI 142). L'uomo della legge, *come* di ciò si accorse, levò la palma della mano (Panzini in Dean V 199).

Passando in rassegna gli esempi (lo spoglio di un intiero libro del Moravia, tra essi) constatiamo che nelle proposizioni temporali è usato, si può dire, con esclusività il passato remoto o il trapassato remoto. Tutt' e due i tempi, pur accentuando l'antioriorità dell'azione della proposizione subordinata di fronte a quella della principale, ne sottolineano la rapidità e la successione immediata. La proposizione principale contiene, senza eccezione, il passato remoto.

La spiegazione dell'imperfetto nella proposizione subordinata (riscontrato in soli due casi) si deve cercare nel carattere dell'imperfetto stesso. Si tratta di azioni durative. „Ma *come* si avviava verso il tracciato della pineta, senti ecc.” „E *come* la donna gli passava a tiro. . . si porse ecc.” — esprimono azioni durative.

Le altre congiunzioni sono più chiare.

Tosto che mi vide, si innamorò follemente di me. *Una volta che* salirono sul treno, la loro compostezza si risolvè in una gaiezza sorridente. *Subito che* entrò il professore, il chiasso cessò nella classe.

38. *Dacchè, da che* è usato quando lo scrittore o il parlante vuole segnalare il punto di partenza dell'azione, mettendone in evidenza anche la durata.

Piove *dacchè* ha sonato mezzogiorno. *Dacchè* era entrato nella camera, gli uomini non l'abbandonavano con il loro sguardo. *Da che* poi era andato ogni mattina in mare con lei, da allora per Sascia il dottore aveva rappresentato la giovinezza, la salute, la forza. . . (Cicognani Nov 349)

Dacchè può essere sostituito da: [sin(o) e fin(o)] da quando o dal momento che.

Fin da quando aveva imparato a compitare, era stato preso da quella mania furiosa (Pirandello in Dean VI 94). Non ci si vedeva *da quando* fu chiamato otto anni fa nel Venezuela (Baldini 91). E *dal momento* poi che avevano deciso di stare a vedere, la cosa aveva assunto proporzioni assai più vaste (Palazzeschi 89).

Dacchè, dal momento che hanno, in molti casi, senso causale più o meno accentuato.

Era popolare in Firenze, verso il '90 . . . la figura d'un omone senza collo, *dacchè* di sotto gli orecchi la linea s'attaccava alla spalla (Cicognani Nov 420).

Mentre si usa per esprimere la durata indeterminata di un'azione, a cui è simultanea un'altra, compresa nella principale.

(Stava) sempre sdraiato nella sua stanza a leggere, *mentre* gli altri prendevano un po' di aria, fra i pini che circondano la bella cittadina tirolese (Serao 188).

Intanto che ha due funzioni. La prima è equivalente a **mentre**.

Perciò siamo in grado di dare qualche primizia *intanto che* il processo è nelle mani di quel zelante e bravo giudice che è il cavaliere Martinelli (De Marchi Cappello 100).

La seconda esprime la durata uguale di due azioni. Si vuole accentuare che l'azione compresa nella subordinata temporale dura, mentre dura l'azione della frase principale e non oltre.

Intanto che ero malato, non potevo uscire. *Intanto che* suonavano gli inni, piangevo (Volpini 281).

Prima che si usa per esprimere la posteriorità della proposizione temporale di fronte all'azione compresa nella frase principale. **Prima** che richiede **sempre** il congiuntivo.

Prima che fossi arrivato, io ho messo la tua camera a posto. Dovete consegnare *prima che* finisca la lezione.

Dopo che si usa per esprimere l'anteriorità della proposizione temporale di fronte all'azione compresa nella frase principale. Il modo usato nella subordinata è, per lo più, l'indicativo.

Avete mai osservato come respirano i pesci *dopo che* sono stati cinque minuti fuori dell'acqua? (Cicognani Nov 369).

Con **finchè** ecc. esprimiamo anche un rapporto di posteriorità contenuto nelle proposizioni subordinate introdotte mediante **prima** che, con una sola differenza fondamentale. In queste proposizioni vogliamo accentuare che l'azione compresa nella proposizione principale dura soltanto sino al momento in cui comincia l'azione subordinata. Sono usate le congiunzioni **finchè**, **sinchè**, **fino a che**, **sino a che**, e anche, **fin quando** e **sin quando** (raramente anche **fino a quando**, **sino a quando**).

Spesso sono usati, per dar maggior risalto al contenuto della subordinata, **fino (sino) al momento che**, **fino (sino) a tanto che**. In questi casi è posto in rilievo ancor più decisamente il momento, il termine sino al quale dura l'azione della proposizione principale, quasi che fosse espresso: l'azione della proposizione principale cessa in un momento decisivo ed importante, precisamente in quello in cui incomincia l'azione della proposizione temporale, introdotta da **finchè**.

Correvano al cancello staccando e gettando via, nella corsa, i fili dal grembiale... seguitando a levare o aggiungere qualcosa alla propria persona *fino al momento che* le milizie incominciavano a sfilare davanti a esse (Palazzeschi 241). Si dava a far massaggi... tastava il polso a le tempie *fino al momento che* non incominciavano a esalare dei flebili sospiri (Palazzeschi 300).

Dopo *finchè* è ecc. il verbo può stare in forma positiva o anche *negativa*, cfr. l'ultimo esempio. Originariamente tra *finchè* e *finchè* non doveva esistere una fondamentale differenza. Con *finchè* si doveva indicare, logicamente preso, il verificarsi della circostanza temporale che fa cessare l'azione della principale, mentre *finchè* non doveva esprimere il mancato effettuarsi della circostanza temporale che fa continuare l'azione della principale. Questa differenza, concepita da un punto di vista logico, non regge al paragone dei fatti e documenti linguistici. Anche gli esempi costruiti con *finchè* non espongono il verificarsi della circostanza temporale che fa cessare l'azione della principale.

Il modo da usarsi è sia l'indicativo che il congiuntivo. Risalta degli esempi spogliati che il congiuntivo è preferito per le azioni che dovrebbero svolgersi nell'avvenire, mentre l'indicativo è riservato per i casi in cui l'azione ha senso passato.

Lavorerò *finchè* tu venga. Sto qui *finchè* non si faccia tardi.

Di fronte a questi esempi stanno i seguenti :

Li aiutammo *finchè* ci parvero meritevoli. Gli volli bene *finchè* mi fu amico;

È innegabile che l'indicativo si diffonde anche negli esempi in cui c'è senso futuro nelle subordinate.

Correte *finchè* non vi stancate. Ti aspetterò *finchè* vieni (o verrai).

39. Nella sua qualità di complemento avverbiale la proposizione temporale si riferisce normalmente al verbo della proposizione principale. Ma il verbo in questione può essere taciuto in alcuni casi.

a) nelle apposizioni :

Nessuno osava entrare nella stanza, perchè si conosceva Marcello, *un mostro insopportabile quando* era ubbriaco.

b) se segue un attributo isolato :

Questo studente era poco intelligente. Poche attitudini, *muto tosto che* la conversazione prendeva un giro serio.

c) dopo un secondo termine di paragone :

Studio più diligentemente di Carlo (che) quando egli frequentava l'Università.

È diffuso l'uso della proposizione temporale in qualità di secondo termine di paragone. In questo caso non viene preceduta da nessun sostantivo.

... andavano a capo chino, e se ogni tanto alzavano gli occhi le cose avevano tutte un orlo d'arcobaleno *come quando* si guarda coi binocoli che costan poco ... (Cicognani Nov 189).

d) In molti casi la proposizione temporale non si riferisce al verbo della proposizione principale, bensì a un sostantivo qualunque, il quale rinchiude un'azione verbale.

Immaginate il mio *stupore quando* io mi trovo un bel giorno davanti a lui, in un salotto fiorentino (Immaginate come *ero sorpreso quando* ecc.). Fece raccontare la sua *vita, dacchè* non si erano più visti. (Fece raccontare come viveva *dacchè* ecc.).

e) Spesso il sostantivo a cui si riferisce la proposizione temporale richiede di essere completato da un *che aveva, che diceva, ecc.* prima che incominci la subordinata, introdotta da *quando*. Succede questo quando la proposizione temporale è collocato dietro la combinazione *oggettivo possessivo + sostantivo o sostantivo + di + sostantivo determinato*.

Volendo ricapitolare *i miei sentimenti quando* sentii la notizia, constatai . . . (i miei sentimenti che avevo quando ecc.) Lo attestano *le sue parole, quando* ci ha lasciati (le sue parole che diceva quando). Ritroviamo *le nostre gioie d'infanzia, quando* visitiamo i magazzini prima di Natale (le nostre gioie d'infanzia che abbiamo ecc.).

40. In alcuni casi la proposizione temporale si aggiunge a un sostantivo ; si vuole esprimere che la persona a la cosa indicata dal sostantivo in questione si trova in una determinata situazione o stato.

Ti ricordi di tua *madre, quando* aveva quarant'anni? Hai delle fotografie di *lui, quando* era ancora bambino?

In questo modo la proposizione temporale può diventare la spiegazione di ciò che la precede, anche in casi in cui alla proposizione temporale è premessa un'indicazione temporale.

Raccontava la storia della sua *gioventù, quando* aveva lavorato presso quella ditta. Mi piace *quest'ora fresca e leggera del mattino, quando* la natura si sveglia.

Le indicazioni di tempo nella principale possono avere inoltre due altri sensi. La proposizione temporale può indicare un momento determinato, un frammento del tempo messo in risalto, precedentemente, nella principale.

L'indomani della mia visita, *quando* mi interrogavano sull'accaduto, risposi male. *Verso sera, mentre* cenavamo, sentivamo l'andrievieni della gente.

Ma la proposizione temporale può anche indicare un periodo più esteso che si oppone all'indicazione di tempo, più concreto della proposizione principale.

Mi ricordo di un *giorno, quando* era ancora bambino, in campagna.

41. Le proposizioni temporali, pur conservando il loro senso temporale, si possono avvicinarsi a proposizioni complete, visto che il loro contenuto, ogni tanto, può essere soggetto, oggetto o attributo della proposizione principale a cui esse appartengono.

a) **Soggetto:**

Quando bevo, (ciò) mi esalta troppo. *Quando si arriva di buon'ora*, (questo) fa un'impressione poco gradevole. — *Ciò* o *questo* sono usati, al solito, davanti alla proposizione principale.

b) Oggetto:

Questo mi fa rammentare, *quando ero ancora piccolo e giocavo nella sabbia.*

c) Attributo:

Il terribile è *quando torna a casa dopo mezzanotte, ubriaco fradicio.*

Nella lingua parlata è prevalso il giro è *quando* per dare una definizione.

La pigrizia è quando non si studia abbastanza. L'amore, il vero amore è quando tutto il nostro pensiero è diretto alla donna amata.

d) In alcuni casi, il senso delle proposizioni temporali si avvicina a quello di altre proposizioni avverbiali, e soprattutto a quello delle proposizioni causali, ipotetiche e concessive. Senso causale:

Quando egli le si è dato anima e corpo, anch'ella doveva fare sacrifici.

Senso ipotetico, molto diffuso:

Come vuoi insegnare gli altri, *quando sei poco instruito anche tu? Quando si è malati, come tu adesso, si resta a casa. È difficile aprirsi una strada nella vita, quando si è soli.*

Senso concessivo:

È molto gentile che sia venuto a visitarmi, *quando saresti potuto andare altrove. Egli va sempre vestito molto male, quando tuttavia ha molti bei vestiti.*

42. La proposizione temporale può essere congiunta mediante la congiunzione *e* con un'indicazione di tempo.

Ho conosciuto *nella mia giovinezza e quando* siffatti studi m'interessavano, uomini di questo stampo. *Ogni tanto e soprattutto quando* il tempo è cattivo, inveisce contro le sue disgrazie.

Se due o più proposizioni temporali si trovano congiunte, *quando* si ripete davanti a ciascuna proposizione, anche nei casi in cui c'è concordanza di soggetti e di tempi e modi nei verbi usati supposto che la prima frase sia troppo lunga e piena di complementi vari.

Quando, uscita dal vottolo del mulino, si trovò davanti la strada provinciale, larga, piana, rotta dai lunghi solchi delle ruote, che pareva correre senza fine al piede dei monti oscuri; e *quando*, fissando questi monti avvolti nelle nuvole, li vide lontani lontani, rimpiccioliti, e profondati nella lontananza, un senso di nuovo terrore e di scoraggiamento ghermi il suo cuore (De Marchi Giacomo 118).

Questo il caso normale per l'italiano: la sostituzione di *quando* mediante *che* non è così popolare, Tuttavia:

Quando la mattina aprii le persiane, e *che* il più bel sole entrò a illuminare la stanza dello zio prete, i vecchi mobili parvero risvegliarsi a quell'ondata di luce (De Marchi Giacomo 27). Ma *quando* era mal tempo, o *che* soffiava il maestrale, e i sugheri ballavano sull'acqua tutto il giorno, come se ci fosse chi suonava il violino, o il mare era bianco al pari del latte, o crespo che sembrava che bollisse, e la pioggia si rovesciava sino a sera sulle loro spalle che non ci erano cappotti che bastassero, e il mare friggeva tutto intorno come il pesce nella padella, *allora* era un altro par di maniche (Verga in Dean V 291).

Invece, ha luogo spesso, l'omissione del secondo *quando* in casi di assoluta identità di soggetti da una parte e di tempi e modi dei rispettivi verbi dall'altra, se i due verbi non sono lontani l'un dall'altro.

Era tanto immerso in questa ricerca che non si accorse subito, *quando* i suoi, di ritorno dal funerale, dopo aver lasciata Celestina sotto la neve, *rientrarono* a poco a poco, in silenzio, e *presero* posto, chi qua chi là, nella stanza già annerita dall'ombra della sera (De Marchi Giacomo 100). Giusto *quando* tutta la città era piena del suo nome, dei suoi marmi, dei suoi bronzi e dei suoi ori, *ed* egli volgeva in mente l'audace proposito di battezzarla tutta col nome di Mambrinia, e andava studiando i particolari di quel gran colpo di scena, la sera d'una rigida giornata di febbraio zitto zitto Mambrino stirò le gambe (Baldini 206).

Se vogliamo accentuare ciascuna frase temporale, ripetiamo la congiunzione *quando*, anche se i verbi si trovano vicini e anche quando essi siano identici (ferma rimanendo l'identità dei soggetti e dei modi e tempi dei verbi).

Non solamente egli mi ascolta... ma cogli occhi mi dice *quando* l'idea lo persuade, *quando* la sentenza è chiara e *quando* all'incontro è troppo filosofica (De Marchi Giacomo 51). E una volta vi si era figurato in veste lunga di scienziato, un'altra con celata di condottiero, un'altra in farsetto d'artista, e *quando* in toga di filosofo, *quando* in tabarro di cospiratore, *quando* in finanziaria d'economista: e *quando* teneva in mano un libro aperto, *quando* un canocchiale sotto il braccio, *quando* impugnava una balestra o un moschetto (Baldini 201).

43. Qualche volta la proposizione temporale può avere *sensu avverso*. Il senso avversativo implica che le due azioni e i due fatti presentati (nella principale e nella subordinata temporale) si siano svolte contemporaneamente, ma essi si debbano incrociare o anzi contrastarsi.

La costa dove si trovava Carlo era in ombra, *mentre* la costa opposta era illuminata dai raggi del sole.

Per introdurre proposizioni temporali, aventi senso avversativo, si adopera largamente *laddove*, *là dove* congiunzione originariamente locale. Cfr. l'esempio seguente per il senso locale di essa:

... la lingua italiana nell'uso parlato e vivo fa molte concessioni all'indicativo, anche *laddove* le norme della grammatica tradizionale richiederebbero il congiuntivo (Battaglia Grammatica 127).

Laddove ha infatti senso locale nel caso citato, ma il significato della proposizione da essa introdotta è *opposto* a quello della proposizione principale. Da questo senso locale-avversativo poteva sviluppare un senso (locale-) avversativo in cui ha tuttavia il sopravvento il senso avversativo.

Mostrò ferocia *laddove* conveniva usare misericordia.

44. Certe proposizioni temporali possono essere abbreviate mediante costruzioni infinitivali. L'abbreviazione è possibile, per lo più, in casi in cui il soggetto della frase principale è identico con quello della proposizione temporale. Si può effettuare l'abbreviazione nei casi d'identità, dopo le congiunzioni *prima* (*prima di*), *dopo* (*dopo e* accusativo), *finché*, *sinché* (*fino a*, *sino a e* accusativo).

Prima di venire, dovevo visitare mio zio. Dopo aver studiato la lezione, andò tranquillamente al cinema. N'era commossa dolcemente, fino a piangere per ridere subito dopo (Palazzeschi 202). . . . che ci avrebbe fatto diventare ricchi fino a poter mangiare due volte al giorno (Parise 34).

Le proposizioni causali

45. Le proposizioni causali si suddividono in due categorie a seconda che esse caratterizzano la causa senza più o che esse indicano un fatto qualsiasi, come seguito logico di un altro fatto. Nel primo caso: tipo *perchè*, la proposizione causale è semplicemente constatante, mentre nel secondo: tipo *poichè*, essa è di carattere ragionativo.

Perchè presenta la causa come un fatto reale, sia che si tratti di una causa d'ordine fisico che del motivo personale di un'azione. „Gli duole lo stomaco, perchè ha mangiato troppo” (causa estrinseca). „Non è andato a casa, perchè pensava che sua moglie non fosse ancora arrivata” (causa intrinseca, motivo personale).

46. Sono importanti i casi con *perchè* negato:

A) In primo luogo può essere negata la proposizione principale. La subordinata indica, in questo caso, a) la causa, perchè una determinata azione non si fa o non si è fatta: „Sandro non sposa la Maria, perchè egli vuole sposare un'altra”. La proposizione causale motiva perchè l'azione della principale non ha luogo. b) In molti casi la proposizione causale apre il periodo ed è seguita da una proposizione principale negata. La proposizione causale, in tali casi, non dà la motivazione del fatto (non avvenuto nella principale), ma indica che il suo contenuto non ha quelle conseguenze nella principale a cui si dovrebbe pensare in base al suo contenuto. La differenza tra i due tipi consiste in ciò che nel primo caso abbiamo una semplice motivazione della non-azione della frase principale, mentre nel secondo caso vogliamo dire di più. Di fronte alla non-azione della frase principale vogliamo affermare decisamente che noi ci siamo aspettati ad un altro effetto, che non ha avuto luogo, proprio in base ai fatti esposti nella proposizione causale.

„Non sono uscito, perchè pioveva.” Semplice constatazione della presenza della pioggia, che cagiona la non-azione della proposizione principale.

„Perchè o per il fatto che hai vinto un premio scientifico, non sei più intelligente di me.” Anche qui ci troviamo di fronte ad una semplice constatazione di fatto? hai vinto un premio, dunque non sei più intelligente di me? Tutt'al contrario: nonostante che tu abbia vinto il premio, malgrado il tuo successo, ecc. La proposizione causale, in questo caso, esprime che il contenuto di essa non è causa o causa sufficiente per motivare il contenuto della proposizione principale. Tali proposizioni causali stanno in capo, per lo più, all'intero periodo.

B) Può essere negata anche la proposizione subordinata causale. In questi casi vogliamo dimostrare che il contenuto della proposizione causale è completamente irreali. I fatti, esposti nella proposizione principale, si effettuano, ma senza il concorso dei fatti contenuti nella proposizione causale e lo affermiamo con chiarezza. La proposizione principale contiene un'azione e noi diciamo che per la realizzazione di quest'azione non è necessario l'intervento della proposizione causale.

Ma la piccina non lo accolse con quella festa ch'ella s'era immaginata. *Non perchè* avesse indovinato il tristo pensiero della mamma . . . ; *ma*, subito dopo che le aveva scorto quel volto torbido e aggrondato, aveva sentito un brivido alla schiena (Pirandello in Dean VI 23).

La causa vera e propria è sempre aggiunta alla frase causale negativa mediante una proposizione causale positiva, introdotta da *ma*.

Spesso, in luogo di *non perchè*, abbiamo *non per il fatto che o non per il motivo che*.

. . . mio padre . . . incuteva una gran soggezione . . . a me *non per il fatto ch'era* un alto magistrato a riposo . . . , *ma* per la solidità del carattere (Cicognani Nov 79).

Invece di *non perchè* possiamo usare anche *non che anche*; questo sempre con il *congiuntivo*. Le proposizioni causali, introdotte da *non che*, rivestono, in genere, un carattere alquanto indipendente. Sono divise spesso da un punto e virgola dalla proposizione principale. Possiamo adoperare persino la maiuscola per la prima lettera della loro prima parola.

Io non ho dato questi ordini . . . *Non che* lei non meritasse . . . (Viola Fine 120). . . questa campana, quando fu sospesa sotto l'arco del campanile, non dette suono così bello e limpido come le altre. *Non che* fosse sorda o stonata, ma pareva che la sua voce, ad ogni rintocco, si spegnesse in un lamento (Fracchia Gente 314). . . è l'odore che libera le pareti . . . *Non che* Teodoro si rendesse conto di questo (Cicognani Nov 121). *Non che* ai suoi occhi l'opera architettonica e statuaria ne patisse d'un punto, ma lo angustiava la mancanza di riguardo (Baldini 203).

Se davanti a *perchè* è messo *tanto*, il carattere esclusivo della proposizione causale s'indebolisce; l'importanza della proposizione causale diventa secondaria. In tali casi i fatti contenuti nella proposizione principale avvengono, senza che i fatti esposti nella proposizione subordinata causale (che, del resto, similmente agli esempi precedenti, sono da scartare come cause), mettano conto anche negativamente, anche come cause non esistenti. Con la presenza di *tanto*, vogliamo sottolineare che la proposizione subordinata causale conta poco dal nostro punto di vista.

Aveva paura del direttore, *non tanto perchè* egli fosse severo, *ma perchè* le pratiche non erano aggiornate.

47. La possibilità di raggruppare più cause che introducono la proposizione principale, è data dalle congiunzioni correlative sia *perchè* . . . sia *perchè*, sia *che* . . . sia *che*, premesse alle proposizioni subordinate.

Questione oziosa, *sia perchè* ha per noi scarsissimo valore il fatto che egli sia stato un improvvisatore, più meno precoce, *sia perchè* lo stesso poeta ci asserisce ripetutamente che ciò gli accadde „fra il decimo e undecimo anno dell'età sua (Russo 20). Nell'alzarsi, monsignor vicario, mentre stendeva la mano a riprendere il cappello posto sulla sponda della scrivania, *sia che* incespicasse nel tappeto, *sia che* volesse mostrarsi troppo cerimonioso, perdette un poco l'equilibrio (De Marchi Cappello 48).

Spesso, nel caso del terzo membro invece di *sia che*, troviamo l'imperfetto del congiuntivo del verbo in questione, con l'introduzione della congiunzione *e*.

Allora, *sia che* ella si vergognasse di mostrare il corpo troppo maturo, *sia che* tra i fumi del vino un barlume di coscienza l'avesse illuminata *ed ella* si fosse veduta in quella stanzetta bianca . . . col petto mezzo nudo, ad un tratto resistette (Moravia Amore 102).

Ogni tanto, nel caso del terzo membro, troviamo invece di *sia che* il semplice *che*: novità di fronte al caso precitato in cui si ometteva completamente la terza congiunzione.

Di fuori egli procurava di mostrarsi l'uomo allegro e spensierato dell'altre volte, *sia che* andasse al club delle cacce, *sia che* sedesse vicino a Marinella, *o che* pranzasse all'„Europa" con qualche amico (De Marchi Cappello 192).

Ogni tanto, si creano proposizioni causali, con senso lievemente concessivo, mediante due o più sostantivi introdotti da *sia e fosse*.

Ma *sia* impazienza, *sia* curiosità, il giovane voltò la testa (Moravia Amore 80). Eppure, *o fosse* effetto dell'esempio — come avviene agli asinelli, — *o* beneficio della strada . . . *o* miracolo dell'ora e della stagione, il fatto è che (Panzini in: Dean V 178). *Fosse* la serata, il canto, il vino, Dale aveva risposto volubilmente (Alvaro Uomo 72). *Fosse* la penombra, *fosse* l'odore dei formaggi, degli insaccati, del baccalà, *fosse* il vino che abbracciava lo stomaco, *fosse* il modo con cui se vedevano di giù le persone . . . qualunque insomma *fosse* la ragione, ogni avventore . . . appariva . . . di tale interesse (Cicognani Nov 232 — 3). Ma sul punto di uscire col morto, *fosse* distrazione, *fosse* una cattiva suggestione dello spirito malvagio . . . fatto sta che il buon prete . . . lasciò il vecchio sulla sedia (De Marchi Cappello 88).

48. La seconda categoria fondamentale delle subordinate causali abbraccia le proposizioni introdotte mediante *poichè*, *giacchè*, ecc. Qual è la differenza tra i due gruppi? Le proposizioni introdotte da *perchè* indicano un fatto reale come causa del contenuto della proposizione principale. Al contrario, quelle con *poichè*, ecc., non danno la causa delle azioni, dei fatti della proposizione principale, ma, invece, la motivazione intellettuale di quello che è compreso nel contenuto della proposizione principale. Se *perchè* equivale a *per il fatto che*, *poichè* e *giacchè* equivalgono a: *in considerazione del fatto che*.

In moltissimi casi, a causa del suo carattere ragionativo, *poichè*, *giacchè* introducono proposizioni contenenti fatti già conosciuti sia dal locutore che dal lettore ossia trattano verità riconosciute tali da essi o da tutti.

Un professore deve essere vestito elegantemente, *giacchè* si deve presentare ogni giorno davanti a un auditorio criticissimo. Va tu pure con Dio, *poichè* solo

a Dio spetta giudicarti e punirti (Deledda 266). — (Parlando delle colline che circondano Firenze). Ho detto armoniosissime, *giacchè* la cosa che salta agli occhi dello spettatore anche distratto, mediocre o indifferente, è la linea di queste che veduta una volta non sarà facile cancellare dal ricordo (Palazzeschi 8). . . ve ne erano d'ogni specie e colore (coppie d'innamorati), d'ogni età, e qualche volta di tale sagoma o sproporzione da seminare soltanto un po' di tolleranza e molta allegria *giacchè* l'amore, di qualche specie, non è mai triste (Palazzeschi 68).

Invece di *poichè*, *giacchè* si può usare nello stile letterario *chè* (con accento). Anch'esso si riferisce a un fatto o azione nota o a una verità riconosciuta tale dal locutore, dallo scrittore o dal consenso generale degli uomini.

E le passanti, tutte senza eccezione, rattenevano un riso talvolta, o, più sovente, non lo rattenevano neppure, a quella vista lo lasciavano andare; *chè* veramente, alla finestra così agghindate, era difficile guardarle senza ridere (Palazzeschi 75).

Nella subordinata causale citata figura una verità risaputa da tutto il mondo; questa verità è presa in considerazione e riconosciuta tale, figura come causa dei fatti esposti nella proposizione principale.

Poichè, *giacchè*, *chè* possono avere anche un'altra funzione proveniente dalle precedenti. Le tre congiunzioni citate si usano per presentare fatti conosciuti o verità riconosciute tali da tutti. Spesso, le tre congiunzioni hanno un carattere assolutamente soggettiva, perchè i fatti e le verità, comprese nelle subordinate causali da esse introdotte, sono messe in risalto.

Ma *poichè* io sono convinto che al di là non c'è nulla e che il cielo non è che una soffitta dove collochiamo le idee che non usiamo più, di chi, di che avrò paura? (De Marchi Cappello 140). Tornarono al banco, se non inviperite, *chè* non era nel carattere di tutte provare emozioni tanto violente, certo indignate, deluse (Parise 134). Intanto non bisognava dir nulla ai giornali liberali, *chè*, quando si tratta dei poveri preti, li impiccherebbero nudi (De Marchi Cappello 104).

In tutti questi casi l'intenzione è ironica. L'ateismo del barone e la crudeltà dei giornali liberali sono esagerati. L'ironia può scaturire da atteggiamenti simili: ripetendo cose universalmente note che non hanno bisogno di essere provate, si ottiene un senso di forte ironia.

Poichè nessuno possiede l'udito di quel prodigioso scudiero del Barone di Münchhausen che, posato un orecchio a terra, sentiva crescere l'erba, in ogni momento l'apparente immobilità della natura può darci l'illusione o il terrore di questo capriccioso arresto (Fracchia Gente 35).

Nell'esempio citato è ovvia la tendenza ironica: le avventure del barone di Münchhausen sono universalmente note; sembrerebbe, a prima vista, superfluo, il ribadire la mancanza dell'udito acutissimo di lui negli uomini normali se non ci fosse l'intenzione sarcastica dello scrittore che vuol provare ciò che tutti sappiamo.

49. Siccome, come accentuano la conformità della causa con l'effetto. I fatti esposti nella proposizione causale e in quella principale mostrano una stretta parentela: gli uni procedono dagli altri. Le proposizioni causali

introdotte da *siccome*, come contengono circostanze conosciute, che lo sono per il carattere della principale. Essa concorda per il suo contenuto con la subordinata, sussistendo un rapporto di concatenazione tra le due proposizioni. Nel caso di *poichè*, la subordinata comprende fatti o azioni note o allo scrittore o universalmente note, mentre qui il caso è diverso. Qui la notorietà del contenuto della subordinata si presenta a causa della stretta parentela contenutistica o logica che la accomuna alla principale.

E *siccome* era vicino mezzogiorno e sotto la tettoia correvano degli omini con in mano i cestini da viaggio, correvano per dar l'illusione del pranzo pronto e caldo. Teresa pensò che il ragazzo dovesse aver fame e che quello era il momento favorevole per provvedersi (Palazzeschi 115).

La proposizione causale or ora citata e la proposizione principale stanno in stretto rapporto: fra esse esiste una conformità di contenuti: il fatto del mezzogiorno e il fatto del pranzo stanno in rapporto logico.

La chiave l'ha ancora in consegna il segretario, e *siccome* il giardino è fresco e ombroso, nulla di più naturale che i buoni abitanti di Santafrusca vadano sulle ore calde a far la siesta all'ombra dei vecchi sicomori (De Marchi Cappello 218). *Siccome* il vento rinforzava, il vetro batteva costante, uguale, come inviando un messaggio su un tasto Morse, un messaggio interminabile (Alvaro Uomo 175). Prima c'era stato il funerale di Salvatore, e *siccome* il locali delle scuderie erano luoghi aperti, nulla di più naturale che i ragazzi... avessero trovato il cappello del prete (De Marchi Cappello 133). E *siccome* al primo suono di campanello nessuno era venuto ad aprire, e nemmeno al secondo e terzo, don Gastone cominciò a chiamare (Parise 103).

Negli esempi ultimamente citati, la relazione ovvia esistente tra la subordinata e la principale, relazione fondata sulla concordanza dei contenuti delle due proposizioni in questione (il giardino fresco e ombroso — la siesta all'ombra; il vento — il vetro che batte; le scuderie aperte — le scorribande dei ragazzi, ecc.) è posta in risalto dall'espressione messa in capo alla proposizione principale, con lo scopo di sottolineare la concatenazione logica.

Ma il rapporto di stretta parentela può essere espresso anche altrimenti, per es. con un *così* nella proposizione principale, senza però che il senso della subordinata cambi in questo modo, trasformandosi in una proposizione comparativa.

Non per vantarmi, eccellenza, ma *siccome* ho l'onore di servire anche il cavaliere Martinelli che ha in mano l'istruttoria, *così* posso sapere qualche cosa che i giornali non sono in grado di sapere (De Marchi Cappello 152.).

50. Le proposizioni causali introdotte da: dal momento che, atteso che, considerato che, visto che, dato che, in quanto che appartengono piuttosto allo stile giuridico e burocratico. Le congiunzioni citate sono, il fondo, sinonime di *poichè*, perchè esse non introducono la causa reale, ma danno la ragione logica dei fatti della proposizione principale. Anche qui si tratta di fatti conosciuti o di verità riconosciute come tali. Bisogna osservare che nella lingua corrente dal momento che e visto che e sono le più diffuse tra le congiunzioni citate.

... la gente ... non voleva essere disturbata ... ma *dal momento che* lo era, doveva liberarsi di noi (Parise 16) *visto che* s'incominciava a dubitare di lui, comprò la nostra fiducia coi denari dell'ufficio, e tutto ciò sempre nella speranza di guadagnar tempo (De Marchi Pianelli 99). Non so da quali porte entrasse in cortile ... *dal momento che* io mi trovavo ad attenderlo sempre e dovunque (Parise 84).

È diffuso nella lingua parlata l'uso del semplice *che* invece di *perchè*, specialmente dopo i verbi all'imperativo.

Studia che altrimenti ti boccerano. *Guarda che* i giornalisti sono pericolosi (De Marchi Pianelli 18).

Ma anche con verbi all'indicativo.

Corro che ho fretta.

Spesso, specialmente dopo verbi all'imperativo, il rapporto che esprime la congiunzione *che* oscilla tra senso causale e senso copulativo (sostituendo il *che* in questione la congiunzione *e*).

Lasciateli qui *che* li farò vedere a mio padre (De Marchi Pianelli 68).

Spesso si tratta di una proposizione principale.

Vada pure, signor Bartolozzi, *che* ci son io (Cicognani Nov 431).

51. Una proposizione subordinata causale può essere abbreviata mediante una costruzione infinitivale; nella lingua di oggi i soggetti delle due frasi debbono essere identici. Nell'antica lingua questa richiesta non era rigidamente osservata. Infatti leggiamo in Parabosco, novelliere veneziano del Cinquecento: Fra questo spazio alcuni ladri. . . divisarono tra loro di rubarlo e portarselo, avvisando ciò troppo bene e facilmente dovergli riuscire, per essere poca gente in quella casa. (Il soggetto del sintagma infinitivale citato è: *poca gente*, interamente diverso da quello della frase principale: *alcuni ladri*.)

Nella lingua di oggi, al posto di tali costrutti subentrano quelli in cui la logicità è conservata.

Sotto una galleria che non accennava a smettere, Carolina, sopraffatta una seconda volta dalla tenerezza, lo abbracciò, lo baciò, lo strinse: *per non poter resistere*, ma insieme *per sapere* se si sarebbe ripetuto quel senso misterioso (Palazzeschi 122). (lo porta) naturalmente alla conclusione che il secondo artefice, *per avere tanto amato e compreso* il primo, si sia impossessato della sua fatica (Palazzeschi 27).

Lo stile moderno permette anche la ripetazione del soggetto della principale sotto forma di pronomi personale nella subordinata infinitivale. Dal punto di vista della grammatica abbiamo in questi casi sintagmi indipendenti, con soggetto diverso, ma, logicamente, l'identità non viene meno.

Era la prima volta che vedevo questo bravo signore, che non somigliava per nulla a suo fratello, non tanto *per essere egli* più vecchio, quanto per la espressione, per il colorito del viso e per il modo di vestire (De Marchi Pianelli 77).

Le proposizioni finali

52. Le proposizioni finali indicano il fine o lo scopo per cui si effettua la proposizione principale. Esse sono introdotte mediante le congiunzioni *a c c i o c c h è*, *a f f i n c h è*, *p e r c h è* o la semplice *c h e* (a fine che, a ciò che sono varianti ortografiche). Oggi, *acciochè* è più raro delle altre congiunzioni, ma nella lingua italiana antica aveva il sopravvento su tutte le altre congiunzioni finali. Sta perdendo terreno anche *affinchè*, ma, cionostante, ambedue le congiunzioni, sebbene non troppo praticate, si riscontrano ancora come normali, con un sapore dell'elevatezza.

Ovunque egli si trovi, in Oriente o in Occidente, propongo per il lontano e desiderato amico, per il grande benefattore, per il salvatore de'miei figliuoli un caldo brindisi, *acciochè* gli anni suoi siano ricolmi di tutte le consolazioni (De Marchi Cappello 17). . . . vedevo intorno e sentivo in me cadere le vane spoglie del sogno *acciochè* poi, dalla nudità, rinascesse la fronda perpetuamente verde della poesia (Cicognani Nov 268). La giovinetta aveva cucito internamente di sotto le sue vesti *affinchè* mano profana non la toccasse (Panzini in Dean VI 199). Nel ricordo di tutti coloro che han lavorato e sono caduti per l'Italia, anche noi vogliamo dedicare tutte le nostre forze, in umiltà e sacrificio, *affinchè* questa nostra Italia sia sempre più grande, sempre più bella e più felice (Documenti marzo 1959).

Oggi è normale *perchè* o *che*.

Ad ogni modo, Filippino aveva abbligo di coscienza di spendere anche qualche denaro *perchè* la luce fosse fatta su questo affare buio, molto buio, più che buio, buissimo (De Marchi Cappello 88).

Oltre le congiunzioni citate, vi sono quelle meno strettamente composte corrispondenti al francese: *à l'effet de*, *dans l'intention que*, *à dessein que*, *avec l'espoir que*, *avec l'idée que*, *dans le but que*, *comptant bien que*, e avendo senso negativo, *a de peur que*, *de crainte que*, *par crainte que*, *dans la crainte que*. Esse sono nell'italiano: allo scopo che, nell'intenzione che, nella speranza che, coll'intenzione che, in attesa che e negativamente: per (la) paura che, per (il) timore che.

Per timore che quell'affermazione fosse dovuta alla sua negligenza, appena in camera, mi affrettavo a chiedere alla telefonista (Volpini 123).

Sia nella lingua antica che nella lingua parlata di oggi, *che*, secondo termine delle congiunzioni composte, può cadere; per conseguenza, si dice e si scrive:

L'ascoltavo senza alzare gli occhi da terra, *per paura vedesse* che erano pieni di lacrime (Volpini 72). Mi guardava con un leggero sorriso di malizia che mi rese impacciata, *pel timore avesse indorinato* da dove venivano (Volpini 183).

A ciò e a fine sono avverbi di cui abbiamo bisogno per un'ulteriore determinazione della congiunzione multicolore *che*. Questi originariamente

appartenevano alla frase principale, e più tardi si univano alla congiunzione *che*. Il francese segna la stessa via d'evoluzione. Infatti, nell'antico francese si possono trovare molti esempi, nei quali la particella avverbiale appare separata da *q u e* nonostante che la loro unità non possa essere messa in dubbio.

La spiegazione dell'origine delle varie congiunzioni finali mediante la fusione di particelle avverbiali, elementi originariamente della frase principale e la multicolore *che*, la cui estensione si vuol limitare in questo modo, può essere corroborata da analogie tolte da altre lingue, anche non indoeuropee, nelle quali ebbe luogo lo stesso svolgimento. Si può osservare nell'ungherese, così distante per la sua struttura dalle lingue indoeuropee, l'esistenza di particelle avverbiali nelle frasi principali che precedono la finale introdotta da *che* semplice. Queste particelle: *azért*: (per, a ciò) e *a végett*: (a fine) — possono collocarsi immediatamente davanti la congiunzione *hogy* (*che*), ma possono stare anche separate, secondo le leggi dell'ordine delle parole, all'inizio della frase principale.

Dietro un imperativo la proposizione finale è introdotta, per lo più, da *c h e*.

Vieni *che* ti abbracci. Dove vai? Potresti invitarmi, *che* discorriamo un poco
Dammi il cappello *che* lo metta nell'armadio.

Se nella principale invece di un imperativo sta un semplice indicativo e la subordinata contiene tuttavia un congiuntivo, abbiamo proposizioni relative con senso finale.

Io, vedi Letizia, ho bisogno di mettere intorno all'amore del moto, del paesaggio: qualcosa *a cui* il mio ricordo *si leghi* e *che diffonda* la tenerezza che io provo per la persona che è con me e le cose circostanti (Volpini 101). Fece mettere un avviso nei giornali, per avere qualcuno pratico di biblioteche, *che si incaricasse* di quel lavoro d'ordinamento (Pirandello in Dean VI 96). Aspetto da tanto tempo una forza interiore *che mi aiuti* e mi *costringa* a non più tacere (Bracco 43).

La proposizione finale, oltre ad esprimere il fine, può rendere ancora la destinazione e lo scopo da attendere.

Era *necessario* un lungo tempo, perchè questa difficile situazione potesse risolversi. Era già *troppo tardi*, perchè il professore potesse terminare gli esami. Eravamo *troppi figli* perchè potesse dedicarsi particolarmente ad uno (Volpini 97).

53. Nei casi felicemente denominati dai linguisti *finalità provvidenziale*, lo scopo da effettuarsi nella frase subordinata, non è sottoposto alla volontà delle singole persone agenti; al motivo personale si associa un motivo estraneo, provvisto del carattere di un fattore superiore alle nostre forze e cognizioni. Alla semplice finalità rimane si aggiunge uno scopo teleologico di modo che la subordinata finale esprime la destinazione prescritta e voluta da forze superiori. Nell'esempio: „Une mouche éphémère naît à neuf heures du matin. . . pour mourir à cinq heures du soir” — non è vero che la mosca nascesse con lo scopo della precocissima morte, ma essa nasce con la

segreta, trascendentale destinazione di questa sua morte prestabilita da poteri superiori.

Ci siamo detti addio, commosi, *per non rivederci mai più*. Dormiva male la notte, aveva un sogno agitato, *per alzarsi il giorno dopo* stanco e svegliato. Cominciò a parlare *per tacere* immediatamente. Ora pensando alle commozioni soavi... pensando che tutto ciò moriva *per non più rinascere* (De Rillusione 97).

54. Con le proposizioni finali è molto praticata l'abbreviazione infinitivale. Vi sono due possibilità che permettono l'abbreviazione: il legamento con *a e per*. *A* viene adoperato quasi escusivamente dopo principali contenenti verbi che denotano movimento. „Io non sono venuto a recarti cattive notizie.” In francese i verbi di movimento si usano senza nessuna preposizione: „je viens vous annoncer”.

Per è la preposizione più diffusa per legare i sintagmi infinitivali alla proposizione principale. Essa si adopera, molto spesso, invece di *a*, anche dopo i verbi di movimento.

Giacomo, suo fratello *venne* da Roma a Vicenza *per* starvi alcuni giorni (De Marchi Pianelli 170). Con altri verbi della principale: *Per* creare una maggior intimità, mi *chiese di raccontargli* di me (Volpini 88).

A volte, specialmente nei casi di costruzioni impersonali nella principale (è necessario, ci vuole, ecc.), manca la concordanza dei soggetti (del sintagma infinitivale e della frase principale).

Ora *per* completarla, *ci vuole* il telefono (Volpini 208).

Vi sono inoltre esempi con l'abbreviazione infinitivale in cui il sintagma infinitivale conserva una *relativa indipendenza* di fronte al resto del periodo. Il processo d'omissione si sviluppa attraverso due tappe: all'inizio dopo il sintagma finale sta una brevissima frase principale (*vi dico che* o simili): *E per dar fine al mio favellare, vi dico che i desideri ecc.* Nella seconda tappa, e nella maggioranza dei casi, la frase principale sparisce e si crea dopo gli infiniti una pausa, seguita da un periodo comandato dalla frase principale intermedia, omessa, ma sottintesa. Questa specie di infiniti appare in forma stereotipata e somiglia a certi giri gerundiali, denominati da noi *e p i e*. Infatti, la somiglianza è più che convincente. Fra gli infiniti del genere, troviamo: *per concludere, per dire il vero, per dir meglio, per dirvi una storia piacevole, ecc.*

E ostentando la madre, talvolta, il proprio stato di rosa sbocciata bene, *per rimanere nel linguaggio cavalleresco e cortese*, la figlia ostenta quello di un giglio consapevole (Palazzeschi 24).

Abbreviazioni infinitivali si effettuano, inoltre, dopo: *per paura di, per timore di*. Essi si diffondono nella lingua di oggi; potrebbero essere considerati come innovazioni ricalcate sulle analoghe costruzioni francesi.

Le proposizioni ipotetiche

55. Le proposizioni ipotetiche forniscono la condizione richiesta per l'effettuazione di un'azione, di un fatto qualunque, compresi nella proposizione principale. La condizione può essere considerata come :

a) una certezza. In questo caso, il verbo della proposizione ipotetica si mette al presente, al futuro, al passato prossimo, e il verbo della proposizione principale sta al presente, al futuro o all'imperativo.

Se un'altra notte si ripete la stessa cosa me ne vado in una casa di salute ; o ricorro a un avvocato (Deledda 197). Se ci metti il sentimento, è finita (Volpini 177). Cara, ci sono dei problemi molto seri ; se non si risolvono, potranno portarci a una guerra (Volpini 217).

b) La condizione dalla quale dipende la proposizione principale, può essere una supposizione, la quale non si avvera. Il contenuto della proposizione principale è dunque immaginabile, ma non può esistere nella realtà. Il verbo della subordinata si mette, in questo caso, all'imperfetto o al passato del congiuntivo, mentre il verbo della proposizione principale è usato al presente o passato del condizionale.

Se tuo padre vedesse tutto questo, sarebbe poco contento. Mi stupirei se questa fosse la sua opinione. Se non ci fosse stato quell'orologio e don Gastone che lo guardava, che cosa mi sarei messo io al posto della maglietta (Parise 19).

c) Il caso misto è costituito da una subordinata ipotetica con il verbo all'imperfetto del congiuntivo e con una proposizione principale con il verbo al presente o futuro o al modo imperativo. Il valore dell'imperfetto del congiuntivo è, in questo caso, potenziale e l'eventualità è presentata con una considerevole attenuazione.

Lui non saprà niente, e se ti dovesse andare male, almeno potrai raccontare di essere stata all'estero (Volpini 301). Se alcuno di bordo vi chiedesse lo scopo di questo viaggio, rispondete che vi recate in gita a Caprera per visitare la tomba di Garibaldi (Volpini 332). Ma tu promettimi di venire anche se ti dovesse scoppiare la polmonite (Pratolini 120).

In tutti gli esempi citati, invece dell'imperfetto del congiuntivo, si potrebbe usare l'indicativo (con una modificazione del senso), e la frase potrebbe essere completato con un avverbio : eventualmente, caso mai, ecc.

d) Meritano un'attenzione speciale i casi in cui nella frase ipotetica troviamo l'imperfetto dell'indicativo.

Certo ; anzi ero deciso, se entro oggi non lo vedevo, di andare a cercarlo (Volpini 162). . . si era messa a smaniare ; e se non bastava l'aveva guardato in un modo, con quello sguardo meridionale (Parise 152).

L'uso dell'imperfetto nella proposizione ipotetica si deve a due fattori distinti, che non hanno niente a fare l'uno con l'altro. Il primo fattore è la

trasposizione. Nell'esempio citato nella proposizione subordinata sta l'imperfetto, richiesto dalla concordanza dei tempi e cioè, dall'uso del passato, nella proposizione, principale. È la struttura dell'interno periodo che comanda l'imperfetto, come, in simili casi, l'imperfetto è richiesto, in genere, anche nelle proposizioni complete, dietro proposizioni principali al tempo passato.

L'altro fattore è l'appartenenza a un determinato ambiente sociale; la sostituzione, infatti, è molto diffusa nella lingua parlata. Sostituiamo il passato del condizionale, nella proposizione principale e il trapassato del congiuntivo, nella subordinata ipotetica, con il semplice imperfetto dell'indicativo. La spiegazione del fenomeno deve essere cercata forse nell'uso dell'imperfetto come indicazione di azioni che non hanno termine, che sono sul punto di finire, ma tuttavia non hanno fine e il loro effetto per questo manca.

„Per poco (*non*) moriva” significa: era sul punto di morire ma tuttavia, non è morto. „Quasi cadeva” vuol dire: era sul punto di cadere, ma tuttavia si è potuto riprendere e non è caduto. Se tu non venivi, ti cercavo io. Se non facevi questo lavoro, dovevi rinunciare anche al premio che ti spettava. Venivi, facevi equivalgono a: fossi venuto, avessi fatto; cercavo, dovevi a: avrei cercato, avresti dovuto. È comprensibile che l'imperfetto che indica azioni le quali sono sul punto di finire (senza che esse finiscano), possa essere messo in luogo di un congiuntivo o condizionale, modi e tempi i quali indicano azioni che non si sono effettuate e che erano soltanto sul punto di un eventuale compimento. Quest'imperfetto è molto vicino a quello detto „di conato”.

56. In alcuni casi la proposizione ipotetica, introdotta da *se* non si riferisce direttamente al contenuto della frase principale e spesso non si riferisce a nessuna frase o parola che la precede o segue. In seguito ad abbreviazioni, care alla lingua parlata, il verbo a cui dovrebbe appartenere la proposizione ipotetica spesso non figura nel testo, per essere del tutto naturale e perciò sottinteso senz'altro.

Scoppiava dalla rabbia, masticando piani di vendette *se i ragazzi non fossero venuti affatto*.

Nell'esempio citato manca una proposizione intera, sottintesa: masticava piani di vendetta che aveva intenzione di effettuare *se* ecc. Simile:

E bestemmiava come un turco e minacciava di fulminare questi e quelli, *se un'oliva*, che fosse un'oliva, gli fosse mancata ... o *se non fosse ogni mucchio di concime della stessa misura degli altri* (Pirandello in *Dean VI 81*); (manca: che aveva intenzione di fare).

Nei casi precitati, sebbene manchi il verbo, e una parte considerevole della proposizione principale, figura tuttavia un caposaldo, un appiglio a cui legare la proposizione ipotetica. Negli esempi di sopra, il sintagma: *ma*

sticando piani di vendetta, minacciava di fulminare e quello taciuto: che aveva intenzione di effettuare (*fare*) rappresentano la frase principale a cui si attacca la frase ipotetica. Sebbene di questi due sintagmi l'uno manchi, l'altro è rimasto, sufficiente a costituire il trapasso alla subordinata.

Esistono tuttavia molti casi in cui ogni rinvio alla principale manca. La proposizione subordinata guadagna in indipendenza, perchè non essendo frase principale a cui legarla, essa s'intercala nel tessuto del periodo, si può dire, illogicamente. Legamento grammaticale non vi è per facilitare la concatenazione tra la proposizione ipotetica e il resto del periodo. Una proposizione principale potrebbe costituire un legamento grammaticale per rendere lo stile scorrevole, ma essa manca del tutto. L'interlocutore e il lettore suppliscono a tale mancanza logico-grammaticale. „Come mi ha riconosciuto, se non sono indiscreto?” — domandiamo spesso. La proposizione principale manca nel periodo citato. Come mi ha riconosciuto, *Le domando* se non sono indiscreto? La proposizione principale *Le domando* può essere omessa facilmente, perchè è una specie di riempitivo. La sensibilità stilistica dei tempi nostri richiede un ritmo più accelerato. Quel che è naturale, può essere trascurato. Senza che sia detto o scritto, ognuno di noi sa che *Le domando*, la proposizione principale omessa appartiene alla proposizione ipotetica, quand'anche la detta principale sia trascurata.

„Se si tratta di lui”, si chiama Andrea. In questo caso abbiamo ommesso la proposizione principale che sarebbe: se si tratta di lui, posso darvi la seguente informazione: si chiama Andrea. Infatti, omettendo la principale, guadagniamo tempo (spazio, se siamo costretti a scrivere detta frase). Ciò nonostante nessuno ci potrebbe rinfacciare che il periodo citato sia poco chiaro e che ci voglia ulteriore chiarimento.

Tali casi si riscontrano spesso in esempi in cui l'espressione del dubbio e della riserva è compresa nella proposizione ipotetica. Si omette, in questi esempi, una proposizione principale, che sarebbe unita al resto del periodo mediante *e* (se esistesse) e che contiene un'espressione: e non so, e ne dubito, e non pensa, e non mi pare ecc. "Il momento non è venuto ancora, se mai dovrà venire una volta, di mettere a disposizione del pubblico". Omesso: *e non so* (se mai dovrà venire una volta ecc.) L'espressione del dubbio, mancando la proposizione principale, è stata tramandata alla proposizione ipotetica. Egli superava con abilità le difficoltà della via — se si può chiamare „via” quel terreno accidentato per dove passava la macchina. (E non so — ecc.)

57. Dal punto di vista della funzione il contenuto della proposizione ipotetica può essere

- a) soggetto;
- b) attributo;

c) si può riferire ad un sostantivo, aggettivo, participio similmente agli esempi che abbiamo visti nel capitolo delle proposizioni complete che fungono da aggiunta rettificatoria dopo sostantivi e pronomi.

a) Sarebbe meglio *se non avessi parlato*. *Se potesse piovere* farebbe molto bene alla vegetazione. Sarebbe poco gradevole *se ti comportassi male in quest'affare*.

b) Il solo male che mi potesse cagionare, sarebbe *se egli fosse capace di persuadere il presidente di agire in senso contrario*.

c) Chiamo *impertinenza* se un mio allievo non mi saluta nella strada. È indubbiamente *pigrizia* se tu non ti prepari regolarmente alle lezioni. È *un cattivo vizio* se egli fuma quaranta sigarette al giorno. ...ed egli, trasalendo, aveva volto d'intorno lo sguardo, *atterrito*, se qualcuno ci fosse stato che sapesse, e avesse potuto tradirlo (Cicognani Nov 694).

58. All'infuori di *se* esistono anche altre congiunzioni, come: *a meno che*, *eccetto che*, *salvo che*, *ove*, *qualora*, *nell'ipotesi che*, *a condizione che*, *a patto che*, *semprechè*, *purchè*, *supposto che*, *nelle eventualità che*, *posto che*, *ammesso che*, *caso mai (che)*, *nel caso (che)*, *seppure che* introducono proposizioni ipotetiche.

A) *A meno che* esprime che una certa azione si effettuerà in tutti i casi, eccetto, precisamente quello *unico* che la proposizione subordinata contiene. *A meno che* ci avverte che l'azione compresa nella proposizione principale è possibile in tutti i casi meno in quello in cui si realizzerà anche quella della proposizione subordinata ipotetica.

Mettiti il cuore in pace, le difficoltà sembrano cessate, *a meno che* quel tuo amico non abbia la voglia di immischiarsi. ...non era necessario per nessuno dei due discutere, bastava fare; *a meno che* l'idea non fosse balenata ad alta voce essendo insieme (Palazzeschi 197). Sarai denunciato al tribunale, *a meno che* non voglia ritrattare le tue calunnie.

Spesso *a meno che* figura senza una frase principale, ellitticamente, in capo a una risposta, mentre la proposizione principale è sottintesa.

Spero che il signor Grimaldi accetti l'invito alla festa? — Come, io? ... *A meno che* non abbia a sbrigare una pratica urgente. (Va sottinteso: Sì, lei dovrà venire assolutamente, *a meno che* ecc.)

Accanto a *a meno che* si usano *eccetto che*, *salvo che* con lo stesso valore.

B) *A condizione che*, *a patto che*, *purchè*, *semprechè*, *qualora*, *ove* introducono proposizioni ipotetiche in cui la condizione è presentata come un'esigenza che deve essere effettuata affinché il contenuto della proposizione principale si possa realizzare.

Purchè tu sia buono e studioso, non risparmierei sacrifici. (Sii pure buono e studioso ed io non risparmierei sacrifici. La lingua comune preferisce, in questi casi, la *paratassi*). *Purchè* tu paghi, puoi restare. (Soltanto se paghi il biglietto, cioè dunque se adempisci alla detta condizione, potrai restare) ... il babbo, nel restamento, aveva disposto che a quella delle due che si fosse maritata in casa dovesse spettare „la casa montata”, *con la condizione però* che in famiglia restasse anche l'altra (Cicognani Nov 150).

Dai citati esempi risulta il carattere della proposizione ipotetica legata alla realizzazione di un'esigenza, *p r e m e s s a* del contenuto della proposizione principale.

Purchè non piova, possiamo uscire a far quattro passi. *Qualora* si tratti di te, posso fare una riduzione sul prezzo.

Ove, nella lingua di oggi, ha prevalentemente uso ipotetico e equivale a :
a c o n d i z i o n e c h e , p u r c h è e c c .

Ove il Consiglio della Valle la approvi di nuovo a maggioranza assoluta dei suoi componenti, il Governo della Repubblica può, nei quindici giorni della comunicazione, promuovere la questione di legittimità davanti alla Corte costituzionale (Documenti giugno 1953).

Anche in istile non giuridico :

Ella si domandò se avrebbe accettato di salire *ove* fosse invitata e decise che non accetterebbe (Moravia Amore 313).

A p a t t o c h e , s e m p r e c h è (letterario) hanno significati molto simili alle predette congiunzioni :

Solo, finchè la cameretta restava sfitta, concessero che qualche rara volta . . .
— oh, ma per carità, a *patto che* nessuno li avesse scoperti! (Pirandello in Dean VI 79).

C) S u p p o s t o c h e , p o s t o c h e , a m m e s s o c h e , n e l c a s o (c h e) , c a s o m a i (c h e) , n e l l' i p o t e s i c h e , n e l l' e v e n t u a l i t à c h e , s e p p u r e differiscono dalle congiunzioni finora analizzate, per il carattere delle subordinate da esse introdotte. A c o n d i z i o n e c h e ecc. introduce subordinate ipotetiche in cui ci troviamo di fronte ad una condizione presentata come un'esigenza che si deve effettuare. Se questa non ha luogo, non può aver luogo l'azione della proposizione principale. Le proposizioni introdotte mediante *s u p p o s t o c h e* ecc. sono, per dir così, più modeste di fronte alla categoria precedente. Niente esigenza, niente atteggiamento rigido. La condizione viene presentata come una modesta supposizione, e questa nostra supposizione funge da condizione per la proposizione principale. Mentre prima si aveva un'esigenza, presentata come condizione, adesso ci troviamo di fronte ad una supposizione che adempie l'ufficio di condizione della proposizione principale.

A meno che tu non studi, sarai bocciato — dichiariamo con tono irrefutabile: l'azione della principale si effettua in tutti i casi, meno quell'unico, rivelato nella proposizione subordinata." *A condizione che* tu studi, riceverai un buon voto", — dichiariamo già con minor fermezza, ma sostenendo sempre che lo studio è un'esigenza *s i n e q u a n o n* della buona pagella. „*Caso mai (che)* tu non studi abbastanza, non riceverai un voto buono" — osserviamo modestamente, quasi volessimo dare un consiglio paterno ad uno dei nostri allievi poco diligenti.

La modesta supposizione è ovvia anche con *a m m e s s o c h e* :

Anche *ammesso che* potesse considerarsi come una seria compromissione politica l'aver musicato un inno ... il Magazzari, se mai, non lui poteva essersi compromesso (Pirandello in Dean 61).

Con *solo che* vogliamo far risaltare che la condizione allegata, per quanto sia debole o irrelativa, può bastare :

... *solo che* don Gastone si avvicinasse a una signorina, che salutasse una patronessa levandosi il cappello in quel suo modo, ogni supposizione e malizia cedevano il posto a un profluvio di complimenti, a rossori, a felicità incontenibili (Parise 164-5). Tu mi raccontavi di tanti giovani, anche di buona famiglia, che sarebbero stati fortunati di sposarti, *solo che* tu l'avessi voluto ... (Panzini in Dean VI 194).

59. In molti casi la proposizione ipotetica appare in veste di una proposizione non subordinata.

a) La condizione può essere espressa con una proposizione il cui verbo, al congiuntivo, contiene un augurio.

Che io chiuda i miei occhi, subito il dolce viso di Maria mi sorride. Tutto dipende dalla pioggia : *che piova!* avremo farina, olio, uva e tutti saremo molto contenti.

Il congiuntivo senza *che* è frequente dopo *venire, arrivare, apparire, entrare, ecc.*

Vengano tempi difficili, i suoi amici lo aiuteranno sempre. *Appaia* il sindaco tra di loro, ecco tutti a lusingarlo nel modo più indecente.

Spesso si usa in questo senso anche l'imperfetto e il trapassato del congiuntivo.

Non *fosse* la mia buona volontà, tu saresti già messo alla porta. Io devo difendere la memoria di un uomo che mi ha portato sulle braccia, e, *dovessi* dar tutto il mio sangue, non permetterò mai che l'ombra del più piccolo sospetto funesti una tomba pura e modesta (De Marchi Cappello 247).

b) La condizione può essere espressa con una proposizione il cui verbo sta all'imperativo.

Provate a trasferirli in un'altra città, essi avranno sempre la nostalgia del loro ambiente abituale.

c) La condizione può essere espressa con una proposizione il cui verbo sta all'indicativo o al condizionale.

Ti si incarica della gestione del negozio : lo accetti ?

d) La condizione può essere espressa con una proposizione il cui verbo figura in forma interrogativa. Si tratta di domande vere e proprie, alle quali l'interlocutore potrebbe rispondere se la risposta non fosse già data dal soggetto parlante.

Vuoi impedire che egli accetti quell'incarico difficile ? Fallo nominare subito ad un altro posto più facile.

In alcuni casi l'interrogazione è soltanto fittizia. Questi esempi danno la possibilità di infinite variazioni stilistiche.

Una porta *si apriva* bruscamente? *si sentiva correre* nel corridoio? mamma guardava con una fiamma agli occhi.

Spesso, il punto interrogativo può cadere e la frase si presenta come una proposizione ipotetica in forma particolare.

Vedeva un bell'uomo come Rodolfo, *cominciava* a andare in solluchero.

60. Nei paragrafi precedenti abbiamo visto le proposizioni che non sembrano ipotetiche *f o r m a l m e n t e*, ma a seconda del loro senso le dobbiamo considerare come tali. Esiste anche il caso contrario; esistono proposizioni formalmente ipotetiche, essendo introdotte dalla congiunzione *se*; tuttavia ad un'analisi più approfondita risulta che il loro contenuto è un *f a t t o i n c o n t e s t a t o*.

a) Spesso, la proposizione formalmente ipotetica si adopera per motivare una questione o un enunciato. Ha il valore di una proposizione causale e la congiunzione *se* *e q u i v a l e* alla congiunzione *p o i c h è, c h è, g i a c c h è*.

Se questo è vero per gli studenti mediocri, quanto più lo sarà per quelli eminenti? *Se* ti amo, significa questo che tu m'ami lo stesso? *Se* tua madre non vede di buon'occhio tua moglie, come ha potuto tuttavia farsi prestare danaro da lei?

b) Una proposizione introdotta da *se* senza valore ipotetico si usa dietro i verbi e locuzioni che esprimono uno stato d'animo, soprattutto dopo espressioni impersonali.

E un miracolo *se* non ho commesso una stupidaggine. Non mi meraviglio *se* non puoi guarire con quella vita che conduci. Non ti arrabbiare *se* sono scontento dello scarso risultato che hai negli studi.

c) Spesso la proposizione introdotta da *se*, espone un fatto che è spiegato nella proposizione principale fungente da subordinata (causale) di fronte alla subordinata formalmente ipotetica che ha, nel caso dato, valore di una principale.

Se te l'ho ripetuto, era perchè sapevo che ciò era falso. *Se* ti racconto le predette cose, ho le prove certe ed infallibili che esse sono vere. (L'ultimo esempio può essere invertito nel modo seguente: ho le prove certe ed infallibili che esse sono vere, perciò ti racconto le predette cose.)

d) Le proposizioni ipotetiche si adoperano per definire la validità simultanea di due fatti. In questi casi si potrebbe usare benissimo la congiunzione comparativa *come*.

Se egli era partigiano delle nuove idee rivoluzionarie, la sua famiglia lo era ancor più decisamente. *Se* quel film personifica gli italiani, il protagonista personifica il film.

In altri casi si tratta di fatti contrastanti: la proposizione introdotta da *se* equivale a una proposizione avversativa.

Se non era uno scienziato istruito, era certamente un uomo prestante. Quel che s'agitasse a queste parole nell'anima . . . , *se* non è facile dire, è facile immaginarlo (Cicognani Nov 368). *Se* l'una delle ragazze era bella, l'altra, al contrario, non aveva di ch  vantarsi. Ma *se* fui . . . piuttosto colpevole, ho poi, in compenso, tollerato tutte le bizzarrie della tua emancipazione senza misura e senza freni, e ho scontati i miei torti mettendomi a viaggiare il mondo, solo e derelitto (Bracco 171). Cosicch  *se* tutti sarebbero stati incapaci di commettere azioni cattive, erano sempre pronti a scegliere le occasioni buone che si potessero presentare (Palazzeschi 245-6).

Una variet  del primo tipo (validit  simultanea di due fatti)   la presentazione di due fatti come coesistenti *i n d i p e n d e n t e m e n t e*. In quei casi la proposizione introdotta da *se* prova che essa non esclude ci  che   detto nell'altra proposizione.

Se tutti gli uomini superano quelle difficolt  con abnegazione, egli addirittura si distingue per forza d'animo. . . la finestrella del suo laboratorio, *se* cos  si pu  chiamare un buco di due metri quadrati, dava direttamente nel cortile (Parise 203). Ma *se* i miei complimenti sono gli ultimi, essi non sono per questo meno sinceri. Ma *se* sono tua moglie, non sono la tua schiava. *Se* sono un furbo, non sono anche un ladro. Dir  altres , non per migliore chiarezza, ma per scolpire meglio con un'immagine la positura, che *se* in questa terra la collina vi tiene il posto della signora, e quasi sempre signora vera, principessa, la pianura vi tiene quello della serva, della cameriera o ancella (Palazzeschi 11).

Come abbiamo visto, in una delle proposizioni: o in quella principale o in quella subordinata formalmente ipotetica, pu  stare anche la negazione.

e) In alcuni casi la proposizione formalmente ipotetica si attacca, in qualit  di proposizione completiva, ad *a p p e n a*, *a p e n a* precedente.

Appena se Giorgio pot  leggere quelle lettere. *Appena se* sapevo dove trovarlo.

61. Fatto sta che il modo e il tempo non si conformano, nei casi citati, alle regole richieste nelle proposizioni di puro carattere ipotetico, nonostante che queste proposizioni comincino con *se*.   possibile usare anche il passato remoto (dei tempi dell'indicativo   permesso di usare soltanto il presente, il passato prossimo e il futuro — nel caso delle proposizioni ipotetiche normali) e persino il presente e passato del condizionale, mentre nei casi di proposizioni ipotetiche vere e proprie essi sono severamente proibiti dalla grammatica normativa. Vedi l'esempio citato:

Cosicch  *se* tutti sarebbero stati incapaci di commettere azioni cattive, erano sempre pronti a cogliere le occasioni buone che si potevano presentare (Palazzeschi 245-6).

Oltre ai vari tempi dell'indicativo e del condizionale, si pu  usare il presente e il passato del congiuntivo anche quando le proposizioni subordinate hanno chiaro senso ipotetico, ma soltanto con congiunzioni diverse da *se*. E questo si capisce! Con *se* si   creato uno schema rigido che corrisponde alle esigenze, richieste dalle proposizioni, introdotte da questa congiunzione. Con l'uso delle congiunzioni specialmente composte, il rigido schema s'indebolisce

e diventano possibili le sfumature temporali e modali dipendenti dalle dette congiunzioni.

a) Presente del congiuntivo :

In caso di morte, e *qualora si tratti* della morte dell'assicurato, il sussidio concesso è pari alla retribuzione mensile.

b) Passato del congiuntivo (per esprimere anteriorità di tempo) :

Qualora il defunto *abbia lasciato* figli di età inferiore ai 16 anni, il sussidio di morte viene aumentato. *Nel caso che* i figli superstiti *siano rimasti* orfani e non *abbiano* compiuto il 16^{mo} anno d'età, ricevono per ciascuno un sussidio di morte.

c) Trapassato del congiuntivo, condizionato dell'anteriorità di tempo di fronte ad un passato della proposizione principale :

Amnesso che il fondo *fosse stato* assicurato da una fabbrica, essa doveva avere almeno 25 assicurati.

62. Le proposizioni ipotetiche introdotte da *se* e *pur ch'è* si adoperano in molti casi isolate, senza che vi figurino come introduzione una proposizione principale. Esse esprimono :

a) Augurio, desiderio :

Se qualcuno mi volesse dare un bicchiere di acqua. *Se* fossi io al suo posto.

b) Un fatto la cui effettuazione avrà delle conseguenze che è facile prevedere.

Attenzione! *Se* venisse il professore. Mamma mia! *Se* tuo padre ti vedesse in questo stato.

c) Un'esortazione, una preghiera in forma attenuata.

Se tu volessi sedere! *Se* si vuol accomodare! *Se* mi vuol raccontare le novità che sa!

d) Un augurio, un desiderio, di cui si ha più o meno paura che non si effettui, con *pur ch'è* :

Che cosa penserà il nuovo preside della classe? *Pur ch'è* non veda sparsa sulla terra nessuna carta o buccia di frutta.

63. Alcuni tipi di proposizioni ipotetiche possono essere abbreviate mediante l'infinito e precisamente le proposizioni ipotetiche introdotte da : a meno che (a meno di), a condizione che (a condizione di) a patto che (al patto di), purchè (pure di) a condizione che: vi sia concordanza nel soggetto: i soggetti della proposizione principale e della subordinata ipotetica debbono essere gli stessi.

A meno di non conoscere la materia a fondo, non otterrai buon risultato all'esame. . . e ci sarebbe andato sopra un ciuco, a cavallo, a un manico di granata *pur di* arrivare (Palazzeschi 227).

Le proposizioni concessive

64. *Le proposizioni concessive* contengono un fatto o azione che dovrebbe impedire la realizzazione di fatti e azioni comprese nella proposizione principale. Le proposizioni concessive esprimono per l'appunto la presenza di ostacoli che eventualmente potrebbero impedire il compimento del contenuto della proposizione principale, ma che non lo fanno. Esprimono, contemporaneamente, la debolezza dell'ostacolo contenuta nella proposizione subordinata in questione. Le proposizioni ipotetiche presentano una condizione a cui è legato l'effettuarsi del contenuto della principale: nelle proposizioni subordinate concessive, in luogo di una condizione, abbiamo un ostacolo, superato e vinto. Le proposizioni principali collegate alle subordinate concessive nascono dopo uno sforzo mentale o fisico e devono la loro esistenza ad un superamento degli svariati ostacoli, a volte particolarmente ardui, ma purtuttavia sormontabili.

Le subordinate concessive si dividono in due categorie :

a) in proposizioni in cui il fatto o l'azione contenuti esprimono circostanze reali, già superate : *Mi piaci, benchè sia un poco bassa.* La premessa da cui si parte, può essere la seguente : *non mi piaci, perchè sei un poco bassa.* Tutte le frasi concessive, contenenti un fatto reale, sono atte ad essere trasformate nella maniera predetta. *Non mi piaci, benchè tu abbia la bocca piccola. Mi piaci, perchè hai la bocca piccola.*

b) in proposizioni in cui l'azione o il fatto contenuti esprimono circostanze supposte, già superate : *anche se volessi, non potrei. (Se volessi, potrei.)*

65. Le proposizioni della prima categoria sono introdotte, generalmente delle congiunzioni *benchè, quantunque, sebbene, nonostante (che), malgrado (che), ancorchè,* e reggono il congiuntivo.

Sebbene fosse raffreddato, il tenore volle cantare lo stesso. Ella era nata a Padova, e benchè abitasse a Brescia da quasi mezzo secolo, il suo dire lombardo era ancora infetto da certe croniche patavinità (Fogazzaro in Dean V 364).

Anteriorità nella proposizione concessiva :

Quantunque fosse partita a precipizio appena ricevuto il telegramma, quando arrivò a Messina già la Gazzetta annunciava che il senatore Palmi era morto a Milazzo, due giorni innanzi (DeRillusione 228).

Ancorchè è accentuatamente letterario :

Ancorchè sia tardi, siamo sempre in tempo.

Per quanto ha un senso un po' diverso :

Di corporatura complessa e quasi alta, Teresa era donna forte, volitiva ; e per quanto la sua espressione e il portamento rivelassero spesso la fatica, nascondevano sempre la stanchezza (Palazzeschi 31). Talvolta per uno spiraglio ... che

Remo, compreso del fatto suo era stato ben lungi dal notare, *per quanto* non dovesse essergli sfuggito un precedente cigolio, un passo mal celato della donna corpulenta e una chiusura tardiva della porta (Palazzeschi 301). . . *per quanto* le fossero vicine, pur le sembravano come lontane (Pirandello in Dean 132). *Per quanto* il figliuolo e la figliuola abbiano insistito, non c'è stato verso d'indurre la vecchia madre a servirsi anche lei dell'ascensore (Pirandello in Dean VI 146).

Per quanto si può adoperare davanti ad un sostantivo o aggettivo, o participio supposto che questi siano complemento o predicato nominale.

La ragazza, *per quanto povera*, era una brava e buona figliuola, per di più, era anche molto bella. Il barone Carlo Coriolano di Santafusca non credeva in Dio e meno ancora credeva nel diavolo; e, *per quanto buon napoletano*, nemmeno nelle streghe e nella iettatura (De Marchi Cappello 212). Don Ciccio Scuoto, *per quanto abile e zelante avvocato*, non era nè un uomo superiore ai tempi suoi, nè un uomo migliore de' suoi simili (De Marchi Cappello 117). Il signor Egisto, ancora ben portante *per quanto prossimo* alla sessantina, era un „alto" impiegato (Cicognani Nov 353). Palle diceva ridendo „fiore", giacchè lui, *per quanto nato e vissuto* in aperta campagna dove i fiori rappresentano un oggetto tanto familiare, non conosceva il nome dei fiori (Palazzeschi 300). *Per quanto inaspettato*, Remo comprese a volo l'argomento (Palazzeschi 301).

In certi casi, *per quanto* è separato dal predicato non per mezzo il soggetto, ma per mezzo altri membri della frase, il che presta un andamento particolare all'ossatura della proposizione.

Niobe veniva via scrollando le spalle *per quanto*, con diverso spirito, fosse della medesima opinione (Palazzeschi 172).

Ogni tanto *quanto* concorda in genere e numero con il sostantivo davanti al quale esso si colloca.

Per quanti sforzi però egli facesse sopra sè stesso per non pensare al cappello, cento motivi incontrava per via che gliene richiamavano la memoria (De Marchi Cappello 144).

Dagli esempi citati pare chiaro che *per quanto* differisce dalle congiunzioni precedenti. *Per quanto* si usa, più spesso delle altre, in frasi senza verbo; di modo che *per quanto* può alleggerire, più che le altre congiunzioni, la costruzione sintattica delle proposizioni. Oltre a ciò, *per quanto* risalta il contenuto della proposizione concessiva o di quel membro della frase a cui si riferisce.

66. Le proposizioni della seconda categoria sono introdotte, generalmente, dalle congiunzioni: *quando*, *quando pure*, *quando anche*, *anche se*. La forma esteriore della proposizione concessiva è, in questi casi, o la proposizione temporale o quella ipotetica.

Quando anche fossi convinto della giustezza delle Sue pretese, non saprei acconsentire. *Anche se* venisse tutti i giorni, sarebbe un guaio? Non sposerei mai un'altra, *anche se* dovessi aspettare cent'anni.

Nelle proposizioni concessive è richiesto l'imperfetto del congiuntivo e il verbo della proposizione principale si trova al condizionale. In alcuni casi, specialmente dopo la congiunzione *quando* (esempi in cui predomina il

significato temporale) è possibile anche l'indicativo. Si usa, di preferenza, il futuro anteriore nella proposizione concessiva e il futuro semplice nella proposizione principale.

Ebbene, *quando* *quando* t'avrà lasciata . . . io sarò ancora qui . . . aspetterò (De Rillusione 97).

Invece di introdurre le proposizioni concessive contenenti fatti irreali mediante le congiunzioni *quando anche*, *anche se*, ecc. è possibile usare, nella proposizione subordinata, l'inversione che esprime, senza congiunzioni, il senso concessivo. In tali casi, il congiuntivo può essere sostituito con il condizionale, ma ciò non è obbligatorio.

L'inversione, in questi casi, consiste nel mettere in testa il verbo della proposizione, mentre il soggetto lo segue. Nella maggioranza dei casi tali esempi: proposizioni concessive con inversione, senza le congiunzioni, hanno luogo con i verbi essere, avere, dovere e potere.

Non è elemosina . . . ; *ma fosse* anche l'elemosina, il respingerla . . . sarebbe più una scontentezza che un atto dignitoso (De Marchi Giacomo 120). Ogni volta che da uno di noi gli era indirizzato un discorso, e *fosse* pure il più innocente del mondo, quello doveva nascondere almeno un sentore di canzonatura (Cicognani Nov 238). . . . e *fosse pure stato* di tre staja, chi le aveva a pigliare scimunitacce a quel modo (Cicognani Nov 169). . . . ella . . . se li tirava dietro alla gonnella solamente a guardarli con quegli occhi da satanasso, *fossero stati* davanti all'altare di Santa Agrippina (Verga in Dean V 246). . . sua madre andava nei campi, a lavorare cogli uomini . . . a sarchiare, a zappare, a governare le bestie, a potare le viti, *fosse stato* greco e levante di gennaio, oppure scirocco di agosto (Verga in Dean V 248). *Fosse rientrato* alle due, era la sua ora generalmente, alle tre, alle quattro come alle cinque, accadeva talvolta, Remo si levava alle nove, non più tardi (Palazzeschi 220). Del resto, *facessero* pur di lei quel conto, che si può fare di una poveretta senza meriti e senza diritti; la *tenessero* pure in casa come l'ultima delle serve, avrebbe lavorato per tutti, senza più alzare gli occhi in faccia a nessuno (De Marchi Giacomo 76).

67. Oltre ai casi di abbreviazione con *per quanto*, abbreviazioni sono possibili con altre congiunzioni concessive. In questi casi si omette il verbo della proposizione concessiva, fermi rimanendo la congiunzione in questione e il predicato nominale della proposizione.

E, *quantunque certa*, che non avrebbe fatto nulla, pensava adesso di andarlo a cercare, di dirgli (De Rillusione 122). Gialluca, *benchè* prostrato di forze e d'animo, si rizzò sulla branda (D'Annunzio in Dean V 492). . . . ma, *benchè* madre, non era riuscita a superare, di fronte al cognato, la sua nativa timidezza di fanciulla (Pirandello in Dean VI 127)

68. Certi pronomi, apparentemente relativi si usano come congiunzioni concessive, dando senso concessivo alla proposizione: *chiunque*, *checcchè*, *checchessia*, *chicchessia*, *qualunque*, *quale che*. *Qualunque* è usato per lo più aggettivamente: *a qualunque condizione*, *a qualunque costo*, *a qualunque ora*. Tra i pronomi citati: *checchesia*, *chicchessia* sono forme molto letterarie e non si usano se non di rado nella prosa moderna. Anche *checcchè* è forma elegante. *Qual-*

sia si (toscanamente qualsisia), qualsivoglia si usano come aggettivi, conferendo tuttavia senso concessivo alla proposizione subordinata in cui figurano; equivalgono, per questo loro uso, a qualunque usato aggettivamente.

a) Chiunque si usa come soggetto, oggetto e complemento di oggetto.

Chiunque mi cerchi, fallo entrare. Saluta *chiunque* ti saluta nella strada. Con *chiunque* trovasse il caso il parlarne, di far quattro chiacchiere... con tutti il cav. Esposito andava a finire là, sull'argomento (Parise 137).

b) Checchè si usa come soggetto e oggetto.

Checchè succeda durante la discussione, è necessario mettere il problema sul tappeto. *Checchè* tu mi dica, non hai ragione.

c) Qualunque si usa come soggetto e oggetto.

...le Materassi... presero... a rimanere con la testa china sul lavoro *qualunque* fosse il tono della conversazione: parlassero alto o sommesso, e *qualunque* fossero le escandescenze e le risate squillanti della dama (Palazzeschi 272). *Qualunque* passi nella strada, si ferma a guardare quella finestra in fiori. *Qualunque* tu voglia, è lo stesso. E in ogni caso, a *qualunque* ora io fossi andato... lei cercava di mettersi sempre un vestito addosso (Parise 145).

d) Invece di checchessia ricercato, si sta diffondendo sempre più quale che.

... *quale che* sia la terminologia che vogliamo adottare, importante è stabilire che la lingua d'un individuo-poeta può essere legittimamente e proficuamente studiata in due modi (Critica 380).

e) Senso concessivo possono dare, oltre ai pronomi relativi citati, alla proposizione subordinata, anche due pronomi relativi locali: o v u n q u e, d o v u n q u e.

Essa (la nostra attività) non potrebbe non estendersi, con la nostra presenza, *dovunque* siano in gioco nostri interessi vitali, *ovunque* si verificano delle situazioni suscettibili di ripercuotersi sul mantenimento della pace e *ovunque* l'Italia possa recare il suo fattivo contributo allo sviluppo di una sempre più proficua comprensione fra i popoli (Documenti marzo 1959).

Le proposizioni consecutive

69. Le proposizioni consecutive esprimono l'effetto e il risultato di un fatto esposto nella proposizione principale. Esse sono introdotte, nella loro forma più semplice, dalla congiunzione *che* e debbono avere un antecedente nella proposizione principale che esprime il motivo avente le sue conseguenze nella proposizione subordinata.

a) L'antecedente è così seguito da un aggettivo o un avverbio.

Aveva un'espressione *così* triste, quando entrò nella camera, *che* tutti noialtri divenimmo tristi. Faceva andare *così* bene i suoi affari che dopo qualche anno ottenne un impiego al Ministero. Domandava *così* ingenuamente *che* la ragazza arrossì.

b) L'antecedente è tanto che si usa come avverbio, con un verbo o, ugualmente come avverbio, davanti (e dopo) un aggettivo. Tanto adoperato con un verbo a un tempo composto, può frapporsi tra la forma coniugata del verbo e il participio perfetto.

Aveva *tanto* desiderato quella radio *che* finalmente la comprò. Era un giovane bruno, dai grandi occhi incredibilmente verdi, i baffetti curati e la carnagione bianca, bianca *tanto che* in montagna di certo non c'era stato (Pratolini 18).

Tanto davanti a un sostantivo si usa con valore quantitativo. Può essere usato anche indipendentemente.

Parlava con *tanta* convinzione *che* tutti ci cascavano. *Tanti* erano gli ospiti invitati *che* avevano mangiato dieci torte intere.

c) Tale ha funzioni importanti in quanto antecedente. Essa può stare indipendentemente, solo, in funzione di attributo.

La sua ira divenne *tale*, *che* gli impedì di parlare.

Tale è combinato spesso con un sostantivo. *Tale* può precedere il sostantivo in questione, oppure può stare anche dopo.

Ho una *tale* forza sulla sua anima *che* posso far cambiare facilmente la sua decisione. Agiva con una fermezza *tale che* poteva essere contento del risultato ottenuto.

d) Talmente pare oggi letterario. Si usa, davanti ad aggettivi e con verbi.

È *talmente* deciso che nulla lo può far esitare.

e) Siffatto e simile sono sinonimi di tale, ma gli ultimi si usano soltanto come aggettivi. Non si dice: „il chiasso scoppiò *simile che* il professore dovette chiamare il preside”, ma si dice: „E di *siffatta* natura che non potrà mai modificarsi”.

Appartengono a questo gruppo le congiunzioni composte, costituite da *si, e così, e tanto + che*; nei casi sopramenzionati esse appaiono separate, come se *che* facesse parte della proposizione consecutiva, mentre *si, e così, e tanto* appartengono solidamente alla proposizione principale. Ora, le rivediamo costituite in unità.

Appartenevano tutti a famiglie per bene, ma troppo mediocri o modeste per le loro aspirazioni... *Cosicchè*... erano sempre pronti a cogliere le occasioni buone che si potessero presentare (Palazzeschi 282). Sempre meglio si affermava nell'esercizio *tantochè* dalla strada i passanti alzavano la testa e si fermavano per ascoltare (Palazzeschi 117).

70. Le proposizioni consecutive possono avere come antecedente un sostantivo preceduto da preposizioni. In questi casi la *preposizione +*

il sostantivo + la congiunzione che unite costituiscono le congiunzioni complesse consecutive. Esse sono: per modo che, in modo che, di modo che (dimodochè), al punto che, in maniera che, a tal punto che, a tal segno che, in guisa che (i due ultimi più rari dei precedenti).

...alla bellezza e all'eleganza fisica di Remo accoppiava una signorile eleganza nel vestire, *per modo che*, fino dal suo arrivo... le zie si sentirono trasportate a vestirlo bene (Palazzeschi 219). Questo ragazzo... non solo possedeva l'intelligenza fisica, ma un senso della vita eccezionale... *Per modo che* gli era stato facile ottenere molte cose facendo cadere, con abili colpi, tutte le difficoltà (Palazzeschi 228). Ogni mattina, avevo il compito di pettinare alcune mie compagne più piccole; snodando e intrecciando i loro capelli, sfogavo tutta la mia rabbia, *al punto che* emettevano dei vari gridi di dolore (Volpini 182). Cantava tutto, canzoni e canzonette... quanto sapeva e le veniva in bocca lì per lì; *di modo che* alla burrasca si aggiungeva la sua voce liricamente (Palazzeschi 272). Anche questa volta Bob è cascato ritto. E partigiano *a un punto che* non si sarebbe mai creduto (Pratolini 141). Mi ricordo che questo primo contatto con la donna mi ripugnò *a tal segno* ch'io già mi pentii di averla seguita (Bernasconi 120).

71. Se il soggetto della proposizione consecutiva concorda con quello della proposizione principale, ha luogo un costrutto equivalente creato mediante *da + infinito*. L'abbreviazione con *da* si realizza sempreché le richieste, in quanto agli antecedenti, siano riempite.

Palle era un giovane bassotto, piccolo si può dire, ma *così traverso e rotondo di spalle, massiccio, da assumere* una sua imponenza ugualmente (Palazzeschi 186). Nella prima, carrozzata a due posti e pilotata da lui, era Remo con la sposa; e appollaiato dietro di essi, *da sembrare una civetta* sulla grucciona, il fedele Palle (Palazzeschi 393).

In certi casi, invece di *da* si adopera la proposizione *per*. E questo avviene precisamente quando nella frase principale abbiamo *troppo*, davanti ad un aggettivo.

Ero *troppo* stanca *per prendere* delle decisioni e *troppo* triste *per rimaner* sola (Volpini 201). È *troppo* buono *per arrabbiarsi* di questo.

Ma se *troppo* si usa davanti ad un sostantivo, è preferibile *da* davanti all'infinito susseguente.

Ho *troppe* cose da *leggere*. Ho *troppi* ostacoli da superare.

Dopo *abbastanza*, specialmente se usato indipendentemente, come avverbio, è preferibile *per*.

Di solito, le ragazze fanno *abbastanza per* lasciar capire qual è il momento in cui lui deve tornare (Pratolini 32).

Alcuni aggettivi, usati come predicato nominale, con valore limitativo, vogliono la preposizione *a*. Questi sono: *il solo, il primo, l'ultimo, l'unico*.

Tu sei *l'unico* a risolvere questo problema. Noi siamo *i soli* a capire l'importanza del passo.

S'intende da sè che anche le congiunzioni composte possono reggere infiniti e le proposizioni consecutive, per conseguenza, si abbreviano anche dopo loro. Per modo, in modo, di modo, in maniera, ecc. richiedono *da*, mentre al punto può avere *di* o *da*.

Si avvicinò Suor Rodriguez per ripetere il solito atto di accusa: indisciplinata, svogliata, troppo esuberante e fantastica, al punto di nuocere alle altre (Volpini 159). Diradò le sue visite al punto di non farsi vedere per dieci giorni consecutivi (Parise 122). La chiamavano „la nana” e mi schernivano per la sua protezione, al punto da farmi arrossire (Volpini 166).

Le proposizioni circostanziali

72. Le proposizioni circostanziali contengono azioni o fatti concomitanti delle azioni comprese nelle principali, e additano come si svolge l'azione della principale, quali sono le circostanze che accompagnano lo svolgersi di esse. Nella maggioranza dei casi si usa la congiunzione *che*, la quale va messa, beninteso, in capo alla proposizione subordinata.

Mentre stava lì *che* non sapeva che si pensava, che fare... (Cicognani Nov 340). Mi sorprendevo nel sonno *che* stringevo le sue lettere (Volpini 108). Non passa giorno *che* io pensi tristemente alla mia amica lontana. (*Senza che* io non pensi tristemente ecc.)

La proposizione circostanziale determina la maniera dell'azione della proposizione principale.

Ti sposerei *che* saresti povero. Siamo arrivati a casa *che* egli non ebbe detto parola. (... *senza che* egli avesse detto ecc.) A volte il sacerdote che doveva celebrare la messa, arrivava *che* noi eravamo già in chiesa (Volpini 208). Passò la notte leggendone centinaia; — spuntò l'alba *che* ne restavano ancora altrettante (De Rillusione 274). Arrivò a Napoli *che* stava ancora impiccando in idea un giornalista (De Marchi Cappello 213). ... la portarono via *che* nevicava, la vigilia di Ceppo (Cicognani Nov 173). Il medico venne *che* era già notte (ibid. 136).

L'ultimo tipo, con senso leggermente temporale, è frequente. In questi casi la circostanza è presentata come un momento temporale, rispetto alla proposizione principale. Originariamente, sono date due proposizioni indipendenti. La seconda riceve leggero senso temporale se messo a contatto con la proposizione principale.

73. Se la proposizione introdotta da *senza che* ha soggetto comune con la proposizione che la precede, essa viene sostituita da *senza* + infinito.

Senza dire di più, essi si incamminarono verso l'Università.

74. Meritano un'attenzione speciale i casi in cui sia la principale che la subordinata sono provviste di predicati verbali, entrambi al condizionale. Si tratta di fatti o azioni non reali, di una circostanza che avrebbe accompa-

gnato il fatto o l'azione della principale se si fosse realizzata l'azione della principale. Ogni tanto le proposizioni subordinate circostanziali appaiono in veste indipendente, sprovviste della congiunzione *che*.

Avrebbe potuto comandargli di morire, non avrebbe esitato in istante, non le avrebbe chiesto il perchè nè lo avrebbe chiesto a sè stesso; avrebbe potuto picchiarlo in faccia a tutti, non si sarebbe sottratto nè avrebbe avuto un cenno di rivolta (Palazzeschi 191).

Nell'esempio citato, non sarebbe impossibile mettere un *che* davanti a : non avrebbe esitato e non si sarebbe sottratto. E se ci vogliamo persuadere del carattere circostanziale delle seconde proposizioni apparentemente indipendenti, occorre fare le seguenti trasformazioni: ha potuto comandargli di morire, senza che egli abbia esitato un istante e che abbia chiesto il perchè ecc.; ha potuto picchiarlo in faccia a tutti, senza che egli si sia sottratto ecc. Le trasformazioni dimostrano che si tratta di autentiche proposizioni circostanziali; le proposizioni circostanziali, una volta trasposte al condizionale, richiedono altre costruzioni, più alleggerite. Una di queste è la coordinazione di proposizioni apparentemente principali, senza congiunzione, con verbi al condizionale, di cui la seconda ha senso circostanziale.

Le proposizioni comparative

75. Le proposizioni comparative designano, da una parte, la circostanza che accompagna l'azione della proposizione principale, dall'altra esse esprimono anche il rapporto d'uguaglianza e di disuguaglianza che sussiste tra l'azione della proposizione principale e quella subordinata. Tra le due proposizioni si stabilisce, generalmente, una correlazione di avverbi o di pronomi.

Nel caso d'uguaglianza, la congiunzione più frequentemente adoperata è: *come*. Essa esprime la conformità dell'azione della proposizione subordinata rispetto alla proposizione principale. Con una subordinata introdotta da *come* vogliamo esprimere che un'azione si svolge in un determinato modo, e questo modo in cui si effettua l'azione corrisponde all'azione o al contenuto della proposizione principale.

C'era una specie di frenesia muta e sentimentale in questa carezza, pareva che egli volesse davvero consumarle la fronte a forza di carezze come l'acqua di un'onda ripetuta cerca di consumare un bianco ciottolo che sta sopra la riva (Moravia Amore 201).

Se il verbo della proposizione precedente è ripetuto negato nella proposizione comparativa, tutta la subordinata serve ad esprimere il grado dell'azione in questione (quella ripetuta).

Ho riso come non avevo riso da molti anni. La vita dei lavoratori è diventata facile, com'essa non era stata mai.

Spesso come non si riferisce al modo dell'azione, ma motiva l'uso di una certa parola o di una certa proposizione particolare. Si osservano i giri di frasi: *come si dice, come si afferma, ecc.*

Chi vivrà vedrà, *come* dice un proverbio italiano. Zi Tè', zi Cà', *come* soleva dire Remo alle sorelle (Palazzeschi 202). Soltanto Costa, l'uccello di malaugurio *come* lo chiamavano, alto, dinoccolato, ... soltanto Costa protestò (Moravia Amore 121).

In altri casi, la proposizione comparativa introdotta da *come*, fa risaltare un fatto che si cita in appoggio del contenuto della proposizione principale.

Vi sono per tale ragione, *come* vi dicevo poco fa, tratti di pianura che ... voi ... trascurate passando (Palazzeschi 10). *Come* dicemmo già, Remo, novizio dell'ambiente ... uno alla volta, per futili motivi aveva avuto da dire con tutti i suoi coetanei (Palazzeschi 128). Era un viso irregolare e tuttavia molto bello, di una bellezza, *come* ho detto, inafferrabile che in certi momenti e in certe circostanze ... pareva dissolversi e sparire (Moravia Amore 141).

Vi sono i casi, finalmente, in cui *come*, esprime semplicemente la somiglianza o la corrispondenza di un fatto con l'altro.

Mi ricordo di quel giorno *come* mi ricordo di ieri. Quand'egli avrebbe chiuso gli occhi tutti gli altri si sarebbero dati pace, *come* egli stesso s'era dato pace dopo la morte di suo padre e di sua moglie (Verga in Dean V 326). Non si salvava un'istituzione *come* non si salvava un principio ideale (Cicognani Nov 237).

76. Le proposizioni comparative si riferiscono, generalmente, al *verbo* della proposizione principale, con la quale esse formano una certa unità. Tuttavia non è raro che esse si riferiscano ad un sostantivo, aggettivo, ecc. di cui diventeranno il qualificativo al pari di una proposizione relativa.

Sono dei patrioti *come* non se ne vedono in altre parti. *Elegante*, abituato alla vita facile, *com'egli era*, gli pareva difficile il dover rinunciare al lusso. La carrozza proseguiva a stenti, *bassa e pesante com'era*. *Energico, simpatico e risoluto com'era*, poté dissipare le difficoltà in quattro e quattr'otto.

Ogni tanto la proposizione comparativa si aggiunge al sostantivo precedente, il quale ha già un aggettivo dopo di sé. In questi casi l'aggettivo è seguito dalla proposizione comparativa che è separata dall'aggettivo mediante la congiunzione *e*.

Era un medico *originale e come* non se ne vedono molti.

La proposizione comparativa può essere coordinata a una proposizione relativa, mediante *e*.

Un vestito di vecchia moda, *come se ne portava* negli anni precedenti, *e che* ella aveva aggiustato un poco.

77. Oltre a *come*, si può avere *secondo che*, a *secondo che* in capo alla seconda proposizione, quindi in mezzo all'intero periodo.

Regolati *secondo che* ti suggerisce la coscienza. La forma *suave* era quasi costante in *A e B e C*; il poeta scrive ora *suave, secondo che* il verso gli suona meglio (Miglierini 179). *Secondo l'ora che* arrivi.

A misura che, man mano che, via via che esprimono sì la conformità dell'azione della subordinata con quella principale, ma alla conformità si aggiunge un senso di continuità con la quale si vuol accentuare la durata parallela delle due azioni: principale e subordinata. Per conseguenza, il tempo preferito è, con queste congiunzioni, il presente o l'imperfetto sia nella principale che nella subordinata.

A misura che il fiato gli andava mancando, a poco a poco, acconciavasi pure ai suoi guai (Verga in Dean V 332). *A misura che* si avvicina l'ora del pranzo, cresce la nostra fame. Il sonno s'impadroniva di me, *a misura* che passavano le ore. *Man mano* che il suo pensiero girava su questo fuso, l'animo del barone si rinfocolava e pigliava coraggio (DeMarchi Cappello 77). *Man mano che* rivedeva le case, le botteghe, la gente, i soliti amici, andava ricuperando anche il senso della sua vita solita (DeMarchi Cappello 134). Pure, *via via che* la memoria della cella vera si dissolveva nell'aria, anche queste presenze ricaddero a sfondo. (Pavese Gallo 10).

Da osservare nell'ultimo esempio, il passato remoto.

Comunque introduce proposizioni comparative d'indole generale e indeterminata. Il rapporto di uguaglianza non sparisce. La proposizione principale entra in relazione con un contenuto indeterminato, fatto che influisce anche sul contenuto della proposizione principale. Le principali, in questi casi, ricevono un'impronta particolare tanto da trasformare quasi quasi il rapporto originariamente comparativo in un rapporto avvertativo.

Comunque si mettano le cose, non ritorneranno indietro tanto facilmente (Bracco 28).

78. Spicca chiaro in senso comparativo delle proposizioni comparative nei casi in cui nella proposizione principale troviamo così, tanto e tale, o la formula: allo stesso modo che, o al modo di chi. Quando si hanno queste correlative nella proposizione principale, s'intende sottolineare di più il valore comparativo della subordinata di modo che il loro impiego dipenda da ragioni stilistiche, secondo l'intenzione e il gusto di chi parla o scrive.

Se così, tanto, tale sono seguiti dalla congiunzione che, in senso della subordinata cambia, perchè avremo le subordinate consecutive. Infatti, nell'esempio: Ma molto più importante è che ognuno possa guadagnare tanto con il proprio onesto lavoro che gli assicuri la vita modesta—la seconda frase, la subordinata, va interpretata piuttosto come una consecutiva. Il guadagno ha come conseguenza l'assicurazione della vita modesta.

Egli deve a me (tanto) quanto devo a te. Non ha tanto coraggio quanto io credevo che possedesse. E come le nonne avevano sospirato per Armando Duval in persona, e diventato mito, le madri lo avevano successivamente identificato in Rodolfo Valentino chiamando Valentino i loro belli, così le giovani di Sanfrediano... scoprirono in Robert Taylor il loro ideale della maschilità (Pratolini 45).

Cfr. un esempio, sprovvisto della correlativa nella principale:

Come il corpo si è sviluppato in bellezza e in salute, anche la sua anima non ha subito fratture da portarne il segno (Pratolini 14).

Esempi per allo stesso modo che, al modo di chi:

La voracità rimaneva su quel viso una forza pulita e fresca, che non degenerava nel bestiale, rivelando, al contrario, una sicurezza rara in un ragazzo della sua età; *allo stesso modo che* la bellezza della forma purificava la carnosità delle sue labbra (Palazzeschi 120). . . si mise a ridere, e *al modo di chi* si è liberato di un incubo cui avesse soggiaciuto e che si accorge essere futile e puerile, disse con voce dura (Alvaro Uomo 156).

La differenza tra tanto . . . quanto da una parte e tale . . . quale e così . . . come dall'altra è nell'aspetto quantitativo della prima e nell'aspetto qualitativo delle seconde correlative. Tale può mettersi davanti e dopo un sostantivo, ma esso può essere adoperato indipendentemente, come attributo nelle proposizioni principali.

La tua condotta non è (*tale*) *quale* dovrebbe essere. Egli è *tale quale* lo immaginavo: un tipaccio. Dopo tanto studio il tuo italiano non è (*tale*) *quale* dovrebbe essere.

Quale può figurare in certe situazioni in cui il legamento alla principale non sembra ovvio, a prima vista:

Subito si disegnò in fondo al portico l'ombra nera di un questurino, *quali* usavano allora con la nappina azzurra sopra il pentolino in testa (Panzini in Dean VI 195-6). Ed ha un sorriso ipocrita sulle labbra, *quale* colui che scoperto a barare cerca di buttare la cosa in ischerzo (Pratolini Quartiere 67).

79. Il rapporto di disuguaglianza si esprime mediante una proposizione introdotta da *che*. La congiunzione *che*, in questo caso, si mette in relazione con un avverbio comparativo, collocato nella proposizione principale: più, meno, meglio, peggio, altro, altrimenti, diverso, piuttosto.

Il mio amico ha avuto *meno* fortuna *di quanto* meritava. Quello scolaro è *più* intelligente *di quel* che si crede.

I tipi con *di* e quelli con *che* possono essere ammessi con ugual diritto; si dice con simile frequenza:

Lavora meglio *di quel* che dicono o lavora meglio *che quel* che dicono. Ha fatto meno male *di quanto* prevedevamo e ha fatto meno male *che quanto* prevedevamo.

Nelle proposizioni comparative di disuguaglianza (di maggioranza e di minoranza) si ha l'uso mobile (cioè a volontà) della congiunzione *non*, che si può esprimere o tacere senza che il senso si alteri.

Abbiamo agito *peggio di quel che tu possa immaginare*, oppure: *peggio di quel che tu non possa immaginare*.

Nel caso di negazione il verbo della proposizione comparativa deve stare d'obbligo al congiuntivo, mentre nei casi positivi sta di rado al congiuntivo, a meno che non ci figuri volontà particolare del soggetto parlante di presentare il contenuto dell'intero periodo come nettamente soggettivo, legato al suo particolare modo di concezione. Il verbo della subordinata comparativa può stare anche al condizionale.

Cosa sai? Più di quanto tu *non creda* e più di quanto *crede* di saperne la gente (Pratolini 77). Era più grazioso e più gentile che *non mostrasse* il ritratto, ma ancora fanciullo (DeRillusione 13).

Si può porre il problema di come si possa paragonare una proposizione principale ed altre specie di subordinate. Le proposizioni comparative, ipotetiche e temporali possono essere messe al paragone. Nel caso delle comparative si dice: più, meno, peggio, meglio ecc. di come e si evita di dire che come appunto a causa della cacofonia. Si dice: s'è comportato peggio di come avevamo pensato, mentre peggio che come ecc. non è della lingua scritta. Nel caso di un'ipotetica, di se non è possibile. E possibile solo: più, meno, peggio, meglio ecc. che se.

Ora si trattava non più d'un debito di giuoco, ma di stima, di fiducia, di delicatezza, e a Cesarino bruciava *più che se avesse* ricevuta una coltellata nella carne (DeMarchi Pianelli 120). . . . la barca del condannato andava, tetra, silenziosa, più tetra e più silenziosa *che se portasse* un cadavere (Serao Sentinella 12).

Finalmente, con una proposizione temporale tutt'e due le soluzioni sono possibili: più, meno, ecc. di quando e più, meno, ecc. che quando.

L'Italia sensibilmente mutilata ha più disoccupati *di quando* (o *che quando*) aveva ancora le colonie.

80. Se la proposizione comparativa esprime un'idea soltanto supposta, essa si chiama comparativa ipotetica e il suo verbo si mette al condizionale (presente o passato) e se la proposizione comparativa viene introdotta da *come se* e *quasi*, nell'imperfetto o trapassato del congiuntivo. Effettivamente si tratta di una contrazione. „Agisce *come se* fosse il preside del liceo” si potrebbe trasformare in: *agisce come* (agirebbe) *se* fosse il preside del liceo. La proposizione comparativa ipotetica nasce dunque dalla contrazione di due proposizioni subordinate: l'una nettamente comparativa, l'altra invece ipotetica, subordinata in secondo grado alla prima subordinata. I soggetti delle due subordinate devono essere analoghi. Dalla prima rimane la congiunzione introduttrice: *come*; il resto scompare, essendo il predicato simile a quello della proposizione principale. A *come* segue immediatamente la proposizione ipotetica.

Come se recitasse una lezione imparata a memoria, disse che la sua scuola era l'unica in Italia (Volpini 92).

Nel caso citato: *come* (direbbe) *se* recitasse. . . disse. . .

Come se + *qualcuno* è sostituito da: *come chi*.

Scherzi, spesso, ben pericolosi: *come chi* dicesse una scatola di fiammiferi che piglia fuoco da sola in punta al tavolino (Baldini 105).

Le proposizioni comparative ipotetiche, introdotte da *come* solo (il *se* si può omettere) possono avere il predicato sia al condizionale che al congiuntivo. In questi casi sono i verbi ad esprimere la condizione e a trasformare la frase comparativa in comparativa ipotetica.

Mi mise in mano un bicchiere e una pasta, la mangiavo svogliata, bevevo *come fosse stato* sale amaro (Volpini 206). Egli parlava di quattro o cinque mesi di separazione *come avrebbe raccontato* una storia indifferente.

Il latinismo *q u a s i s e, q u a s i c h e*, e nella lingua moderna piuttosto *q u a s i*, diffuso soprattutto nella lingua ufficiale, legale, richiede sempre il congiuntivo e mai il condizionale.

A un tratto si mise a urlare e ad agitarsi, *quasi* fosse colto di nuovo dalla colica, *quasi* fosse giunta l'ultima sua ora, e non udisse potesse più parlare (Verga in Dean V 328). . . lo guardavano negli occhi, *quasi che* la pratica avesse loro insegnato . . . che la più nascosta volontà dell'uomo ha sempre un rapidissimo fulgore negli occhi (Serao Sentinella 12). Quando entravo in officina, mi guardavano come una bestia rara, *quasi volessero* cercare il cambiamento (Volpini 94). . . col solito falsetto salutava le zie : „Zi' Tè, Zi' Cà", *quasi* fosse stato mezzogiorno invece che le due o le tre (Palazzeschi 234).

C o m e s e, c o m e, q u a s i si possono aggiungere anche ai sostantivi come qualificativi, oppure essi possono continuare, in qualità di attributo, la proposizione *c'è o è*.

Mare rigato tutto a solchetti, appena appena composti e scomposti, *come se* un pettine d'oro fatato passasse invisibile a rigare di bianco e d'azzurro la pagina di questo libro eternamente favoloso sgomentatore di umani (Pea in Dean VI 426). Eppure, alla fine, tutto il sacrificio di Paolo *fu come se* non fosse mai stato (Cicognani Nov 270). È *come se* tu mi avessi calunniato presso il babbo.

Il paragone può essere fatto anche tra altre proposizioni, per es. nel caso di una subordinata temporale.

Ma il condannato, certo, non pensava a fuggire : sul mare conservava la sua tranquillità, *come quando* era sceso dal forgone (Serao Sentinella 12).

81. Per esprimere che due azioni o fatti aumentano o diminuiscono *in ugual misura* (oppure l'una di esse aumenta e l'altra diminuisce, ma sempre in misura uguale), ci si serve di varie procedure, tra le quali una consiste nell'uso — nella proposizione principale — di *tanto più o tanto meno* e — nella proposizione subordinata — di *quanto*. Il predicato (verbo) della proposizione comparativa può essere seguito o preceduto da *più o meno*.

Il rumore del tuono è *tanto meno* sensibile, *quanto* il temporale è *più* lontano. Prese un atteggiamento *tanto più* compunto, *quanto* l'offesa era stata *più* grave.

Invece di *tanto più... quanto... più (meno)* e *tanto meno... quanto... meno (più)* si usa *tanto più... quanto più (meno)* e *tanto meno... quanto meno (più)*. In questi casi il secondo termine di paragone precede il predicato (verbo) della proposizione comparativa. Del resto, con la procedura ora esposta, è possibile invertire l'ordine delle proposizioni, facendo precedere la subordinata comparativa a quella principale.

Quanto più si studia, *tanto migliore (più buona)* sarà la pagella. Oppure, naturalmente : *Tanto migliore* sarà la pagella, *quanto più* si studia.

Un altro metodo sta nella giustapposizione di due proposizioni in cui più...più e meno...meno stanno in capo. Le correlative possono essere intercambiate; si creano, per conseguenza, le formule: più...meno e meno...più. Davanti alla seconda proposizione possiamo intercalare la congiunzione *e*, ma ciò non è obbligatorio.

Più mi avvicinavo a Firenze, *e meno* sentivo il coraggio di recarmi da mia madre (Volpini 44). *Più* essi si avvicinano alla vecchia, *e più* diventano insopportabili. ...*più* se ne scioglie *e più* gli si stringe (Bernasconi 136).

La giustapposizione si può estendere a più proposizioni. In questi casi, siccome il paragone si fa sempre tra *due* azioni o fatti, è giocoforza che — se si tratta di più membri —, la seconda frase sia corollario o comunque supplemento della prima o se no, che la terza proposizione lo sia di fronte alla seconda.

Più egli si diverte, *più* egli si dà alla bella vita, *e meno* è capace di studiare.

Nell'esempio citato è indubbio, mercè anche la congiunzione *e*, che il secondo membro del paragone comincia con *e più*, essendo le due prime proposizioni un'unità più o meno completa.

Le proposizioni locali

82. Le proposizioni locali sono introdotte dagli avverbi locali *dove* (che si può combinare con *di*, *da*, e quindi si dice *da dove*, *di dove*) *e*, molto più raramente *ove*, *donde*, *e onde*, congiunzioni che hanno, al giorno d'oggi, sapore letterario, specialmente *donde*.

Ritornai a casa, *dov'ero* aspettato. Non ho ancora capito *donde* è saltato fuori. In questo caso, invece di *donde* che è letterario, si dice: *di dove* o *da dove*.

In cui, *di cui*, *da cui* si adoperano come sinonimi di *dove*, *di dove*, *da dove*, in senso locale. La casa in cui sono aspettato o *dove* sono aspettato. In cui ecc. può avere, come abbiamo visto più sopra, senso temporale: l'ora in cui ecc., l'ora quando ecc.

La congiunzione *onde* si adopera ormai di rado come congiunzione locale, con il significato di *di dove* (*di cui*, *da cui*).

Un monticello *onde* si gode un bel panorama. La materia *onde* è formato (tale e tale oggetto).

Oggi, *onde* si usa piuttosto con significato finale, modale, o causale, e si costruisce talvolta con l'infinito, però sa di burocratico.

Te lo dico *onde* ti serva di regola. Il modo *onde* si comporta. ...rafforzare l'azione dei nostri istituti e delle nostre scuole all'estero *onde* divengano sempre più efficacemente tramiti della nostra cultura (Documenti marzo 1959).

Te lo dico *onde* *regolarti* bene.

Indice

Elenco delle abbreviazioni

- Alvaro Uomo
Alvaro Tempo
Baldini
Battaglia
Bernasconi
Binni
Bracco
Capuana
Cicognani
Cicognani Nov
Critica
D'Annunzio
Deledda
De Marchi Cappello
De Marchi Giacomo
De Marchi Pianelli
De R Illusione
De Ruggiero
Documenti
Faldella
Fogazzaro
Fracchia Gente
Migliorini
Moravia Amore
Moretti
Nardi Fogazzaro
Palazzeschi
Pancrazi
Panzini
Parise
Pavese Gallo
Pea
Pirandello Colonia
Pirandello Berecche
Pirandello Dean
Pratolini
Pratolini
Russo
Serao
Serao Sentinella
Stuparich
Tagliavani
Corrado Alvaro : L'uomo è forte, Bompiani³, 1941
Corrado Alvaro : Il nostro tempo, Bompiani, 1952
Antonio Baldini : Michelaccio, Mondadori, 1941
S. Battaglia - V. Pernicone : La Grammatica Italiana, Chiantore, 1951
Ugo Bernasconi : Uomini e altri animali, Mondadori, 1926
Walter Binni : Critici e poeti dal Cinquecento al Novecento, La Nuova Italia, 1951
Roberto Bracco, Teatro, Vol. III, Sandron, 1895 - 99
Luigi Capuana : Il marchese di Roccaverdina in : Scrittori italiani, vol. V (Deanović-Jernej), Zagreb, 1952
Bruno Cicognani : La Velia, Valecchi, 1923
Bruno Cicognani : Le Novelle, Valecchi, 1955
La critica stilica e il barocco letterario, Firenze, Le Monnier 1958
Gabriele D'Annunzio : Novelle della Pescara in : Scrittori italiani, vol. V (Deanović-Jernej), Zagreb, 1952.
Grazia Deledda : Il Cedro di Libano, Garzanti, 1939
Emilio De Marchi : Il Cappello del Prete, 1888
Emilio De Marchi : Giacomo l'Idealista, 1897
Emilio De Marchi : Demetrio Pianelli, 1890
Federico De Roberto : L'illusione, Treves, 1922
Guido De Ruggiero : Rinascimento, Riforma, Controriforma, I - II, Laterza, 1942
Documenti di vita italiana (rivista)
Giovanni Faldella: Roma borghese, Cappelli, 1957
Antonio Fogazzaro : Piccolo mondo antico in : Scrittori italiani, vol. V (Deanović-Jernej), Zagreb 1952
Umberto Fracchia : Gente e scene di campagna, 1931
Bruno Migliorini : Saggi linguistici, Le Monnier 1957
Alberto Moravia : L'Amore Coniugale e altri racconti, Bompiani, 1949
Marino Moretti : Il tempo felice, Garzanti, 1941
Giuseppe Nardi : Antonio Fogazzaro, Garzanti, 1942
Aldo Palazzeschi : Sorelle Materassi, Vallecchi,⁷ 1942
Pietro Pancrazi : Scrittori italiani dal Carducci al D'Annunzio, Laterza, 1947
Alfredo Panzini : La lanterna di Diogene, La pulcella senza pulcellaggio in : Scrittori italiani, vol. VI (Deanović - Frangeš), Zagreb, 1952
Goffredo Parise : Il prete bello, Garzanti⁶, 1955
Cesare Pavese : Prima che il Gallo canti, Einaudi, 1952
Enrico Pea : Moscardino in : Scrittori italiani, vol. VI (Deanović-Frangeš), Zagreb 1952
Luigi Pirandello : La nuova colonia, 1928
Luigi Pirandello: Berecche e laguerra, Mondadori 1934
Luigi Pirandello : Novelle per un anno in Scrittori italiani, vol. VI (Deanović - Frangeš), Zagreb, 1952
Vasco Pratolini : Le ragazze di Sanfrediano, Vallecchi¹¹, 1957
Vasco Pratolini : Il Quartiere, Vallecchi, 1954
Luigi Russo : Metastasio, Laterza, 1921
Matilde Serao : Castigo, Barion, 1938
Matilde Serao : All'erta, sentinella, Galli, 1896
Giani Stuparich : Ritornello, 1942
Carlo Tagliavini : Le origini delle lingue neolatine, Pàtron, Bologna, 1952

Tecchi	Bonaventura Tecchi : Tre storie d'amore, Treves, 1931
Tommaseo	Niccolò Tommaseo : Fede e bellezza, Bompiani, 1942
Tozzi	Federico Tozzi : Tre croci, 1920
Verga	Giovanni Verga : Vita dei campi, Novelle rusticane, Mastro don Gesualdo, Malavoglia in : Scrittori italiani, vol. V (Deanović-Jernej), Zagreb, 1952
Volpini	Flora Volpini : La fiorentina, 1952
Viola Fine	Giulio Cesare Viola : Fine del protagonista, Treves, 1931

СИНТАКСИС ПОДЧИНЕННЫХ ПРИДАТОЧНЫХ ПРЕДЛОЖЕНИЙ В ИТАЛЬЯНСКОМ ЯЗЫКЕ

(Резюме)

Статья представляет собой первую попытку по обработке вопроса о подчиненных придаточных предложениях в итальянском языке с точки зрения синхронической лингвистики. Как это ни кажется странным, ученые, занимающиеся итальянской лингвистикой, до сих пор не обработали еще этого вопроса ни в общем и целом, ни в подробностях. Академическая грамматика итальянского языка также не разработана еще, следовательно названная тема трактована только в учебниках, написанных для учащейся молодежи, и в практических грамматиках, несколько неудовлетворяющих научным требованиям языкознания. При полном отсутствии подготовительных работ автор пользовался указаниями французских синтаксисов, в частности трудом Сандфельда (*Les propositions subordonnées en français*), являющимся одним из самых лучших произведений, посвященных синтаксису подчиненных придаточных предложений во французском языке.

Само собой разумеется, что наибольшие принципиальные затруднения возникли при классификации придаточных предложений. По мнению автора среди них можно различать 4 группы в зависимости от выраженного ими значения. Они могут иметь значение 1. имени существительного, 2. имени существительного в виде косвенного вопроса, 3. имени прилагательного (причастия) и 4. наречия. В каждой группе учитываются и синтаксические функции придаточных предложений, т. е. функции субъекта, прямого или косвенного дополнения и т. д.

Автор подверг изучению и главные предложения, которым подчинены придаточные. Кроме того, он подробно рассматривал и проанализировал употребление времен и наклонений в придаточных предложениях. Так как это употребление само по себе ничего не объясняет, он учел его и в главных предложениях.

Из выражений, служащих для сокращения предложений, подробно разработаны инфинитивные конструкции. Употребление причастий и деепричастий не освещено автором, так как они не имеют подобной функции.

Примеры взяты из сочинений, перечисленных в конце статьи. При приведении примеров автор уклонился от обычной практики и оставил без внимания литературу прошлых времен, так как по его мнению нельзя согласиться со взглядом, выраженным в большинстве учебников и практических грамматик, по которому язык Данте идентичен с современным литературным языком, и нельзя согласиться с методом, смешивающим современные примеры с примерами, взятыми из старинных памятников.

Дв. Херцег

RANDBEMERKUNGEN ZU EBERHARD KRANZMAYERS HISTORISCHER LAUTGEOGRAPHIE DES GESAMTBAIRISCHEN DIALEKTRAUMES

Von
CL. HUTTERER

Es war ein Baier, Johann Prasch, Bürgermeister von Regensburg, der noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts die erste Anregung gab zur Sammlung und wissenschaftlichen Bearbeitung des Wortschatzes der deutschen Dialekte.¹ Seine Arbeit hat im 18. Jahrhundert ein anderer Baier, Andreas Schmeller fortgesetzt, der mit seinem grossangelegten und heute noch unentbehrlichen Bayerischen Wörterbuch² sowie mit seiner vortrefflichen — heute würden wir sagen : sprachgeographischen — Zusammenfassung der bairischen Mundarten³ den imposanten Aufstieg der deutschen Dialektologie der neuesten Zeit einleitete. Und im angehenden 20. Jahrhundert waren es wieder Baiern, die in Bayern und Österreich eine komplexe Forschungsmethodik schufen, die seitdem schon schulemachend wurde : Primus Lessiak, Anton Pfalz, Josef Seemüller, Josef Schatz, Walter Steinhauser und andere. Aus dieser klassischen Schule im besten Sinne des Wortes ging auch Eberhard Kranzmayer als Schüler Lessiaks hervor, und er wird heute mit Recht selbst von der Elite bairischer Mundartforschung als der beste Kenner des bairischen Dialektraumes bezeichnet.⁴

Es ist besonders erfreulich, dass Kranzmayer die alte, und immer noch moderne bairische Tradition fortführt und in seinem neuesten Buch⁵ den willkommenen Versuch macht, den bairischen Raum in seinem sprachgeographischen Aufbau, auf Grund der Lautgeschichte, gemäss den Forderungen der Wissenschaft unserer Zeit zu erfassen. Was die Grundsätze der Methodik dieser Arbeit anbelangt, dürfen wir ruhig sagen, dass er die von ihm angestrebte komplexe Einheit der verschiedensten Quellen (lebende Mundarten, Urkunden,

¹ 1689 erschien sein bairisches Idiotikon unter dem Titel „Dissertatio altera de origine germanica latinae linguae, accedit glossarium bavaricum“ in : Heumannii opusculis.

² J. A. Schmeller : Bayerisches Wörterbuch 1 — 2. Stuttgart und Tübingen 1827 — 1837, 1872³.

³ Ders., Die Mundarten Bayerns usw. München 1821 : 1929⁴.

⁴ Ernst Schwarz in : Deutsche Literaturzeitung 78 (1957), Sp. 1080 ; — I. Reiffenstein in : ZfMaf 25 (1957), S. 235.

⁵ Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien : Österr. Akad. der Wiss.; Graz — Köln : Böhlau in Komm. 1956. XIV, 143 S. nebst 27 Laut- u. 4 Hilfsktn. in besonderer Mappe. gr. 8^o (im folgenden = Hist.).

Lehnwörter, Namenkunde) im grossen ganzen verwirklicht. Trotzdem kommt bei der Lektüre des Werkes manchenmal der Zweifel auf, ob die Richtung, die der Verfasser durch seine Anschauungen über die gesamtbairische Sprachforschung gewissermassen vorschreibt, wirklich in jeder Hinsicht einwandfrei ist und, ob der Weg, den er dabei von der älteren bairisch—österreichischen Schule abweichend einschlägt, wirklich zu dem gewünschten Ziele führt.

Aus diesem Bedenken schien es mir angebracht, über die einfache Besprechung des Kranzmayerschen Werkes hinaus, in manchen Fragen zu Betrachtungen allgemein-prinzipieller Natur vorzustossen, um so mehr, als in den bisherigen Rezensionen über die „Historische Lautgeographie“ die meisten Einzelfragen kritisch erörtert wurden und was man doch vermisst, ist eben eine Untersuchung der Grundlagen, auf welchen der namhafte Verfasser seine Arbeits- bzw. Darstellungsmethodik und seine Auswertung des bearbeiteten — und z. T. nicht bearbeiteten — Materials aufbaut. Im folgenden soll vor allen Dingen zu Fragen Stellung genommen werden, die für die weitere Forschungsarbeit im bairischen Sprachraum auch nach Kranzmayers Werk immer noch der Klärung harren und die in dem einen oder dem anderen Sinne für die Bearbeitung der bairischen Dialekte sehr wichtige Folgen haben können.

Zur besseren Übersicht werden die grundsätzlich problematischen Stellen zusammengefasst und möglicherweise so vereinheitlicht behandelt, u. zw. im Rahmen folgender Problemkreise: **Phonetik und Lautschrift; Vokalismus der Nebensilben; Reihenschritte; Anordnung des Stoffes; Sprachinseln und Mischmundarten; Begriffs- und Wortsoziologie; Phonologisches Denken und Gewährsleute; Einzelfragen.**

Phonetik und Lautschrift

Ein besonderes Kapitel beansprucht die Frage der phonetischen Auffassung bzw. der phonetischen Darstellung, d. h. der Lautschrift des Bairischen in Kranzmayers Werk, um so mehr, als diese Lautschrift auch im kommenden Bayrisch—Österreichischen Dialektwörterbuch angewendet werden soll.⁶ Die phonetische Erörterung der Einzellaute bzw. ihre Festigung in der Umschrift ist in Kranzmayers Buch leider allzu knapp gehalten, wodurch die klare Abgrenzung der einzelnen bairischen Kleinräume ziemlich erschwert wird.

Grundsätzlich ist allerdings das Problem, ob man in dieser Hinsicht bei einer Lautgeographie und einem Wörterbuch in der gleichen Weise verfahren soll oder nicht? Die Meinungen können auseinander-

⁶ Hist., Vorwort 23.

gehen, ob ein Dialektwörterbuch es nötig hat, die Laute ohne Rücksicht auf ihre Rolle im System der behandelten Mundarten mit phonetischer Genauigkeit zu fixieren, oder aber, ob es hier genügt, sich auf die Unterscheidung dessen zu beschränken, was funktionell, also phonologisch von Belang ist. Nach meinem Dafürhalten sollte das Letztere im Falle eines Wörterbuches vollauf ausreichen, denn es kommt dabei in erster Linie auf den Wortschatz und nicht auf die minutiösen Feinheiten des Lautbestandes an. Es kann also nur befürwortet werden, wenn sich die Redakteure des Bayrisch—Österreichischen Dialektwörterbuches zu einer vereinfachten, phonologischen Transkription der bairischen Laute entschlossen haben. Das Dialektwörterbuch soll ja nicht nur den Zwecken der Phonetiker, sondern auch denen der Semantiker, der Wortbildungs- und Syntaxforscher, ferner der Volkskundler, der Historiker und womöglich auch des gesamten bairischen Volkes dienen, soweit es daran Interesse hat. Die Anwendung einer phonetischen Lautschrift würde somit für die meisten Benutzer des Wörterbuchs eine unnötige Erschwerung der Handhabung des dargebotenen Materials mit sich bringen.

Ganz anders liegen jedoch die Dinge in einer lautgeographischen Darstellung. Hier sind alle, sogar die winzigsten, sich manchmal erst im Werden befindenden lautlichen Erscheinungen und Einzelheiten von grosser Bedeutung, denn erst die allseitige Abwägung und synchronisch-diachronische Auswertung ermöglicht ihre Heranziehung zur Klärung dialekt- und sprachgeschichtlicher Probleme deutscher wie allgemeiner Natur. Wenn man bestrebt ist, die Laute und ihre Varianten einer Grossmundart wie der bairischen, in ihrer geographischen Verbreitung zu erfassen, ihren Geltungsbereich, ihr Kerngebiet und ihre Grenzen sowie ihre Lebenskraft zu bestimmen, so ist man unbedingt auf die möglichst genaue phonetische Wiedergabe der Einzellaute mit all ihren Varianten angewiesen. Und gerade in dieser Hinsicht ist es vielleicht nicht überflüssig, auf die Kranzmayersche Transkription näher einzugehen.

Bei Kranzmayer, S. X, werden folgende Vokalbezeichnungen verwendet :

	überoffen	offen	halboffen	geschlossen	offen	geschlossen
vordere	ä	ɛ	ɛ	e	i	i
mittelgaumige		ø	ø	ö	ü	ü
gerundete		ø	ø	ö	ü	ü
hintere	â	ɔ	ɔ	o	u	u

Dazu kommen noch die Schwachbezeichnungen *v* (offen) und *a* (geschlossen), sowie *a* für offenes *a*.

Dieses Zeichensystem ist für ein Mundartwörterbuch zu fein, für eine Lautgeographie des Bairischen samt seinen Grenzgebieten jedoch nicht hinlänglich genug. Für ein Wörterbuch sind Bezeichnungen wie *i* — *i*, *ü* — *ü* (das auch für die Mittelgaumigkeit!), *u* — *u*, sowie die ganze halboffene Reihe *ε* — *ō* — *ō* — *ρ*, vielleicht auch die Unterscheidung *v* — *a*, da sie phonologisch-funktionell in der Regel nicht exponiert werden, überflüssig. Fraglich bleiben noch dunkles *ä* und überoffenes *ä*, obwohl ihre Tilgung im Wörterbuch ganz ohne Gefahren geschehen könnte.

Für eine lautgeographisch-vergleichende Arbeit wäre dagegen wichtig neben *ä* auch die weitere Öffnung [*ä*], die zwischen *ä* und *a* liegt, zu vermerken, sowie die Übergangslaute zwischen *o* und *u* besonders aufzuzeichnen, die je nachdem, ob sie einem *o* oder einem *u* näher stehen, mit *ö* bzw. *ü* wiedergegeben werden könnten. Ebenso wichtig wäre die Bezeichnung der Überkürzen (*ä*, *i* usw.), sowie die feinere Angabe der Vokale der Indifferenzlage (*v*, *a*, *ö* bzw. *o*). Ferner dürfte man nicht verzichten auf die Unterscheidung zwischen Diphthongen und Diphthongoiden bzw. zwischen Triphthongen und Triphthongoiden, da sie einerseits gerade in Hinsicht auf ihre geographische Verbreitung für die Grenzziehung bzw. für die Gliederung der einzelnen Mundartlandschaften sehr wichtig sein können, andererseits, da sie in die Prozesse der Monophthongierung und der Diphthongierung nicht nur im Bairischen, sondern im Deutschen und im Germanischen überhaupt, ja sogar in der allgemeinen Sprachentwicklung eine bessere Einsicht gewähren würden.

Ähnlich problematisch ist das Kranzmayersche Zeichensystem für den bairischen Konsonantismus (S. XI) :

	konsonant. Vokale	Reibelaute			Verschlusslaute			Nasale
		sth.	stl.	Fortes	sth.	stl.	Fortes	
		Lenes			Lenes			
bilabial	<i>u</i>	<i>w</i>			<i>b</i>	<i>b</i>	<i>p</i>	<i>m</i>
labiodental		<i>v</i>	<i>f</i>	<i>ff</i>				
dental		<i>z</i> <i>z</i> <i>z</i> <i>δ</i>	<i>s</i> <i>s</i> <i>s</i>	<i>β</i> <i>β</i> <i>β</i> <i>β</i>	<i>d</i>	<i>d</i>	<i>t</i>	<i>n</i>
guttural	<i>i</i>		<i>x</i>	<i>X</i>	<i>g</i>	<i>g</i>	<i>k</i>	<i>ŋ</i>

Ferner die Liquiden *l*, *λ*, *l̂*, *dl*, *gl*, *r* und der Hauchlaut *h*. Für das Wörterbuch sind davon die vielfachen Varianten der dentalen Spiranten sowie die Unterscheidung von *x* und *X* gewiss von keiner Bedeutung. Für die lautgeographische Darstellung müsste man aber mit Recht mehr Präzision verlangen.

gen. H. Penzl hat in seiner Rezension über Kranzmayers Werk⁷ einige Lücken der fraglichen Umschrift erwähnt, so die gleiche Bezeichnung von Zungen-*r* und Zäpfchen-*r* (oder, wie bei manchen Verfassern: Zungen-*r* und Zäpfchen-*-r*) durch *r*. weiter, dass die Zeichen *b*, *d*, *g* gleichzeitig für stimmhafte und stimmlose Lenes verwendet werden u. dgl. Eine derartige Vereinfachung ist in einem Wörterbuch am Platz, nicht aber bei der geographischen Untersuchung des bairischen Lautstandes. Dieser Umstand ist gegebenenfalls um so bedauerlicher, als unter den Deutschen gerade die Baiern bzw. die Österreicher von jeher als die Phonetiker gegolten haben.

Zunächst wäre eine für die deutschen — insbesondere die oberdeutschen — Mundarten äusserst wichtige Frage zu klären. Es ist eine altbekannte Tatsache, dass für die phonetische Struktur des Konsonantismus dieser Mundarten (und vorzüglich der bairischen unter ihnen) die Unterscheidung stimmhaft / stimmlos, oder Fortis/Lenis für lauthistorische und lautgeographische Untersuchungen nicht ausreicht. Unter den Explosivlauten und den Spiranten hat die Wiener Schule (so Pfalz, Steinhauser u. a.) 4 Reihen auseinandergelassen: die stimmlosen Lenes, die stimmlosen Halbfortes, die stimmlosen Fortes und die stimmhaften Lenes. Manchmal hört man nur von „Medien“, die zwischen den stimmhaften und stimmlosen Extremen liegen. Um in dieser Frage Klarheit zu schaffen, ist es notwendig, zum Vergleich auch die Konsonantensysteme der Nachbarsprachen heranzuziehen. Die slawischen und die romanischen Nachbarsprachen sowie das Ungarische besitzen reine stimmhafte Lenes und reine stimmlose Fortes, also *b — d — g* bzw. *p — t — k* und *z — s* bzw. *v — f* und *ž — š*. Wenn man nun untersucht, wie diese Laute in den Lehnwörtern aus den betreffenden Sprachen in bairische Mundarten aufgenommen wurden (und werden), und wenn man das Unvermögen der Deutschen (vielleicht noch in höherem Grade der Baiern), diese fest und klar gestalteten Laute zu produzieren⁸, vor Augen hält, so wird es ganz eindeutig, dass in unseren Mundarten diese Laute *a n d e r s* geartet sind. Aber wie? In einzelnen Mundarten — die ziemlich selten sind — kommen die Extremwerte: stimmhafte Lenes und stimmlose Fortes häufiger vor, in den meisten spielen sie jedoch nur als stellungsbedingte Varianten eine Rolle. Für die bairischen Dialekte ist eine „halbsichere“ Aussprache dieser Konsonanten charakteristisch, die — im Vergleich zu den Nachbarsprachen — im allgemeinen als stimmlos bezeichnet werden dürfen, obwohl sie in ihrem Stimmtone erheblich schwanken können. Deshalb

⁷ Language 33 (1957), S. 468 ff.

⁸ Vgl. darüber Rousselot: *La Parole* I (1899), S. 778; A. Schmitt: *Die nhd. Verschlusslaute*, S. 165; W. Viëtor: *Elemente der Phonetik*, S. 164 und die Beispiele aus der russischen schönen Literatur bei V. Schirmunski: *Немецкая диалектология*. Moskau — Leningrad 1956, S. 308 f. Dazu die Aussprache des deutschrussischen Generals in Puschkins Erzählung *Капитанская дочка*: А. С. Пушкин, *Полное собрание сочинений* в 6 томах. Academia, Moskau — Leningrad 1936, 4, S. 251.

scheint es richtig zu sein, in diesen Fällen von stimmlosen Halbfortes und stimmlosen Halblenes zu sprechen, die die beiden Extremwerte: stimmlose Fortes und stimmhafte Lenes miteinander verbinden.⁹

Lauthistorisch und lautgeographisch ist es unerlässlich, diese Unterschiede zu fixieren und ihren Geltungsbereich auf Grund der gewonnenen Angaben genau zu umreißen. Deutschpilsen (jetzt Kom. Pest) hat z. B. ausgesprochene stimmhafte Lenes und stimmlose Fortes: sie sind für die Pilsner Mundart charakteristische Phoneme. In neuerer Zeit hört man aber daselbst auch Lautungen wie stimmlose Halblenis *b* bzw. Halbfortis *p* (= diese Laute bezeichne ich nach Setäläs Beispiel mit Kapitalchen und nicht mit griechischen Buchstaben), welche Erscheinung zweifellos auf die Einwirkung der deutschen Nachbarmundarten bzw. der ostdonaubairischen Verkehrssprache zurückgeführt werden darf.

Für die geographische Bestimmung der Laute ist es ebenso wichtig, die bilabialen und die labiodentalen Varianten von *w* und *f* in der Lautschrift festzuhalten. Bilabiales *w* und labiodentales *v* sind nicht überall nur individuelle Varianten, wie in den deutschen Mundarten des sog. „Haulandes“ in der Mittelslowakei,¹⁰ sondern sie können gar oft als für diese oder jene Mundart typische Laute auftreten. Nur so wird es verständlich, dass in den ungarischen Lehnwörtern der deutschen Mundarten zwischen Budapest und dem Plattensee ungarisches stimmhaftes bilabiales *b* in der einen Mundart als *w* (und gelegentlich zu *v* weiterentwickelt), in der anderen als *p* erscheint, da im letzteren Falle ein bilabialer Ersatzlaut für fremdes *b* in der gegebenen deutschen Mundart nicht vorhanden war.

Die bilabiale Variante zu *f*, die ich mit *φ* bezeichne, spielt eine besonders wichtige Rolle in den Fällen, wo es nicht stellungsbedingt (wie nach *m*, *n* oder in Affrikatenverbindungen) vorkommt, sondern als Übergangslaut zwischen altem *p* und verschobenem *pf/kf/ff* bzw. *f*. Es ist im Rahmen des Bairischen für die bairischen Mischmundarten und die Grenzmundarten höchst interessant.

⁹ *Bruder* wird fürs Donaubairische meistens schlechthin als *pruidv* bzw. *pruovd* wiedergegeben. Dazu ist zu bemerken, dass der Stimnton bei anl. *p* und inl. *d* verschieden ist, und trotzdem darf weder dieses *p* mit ung., rom. oder slaw. stimmlosem *p*, noch dieses *d* mit ung., rom. oder slaw. stimmhaftem *d* identifiziert werden. Das geht auch daraus ganz klar hervor, dass der Ungarnbair z. B. nicht instande ist, in ung. Wörtern ein ung. intervokalisches stimmhaftes *d* wie der Ungar zu bilden und kommt immer zu Teilergebnissen, die sich der ung. stimmhaften Aussprache nähern, diese aber nicht erreichen: -*d*-. Ebenso wenig fällt sein stimmloses *p* mit dem entsprechenden ung. stimmlosen Laut im Anlaut zusammen. In Wörtern wie *Budapest* hört der Ungar demzufolge aus dem deutschen Munde nicht *budāpest*, sondern *putā*-, obwohl es in Wirklichkeit wie *Puda*-, bestenfalls wie *Buda*- ausgesprochen wird. *Bruder* ist ähnlicherweise nicht *pruidv*/*pruovd*, sondern meistens als *pruidd*/*pruovd* zu hören, wobei im Anlaut eine Halbfortis, im Inlaut eine Halblenis steht, letztere in ihrem Stimnton die erstere übersteigt und sich der stimmhaften Lenis nähert, während erstere der stimmlosen Fortis nahe steht.

¹⁰ Vgl. J. Hanika: Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im west-karpathischen Bergbaugebiet. *Deutschtum und Ausland* 53, Münster i. W., 1933, S. 81.

In lautgeographischer Hinsicht ist es sehr richtig, dass Kranzmayer χ und x unterscheidet. Dann wäre aber zu erwarten, dass er neben dem hauchstimmlosen h auch die ebenfalls stellungsbedingte stimmhafte Variante h , die in erster Linie zwischen Vokalen zu hören ist, verzeichnet. Erfahrungsgemäss tritt dieses h vielenorts an Stelle von altem intervokalischem g (in $j\ddot{a}hv$ 'Jäger', $m\ddot{a}hv, m\ddot{o}hv$ 'mager') bzw. k (in $m\ddot{o}hv$ 'machen', $p\ddot{o}hv$ 'backen') auf und lässt sich auch geographisch fassen. Ähnlicherweise erachte ich nicht für unwichtig, palatovelares η und laryngales φ zu unterscheiden.¹⁰ Letzteres ist immer stellungsbedingt und silbenbildend, kommt aber nicht in allen bairischen Mundarten vor und wo es vorkommt, da lässt es sich ebentfalls kartographisch festhalten. Für ein Wörterbuch kommt natürlich weder die Unterscheidung χ, x, h noch η bzw. φ in Frage.

Die Palatalisation einzelner Konsonanten kommt bei Kranzmayer nur bei l zum Ausdruck. Die meisten bairischen Mundartforscher wurden auf diese Erscheinung bei anderen Konsonanten nicht einmal aufmerksam, obwohl es vermutlich eine bairische Erscheinung ist, die man nicht auf fremden Einfluss zurückzuführen braucht. Allerdings ist die Palatalisation von n, η, ν, τ in den ungarnbairischen Mundarten mancherorts ganz regelmässig, also $\acute{n}, \acute{\eta}, \acute{\nu}, \acute{\tau}$. Bemerkenswert ist, dass diese Verschlusslaute nicht eigentlich palatal, sondern palatalisiert sind und mit den entsprechenden palatalen Lauten der ungarischen bzw. slawischen Umgebung nicht übereinstimmen. Im Ofner Bergland sagt der Baier $u\ddot{o}v$ 'Welt', $f\ddot{o}v$ 'Feld', aber für ung. ty [= t] z. B. in ung. $P\acute{a}ty$ (= $p\acute{a}t$, ON), gebraucht er unpalatalisiertes ν [$p\acute{a}\nu$], weil er nicht imstande ist, zwischen ung. d, t bzw. gy (= \acute{d}): ty zu unterscheiden. Für die häufige n -Palatalisation scheinen einzelne Beispiele auch bei Kranzmayer zu sprechen, z. B. die Schreibungen $g\eta\ddot{e}vd/g\eta\acute{\eta}xt$ 'Knecht' (§ 3 i 2) u. ä.

Bei den Liquiden sind fürs Gesamtbairische Zungen- r und Zäpfchen- h unbedingt auseinanderzuhalten. Den l -Laut, den Kranzmayer mit $^h l$ bezeichnet, würde ich lieber nicht guttural, wie er, sondern palatal-dorsal nennen und mit dem jeweiligen vorangehenden Laut + l [$kl, gl, \chi l, xl, \gamma l$] bezeichnen, da dieses l nach Gutturalen (Explosiven wie Spiranten) überhaupt und nicht nur nach g vorkommt, und von diesen beeinflusst wird. Für jene Art des (medio)alveolarkoronalen l , die durch den Ausfall eines vorangegangenen d, t, r , oder $n(d)$ entsteht, hat schon Bíró das gute Fachwort *gestossenes* bzw. *stosstoniges l* gebraucht und mit Hinweis auf den Verlust des voranstehenden Konsonanten mit l bezeichnet.¹¹ Kranzmayer bezeichnet es mit $^h l$, was nicht ganz genau ist, weil: 1. er sollte dann auch $^l, ^l$ bzw. $^n l$ schreiben

¹⁰ „Laryngal“ will hier nur die weiter hinten erfolgende Bildungsweise andeuten. Wichtig ist dabei die faukale Öffnung.

¹¹ Vgl. L. A. Bíró: Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt. Leipzig 1910, S. 38.

und, 2. weil es auch hier eine ganze Reihe von landschaftlich bedingten Varianten gibt, z. B. d_l^l , d_l^l , d_l^l , d_l^l , d_l^l , d_l^l usw., die dann alle in einen Topf geworfen werden, wodurch uns wieder ein Mittel zur geographischen Lautuntersuchung des Bairischen abhanden kommt.

Ein besonders verwickelter Abschnitt scheint jener der bairischen Zischlaute zu sein. Die alte bairisch—österreichische Schule hat hier dieselbe Systematisierung aufgestellt, wie bei den übrigen Spiranten und Explosiven. Kranzmayer hat sich hier ein eigenes System erarbeitet und operiert mit den vorausgesetzten mhd. Übergangslauten z (zwischen z und z), s (zwischen s und s) und β (zwischen β und β), die Penzl vielleicht nicht ohne Recht „mysteriös“ nennt.¹² Ohne dabei über den Lautwert bzw. die Aussprache von mhd. s , z , zz diskutieren zu wollen, scheinen mir die lebenden bairischen Mundarten die ältere Auffassung zu bestätigen, dass wir nämlich in den heutigen bairischen Mundarten mit einem ähnlichen Aufbau der Zischlaute zu tun haben, wie im Falle der Verschlusslaute bzw. der übrigen Spiranten. In unserem Zeichensystem bedeutet das die Reihen $z - z - s - s$ bzw. $[z] - z - s - [s]$, welche Laute mir aus bairischen Mundarten tatsächlich belegt sind.

Demnach ergibt sich folgendes, lautgeographisch durchdachtes (also nicht für ein Wörterbuch, sondern für eine historische Lautgeographie bestimmtes) Zeichensystem für den Konsonantismus:

	Explosivae					Spiranten					Affrikaten		Laterales			Halbvokale
	oral					nasal	stl. Lenes	stl. Halbhenes	stl. Halbfortes	stl. Fortes	stl.	stl.	Tremulans	bilateral	unilateral	
	stl. Lenes	stl. Halbhenes	stl. Halbfortes	stl. Fortes												
bilabial	<i>b</i>	<i>B</i>	<i>P</i>	<i>p</i>	<i>m</i>	<i>w</i>	—	—	<i>φ</i>	<i>Bw</i>	<i>Pφ</i> (<i>Kφ, Tφ</i>)	—	—	—	<i>u</i>	
labiodental	—	—	—	—	—	<i>v</i>	<i>ʋ</i>	<i>F</i>	<i>f</i>	—	—	—	—	—	—	
dental (alveolar)	<i>d</i>	<i>D</i>	<i>T</i>	<i>t</i>	<i>n</i>	<i>z</i>	<i>Z</i>	<i>S</i>	<i>s</i>	<i>DZ</i>	<i>TS</i>	<i>r</i>	<i>l</i>	<i>l̥</i>	—	
alveopalatal	—	—	—	—	—	(<i>z̥</i>)	<i>Z̥</i>	<i>š</i>	(<i>s̥</i>)	<i>Dž</i>	<i>Tš</i>	—	—	—	—	
palatal (isiert)	—	<i>d'</i>	<i>t'</i>	—	<i>ɲ</i>	<i>j</i>	<i>ç</i>	(<i>d'</i>)	(<i>t'</i>)	—	—	—	<i>ʎ</i>	—	—	
palatovelar	<i>g</i>	<i>c</i>	<i>K</i>	<i>k</i>	<i>ŋ</i>	<i>γ</i>	<i>x</i>	—	—	—	—	—	—	—	—	
laryngal	—	—	—	—	<i>ʁ</i>	<i>H</i>	<i>h</i>	—	—	<i>R</i>	—	—	—	—	<i>ɦ</i>	

¹² H. Penzl in: *Language*, 33 (1957), Nr. 3, S. 473 f.

Die „langen“ Konsonanten, die im Vergleich zu den echten Geminaten der Nachbarsprachen eigentlich keine „konsonantischen Diphthonge“ sind, viel eher *kakuminal* gebildete Varianten, müssten ebenfalls vermerkt werden, da sie *geographisch* bedingt sein können. Diese kakuminale Bildung dürfte etwa durch einen untergesetzten Punkt (*τ*, *ρ* usw.) angedeutet werden.

Kurz und bündig: für ein Wörterbuch, das auch von Nichtdialektologen ohne grössere Schwierigkeiten *muss* gelesen werden können, ist Kranzmayers System ein wenig kompliziert, für eine Lautgeographie jedoch zu verallgemeinernd. Die beste Lösung dieses Problems wäre vielleicht, bei der Lautgeographie *phonetisch* zu verfahren, also sämtliche, geographisch irgendwie wichtige Einzelheiten der Aussprache genau wiederzugeben, für das Wörterbuch aber diese Lautschrift in *jeder Hinsicht* (also auch in bezug auf die mittelgaumigen Vokale und die Zischlaute) *phonologisch* zu vereinfachen. Dazu ist eine strenge Folgerichtigkeit in der Umschrift erforderlich, denn sonst kommt man über ein Zwischending zwischen *phonetischer* und *phonologischer* Transkription nicht hinaus.

Vokalismus der Nebensilben

Kranzmayer ist der Meinung, dass „eine Darstellung des Selbstlautstandes in den Nebensilben zu weit geführt hätte“.¹³ Einzelnes, z. B. die Behandlung der Endsilben *-en* (§ 46 h/i) bzw. *-er* (§ 50 g), wird an entsprechender Stelle beim Konsonantismus erörtert. Dafür soll uns einst das Wörterbuch schadlos halten, indem dort die Vorsilben sowie die Endungen in der alphabetischen Anordnung untergebracht und nicht nur semantisch, sondern auch lautgeographisch bearbeitet werden sollen.

Das Problem ist viel wichtiger als es im ersten Augenblick scheinen würde. Erfahrungsgemäss wird in phonetischen, sogar in dialektgeographischen Arbeiten dem Vokalismus der Nebensilben viel weniger Aufmerksamkeit gewidmet, als dem Vokalismus der Hauptsilben. Dieser Umstand beruht auf der ziemlich verbreiteten Annahme, dass dieser Abschnitt der Phonetik für das Gesamtbild der Mundarten nur wenig zu sagen hat. Auch V. Schirmunski verzichtet in seiner vortrefflichen Deutschen Dialektologie¹⁴ grundsätzlich auf die Darlegung des Vokalismus der Nebensilben, obgleich er ihn — ähnlich wie Kranzmayer — in einigen Fällen in den Kreis seiner Betrachtungen mit einbezieht.

Es bestehen jedoch zwei Gründe, die triftig genug sind, die Frage nicht dabei bewenden zu lassen. Einerseits steht eine bairische Wortbildungslehre —

¹³ Hist., Vorwort 18.

¹⁴ В. Жирмунский: Немецкая диалектология. Москва—Ленинград 1956.

wie auch Kranzmayer darauf verwies¹⁵ — immer noch aus. Ob sich ihre Einzelerscheinungen im Wörterbuch samt und sonders bewältigen lassen, ist sehr fraglich. Andererseits bietet aber der Vokalismus der Nebensilben ein ungemein reiches und dankbares Material nicht nur für die Behandlung einzelner Tendenzen der Lautentwicklung, sondern in einem noch höheren Grade für die dialektgeographische Untersuchung eines Sprachraumes. Die Grenzen der Verbreitung des Deminutivsuffixes *-lein/-chen* bzw. mundartlich *-lv/-li/-v'lj/-v'lv/-zv/-jv* usw. sind z. B. für die geographische Gliederung eines beliebigen oberdeutschen Raumes, so auch des bairischen, von grosser Bedeutung. Verbreitung und Wechselbeziehungen der Varianten *-uη/-iη* für nhd. *-ung* sind z. B. überdies noch auch für die Erforschung der sozial bedingten Entwicklungsprobleme der bairischen Mundarten keineswegs belanglos. Auch rein laut-historisch bedingte Erscheinungen wie *-haēt/-hät/-häd/-vt/-vd* usw. für nhd. *-heit* gehören zweifellos in die Rahmen der lautgeographischen Darstellung, besonders wenn diese auf historische Grundlagen gestellt werden soll. Die Untersuchung der Sprossvokale bei Kranzmayer¹⁶ liefert den prägnantesten Beweis für die Richtigkeit, ja Notwendigkeit einer zusammenfassenden Darstellung des Vokalismus der Nebensilben nicht im Wörterbuch, sondern anhand der Auslegung des Vokalismus in der historischen Lautgeographie, abgesehen davon, dass es nicht besonders grundsätzlich ist, diesen Komplex auseinanderzutreiben und z. T. in der Lautgeographie, z. T. aber im Wörterbuch zu erörtern.

Reihenschritte

Kranzmayer bekennt sich zu „einer neuen Anordnung nach den Prinzipien reihenschrittlicher Veränderungen der Selbst- und der Mitlaute“ und erwartet davon grosse Vorzüge gegenüber der traditionellen Reihenfolge.¹⁷ An und für sich ist der Grundsatz nicht neu: einer der grössten Kenner und Erforscher der donaubairischen Mundarten, Anton Pfalz hat ihn in seiner Abhandlung „Reihenschritte im Vokalismus“¹⁸ vor 40 Jahren bei der Untersuchung des Donaubairischen in gelungener Weise verwendet. Die Vorzüge dieser Anordnung sind nicht zu bestreiten, soweit sich der Grundsatz durchgehend verwirklichen lässt. Das ist aber leider nicht der Fall, ja nicht einmal im Bairischen.

Die Parallelen der Entwicklung einzelner Laute verlaufen bei weitem nicht gleichmässig, und es ist des öfteren äusserst schwierig, sie auf den gleichen

¹⁵ Hist., Vorwort 19.

¹⁶ Hist., § 49 f und § 50 d.

¹⁷ Hist., Vorwort 13.

¹⁸ A. Pfalz: 1. Suffigierung der Pers. Pron. im Donaubairischen. 2. Reihenschritte im Vokalismus. Sitzber. d. Wiener Akad. d. Wiss., Wien 1918.

sprachhistorischen Nenner zu bringen. Die Reihenschritte kreuzen sich gar häufig, werden von anderen Reihen vielfach durchschnitten, vereinzelt sogar aufgehoben. Das springt besonders krass in die Augen, wenn man Grenz- oder Sprachinselmundarten untersucht, und ohne diese sind die Probleme weder der gesamtdeutschen, noch der bairischen Sprachgeschichte zu lösen. Genauso ist es um die binnendeutschen Mischmundarten bzw. Übergangszonen bestellt, wo die einzelnen Glieder einer ursprünglich einheitlichen Reihe unter verschiedenen Einflüssen ganz verschieden behandelt worden sein können. Erscheinungen, wie die Unstimmigkeiten in der zweiten Lautverschiebung — besonders an den Nahtstellen ober- und mitteldeutscher Mundarten — sind allgemein bekannte Tatsachen: altes *t* wurde z. B. fast ausnahmslos verschoben in den deutschen Mundarten ausser in den niederdeutschen, während altes *p* sich heute noch viel zäher und in weiten Gebieten behauptet, usw. usf.

Bei der gleichzeitigen Heranziehung verschiedener aussendeutscher Mundarten, die für das Bairische grundsätzlich wichtig, manchmal unerlässlich sind, würde sich die Pfalzische Anordnung in ihrer jetzigen Form ungemein störend auswirken. In Deutschpilsen wurde z. B. ahd.-mhd. *i* zu *ē^hv* bzw. *ēv* entwickelt, während altes *ú* folgerichtig als *ø* erscheint. In der altertümlichen, zweifelsohne reinbairischen Mundart von Kolontár im südwestlichen Buchenwald (ung. Bakony) wurde *ú* wie in den übrigen bairischen Mundarten diphthongiert [*ao*], während altes *i* — wohl über *āi* — zu *ā* entwickelt wurde.

Die Beispiele liessen sich vermehren und selbst Kranzmayer fühlte sich gezwungen, über „die Störung der Reihenschritte“ zu sprechen.¹⁹ Jedenfalls glaube ich, dass die angeführten Beispiele wichtig genug sind, um die Gefahren der Anordnung nach dem Reihenprinzip begreiflich zu machen. Die traditions-gemässe Anordnung der Einzellaute bleibt auch fürderhin dienlicher für die übersichtliche Darstellung bzw. Vergleichung der Einzellaute der deutschen Mundarten. Es wäre jedoch zu wünschen, dass die Pfalzische Neuerung, die Kranzmayer weiterführt, bei der zusammenfassenden Auswertung der Dialektentwicklung in die deutsche Mundartenkunde überhaupt aufgenommen werde. Es ist das nämlich, was man bei der einschlägigen Literatur so oft vermissen muss und was trotzdem, insbesondere für die allseitige Auslegung der Geschichte der deutschen Sprache, ausserordentlich wichtig wäre: die Zusammenstellung und Aufwertung jener Tendenzen bzw. Tendenzkomplexe, die die Umbildungen der deutschen Mundarten wie auch der deutschen Hochsprache auf ihren nicht geradezu ebenen Entwicklungsbahnen herbeigeführt haben bzw. heute noch herbeiführen. Zu diesem Zwecke bietet sich der Grundsatz der Anordnung nach Reihenschritten als ein ungemein wichtiges und geeignetes Mittel dar, nicht aber für die Kleinarbeit an einzelnen Lauten, die eher von der Einzelercheinung zu der verallgemeinernden Zusammenfassung in breiten Rahmen vorzudringen hat als umgekehrt.

¹⁹ Hist. Einleitung 43.

Anordnung des Stoffes

Bei der historischen Darstellung und Auslegung der Lautverhältnisse der deutschen Mundarten waren bisher im allgemeinen zwei Verfahrensmethoden im Gebrauch. Man nahm entweder den mhd. Lautstand zur Grundlage der Vergleichung, oder aber griff man auf das Ahd. bzw. auf die ahd. Dialekte zurück. Bei dem Konsonantismus war es immer noch schwieriger, und die Forscher sahen sich häufig gezwungen, sogar bis zum west-, ja gar oft urgermanischen Konsonantensystem zurückzugehen. Es ist ganz klar, dass dadurch eine gewisse Unstimmigkeit entstand, indem als Grundlage zur historischen Anordnung und Bearbeitung des Stoffes nicht ein einheitliches, zeitlich abgeschlossenes System, sondern mindestens zwei, zeitlich verschiedene Schichten der deutschen Sprachentwicklung herangezogen wurden. Es ist zu begrüßen, dass Kranzmayer diesen alten Übelstand zu beseitigen sucht, denn es wäre für die Forschungsarbeit höchst aktuell, eine gemeinsame und vor allem einheitliche lautliche Grundlage zu schaffen ²⁰

Rein theoretisch genommen wäre dazu auch der mhd. Lautstand geeignet, wenn er dialektologisch bearbeitet vorläge. Leider hat aber die deutsche Literaturgeschichte bzw. Textausgabe nach Lachmanns Grundsätzen immer wieder einen vermeinten Idealzustand der mhd. „Schriftsprache“ angestrebt, wodurch die mundartlichen Charakteristika der herausgegebenen Texte so gut wie verschwanden. In dieser Hinsicht ist auch fürs Bairische nur Österreich gut genug durchgearbeitet, nicht aber Bayern. Solange die mittlere Periode der deutschen Sprachgeschichte mundartlich nicht dargestellt und ausgewertet vorliegt, dürfte also das Mhd. — trotz den sonst vortrefflichen Überbrückungsversuchen V. Mosers — als allgemeiner Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung nicht in Frage kommen. In einigen Fällen ist es allerdings unvermeidlich, das Mhd. heranzuziehen, usw. bei Lauttendenzen, die sich erst im Mhd. durchsetzten, z. B. dem sog. „sekundären Umlaut“ æ, den Umlauten ö/æ. ü, iu/öu, üe u. ä. In den übrigen Fällen wäre es vorläufig doch ratsamer, von der ahd. Periode auszugehen, die auch dialektologisch ziemlich reich bearbeitet wurde, insbesondere das Bairische in den soliden historischen Darstellungen von Schatz, Haasbauer u. a.

Vielleicht noch problematischer ist die Lage bei den Konsonanten. Kranzmayer versucht die Einheitlichkeit des Verfahrens durch Zugrundelegung des spätahd. Konsonantensystems zu erzielen. Leider scheint jedoch gerade das Ahd. für die Zwecke konsonantengeschichtlicher Grundlegung besonders wenig geeignet. In dieser Periode wurde der deutsche Konsonantismus von den tiefgehendsten Veränderungen erschüttert. Es ist die Periode der zweiten, ahd. Lautverschiebung, die den weiteren Verlauf der deutschen

²⁰ Hist., Vorwort 12.

Sprachentwicklung, insbesondere der Entwicklung der deutschen Mundarten, in qualitativ neue Bahnen lenkte. Es ist naheliegend, dass diese ausgesprochene Gärungszeit, in der sich alles hin- und herbewegt und unaufhörlich fluktuiert, nicht besonders geeignet ist, für eine möglichst strenge historische Auslegung die festen Grundlagen zu sichern. Dazu trägt ansonsten auch die äusserste Unsicherheit der Orthographie der zeitgenössischen Denkmäler erheblich bei, was sich eben mit der Unsicherheit der Aussprache, mit den Schwankungen des ganzen Lautsystems erklären lässt.

Und was noch schwerwiegender ist: die Zahl der „Ausnahmen“ schwillt bei der Zugrundelegung des Ahd. unerhört an, wodurch die Übersichtlichkeit der Darstellung zwangsläufig der Gefahr der Verwirrung preisgegeben werden muss. Altes *d* und *þ* fallen z. B. im Ahd. zusammen, werden aber in den südbairischen Mundarten vielfach bis heute sauber auseinandergehalten. Altes *p* wurde im Ahd. zu *pf* affriziert in bestimmten Stellungen, es gibt aber eine ganze Reihe von Mundarten, darunter auch viele Mischmundarten, wo *p* unangetastet blieb, geschweige denn in Restwörtern auch in sonst affrizierenden Dialekten. Dasselbe gilt für alle Konsonanten, die der Lautverschiebung unterzogen wurden. Dabei hat sich ein und derselbe Laut in verschiedenen Stellungen verschiedenweise weiterentwickelt. Diese ursprünglich einheitlichen Laute müssen nach dem Kranzmayerschen System dem ahd. Stand entsprechend auseinandergerissen werden, wobei der ursprünglich streng durchzuführende Grundsatz der Reihenschritte ziemlich zerstört wird. Das gilt auch für das Bairische, besonders, wenn man es, wie Kranzmayer sehr richtig tut, stets im Zusammenhang mit den nichtbairischen Nachbarmundarten untersuchen will.

Das alles lässt sich aus dem Zustand vor der zweiten Lautverschiebung viel gleichmässiger und anschaulicher ableiten. Im Grunde genommen wäre es also besser, für das Bairische den altbairischen Vokalismus und den germanischen Konsonantismus als Grundlage für die historische Interpretation heranzuziehen, um so mehr, als es gemäss der Kranzmayerschen Erfahrung auch bei seinem Versuch nicht möglich war, eine vollkommene Einheit der Basis beim Vokalismus und beim Konsonantismus zu erreichen. Auch Kranzmayer war gezwungen, wenn auch „nur ausnahmsweise und wenn unbedingt notwendig“, auch ältere Verhältnisse einzubeziehen.²¹

Dazu kommt noch, dass es im Leben der Sprache immer Neuerungen gibt, die es in vorangegangenen Perioden nicht gegeben hatte. Es ist also letzten Endes unmöglich, das Vorgehen restlos zu vereinheitlichen: es gibt Erscheinungen, die sich am besten aus dem Ahd., und andere, die sich aus dem Mhd., und wieder andere, die sich erst aus dem Nhd. erklären lassen. Dabei sollte jener Grundsatz massgebend sein, den der ungarische Dialektforscher L. Deme am frappantesten formuliert hatte, nämlich, dass es für die innere Anordnung

²¹ Hist., Vorwort 12.

der Erscheinungen einen einzigen gemeingültigen Gesichtspunkt geben kann: die Einzelfragen jeder Erscheinung müssen gemäss ihrer Natur angeordnet werden.²²

Man soll also je nach Möglichkeit einen Stand anstreben, der für die **gesamtdutsche** Mundartforschung am ergiebigsten sein kann, ohne dabei auf die Einbeziehung neueren Standes **spezifischer** (also bairischer, schwäbischer usw.) Natur prinzipiell verzichten zu wollen. Und gerade in dieser Hinsicht wäre es wohl besser gewesen, wenn Kranzmayer es nicht nur auf die bairische — obwohl, wie gesagt, sein Verfahren auch da nicht ganz einwandfrei ist —, sondern auf die **ganze** deutsche Mundartforschung abgesehen hätte.

Sprachinseln und Mischmundarten

Im Hinblick auf die vielen und vielfältigen bairischen Sprachinseln im Ausland sowie die bedeutenden Grenzlandschaften des Bairischen ist es angebracht, auf die Frage der sog. Mischmundarten besonders einzugehen. Man kann Kranzmayer beipflichten, wenn er behauptet, dass „das Suchen nach Mischdialekten öfters zu einer übertriebenen Mode ausgeartet“ ist.²³ Diese Stellungnahme ist um so verständlicher, als Kranzmayer bei seiner sprachgeschichtlichen Aufwertung der bairischen Aussenmundarten bestrebt ist, womöglich nur „reinbairische“ Mundarten heranzuziehen und scheidet deshalb die bairisch—alemannischen, bairisch—fränkischen u. a. „Mischmundarten“ aus seinen Betrachtungen des öfteren aus. Theoretisch könnte man diesem Grundsatz noch zusagen, obwohl die deutsche Mundartforschung erfreulicherweise schon dermassen ausgereift ist, dass wir die meisten **nur** niederdeutschen, **nur** mitteldeutschen und **nur** oberdeutschen, ja sogar die **nur** bairischen Merkmale mit Sicherheit auseinanderzuhalten wissen. In den meisten problematischen Fällen wäre es also möglich gewesen, die gemischten bairischen Sprachinselmundarten zur Beweisführung für historische Fragen der bairischen Sprachentwicklung, freilich nach sorgfältiger Untersuchung und Auswertung aller nichtbairischen Bestandteile, mit heranzuziehen. Das ist ansonsten eine dringende Aufgabe nicht nur für die Klärung mundartkundlicher Fragen, sondern **vielleicht** noch in grösserem Masse für die Geschichte des bairischen Kolonisationswerks im Norden, im Süden und vor allen Dingen im Südosten, wo der bairische Anteil ganz gewiss viel grösser und bedeutender war als dies z. Z. angenommen wird.

Zunächst wäre sehr wichtig, die **echten Mischmundarten** klarzustellen, d. h. solche, die ihr Dasein zweifellos der Auseinandersetzung

²² Deme L.: Nyelvatlaszunk funkciója és további problémái. Budapest 1956. S. 309 und meine Rezension darüber in: Вопросы языкознания, Moskau 1958, Nr. 2, S. 149.

²³ Hist. Vorwort 11.

verschiedener Mundartgruppen verdanken. Daneben besteht natürlich immer noch die Möglichkeit, dass bei Mundarten, die heute ganz ausgeglichen und als herkunftsmässig einheitlich erscheinen, ursprünglich die gleichen Elemente verschiedener Mundarten vereinigt wurden. Dieser Verdacht wird rege z. B. angesichts der heutigen Vorherrschaft von *ā* für altes *ai* in dem donaubairischen Sprachraum im Ungarischen Mittelgebirge (zwischen der ungarischen Hauptstadt und dem Plattensee). Zweifelhaft ist, dass das ostbairische *ā*-Gebiet, das doch zur Zeit der Kolonisation im 17./18. Jahrhundert noch erheblich kleiner gewesen sein soll, Siedler in solchen Massen hat abgeben können. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass die Frankenreste im Mittelgebirge fast immer dasselbe *ā* für altes *ai* einsetzen. Vorsichtshalber dürfte man in diesem Falle mit der Möglichkeit rechnen, dass hier bei der Überhandnahme von *ā* gegenüber bair. *ov* ein fränkisches Substrat, das urkundlich nachweisbar ist, mit am Werk war. Solange dieses Problem nicht beruhigend geklärt werden kann, ist es am Platze, der wissenschaftlichen Genauigkeit zuliebe von „*unechten Mischmundarten*“ zu sprechen. Das soll aber noch nicht bedeuten, dass diese Mundarten, die sonst durch und durch, also zweifellos bairisch sind, bei der Behandlung gesamtbairischer Sprachprobleme ausser acht gelassen werden können. Und gerade in dieser Hinsicht hat der Leser manchmal den Eindruck, dass Kranzmayer dann und wann vielleicht doch willkürlich verfährt, wenn er diese oder jene bairische Aussenmundart in seine Arbeit, die doch für alles, was bairisch ist, massgebend sein sollte, mit aufnimmt bzw. wenn er sie mit der Begründung, sie seien „gemischt“ und deshalb für die Beurteilung bairischer Fragen nicht authentisch, aus den Augen lässt.

Es ist besonders bedenklich, wenn die mittelalterlichen Gründungen in der Slowakei bzw. in Oberungarn so abgefertigt werden: „Weitere mittelbairische Gründungen in der Slowakei und in Ungarn, wie Deutschproben, Kremnitz, Schemnitz, Göllnitz, Krickerbäu usw. und Deutschpilsen, sind zu stark mit mitteldeutschen Elementen durchsetzt, als dass wir sie als verlässliche Zeugen speziell bairischer Lautgeschichte in Anspruch nehmen dürften“,²⁴ auf der anderen Seite aber die „zimbrischen“ Dörfer (die Sieben und Dreizehn Gemeinden) in Italien ohne weiteres mit herangezogen werden.

Für die lockeren Siedlungsgruppen in der Slowakei, vor allem für das sog. Hauland (einschliesslich Deutschpilsen) trifft es unbedingt zu, dass wir hier mit einem Übergangsbiet vom Schlesischen zum Bairischen zu tun haben, wie das schon von Ernst Schwarz erkannt wurde.²⁵ Soviel steht allerdings fest, dass hier der Süden noch fast ganz bairisch ist und das Bairische verliert erst allmählich, dem Norden zu, an seiner Durchschlagskraft. Die schlesische Grundlage dieser Mundarten hat besonders J. Hanika hervor-

²⁴ Hist., Einleitung 15.

²⁵ E. Schwarz: Schlesische Sprachgemeinschaft. Schles. Jb. f. dt. Kulturarbeit im gesamtchles. Raume 1. Breslau 1928, S. 17 ff.

gehoben.²⁶ J. Gréb, der einzige, der m. W. seit K. J. Schröer mundartliche Texte aus Deutschpilsen mitgeteilt hatte,²⁷ erklärt dagegen die Sprache von Deutschpilsen für eine „kärntnerische Mundart mit mitteldeutschem Einschlag“, während Heinrich Schmidt²⁸ und Johann Weidlein²⁹ dieselbe kurzweg für bairisch—österreichisch hielten. Ernst Schwarz sprach von einer leichten ostmitteldeutschen Tünche der Deutschpilsner Mundart und suchte die nächste Verwandtschaft im südlichen Niederösterreich, bzw. in der östlichen Steiermark und vor allem im südlichen Burgenland.³⁰ Auf Grund eigener Aufnahmen kann ich bestätigen, dass die betreffende Mundart tatsächlich eine starke südbairische Färbung aufweist. Zu beachten ist dabei, dass sich die mitteldeutschen Elemente in der Deutschpilsner Mundart von den bairischen ganz klar abheben, nicht nur laut-, sondern auch wortgeographisch: z. B. die Wandel *eo* > *iv*, *ai* > *ov*, *uo* > *uv*, *p* > *κφ*, *d* > *t*, *β* > *d* bzw. *Samstag*, *Ergetag*, *Pfingstag*, *Pfaid* u. ä. lassen über den allgemeinen Charakter der Mundart keinen Zweifel aufkommen.

Trotzdem wird die Deutschpilsner Mundart als Quelle für die bairische Sprachgeschichte abgelehnt. Dagegen beruft sich Kranzmayer fast in allen Fällen auf die Belege aus dem „Zimbrischen“ in Nordostitalien, sowie aus dem Gottscheer Lande. Es lassen sich dabei einige Bemerkungen machen, die nicht ganz belanglos sind.

Altes kurzes *i* wurde in den mitteldeutschen Mundarten vielfach zu *e*, *u* zu *o* gesenkt, wovon in Deutschpilsen fast keine Spur vorhanden ist. In den Sieben Gemeinden und im Westen der Gottscheer Sprachinsel ist die Senkung in den problematischen Stellungen konsequent: *xént* 'Kind', *sténkæen* 'stinken', *wëlle* 'wild', *hönt* 'Hund', *šölle* 'schuld', *xérxxa* 'Kirche' usw. *vemf* 'fünf (5)' gilt sogar für das ganze Gottscheer Land. (Es wirkt natürlich störend, wenn man für die Sieben Gemeinden einmal *šulde* [§ 49 c 1], einmal *šölle* [§ 7. 5] für 'schuld' angesetzt liest, ohne jede Bemerkung.)

Anlautendes *p* wurde in Deutschpilsen zu *κφ* gewandelt, während inlautend meistens der mitteldeutsche Stand [*p*] erhalten blieb. Wenn aber anlautendes *p* in der Suchen des Gottscheer Landes sowie meist auch in den Sieben Gemeinden, ja vielfach auch in den Dreizehn Gemeinden als *f* [*ff*] erscheint

²⁶ J. Hanika: Ostmitteldeutsch — bairische Volkstumsmischung usw. S. 75 ff; — Ders.: Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel. Reichenberg 1927, S. 12 ff; — Ders.: Zur Wortgeographie der deutschen Mundarten in der Slowakei. Karpathenland 1, 3, S. 111; — Ders.: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes in der Mittelslowakei. München 1952, S. 142.

²⁷ J. Gréb: Sprachproben aus Deutschpilsen in Oberungarn. ZfdtMaa 1922, S. 135 ff.

²⁸ H. Schmidt: Die deutschen Mundarten Rumpfungarns. In: J. Bleyer: Das Deutschtum in Rumpfungarn. Budapest 1928, S. 16 ff.

²⁹ J. Weidlein: Die deutschen Mundarten Rumpfungarns. In: K. Bell: Ungarn. In der Reihe: Das Deutschtum im Ausland. Dresden, o. J. (1935), S. 290. Neuerdings wieder bei Weidlein: Die deutschen Mundarten im Südwestlichen Ungarischen Mittelgebirge. ZfMaf 22 (1954), S. 52.

³⁰ E. Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935, S. 282 ff.

und sogar in den Aus- und Inlaut eindringt (also *tsiff* 'Zipf', *nöffl* 'Äpfel', *süffm* 'schupfen' in der Suchen, *ßiff*, *öffel*, *ßuffen* im Osten der Sieben Gemeinden), so wird das bei Kranzmayer dadurch erklärt, (genauso in dem analogen Fall um Brünn und Wischau), dass das Slawische und das Romanische kein *pf* besitzen, also „sie sind genötigt, unsere Labialaffrikata durch *f* — als ihren klangnächsten Eigenlaut zu ersetzen. Darum spricht man in den Wörtern *Pflueg*, *Pfand*, *Pfund* usw. um Brünn und Wischau, in der Suchen des Gottscheer Landes und meistens in den Sieben Gemeinden *f*[*f*].“³¹ Dazu die Feststellung : „In den übrigen zimbrischen Sprachinseln, in Luserna, Lavarone, Folgaria sowie im Fersental, ist dieser Romanismus nicht üblich.“³² Eine derartige Erklärung würde im Falle deutscher Lehnwörter in den Nachbarsprachen wohl hiniauen, aber nicht umgekehrt. Mit Lautentlehnungen muss man sowieso vorsichtiger sein als Kranzmayer es tut. In unserem Falle ist auffallend, dass hier etwas einerseits als mitteldeutsch erledigt wird, andererseits aber nicht als ein mitteldeutsches Charakteristikum, sondern als eine Sonderentwicklung unter fremdem Einfluss zu gelten hat.

Doch weiter. Mhd. *ou* wurde in Deutschpilsen zu *ā*, *á*, ja zu *ø*, *ø*, langes *ú* wurde daselbst zu *ø*, was eben mitteldeutsch sein kann. Was sieht man aber im Zimbrischen? Für *ou* haben die Sieben Gemeinden geschlossenes *ø* (*kløwen* 'glauben', *løffen* 'laufen'), Luserna und Lavarone *ov* (*gløvm*, *lōvvn*), Folgaria und die Dreizehn Gemeinden *ø* (*gløvm*, *lōvvn* bzw. *gløvvn*, *løvvn*).³³ Für *ú* belegt Kranzmayer die Entwicklung nur aus dem Westen der Sieben Gemeinden, wo neben *āo* auch *ø* vorkommen soll : *pør* 'Bauer', *zør* 'sauer'.³⁴ Den Wandel *ou* > *o* u. ä. verbindet Kranzmayer mit Westtirol vielleicht mit Recht, aber für den Wandel *ú* > *ø* kann diese Erklärung nicht in Frage kommen.

Ähnlich verhält es sich mit dem lautkombinatorischen Wandel *nd* > *nn*, *ld* > *ll*: *me kxinne* 'dem Kinde', *me walle* 'dem Walde' in den Sieben Gemeinden, *me kxinne* und *wille* 'wild' in den Dreizehn Gemeinden.³⁵ Das kommt auch in Deutschpilsen vor: *gepūnv* 'gebunden', *kšranv* 'gestanden' (aber *āndv's* 'anders'). Auch diese Erscheinung sieht nicht besonders bairisch aus, weder in Deutschpilsen, noch im Zimbrischen.

Kranzmayer fällt seinen allgemeinen Richterspruch anhand der *i* > *e*- bzw. *u* > *o*- Senkung : „Versuche, diese Eigenheiten als Anzeichen heterogener, etwa mitteldeutscher Ein- oder Zuwanderungen in die Sieben Gemeinden und ins Gottscheer Land zu erklären, sind scharf abzulehnen“.³⁶ Leider erfahren wir auch diesmal nicht, warum. Allerdings wäre es rein logisch zu erwarten, dass entweder die ähnlich bestellten Aussenmundarten — z. B. die von

³¹ Hist., § 39 b.

³² Hist., § 34 f.

³³ Hist., § 21 b 3.

³⁴ Hist., § 14 d 3.

³⁵ Hist., § 28 c 1.

³⁶ Hist., § 7.5; vgl. I. Reiffenstein in : *ZfMaf* 25 (1957), S. 233 f.

Deutschpilsen — mit verwertet werden, oder aber, dass das Zimbrische u. a. Aussenmundarten, denen der mitteldeutsche Anteil trotzdem nicht so einfach abgestreift werden kann, wie es Kranzmayer meint, auch beiseite geschoben werden. Eine Arbeitshypothese, die besonders für die bairische Forschung von ausserordentlicher Bedeutung ist, müsste in einer Arbeit, die dieser Forschung für Jahrzehnte hinaus die Wege zu zeigen hat, strenger — ich möchte sagen, uneingetommener — durchdacht und gehandhabt werden.

Begriffs- und Wortsoziologie

Die Schaffung einer „bairischen Begriffs- und Wortsoziologie“, die Kranzmayer mit Recht vermisst,³⁷ wäre im Interesse der Weiterentwicklung der Bavaristik sehr zeitgemäss. Kranzmayer gliedert den mundartlichen Wortschatz vom Standpunkt des Bauernlebens ausgehend in fünf „wortsoziologische Klassen“.³⁸ Es sind das :

1. volksfremde Wörter bzw. Begriffe ;
2. verkehrsgebundene Wörter ;
3. verkehrsnaher Wörter ;
4. verkehrsfremde Wörter und Begriffe ;
5. verkehrsferner Wörter und Begriffe.

Darunter werden die Klassen 1—2 der Hochsprache bzw. der Verkehrsmundart und nur die beiden letzten der Bauernmundart zugewiesen.³⁹ Klasse 1 wird als „volksfremd“ beiseite gelassen, Klasse 2—3 als „Verkehrswörter“, Klasse 4—5 als „Bauernwörter“ zusammengefasst. Die beiden letzten werden bei Kranzmayer a. a. O. einander als „gegensätzliche“ Gruppen gegenübergestellt. Gleichzeitig muss aber auch der Verfasser zugeben, dass in den Binnenmundarten „diese strenge Trennung zwischen Verkehrs- und Bauernwörtern grossenteils unmöglich“ ist, da in ihnen die Lehnwörter aus der eigenen Hoch- und Verkehrssprache meistens auch in ihrer Lautgestalt vollkommen „vermundartlicht“ werden. Dagegen sollen die Verkehrsbegriffe „in den übrigen schriftsprachefernen Dialekten in und um Österreich“ Lehnwörter, „die Bauernbegriffe immer und ausnahmslos echtes Erbgut“ sein.⁴⁰

Die Wirklichkeit lässt sich jedoch mit dieser strengen Formel nicht regulieren. Beinahe alle deutschen Mundarten Ungarns — und voran die bairischen! — haben das deutsche Wort 'Stier' für den jungen Ochsen (unter drei Jahren, also bis zur Einspannung) reserviert, während der Zuchtstier mit einem ungarischen Wort (*bika* 'Zuchtstier') bezeichnet wird. Da könnte jemand gelegentlich sagen : es wurden vielleicht die Zuchtstiere im Gebiet

³⁷ Hist., Vorwort 20.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Hist., Einleitung 10.

⁴⁰ Ebenda.

von den Ungarn geborgt. — Das widerspricht den Tatsachen. Ausserdem hat der Hengst seinen deutschen Namen bewahrt, während das Wort 'Füllen' nur noch auf ein Füllen bezogen wird, das älter als 1 Jahr ist. Darunter wird es fast ausschliesslich in allen Ortschaften **tschickerl* < ung. *csikó* (= *tšikó* 'Füllen') genannt. Es gibt freilich Dörfer, wo nur 'Füllen', und andere, wo nur 'tschickerl' bekannt ist. Die unterste Garbe im „Kreuz" (das ebenfalls eine Übersetzung ist von ung. *kereszt* 'Kreuz ; Mandel' für dt. *Mandel*, welch letzteres daneben mit oder ohne Bedeutungswandel weiterlebt), die zusammengerechnet wird, heisst z. B. in den deutschen Mundarten Mittelungarns „das Gerechnete", „das Ritscherte", jedoch meistens *kusvr* (*kusāv*) *kūsľ* u. ä. aus ung. *kusza* (= *kusā* 'dass.') Nicht nur bei uns, sondern auch in anderen bairischen Gegenden ist das Wort *tragač* 'Schubkarren' geläufig, das — obwohl eigentlich aus dt. *trageri* — letzten Endes ein böhmisches Lehnwort ist. Für 'Gänserich' hört man mancherorts *gunār* < ung. *gunár* (= *gunār* 'dass. '), für 'Enterich' *kāršv* < ung. *gácsér* (= *gātšēr* 'dass. '), für 'Hahn' *kokvš*/*kokāš* u. ä., das vielfach neben dt. *Hahn* steht, des öfteren aber das deutsche Wort schon völlig verdrängt hat. Das letztere Wort war ansonsten auch in Südmähren weit und breit belegt.⁴¹

Diese Wörter einer schroffen Systematisierung zuliebe mit wirklich hoch- bzw. verkehrssprachlich bedingten Lehnwörtern wie *nēni* 'Base, Muhme', *bārši* 'Vetter, Onkel' < ung. *nēni*, *bácsí* oder *ránārš* 'Gemeinderat' < ung. *tanács* in einen Topf zu werfen wäre nicht nur ungerecht, sondern auch gegen den Zweck einer gründlichen Wortsoziologie. Die Bauernmundart dürfte man nicht so primitiv vorstellen, dass sie nur Begriffe, die sie „von oben" bzw. „von aussen" kennenlernt und aufnimmt, mit Lehnwörtern bezeichnet. Oder wären etwa *Kuh*, *Kalb*, *Ochse*, *Ross*, *Hengst*, *Stute*, *Huhn* und *Henne* dem deutschen Bauern in Ungarn bekannt gewesen, nicht aber *Stier*, *Füllen* und *Hahn*, dass er diese mit fremden Namen zu bezeichnen hatte? Der Bauer lebt unter Bauern anderer Völker und steht mit ihnen in einer ständigen Wechselwirkung. Wenn seine Sprache der anderen Sprache etwas entlehnt, so soll das noch nicht heissen, dass es sich dabei um keine Bauernbegriffe handeln kann, für die auch eine eigene Bezeichnung zu Gebote stand. Zu demselben Schluss gelangt man freilich, wenn man die deutschen oder slawischen Entlehnungen der ungarischen „Bauernsprache" besichtigt.

Ganz klar sind die Ursachen, wenn man mit neuen Sachen zu tun hat, die meist auch neue Wörter erfordern. Aber die übrigen Fälle in verschiedene, ihnen nicht angepasste Schachteln zu zwängen würde zur Klärung der Frage nach den Ursachen der Wortentlehnungen so gut wie nichts beitragen, im Gegenteil, die Klärung wäre dadurch nur gehemmt, wenn nicht unmöglich gemacht.

⁴¹ F. J. Beranek: Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). Reichenberg 1936, § 84, I a β.

Ähnlich zu weit zu gehen scheint die strenge Ausscheidung „volksfremder Wörter, . . . da sie der echten Mundart fehlen“ (a. a. O.). Die Lehnwörter aus der Hochsprache können natürlich oft nur bildungsbedingt sein, aber ebenso häufig kommt es vor, dass eine hochsprachliche Entlehnung als unentbehrlich in die Bauernmundart einverleibt wird und von da an als echtes Bauernwort weiterlebt. Dies bezieht sich in sehr vielen Fällen auf die Lautung der betreffenden Wörter, die je nach Möglichkeit dem Gesamtsystem der eigenen Mundart angeglichen wird. Man denke dabei an die starke Neigung — vor allem bei den Bayern —, hochsprachliche Volkslieder bzw. Lieder mehr oder weniger auch lautlich der eigenen Mundart anzupassen.

Aus dem Kranzmayerschen Aufbau der wortsoziologischen Klassen ist nicht zu ersehen, zu welcher Kategorie die Berufssprachen zu zählen sind, obwohl er den letzteren eine nicht geringe Rolle in der „Umstellung“ der Bauernmundart zuerkennt.⁴² Alles in allem : die von Kranzmayer aufgestellten 5 „Klassen“ sind auf der einen Seite zu fein unterschieden (verkehrsgebunden — verkehrsnah/verkehrsfremd — verkehrsfrem), andererseits erschöpfen sie jedoch nicht die Problematik der vertikalen Gliederung einzelner Sprachschichten, die für die Mundarten wichtig sind.

Phonologisches Denken und Gewährsleute

Kranzmayer beschränkt sich grundsätzlich auf die ältesten Gewährsleute, die gleichzeitig möglicherweise Bauern sein sollen.⁴³ Sein Ausgangspunkt dabei ist folgendes : „Zur Erlangung klarer Grenzen ist es notwendig, nur eine bestimmte Altersstufe, nur absolut Einheimische und nur eine ganz bestimmte Berufsschicht auszuwählen“. Auf den ersten Augenblick hat man tatsächlich den Eindruck, dass es anders nicht gemacht werden darf. Nimmt man jedoch Rücksicht auf die bunte Dynamik der Entwicklung der Mundarten, dann kommt dieser feste Grundsatz ins Schwanken. Es gibt Dörfer und Gebiete, wo die Alterssprache, eine ältere, von dem Einfluss der Verkehrs- bzw. Hochsprache fast gar nicht angegriffene Stufe der Entwicklung, von einer leicht bestimmbaren älteren Generation getragen wird, genauso gibt es daneben Dörfer und Gebiete, wo die Modernisierung schon auch die ältesten Leute ergriffen hat und andere, wo im Gegensatz dazu, die sog. „bairische Alterssprache“, d. h. die „echte“ Mundart auch für die jüngeren Sprecher bindend ist, da sie dem Strom der Neuerungen aus irgendwelchen Gründen immer noch fernbleiben. Dazu kommt noch in Grenz- und Sprachinselgebieten, dass in Assimilationsdörfern die Alterssprache als einzige Form des Deutschen existiert, da andere Entwicklungsstufen infolge der Verdrängung der deut-

⁴² Hist., Einleitung 7 und § 16 b 5.

⁴³ Hist., Vorwort 2.

schen Haussprache nicht belegt werden können. Somit ist es also klar, dass die Ergebnisse einer derart eingegengten Dialektuntersuchung in bezug auf die wirkliche Lage und noch mehr auf die Tendenzen der Entwicklung nicht nur problematisch, sondern geradezu gefährlich sind.

Fraglich ist auch die allgemeine Gültigkeit der vorauszusetzenden Annahme, dass die Bauern die konservativste Schicht der Bevölkerung darstellen. Meistens sind es doch eben die Bauern, die hinter der Zeit keineswegs zurückbleiben wollen. Ihre Einstellung gegenüber Technik und Modernität — auch in der Sprache! — darf nicht als eine besonders passive bezeichnet werden. Viel konservativer als die Bauern ist jene Schicht der aus ihren Reihen hervorgegangenen Intelligenz, die sich ihrer bäuerischen Herkunft nicht schämt, sondern auf sie stolz ist. Wenn Kranzmayer den Konservatismus der Mundart der „Rückwanderer“ im Vergleich zu ihren ortseingesessenen Mundartgenossen hervorhebt,⁴⁴ so kann darin die Neigung zur „Heiligung“ der alten Zustände eine nicht geringe Rolle gespielt haben.

An dieser Stelle sei eine alte, in der Mundartforschung stillschweigend oder auch offen oft vorausgesetzte Ansicht erwähnt. Es ist ein bequemer, aber romantischer Aberglaube, dass die naivsten Gewährleute zugleich die besten sind, vor allem, wenn sie die Grenzen der Dorfgemarkung nie verlassen haben. Auf Grund eigener Erfahrung darf ich behaupten, dass meine besten Gewährleute stets imstande waren, über ihre eigene Mundart hinaus auch über die Nachbarmundarten Brauchbares mitzuteilen. Ihre Angaben habe ich dann an Ort und Stelle überprüft und sie waren mir stets eine gute Hilfe, denn die Ortskundigen lenkten meine Aufmerksamkeit dadurch des öfteren auf verborgene Relikte, besonders Restwörter, aber auch auf Lauterscheinungen, die ich aus meinem Fragebuchmaterial nie erfahren hätte.

Genauso werden die Mundartgrenzen von den Dialektgeographen in der Regel nur auf Grund wissenschaftlicher Forschungsergebnisse gezogen: der Meinung der Sprecher selbst schenkt man wenig Beachtung. Trotzdem ist das Urteil des Volkes über seine sprachlichen Verhältnisse im Vergleich zu der Umgebung nicht ohne Interesse, nämlich für die dialektgeographische Gliederung. Da jede Ortsmundart — trotz aller Variationsmöglichkeit — ein strenges Gefüge mit einer für die ganze Gemeinschaft der Ortschaft bindenden Sprachnorm darstellt, ist es selbstredend, dass sich bei den Gliedern einer Gemeinschaft im Verkehr mit anderen Gemeinschaften ein sprachliches Bewusstsein entwickelt. Erst durch den Verkehr mit der Umgebung wird das eigene Sprachgefühl zu einem echten Sprachbewusstsein. Dieses Sprachbewusstsein ist bei den einzelnen Sprechern bei weitem nicht einheitlich und hängt von der Intelligenz, der Beobachtungsgabe, ja von der Stufe des Sprachgefühls des Einzelnen ab.

⁴⁴ Hist., Einleitung 9.

Das ist eigentlich das, was wir mit Kranzmayers *terminus technicus* als *phonologisches Denken* bezeichnen dürfen, sofern es sich um Lauterscheinungen handelt. Dieses phonologische Denken setzt aber eine Art Verkehr mit der mehr oder minder fremden Umgebung voraus, kann also bei einem Sprecher, der eine gewisse sprachliche Inzucht treibt und sich dadurch von der lebendigen Sprachbewegung ausschliesst, nicht vorhanden sein. Deshalb wird man der sprachlichen Wirklichkeit nicht gerecht, wenn man sich auf jene „naiven“ Gewährsleute beschränkt. Die Mundarten müssen in ihren Bewegungen erfasst werden, und das geht auch bei Kranzmayer ganz klar hervor, wenn er z. B. Erscheinungen wie die neuwienener Monophthongierung von schriftsprachlichem *ei/ai* und *au* mit Belegen aus dem Wiener Kindermund unterstützt.⁴⁵

Nach Möglichkeit sollen alle Altersstufen, beide Geschlechter und alle, sprachlich wichtigen Berufsschichten abgefragt werden, um nachher nicht nur ein starres Bild, sondern eine lebendige, den Tatsachen gerecht werdende Darstellung der dynamischen Sprachentwicklung erzielen zu können.

Einzelfragen

Gerbe ~ Hefe

Kranzmayer spricht bair. *Gerbe(n)* 'Hefe' (bei ihm : *Germ*) den Charakter eines Lehnworts zu, indem er annimmt, dass es „erst zur Neuzeit aus dem Mitteldeutschen übernommen wurde“.⁴⁶ Der Verzicht auf die einschlägige Literatur wirkt sich auch in diesem Falle ziemlich ungünstig aus, denn ohne historische Beweisführung ist man nicht imstande, diese Annahme dem Ausweis der Martinschen Karte ohne weiteres gegenüberzustellen.⁴⁷ Nach Martins Ausweis soll nämlich für 'Hefe' im gesamten bair.-österr. Dialektraum die Bezeichnung 'Gerbe' gelten, und was noch wichtiger ist, beschränkt sich *Gerbe* eben auf das bair.-österr. Gebiet. Im alten österr. Staatsgebiet reicht *Gerbe* bis ins südliche Vorland Egers hinauf, nördlich von Eger ist es viel seltener belegt und kommt stets mit *Hefe* durchsetzt vor.⁴⁸ Beherzigenswert ist auch die Tatsache, worauf Gleissner aufmerksam macht: „Nahezu alle *Gerben*-Fälle liegen in der *Hafen-Zone*“, d. h. die Verbreitung des bair. Wortes für 'Hefe' deckt sich mit jener der ebenfalls bair. Bezeichnung für 'Topf'. Das alles beweist eher den ursprünglich bairischen Charakter von *Gerbe*, als das von Kranzmayer behauptete Gegenteil.

*

⁴⁵ Hist., Einleitung 26.

⁴⁶ Hist., § 24 a 4.

⁴⁷ Martin : Deutsche Wortgeographie I. Teuthonista I (1924—25), Karte und S. 68 ff.

⁴⁸ K. Gleissner in : Frings : Sprache und Geschichte III, Mitteldeutsche Studien 18 (1956), S. 99.

Umlauthinderung

§ 23 c 1 und 2 wird die Umlauthinderung durch gewisse Konsonantengruppen (*ch, ck, gg, g*) erwähnt, mit der lakonischen Bemerkung: „Der analoge Umlaut hat mit der gesetzmässigen Lautentwicklung unmittelbar nichts mehr zu tun“. Die Analogie kann man vermutlich mit Recht für Pluralformen bzw. Deminutiva in Anspruch nehmen. Nicht so einfach würden sich aber Fälle erledigen lassen wie z. B. gemeinbair. *šlikv* 'schlucken', *drikkv* 'trocknen', sowie die Form *prikp* „Brücke“ in Deutschpilsen — obwohl es auch anderswo vorkommen wird. — Vielfach kommt in einem sogar bei den Deminutiva der Zweifel auf, besonders wenn man Parallelen wie *mukv, mukp* und *mukv'ł* bzw. *mikkv'ł* und *mingv'ł* 'Mücke/Mückerl' vor Augen hat. Da werden wir von einem Verweis auf die Analogie ebensowenig beruhigt, wie von der schlichten Erklärung in der sonst vortrefflichen Arbeit von Schuster—Schikola: „'Trocknen' heisst bei uns *trikkan*, weil es mhd. *trückener* war“.⁴⁹ Wir hoffen, dass das ungemein grosse Material, das in den beiden Kanzleien des Bayrisch—Österreichischen Wörterbuchs Kranzmayer zu Gebote steht, die Lösung dieses bairischen Rätsels in Hinkunft gestatten wird.

*

Der Wandel w > b

Der von Ernst Schwarz und anderen als eine typische alte bairische Erscheinung aufgefasste Wandel *w > b*⁵⁰ steht bei Kranzmayer als eine „Neigung da, unser *w* in undeutscher Weise als stimmhaftes *b* auszusprechen“.⁵¹ Diese, auch nach Kranzmayer den alten bairischen und bairisch beeinflussten Sprachinseln bzw. Grenzmundarten eigene Lauterscheinung wird a. a. O. auf fremdsprachige — slowenische, italienische, ungarische, böhmisch-mährische und slowakische — Einwirkung zurückgeführt. Kranzmayers Argument dafür, dass nämlich diese Erscheinung in den sonst konservativen Alpentälern unbekannt ist, hat E. Schwarz in seiner Rezension⁵² überzeugend widerlegt und es seien hier nur noch einige Bemerkungen dazu gemacht. Kranzmayer macht hier für eine typisch bairische Erscheinung Sprachen verantwortlich, die in ihrer Lautstruktur sehr verschieden sind und unterlässt die Abwägung der Rolle, die dem stimmhaften *b* in diesen Sprachen zufällt, obwohl diese Rolle in ihnen nicht dieselbe ist. Es ist schwer vorzustellen, warum diese Erscheinung gerade in diesen ungefähr gleichaltrigen Siedlungsmundarten vorkommt und nicht etwa in anderen solchen Kolonistenmundarten aus-

⁴⁹ Schuster—Schikola: Sprachlehre der Wiener Mundart. Wien 1956.

⁵⁰ E. Schwarz: Probleme alter Sprachinselmundarten. PBB 58 (1934), S. 353 ff.; — Ders.: Die deutschen Mundarten. Göttingen 1950, S. 100 ff.; — Ders.: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. München 1957, S. 191.

⁵¹ Hist., § 25 a 5.

⁵² Deutsche Literaturzeitung 78 (1957), H. 12, Sp. 1083.

derselben Zeit. In der Zips und den sog. Zipser „Gründen“ ist der Wandel $w > b$ bekannt, aber während er in den Gründen konsequent durchgeführt wurde,⁵³ kommt er in der eigentlichen Zips nur in *bīr/bj* 'wir' (genauso im Schlesischen!) und z. B. in dem Flurnamen *taxéutyn* 'Wacholdern' (in Felka) vor⁵⁴ und liesse sich in der Zips eher wort- als lautgeographisch erklären. Das Alter der Ansiedlungen und die fremdsprachige Umgebung hätten hier der Kranzmayerschen Auffassung entsprechend zu einem einheitlichen Wandel $w > b$ in den Gründen und der Zips führen müssen.

Zweitens muss man noch erwähnen, dass bilabiales w der ungarischen Sprache im Mittelalter nicht fremd war. Es ist leider noch immer nicht entschieden, wann diese Aussprache aufgegeben wurde, soviel steht jedenfalls fest, dass im Ungarischen altes bilabiales w nicht zu b , sondern zu labiodentalem v entwickelt wurde und nur ganz vereinzelt, in wenigen Wörtern halten sich in einigen Mundarten Varianten mit b neben allgemeinerem v . Deutschpilsen, der südlichste Ort des mittelslowakischen deutschen Sprachraums hat an Stelle von altem w ein b in den fraglichen Stellungen. Es fragt sich nun, wie man mit Kranzmayers Theorie erklären soll, dass der Einfluss der ungarischen Sprache, der nach ihm — besonders für den Lautstand — auffallend früh eingesetzt haben soll, in einer Zeit, als die Deutschen die Ungarn schon besser kennengelernt haben konnten, dermassen abflaut, dass die Entwicklung in einer der ungarischen diametral entgegengesetzten Richtung verläuft? Die alte Schwarzsche Theorie über die Genese dieses Wandels gibt uns keine solchen unlösbaren Rätsel auf.

*

Die grösste aussenbairische Sprachinsel

Vorsätzlich an letzter Stelle sei noch einmal diese Frage gestreift, nicht nur, weil es sich um ein Gebiet handelt, das die grösste bairische Sprachinsel beherbergt, sondern auch deshalb, weil Kranzmayer in dieser Hinsicht am wenigsten unterrichtet zu sein scheint und auf die — z. T. auch in deutscher Sprache — zugänglichen Veröffentlichungen verzichtet. Ich denke an das Ungarische Mittelgebirge, also an die zwischen Plattensee und Budapest bzw. der slowakischen Grenze langgestreckte Landschaft, wo in über 150 Ortschaften, freilich neben Ungarn und anderen Nationalitäten, heute noch ungefähr die Hälfte des gesamten ungarländischen Deutschtums ansässig ist. Ausserdem hat schon Heinrich Schmidt über diesen Raum festgestellt, dass hier vor allen

⁵³ So z. B. in Untermetzenseifen und in Dobschau, vgl. A. Gedeon: *Az alsó-meczenzéfi német nyelvjárás hangtana*. Budapest 1905, § 134; — J. Lux: *Westdeutsch — ostmitteldeutsch — bairische Volkstumsmischung in Dobschau — Dobsina (Nordungarn)*, *ZfMaf* 12, S. 159; — G. Mráz: *A dobsinai német nyelvjárás*, Budapest 1909, § 171.

⁵⁴ Gréb: *A szepesi felföld német nyelvjárása*. Budapest 1906, § 95; — V. Lumtzer: *Die Leibitzer Mundart*, PBB 19 (1894), S. 307 (§ 98).

Dingen bairisch gesprochen wird.⁵⁵ Aus verschiedenen Ortschaften des Mittelgebirges liegen lautkundliche, morphologische und syntaktische Arbeiten, wie auch Textmitteilungen in ziemlich hoher Anzahl vor.⁵⁶ Ihre Berücksichtigung in einer gesamt-bairischen Lautgeographie wäre aus verschiedenen Gründen wichtig. Einerseits, weil sie auf ein donaubairisches Gebiet verweisen, wo die Verkehrs-, ja auch die Hochsprache die Mundarten immer mehr zersetzen, andererseits, weil sie für die Klärung spezifisch bairischer Probleme in vieler Hinsicht noch lehrreicher sein können als die meisten Mundarten des bairischen Stammlandes.

Diese Lücke wird dem Leser besonders bewusst, wenn er anhand der Auslegung der Diphthongierung von mhd. *i*, *u* bei Kranzmayer die kühne Behauptung sieht: „Vereinzelt neigen diese Zwielaute zu Monophthongen, insbesondere im Bereich tschechischer und magyarischer Nachbarschaft; ... in den deutschen Aussenmundarten um Budapest; ...“.⁵⁷ In den deutschen, genauer gesagt: ostdonaubairischen Mundarten um die ungarische Hauptstadt herrschen die Diphthonge unbeschränkt, sie werden sogar in einem breiten Streifen von Ofen bis in das Schildgebirge und den Donauwinkel hinein zu Triphthongoiden bzw. Triphthongen, z. B. *haɥns* 'Haus', *laɥr* 'Leute', *waɥp(B)* 'Weib' u. ä.⁵⁸ Um solchen Fehlern zu entkommen und um den Zielsetzungen einer tatsächlich gesamt-bairischen Mundartforschung gerecht zu werden, scheint die Heranziehung der bairischen Mundarten Mittelungarns nicht nur wünschenswert, sondern unerlässlich.

⁵⁵ H. Schmidt: Die deutschen Mundarten Rumpfungarns. In: J. Bleyer: Das Deutschtum in Rumpfungarn. Budapest 1928, S. 20 ff. Vgl. Weidlein, Die deutschen Mundarten im Südwestlichen Ungarischen Mittelgebirge. ZfMaf 22 (1954), S. 46 ff.

⁵⁶ Z. B.: J. Bakonyi, Márkó telepítése és nyelvjárása (= Márkó. Siedlung und Mundart). Budapest 1940; K. Bell (Hrg.): Ungarn. In: Das Deutschtum im Ausland. Dresden, o. J.; Gy. Didovác: A budai jogkönyv (*Ofner Stadtrecht*) hangtana (= Lautlehre des Ofner Stadtrechts). Budapest 1930; M. E. Eszterle: A budakeszi német nyelvjárás hangtana (= Lautlehre der deutschen Mundart von Budakeszi). Budapest 1929; F. Folláth: Szóképzés a budakörnyéki német nyelvjárásban (= Wortbildung der deutschen Mundart im Ofner Bergland). Budapest 1941; M. Hajnal: Az isztiméri német nyelvjárás hangtana (= Lautlehre der deutschen Mundart von Iszimmer). Budapest 1906; J. Happ: Béb község német (középbajor) nyelvjárásának hangtana (= Lautlehre der deutschen - mittelbairischen - Mundart der Gemeinde Béb im Kom. Wesprim). Budapest 1915; J. Járai: A kaposfői német telepesek és nyelvjárásuk (= Siedlung und Mundart der Gemeinde Kaposfő - Szomajom). Budapest 1944; Fr. Neuhauser: A zirci német nyelvjárás hangtana (= Lautlehre der deutschen Mundart von Zire). Budapest 1927; F. Riedl: A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana (= Formenlehre der deutschen - mittelbairischen - Mundart von Budaörs). Budapest 1933; J. Schlegl: Az alsógallai német nyelvjárás mondatzerkesztése (= Satzbau der deutschen Mundart von Untergalla). Budapest 1935; A. Tafferner: Vértesboglár. Egy hazai német település leírása. (= Vértesboglár. Eine deutsche Siedlung in Ungarn). Budapest 1941; Kl. Vass: Buda német utcanevei 1696 - 1872 (= Ofens deutsche Gassenamen 1696 - 1872). Budapest 1929; A. Wittmann: Die Mundart von Pusztavám. Bistritz 1943 und die Aufsätze von J. Weidlein, E. Bonomi u. a. in: Deutschungarische Heimatsblätter (Budapest), Neue Heimatblätter (Budapest), Deutsche Forschungen in Ungarn (Budapest), Neue Post (Budapest), Südost-Forschungen (München) usw.

⁵⁷ Hist. § 13 d. 1.

⁵⁸ Vgl. A. Tafferner: Vértesboglár. Budapest 1941, S. 151; F. Riedl: A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana. Budapest 1933, S. 17 f.

Schlusswort

Kranzmayers Werk ist als lautkundliche Einleitung zum kommenden Bayrisch—Österreichischen Dialektwörterbuch gedacht, will aber den bairischen Dialektraum historisch-lautgeographisch erfassen. In dieser Hinsicht wird es die weitere Forschung in allen bairischen Ländern weitgehend bestimmen. Nebst dem aufrichtigen Dank für dieses neue, prächtige Hilfsmittel ist es eben die ungemeine Wichtigkeit der Sache, die mich zur Veröffentlichung dieser, während der Lektüre entstandenen Randbemerkungen bewegt. Wenn sie manchenmal kritisch sind, so ist es nicht irgendeiner Besserwisserei zuzuschreiben, sondern den praktischen Erfahrungen im Gelände. Sie gelten nicht so sehr den Einzelheiten als den Grundsätzen des Gesamtwerkes und möchten zur weiteren Vervollkommnung der bairischen Methodik der Sammlung und Bearbeitung dieser Mundarten einen bescheidenen, doch vielleicht nicht unnützen Beitrag liefern.

ПРИМЕЧАНИЯ К КНИГЕ Э. КРАНЦМАЙЕРА ОБ ИСТОРИЧЕСКОЙ ГЕОГРАФИИ ФОНЕМ БАВАРСКОГО ДИАЛЕКТА

(Резюме)

Автор подробно разбирает основные вопросы книги Кранцмайера (*Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. Graz-Köln 1956), являющейся, по существу, введением к Словарю баварско—австрийских говоров. Эти основные проблемы следующие: транскрипция, вокализм некорневых слогов, обработка материала согласно «рядам фонем» (*Reihenschritte*), систематизация материала, вопросы языковых островов и смешанных говоров, роль «профессиональных языков», отношение говорящих к своему собственному говору (*phonologisches Denken*) и т. п. Автор считает транскрипцию Кранцмайера слишком тонкой для диалектного словаря, да недостаточной для целей географического описания фонем. На основании собственных исследований он предлагает новую транскрипцию, полностью принимающую во внимание задачу исторической географии фонем. Вокализм некорневых слогов заслуживает большего внимания, чем это практиковалось до сих пор. В отношении обработки материала согласно «рядам фонем» автор статьи предостерегает от схематизма. В отношении систематизации материала он считает недостаточным сравнение с средневерхненемецким и предлагает исходить из древневерхненемецкого вокализма и германского консонантизма. Автор полемизирует с точкой зрения Кранцмайера, согласно которой т. н. смешанные говоры баварского диалекта будто бы не являлись важными при изучении проблем языкового развития. Он также полагает, что категории «социологии слов и понятий» (*Begriffs- und Wortsoziologie*) у Кранцмайера недостаточно ясны и убедительны. В отношении объектов исследования автор статьи устанавливает, что необходимо опросить не только стариков, но также все возрастные группы говорящих на данном диалекте. Все рассуждения иллюстрируются примерами из говоров немцев, живущих на территории Венгрии и говорящих по-баварски.

Кл. Хуттебер

ZUM BEDEUTUNGSWANDEL IN DER BERGMANNSPRACHE

Von
S. GÁRDONYI

VORBERICHT EINER ARBEIT ÜBER DIE BERGMANNSPRACHE VON SCHEMNITZ UND KREMNITZ

„Die Bezeichnung ‚Bergmannsprache‘ ist eigentlich unglücklich und missverständlich”.¹ Die in mancher Hinsicht treffende Bemerkung von L. Mackensen scheint nicht ganz unberechtigt zu sein, da es sich hier nicht um eine besondere ‚Sprache‘ mit speziellen morphologischen und syntaktischen Eigenschaften, sondern nur um eine Reihe von Wörtern und Ausdrücken handelt, die im Sprachgebrauch anderer Volksschichten — wenigstens einer speziellen Bedeutung nach — nicht vorhanden sind. Die Sammlung und Untersuchung des bergmannsprachlichen Materials trug daher von den frühen Anfängen an einen fast ausschliesslich lexikologischen Charakter. Schon die seit dem 17. Jh. erscheinenden Fachwörterbücher,² die nur praktische Bedürfnisse befriedigen wollen, setzen sich die Sammlung des gesamten Wortmaterials zum Ziel. Auch um die letzte Jahrhundertwende, als das Bergmannsdeutsch zum Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Forschung wird, beschränkt sich die Untersuchung natürlich auf das Gebiet der lexikologischen Sammlung. Der Terminus ‚Bergmannsprache‘ wird ebenfalls zur selben Zeit allgemein gebräuchlich, und die Sprachforscher der nächsten Jahrzehnte halten daran fest. Obwohl der wirkliche Sinn der Bezeichnung in dieser Form nicht zum Ausdruck kommt, wird sie auch hier beibehalten; als ‚Bergmannsprache‘ ist sie in der Fachliteratur eingebürgert und wird heute kaum mehr missverstanden.

Es erübrigt sich dagegen nicht, die Begriffe ‚Bergmannsprache‘ und ‚Bergbauterminologie‘ gegeneinander abzugrenzen. Diese wächst unmittelbar aus jener hervor; seit dem 16. Jh. wird sie zur wissenschaftlichen Fachsprache der bergmännischen Literatur, indem sie alle nutzbaren Bausteine des Bergmannsdeutsch übernimmt. Die wissenschaftliche Terminologie erstrebt notwendigerweise eine begriffliche Eindeutigkeit, merzt daher die Synonyme aus. Das

¹ L. Mackensen: *Sprache und Technik*. Lüneburg 1954. S. 41.

² Ch. Berwardus: *Interpres phraseologiae metallurgicae*. Frankfurt am Main 1673. — Minerophilus Freibergensis: *Neues und curieuses Bergwercks-Lexicon*. Chemnitz 1730. — M. F. Gättschmann: *Sammlung bergmännischer Ausdrücke*. Freiberg 1859. — H. Veith: *Deutsches Bergwörterbuch*. Breslau 1871.

Bergmannsdeutsch ist dagegen Volkssprache von naturwüchsigem Charakter, seine Anfänge reichen wenigstens in das 12. Jh. zurück.

Eine befriedigende Lösung der Probleme würde nur die sich auf das ganze deutsche Sprachgebiet erstreckende Untersuchung ermöglichen. Beim gegenwärtigen Stand der diesbezüglichen Forschungen — soweit wir wissen, sind bisher bloss einige Einzeluntersuchungen³ von vorwiegend beschreibendem Charakter erschienen — vermögen wir die Entstehung und Entwicklung der Bergmannsprache nicht auf eine umfassende Weise darzustellen. Wir müssen uns daher vorläufig auf die Bearbeitung der Sprachdenkmäler der ehemaligen Bergstädte Schemnitz und Kremnitz⁴ beschränken. Ein nicht unbedeutender Teil dieser Quellen ist schon Ende des vorigen Jahrhunderts auch im Druck erschienen.⁵ Eine noch reichere Ausbeute bieten für die Sprachgeschichte die im Staatsarchiv von Budapest aufbewahrten Quellen: bergrechtliche Kodifikationen, Stadtbücher, Lohnlisten, Berg- und Hütteninventare, Kaufverträge, Testamente usw.; eine seit ungefähr 1370 fast rein deutschsprachige Überlieferung aus dem 14—16. Jh. Der Stoff ist verhältnismässig gering, aber aufschlussreich genug, um daraus behutsam einige allgemeine Folgerungen ziehen zu können.

Die Sondersprache der deutschen Bergleute in Schemnitz und Kremnitz ist noch keiner besonderen Untersuchung unterzogen worden; am zweckmässigsten schien daher die Anwendung einer komplexen Arbeitsmethode. Die Analyse, eine alphabetische Wörtersammlung — ein jedes Wort mit Belegen in reichem Textzusammenhang und mit einer kurzgefassten wort- und sachgeschichtlichen Skizze — bildet den Kern einer bald abzuschliessenden Dissertation. Dazu kommt noch ein quantitativ weit geringerer Teil, der Versuch einer Synthese, wo wir die Frage zu beantworten versuchen, wie die Sprache den Bedarf an neuen Bezeichnungen befriedigt, wie die Sondersprache entsteht.

Die Veröffentlichung des zusammengetragenen Materials kann noch nicht in Frage kommen; die Publikation der Ergebnisse halten wir dagegen nicht für verfrüht, zumal da die Forschung den Sondersprachen noch manches schuldig ist. Auf diese Mängel hat A. Schirmer schon 1913 hingewiesen: „Von den Berufssprachen ist der Wortschatz der einzelnen Handwerke noch so gut wie gar nicht untersucht, obgleich es nicht nur kulturgeschichtlich

³ E. Göpfert: Die Bergmannssprache in der Sarepta... ZfdWf. III. (1902) Beiheft. — Th. Imme: Die Eigentümlichkeiten und besonderen Vorzüge der deutschen Bergmannssprache. Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allg. Dt. Sprachvereins. 5. Reihe, Heft 31 (1909). — P. Gerhard: Wörterbuch der Siegerländer Bergmannssprache. Betzdorf an der Sieg 1922. Maschinenschrift.

⁴ Schemnitz (slowak. Banská Štiavnica, ung. Selmecbánya) und Kremnitz (slowak. Kremnica, ung. Körmöcbánya) beide im slowak. Erzgebirge. Seit dem 14. Jh. erlangt hier der schon viel früher bezeugte Bergbau eine europäische Bedeutung.

⁵ G. Wenzel: Magyarország bányászatanak kritikai története (Kritische Geschichte des Bergbaus von Ungarn) Budapest 1880. — A. Péch: Alsó-Magyarország bányamívelésének története (Gesch. des Bergbaus von Niederrungarn) Budapest 1884.

hochinteressant wäre, die Spezialisierung und Ausbildung der einzelnen Handwerke in ihrem sprachlichen Niederschlage zu verfolgen, sondern auch für die Wortforschung von grundlegender Bedeutung, in welcher Weise man mit dem doch immerhin begrenzten Wortmaterial einer Sprache der ungeheuren Fülle der neu entstehenden Erscheinungen Namen zu geben vermocht hat, inwieweit Bedeutungsveränderungen bereits vorhandener Wörter oder Neubildungen, Ableitungen und Zusammensetzungen oder fremde Entlehnungen hierzu dienen mussten.“⁶ Obwohl seitdem mehrere sondersprachliche Studien erschienen sind, haben die Worte Schirmers doch nicht viel an Geltung verloren, seine methodologischen Bemerkungen und Gedanken sind auch noch heute, besonders bei der Gruppierung des Stoffes von grossem Nutzen. Was den Ursprung der Sondersprachen und ihr Verhältnis zu der Verkehrssprache betrifft, mangelt es an prinzipiellen Anleitungen auch in der späteren Fachliteratur nicht: am tiefgreifendsten haben Meillet⁷ und Gamillscheg⁸ das Wesentliche der Frage erfaßt. Beiden Forschern nach ist es von der Verkehrssprache auszugehen, die Forschungsmethode soll sich nach dem natürlichen Entwicklungsgang des sprachlichen Geschehens richten. Die Sondersprachen und Fachsprachen basieren auf verkehrssprachlichen Grundlagen, von dem unerschöpflichen Reservoir des gemeinsamen Wortschatzes einer Nation übernehmen sie ein bestimmtes Wortgut und passen es ihren Mitteilungsbedürfnissen an. Zwischen den verschiedenen sprachlichen Schichten besteht aber ein ununterbrochener, wechselseitiger Bewegungsprozess; auch die Sondersprache trägt zu der Vermehrung und Erneuerung des Sprachgutes der grossen Gemeinschaft bei. Diese allgemeinen Prinzipien haben wir selbstverständlich sowohl bei der Untersuchung der Geschichte einzelner Wörter als auch bei der zusammenfassenden Behandlung der Frage weitgehend berücksichtigt.

Dem Charakter des Materials entsprechend soll den Bedeutungsveränderungen der weiteste Raum gewährt werden, durch den Bedeutungswandel entsteht ja der Grundstock des bergmännischen Wortschatzes. Die Übersichtlichkeit der Darstellung erleichtert nur eine bedeutungsgeschichtliche Systematisierung des Stoffes. An semasiologischen Systemen fehlt es nicht, es gibt doch keine, in die sich unter Berücksichtigung des gleichen Einteilungsprinzips alle Erscheinungen einordnen lassen. An Klarheit und Einfachheit ist die logische Gliederung von H. Paul noch von keiner anderen übertroffen, leider sagt sie über die Art und Weise, über den Ablauf der Bedeutungsveränderungen nicht viel, sie fixiert vielmehr nur das Resultat der Entwicklung. Uns kommt es aber gerade auf das Wie an. Daher verspricht die Anwendung

⁶ A. Schirmer: Die Erforschung der Sondersprachen. Germ. — Romanische Monatschrift 1913. S. 11.

⁷ A. Meillet: Comment les mots changent de sens. In: Linguistique historique et linguistique générale. I. Bd. Paris 1926.

⁸ Gamillscheg: Französische Bedeutungslehre. Tübingen 1951. S. 140 ff.

der psychologischen Methode die meiste Hoffnung, vor allem das übersichtliche System des ungarischen Sprachforschers Gombocz. Selbstverständlich trifft man eine ganze Reihe von Bedeutungsveränderungen, die man auch in die von Gombocz aufgestellten Kategorien nicht eingliedern kann, wenn man an dem Grundsatz der psychologischen Methode, nach welcher der Bedeutungswandel im wesentlichen nichts anderes als einen Bezeichnungswandel darstellt, festhalten will. Wir sehen uns deshalb genötigt, diese psychologische Gliederung, die übrigens den Traditionen von Wundt folgt, aufzulockern, und diese durch eine andere bedeutungsgeschichtliche Systematisierung (aber durch kein neues System) zu ersetzen, die den Zielsetzungen der vorliegenden Arbeit eher entspricht. Durch den „Klassifizierungsversuch“ von Pais⁹ angeregt, wenden wir folgende Einteilung an :

1. Psychologisch bedingter Bedeutungswandel
 - a) Bezeichnungsübertragung auf Grund der Ähnlichkeit
 - b) Bezeichnungsübertragung durch Berührungsassoziation
2. Sprachlich bedingter Bedeutungswandel
 - a) Bedeutungsübertragung auf Grund syntaktischer Beziehungen
3. Historisch bedingter Bedeutungswandel.

Die Auflösung des psychologischen Systems halten wir für berechtigt, es handelt sich ja in diesem Fall nicht um die Aufstellung eines selbständigen Systems, sondern nur um eine Systematisierung von Erscheinungen im Rahmen einer Spezialuntersuchung. Wir sind ganz Kronassers¹⁰ Meinung: „Die Behandlung semasiologischer Probleme muss sich nach den Zielen im Einzelnen richten, denn die Aufgaben der Semasiologie sind nicht Selbstzweck... Im Dienste etwa der Textkritik haben sich semantische Untersuchungen anders zu gestalten als bei etymologischen Fragen...“

1. *Bezeichnungsübertragung auf Grund der Ähnlichkeit.*¹¹ Die metaphorischen Übertragungen beruhen auf äusserer oder auf funktioneller Ähnlichkeit. Die Ähnlichkeit zwischen dem schon benannten und dem zu benennenden Ding kann in der Übereinstimmung sämtlicher Vorstellungselemente, aber auch nur in der Identität einiger Merkmale bestehen. Die Ursachen der Um- oder Neubenennung sind von psychologischem, sprachlichem oder historischem Charakter. In der Bergmannsprache entspringen diese treibenden Kräfte meistens dem tagtäglich auftretenden Bezeichnungsbedürfnis. Die technische Entwicklung des Bergbaus schafft neue Werkzeuge, neue Produktionsver-

⁹ D. Pais : Jelentéstan. Egyetemi jegyzet (Bedeutungslehre. Studienbogen der Univ. Eötvös Loránd) Felsőoktatási Jegyzetellátó V. Budapest 1952. S. 16.

¹⁰ H. Kronasser : Handbuch der Semasiologie. Heidelberg 1952. S. 192.

¹¹ Vgl. Z. Gombocz : A magyar történeti nyelvtan vázlata. IV. Jelentéstan (Abriss einer hist. Gramm. d. ung. Sprache. IV. Bedeutungslehre). Danubia 1926. S. 69 ff.

fahren ; durch das Eindringen in das Innere der Erde lernt der Mensch neue, noch nicht bezeichnete Dinge kennen, sein Verhältnis zum Unbekannten äussert sich in einer aktiven Haltung : er unterscheidet, vergleicht, identifiziert. Diese geistige Tätigkeit findet in den Metaphern ihren sprachlichen Niederschlag. Es wäre schwer, die vielfältigen Ursachen des Vergleichens in eine allgemeingültige Formel zu bringen, hinter einer jeden Metapher steckt ja der sprachschöpferische Akt des Individuums. Die Art und Weise, wie die Umprägung vor sich geht, ist dagegen verhältnismässig gut zu verfolgen.

Zur Basis des Vergleichs dienen oft Eigenschaften der Dinge, die den Betrachtenden an den menschlichen oder tierischen Körper erinnern. Das im bergmännischen Gebrauch überwiegend als Neutrum bezeugte *Fäustel*¹² 'Fausthammer' ist kaum als deverbales Nomen (von ahd. *fūstōn*, mhd. *viusten* 'mit der Faust stossen') anzusehen, vielmehr ist es mit mhd. *viustel* n. 'Fäustchen' identisch. Derselben Betrachtungsweise entspriest auch *Horn* 'Haspelhorn, stangenähnlicher Griff an der Welle des Haspels, einer Förderungsmaschine'.

Die Erde erscheint dem Bergmann als ein riesiger Menschenleib ;¹³ die *Gänge* 'Erzadern' rufen in ihm die Vorstellung der Blutgefässe und Kanäle des eigenen Körpers wach. Nach alledem ist nichts Überraschendes darin, dass die im Schosse der Erde hergestellten Bauten eine *Sohle* 'Grundfläche des Stollens, des Schachtes' haben, und dass der Steiger durch das *Mundloch* 'Eingang des Stollens, Stollenmündung' in die Grube fährt, um festzustellen, ob die *Zechen* nicht *erstickt* oder *ertrunken* 'durch Grubenwasser überschwemmt' sind.

Auf Gegenstände und Erscheinungen überträgt man oft — ebenfalls auf Grund der formellen Ähnlichkeit — die Namen solcher Dinge, deren Vorstellungen sich ständig im Vordergrund des Bewusstseins befinden und leicht zu erwecken sind. Daher zeichnen sich die vom Volk geschaffenen Metaphern durch Klarheit und Einfachheit aus. So ist z. B. das Verhältnis zwischen der gemeinsprachlichen und der bergm. Bedeutung des niederdeutschen Wortes *Schacht* (Stiefelschaft → bergm. Schacht) zu erklären,¹⁴ falls man dabei nicht mit einer Metonymie zu tun und vom Sinn 'Stange, Stangenwerk' auszugehen hat. Der metaphorische Ursprung von *Mauer* 'in der Grube mauerähnlich aufgestapeltes taubes Gestein, teils zur Sicherung, teils zur Ersparung von Förderungsarbeiten', und von *First* 'das Dach, die obere Begrenzungsfläche eines unterirdischen Baues' unterliegt dagegen keinem Zweifel ; beide Benennungen beruhen auf der Übereinstimmung bestimmter Merkmale von Bauten am Tag und im Innern der Erde. Toten Gegenständen schreibt der Bergmann Eigenschaften zu, die sonst nur lebenden Wesen zukommen : *Gefährtel* ist ein Nebengang, der den Hauptgang in seinem Fallen und Streichen begleitet ;

¹² H. Veith : Deutsches Bergwörterbuch. Breslau 1871.

¹³ DWb. IV. 1, 1219.

¹⁴ Trübners DWb. VI. S. 20.

bei *Knecht* 'kurze Stange mit einem Seil versehen, mit deren Hilfe man in die Grube hinabgelassen wird' war der Begriff des Dienens ausschlaggebend. Mit *Schurz* m. 'kurze Kette zu verschiedenen Zwecken' konnte man ebenfalls nur Gegenstände bekleiden, die als lebend gedacht wurden.

Die Metaphern haben einen überraschend geringen Anteil an der Umformung des verkehrssprachlichen Stoffes zum bergm. Wortschatz. Von dem in Schemnitz und Kremnitz bisher belegten Material sind ausser den drei bedeutungsgeschichtlich oder der Herkunft nach unklaren Wörtern *Bletz* m. 'Keil', *Lech* n. 'nach der Schmelzung entstandene Metallmischung von Kupfer, Eisen und Arsenik' und *Strosse* f. '(die untere) Stufe eines treppenartig gebauten Ortes' nur noch *Tag* 'Erdoberfläche im Gegensatz zum Innern der Erde' und das einmal belegte *Schuechl* n. (Bedeutung?) mit Sicherheit hierherzurechnen. Wir sind natürlich nicht von der Grundbedeutung ausgegangen, die nicht sicher den Bergleuten zuzuschreibenden Übertragungen werden in einem anderen Abschnitt besprochen.

2. *Bezeichnungsübertragung durch Berührungsassoziation der Vorstellungen.*¹⁵ Die Assoziation der verschiedenen Vorstellungen beruht auf der räumlichen, zeitlichen oder ursächlichen Beziehung der Dinge zueinander. Der erwähnte Zusammenhang ist meistens in der Wirklichkeit gegeben, in anderen Fällen ist er bloss als wirklich gedacht. Der individuelle Charakter der Namengebung ist beschränkter als bei den Metaphern, wo das Individuum über Identität und Verschiedenheit oft willkürlich entscheiden kann. Was das Resultat der Bedeutungsveränderungen anbelangt, trifft man meistens eine Entwicklung vom Abstrakten zum Konkreten, die Bewegung von umgekehrter Richtung ist seltener.

Mit *Nomina actionis* bezeichnet man konkrete Dinge und durch bergmännische Arbeit hergestellte Anlagen. *Fahrt* 'Fortbewegung, Gehen' (mhd. 'Gang, Weg, Fährte') wird übertragen auf einen engen, schachtartigen Bau (nach Veith auch auf die darin befindliche Leiter), durch den man in die Grube fährt. Bei der Prägung des neuen Wortes fiel der Sprechsituation eine wesentliche Rolle zu; der Übergang von der alten zur neuen Bedeutung erfolgte nicht sprunghaft; im Nacheinander von ähnlichen aber nicht völlig gleichen Mitteilungen kristallisiert sich der neue Sinn aus, und hinter diesem steckt noch manchmal auch der alte, so dass man zwischen alter und neuer Bedeutung nicht immer klar zu unterscheiden vermag: „... von der *fart* [von dem zum Fahren gebrauchten Schacht] ist zu merken, So yndert eyner hätte neben einander czwen schecht do zwishen mer felde dan ein lehenn were, vnd so er yn Einem handelte, vnd geprauchet den anderen nwr czy einer *farth* [zum Ein- und Ausfahren], vnd hilt dieselbik *fahrt* [den zum Ein- und Ausfahren bestimmten Schacht] nit bauhafft. . . so mag im [sic!] ein pergmeister

¹⁵ Vgl. Gombocz, a. a. O. S. 93 ff.

hin geben, vnnnd derselbigk . . . yn nw belegt hat, muess demnach gunnen dem andern die *fahrt* [das Ein- und Aussteigen], das sein volk mag auss vnnnd ein faren".¹⁶ Der aus dem Kremnitzer Recht angeführten Stelle sollen viele Sprechsituationen vorangegangen sein, wo die Vorstellung des zum Einfahren dienenden Schachtes und die des Fahrens im sprachlichen Bewusstsein einander so nahegekommen sind, dass sie miteinander identifiziert werden konnten. Der Name der im Vordergrund des Bewusstseins befindlichen Bewegung wurde zur adäquaten Bezeichnung des Ortes und des Mittels der Handlung.

Ein ähnlicher Prozess spielte sich auch bei der bergm. Umprägung der Nomina actionis *Gerinne*, *Floss*, *Handel*, *Handlung*. *Gerinne* und *Floss* bedeuten von Haus aus 'das Fliessen, das fliessende Wasser'. Mit *Gerinne* meint man auf dem Berg eine Rinne, die den erzhaltigen Schlamm auf den Schlämmherd führt, *Floss* ist nach Adelung¹⁷ der Schlämmherd selbst, ein langer, in die Erde gegrabener Holzkasten, worin der Schlamm geschlämmt wird; in Schemnitz der Arbeitsvorgang auf dem Herd: das Flössen. Der metonymischen Anwendung von *Handel*, *Handlung* 'Bergwerk' mag die Bedeutungsverschiebung des Tätigkeitswortes *handeln* vorausgegangen sein. Ahd. *hantalôn* 'mit den Händen fassen, bearbeiten' ist im Mhd. schon zu 'tun, vollbringen, verrichten' verallgemeinert. Im Munde der einzelnen gesellschaftlichen Schichten verengt sich diese Bedeutung; für die Bergleute erweckt das Wort in erster Linie die Vorstellung der eigenen Tätigkeit. Von dieser Verengung blieb auch das Dingwort nicht verschont, *Handel*, *Handlung* wurde zunächst als 'bergmännische Arbeit' gebraucht, dann ist die Tätigkeitsbezeichnung auf den Ort (die Grube) übertragen, wo dieser *Handel* ausgeführt wurde.

Die Benennung der Bergwerke mit *Zeche*, *Kür* fällt sicherlich in eine noch frühere Periode. Nach dem Vorbild der Vereine im städtischen Leben hiess die zur gemeinsamen Ausbeutung von Gruben entstandene Gemeinschaft *Zeche* oder *Kür*.¹⁸ In einer solchen Produktivgenossenschaft mögen sich vor allem kleine Unternehmer zusammengeschlossen haben, die auch noch selber persönliche Arbeit leisteten. Natürlich gab es daneben auch Privatunternehmungen; in der früheren Periode des Bergbaus waren auch einzelne Personen in der Lage, eine kleinere Grube aus eigenen Kräften zu bauen, da die geringe Tiefe der Schächte und Stollen noch keine grösseren Investitionen erforderte. Im Unterschied zu den Bergwerken der „Einspännigen" wurde nun die gesellschaftlich gebaute Grube nach der Gesellschaft, die sie innehatte, *Zeche* oder *Kür* genannt. Die beiden Wörter erscheinen neben den älteren *Berg*, *Grube*, *Bergwerk* als Synonyme mit einer bestimmten unterscheidenden Funktion.

Im Mittelalter befanden sich die Schmelzöfen aller Wahrscheinlichkeit nach unter freiem Himmel. In ihrer unmittelbaren Nähe hat man Hütten

¹⁶ Wenzel, a. a. O. S. 284.

¹⁷ J. Ch. Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch . . . Wien 1811. VI. S. 218.

¹⁸ Vgl. DWb. V. 2787.

errichtet, die zu provisorischer Wohnung oder zum Aufbewahren von Werkzeugen, Erz usw. dienen.¹⁹ Durch die räumliche Nähe riefen Sätze wie „er geht zur Hütte, er ist bei der Hütte“ eine recht unbestimmte Vorstellung hervor; für die bei den Schmelzwerken beschäftigten Arbeiter bedeutete *Hütte* der augenblicklichen psychologischen oder sprachlichen Situation entsprechend abwechselnd die Umgebung, den Schmelzofen oder einfach das Häuschen selbst. Den Abschluss der im Keime vorhandenen Bezeichnungsübertragung hat sicherlich ein sachgeschichtlicher Wandel begünstigt, indem man über dem Ofen oder wenigstens über jenem Teil des Ofens, von wo er bedient wurde, ein Dach errichtet hat, um die dort Arbeitenden gegen Unwetter zu schützen. *Hütte* stellt somit nicht nur einen psychologisch sondern auch sachgeschichtlich bedingten Bedeutungswandel dar. Durch die Prägung von *Hütte* für 'Schmelzwerk' werden *Ofen* und *Schmelzofen* aus dem Sprachgebrauch nicht verdrängt, sie bezeichnen aber ihrem Ursprung gemäss — dem Wort *Hütte* gleichsam untergeordnet — bloss eine Teilvorstellung der ganzen Schmelzanlage.

Einzelvorstellungen bezeichnende Wörter können auf Grund des räumlichen Zusammenhanges zur Bezeichnung von Vorstellungskomplexen dienen. In der Stilistik ist diese Erscheinung als „pars pro toto“ bekannt. Auf diese Weise benennt man Dinge, die noch keinen Namen haben. Die wichtigsten und auffallendsten Bestandteile eines Hammerwerkes und einer Wasserhebe- oder Fördermaschine sind der *Hammer* bzw. das *Rad*, wenn man sie hört, versteht man das ganze Werk darunter. *Stollen* — wenn es sich dabei nicht um eine Metapher handelt — war ursprünglich nur die Zimmerung, wodurch die immer tieferen Bauten gegen Einsturz gesichert wurden.²⁰ Im Zusammenhang mit *Höhle* sind die bedeutungsgeschichtlichen Einzelheiten noch nicht völlig klar. Auf Grund von formellen und sachlichen Merkmalen ist das Wort auf mhd. *hüle*, ahd. *hūli* zurückzuführen, seine erschlossene Bedeutung 'ausgehöhlter Baumstamm' ist kaum zu bezweifeln; ob aber der primäre, metonymische Gebrauch des Wortes den Bergleuten zuzuschreiben ist, lässt sich schwer beweisen. Man kann eher voraussetzen, dass *Höhle* (nur in Mz., in der Form *hūln* belegt) als eine schon früher, von anderen Berufen geschaffene Metonymie ins Bergmännische übernommen wurde und erst aus historischen Gründen ihre spezialisierte bergm. Bedeutung 'auf Wagengestell montierter Förderungskasten' erhielt.

Zement f. 'Zementierungswerkstatt, Zementierung' ist dagegen eine Metonymie, die zweifellos von den Probierern und Schmelzern geschaffen wurde. Sie gehört zu den wenigen Wörtern, die als internationale Elemente des Wortschatzes der Münzer und Scheider gelten sollen. In der überall verbreiteten Bedeutung 'Beize zum Scheiden und Reinigen der Metalle' ist *Zement* in unseren

¹⁹ Vgl. Trübner, III. 509.

²⁰ DWb. X 3, 203.

Quellen nicht belegt, in Kremnitz verstand man darunter den Zementierungsprozess und die Werkstatt, wo man Gold und Silber „in die Ziment“ gelegt hat, um dadurch ein Edelmetall von besserer Qualität zu erhalten.

Nomina actionis, aber auch Zustandsbezeichnungen dienen oft zur Grundlage metonymischer Übertragungen auf dem Grund von wirklichen oder vermeintlichen ursächlichen Beziehungen. Das an sich selbst Nomen actionis *Schlag*, das bergm. zunächst 'Bauen, Treiben' bedeutet, wird bald zum Träger der Vorstellung jenes unterirdischen Baues ('stollenartige Strecke'), der durch das Schlagen, d. i. Treiben hervorgebracht wurde. Das Ergebnis der Handlung bringt auch *Werk* zum Ausdruck, sowohl als zweites Glied der Zusammensetzung *Bergwerk* als auch als selbständiges Wort in der Bedeutung 'zum Prägen bestimmte, aus Silber und Kupfer bestehende Metallegierung'. Die *Kunst* 'Wasserhebeemaschine' wird vom sprachlichen Bewusstsein als eine unmittelbare Wirkung menschlichen Könnens und menschlicher Fertigkeit gedeutet. Ursache und Wirkung spiegelt sich im primären und sekundären, bergm. Sinn von Hitze: *Hitze* → das durch Hitze Entstandene, der Prozess des Schmelzens. Das Wort wird einer nochmaligen fachsprachlichen Umdeutung unterworfen, an 'Schmelzprozess' knüpft sich die Bedeutung 'soviel Erz und sonstige Materialien als man bei einer Schmelzung in den Ofen legt'.

Zu diesem Typ rechnen wir noch *Schicht* (in drei Bedeutungen belegt: 1. bestimmte Arbeitszeit; 2. die zur selben Schicht gehörenden Arbeiter und die durch sie behaute Arbeitsstelle; 3. Teil am Bergwerk, eine bestimmte Anzahl von Kuxen); *Eisen*, 'Bergeisen, hammerähnlicher Keil', die *Masse* f. 'Bestimmung der Grenzen des Grubenfeldes und das gemessene Feld selbst'; ob die auch der Bedeutung nach unsichere *Rolle* (nur einmal belegt, vielleicht 'Fahrt, enger, schachtartiger Bau') als Metonymie gelten soll, bleibe dahingestellt.

3. *Sprachlich bedingter Bedeutungswandel: Bedeutungsübertragung auf Grund syntaktischer Beziehungen.*²¹ Eines der Glieder von syntaktischen Verbindungen absorbiert den Vorstellungsinhalt des anderen Gliedes und wird dessen alleiniger Träger. Ursache und Ablauf der Veränderung sind von sprachlichem Charakter. Die in dieser Weise entstandenen bergm. Wörter sind hauptwörtlich gebrauchte Adjektiva; die Hauptwörter, die die Grundlage der syntaktischen Verbindung gebildet hatten, sind in den Quellen nicht mehr belegt, sie lassen sich aber mit einiger Sicherheit erschliessen.

Bei *Hangendes* 'die unmittelbar über einem Gang liegende Gebirgsmasse' und *Liegendes* 'der Gegensatz von *Hangendes*' soll das zur Zeit der schriftlichen Überlieferung fehlende Hauptwort *Gestein* oder *Gebirge* gewesen sein; das *Siebente* '(Erbstollen) Gebühr' war ursprünglich wahrscheinlich das siebente *Mass* oder das siebente *Teil* des Ertrages, das dem Inhaber des Bergwerkes

²¹ Gombocz, a. a. O. S. 103 ff.

oder des Erbstollens zufiel. Unter *Greussig* 'Pochmehl, feinkörnig zermalmtes Erz' mag der *Bergverständige* den griessigen *Gang*, unter *Blaues* (Bedeutung unsicher, als *Blobs* belegt) ein Stück Erz oder Gestein von bläulicher Farbe verstanden haben.

4. *Historisch bedingter Bedeutungswandel*. Die in diesem Abschnitt zu behandelnden Wörter lassen sich weder in die Kategorien des psychologischen noch in die des sprachlich bedingten Bedeutungswandels einordnen. Vom Standpunkt der nachträglichen Betrachtung aus sind sie natürlich als Bedeutungsveränderungen anzusehen, von Bezeichnungswandel, von Namengebung kann aber keine Rede sein, da eine Neu- oder Umbenennung nie stattfand. Die jeweilige „neue“ Bedeutung eines Wortes ist bloss als Ergebnis von Sachwandel im weitesten Sinne zu betrachten. Die Entwicklung führte nicht immer zu einer völligen Veränderung der Wortbedeutung, in vielen Fällen haben wir nur mit einer fachsprachlichen Spezialisierung oder Bedeutungsverschiebung zu tun. Es wäre überflüssig und unmöglich, alle hierher gehörigen Wörter eingehend zu untersuchen, wir begnügen uns daher mit der Anführung einiger Beispiele.

Unter diesen ist *Gewerke* am aufschlussreichsten. Die endgültige Lösung der damit zusammenhängenden Fragen wird erst durch die genaue Kenntnis der Verhältnisse des mittelalterlichen Bergbaus ermöglicht. Die hier folgende Skizze ist nur ein bescheidener Versuch unter den vielen.

Das Grimmsche Wörterbuch behandelt das bergm. und das im allgemeinen Sprachgebrauch der Städte bezeugte *Gewerke* getrennt. Jenes sei Nomen agentis zu *Werk* ('Bergwerk'), mit der Grundbed. 'der an einem Werk beteiligt ist, Teilhaber an einem Bergwerk'. Die Vorstellung der aktiven Tätigkeit trat in den Hintergrund. Im Gegensatz hierzu liege beim städtischen *Gewerke* der Schwerpunkt auf dem Nomen agentis, diese Gewerke waren aktiv tätig, das Präfix *ge* weist ja auf eine Tätigkeit hin, die mit anderen zusammen ausgeführt wurde.²²

Bergm. *Gewerke* ist unserer Auffassung nach keine unmittelbare, von Bergleuten geprägte Ableitung zu *Werk* 'Bergwerk'. Eine bewusste Namengebung ist weder aus psychologischen noch aus sprachlichen Gründen anzunehmen. Die Formen *werhe*, *gewerke* gehen dem übrigens auf unserem Gebiet nur in Zusammensetzung bezeugten *Bergwerk* zeitlich voraus. Dieses soll man als eine spätere Abstraktion betrachten, es kann kein Zufall sein, dass auch noch im 14. und 15. Jh. *Grube* und *Berg* als Bezeichnungen für die unterirdischen Anlagen vorwiegen. Die auf dem Berg arbeitenden und das Bergwerk erst durch die Mühe von vielen Jahren schaffenden Menschen haben sich und jene, die mit ihnen zusammen *gewirkt*, d. i. Bergbau getrieben haben, *werhen*, *gewerken* genannt. Keines der genannten Wörter drückt mehr als

²² DWb. IV. 1 : 3, 5642.

'laborator, collaborator' aus. In Hinsicht auf Herkunft und Bedeutung unterscheidet sich das bergm. *Gewerke* in nichts von dem Sinn, der ihm in der Sprache anderer Volksschichten zukommt. Auch die Arbeitsteilung steht ja noch auf einer sehr primitiven Stufe, es wäre schwer zu entscheiden, wer eigentlich dem Bauern- oder Handwerkerstand zugehört. Erst als sich der Bergbau als selbständiger Berufszweig von den anderen trennt — und dazu gehört eine lang andauernde Zeitspanne, denn das gelegentliche Goldwaschen und die primitiven Gruben können den Lebensunterhalt nicht sichern — kommt es zu einer Verschiebung in der Bedeutung von *Gewerke*. Das Wort lebt nun in einer eigenen berufssprachlichen Sphäre, die Bergleute bezeichnen nunmehr damit ausschliesslich sich selbst und die mit ihnen zusammen Arbeitenden.

Die Verschiebung des Sinns 'Mitarbeitender' zu 'Bergmann' erscheint als unmittelbare Folge des Umstands, dass das Wort in eine andere sprachliche Schicht versetzt wird. Die Gewerke unserer Quellen sind schon Unternehmer, 'Mitinhaber eines Bergwerkes', die — selbst wenn sie auch persönliche Arbeit leisten — Lohnarbeiter beschäftigen.²³ Über die weitere, innerhalb der Fachsprache vor sich gegangene Verengung der Wortbedeutung wirft wieder die Geschichte des Bergbaus Licht.

Die Gruben der deutschen Frühzeit wurden von Produktionsgenossenschaften gebaut. Ein jedes Mitglied, ein jeder Gewerke dieser Gemeinschaft hatte gleiche Rechte und Pflichten, an der Produktion nahmen alle teil, der Ertrag wurde unter die Mitglieder prinzipiell gleichmässig verteilt.²⁴ Die Gleichberechtigung der Genossen — die übrigens nie eine absolute Gleichheit war — dauerte nicht allzulange. Die Möglichkeit zur Differenzierung war durch das verschiedene technische Können auch innerhalb derselben Genossenschaft gegeben; die mit der Zeit notwendig gewordene Arbeitsteilung hat den Differenzierungsprozess in hohem Masse gefördert: die Gewerke, denen es oblag, die gewonnenen Erze zu verarbeiten und zu verwerten, sicherten sich den anderen gegenüber eine begünstigte Stellung. Von der prinzipiellen Gleichheit, zugleich aber auch von der eben einsetzenden Arbeitsteilung zeugen zwei Urkunden des Bischofs Albrecht von Trient.²⁵

Im Bergbau spielt auch der glückliche Zufall eine nicht zu unterschätzende Rolle; Einzelpersonen oder Mitglieder von Genossenschaften werden durch besonders reiche Funde zu Unternehmern, sie stellen in ihren Gruben verarmte Gewerke oder neu angeworbene Arbeitskräfte ein; diese sind aber nicht mehr Gewerke, Mitarbeiter und Mitinhaber, sondern nur Lohnarbeiter, die vorwiegend vor Ort als Häuer arbeiten.

Die Auflösung der Produktivgenossenschaften und ihre Umwandlung

²³ A. Zycha: Das böhmische Bergrecht des Mittelalters. Berlin 1900. I. Band S. 256—257.

²⁴ A. Zycha: Das Recht des ältesten deutschen Bergbaues bis ins 13. Jh. Berlin 1899. S. 98 ff.

²⁵ Zitiert von L. Beck in: Geschichte des Eisens I. Braunschweig 1884. S. 761—763.

in Untermervereine wird durch das Eindringen des Kapitals in den Bergbau beschleunigt. Dieser Prozess fand nach Zycha²⁶ auf deutschem Gebiet schon im 13. Jh. seinen Abschluss. *Gewerke* ist daher auch in den frühesten Schemnitzer und Kremnitzer Quellen in der Bedeutung 'Mitinhaber' belegt, es bezeichnet nicht den Bergmann überhaupt, sondern das Mitglied einer primitiven „Aktiengesellschaft“. Natürlich gibt es auch in der nachfolgenden Zeit manche Gewerken, die in ihrer kleinen Grube persönlich arbeiten, in ihrem Namen kommt aber schon das Besitzverhältnis zum Ausdruck. Der mit *Gewerke* verbundene Vorstellungsinhalt ändert sich infolge der geschilderten Ereignisse langsam, beinahe unmerklich, ohne dass es dabei irgendwie zu einer Bedeutungs- oder Bezeichnungsübertragung käme. Bergm. und städtisches *Gewerke* sind trotz allem scheinbaren Widerspruch auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen, der Unterschied besteht nicht im Ausgangspunkt, sondern im Ergebnis der Bedeutungsentwicklung.

Unter *Gesellen* hat man im späten Mittelalter Leute gleichen Standes verstanden, die einer gemeinsamen Organisation angehörten und durch gleiche Arbeit und Ziele miteinander verbunden waren. In den einzelnen Sondersprachen der Zeit kommt dem Wort eine spezielle Färbung zu: *Geselle* als 'Mitglied einer Zunft' drückt Gleichheit der Stellung aus; als 'Handwerksgeselle' bezieht es sich auf von anderen, den Meistern abhängige Personen. Die *Gesellen* sind im Bergbau ursprünglich Mitglieder der Eigenlehnerschaft, einer kleineren Produktivgenossenschaft gewesen. Sie trugen ausschliesslich mit persönlicher Arbeit zum Bauen von einzelnen Grubenteilen bei, ihre Lage unterschied sich daher kaum etwas von dem der gemeinen Häuer. Der einzige Schemnitzer Beleg vom Anfang des 16. Jh. ist auch als blosses Synonym zu *Häuer* zu deuten. Die Bedeutungsentwicklung ging hier von einer ähnlichen Grundlage wie bei *Gewerke* aus, führte aber zu einem entgegengesetzten Ergebnis.

Die Art und Weise, nach welcher der historische Bedeutungswandel vor sich geht, tritt besonders in der Geschichte der Konkreta klar hervor. In der frühen Periode des Bergbaus grub man zur Aufschliessung von Erzadern unregelmässige Löcher von geringer Tiefe, die wie andere Löcher *Gruben* genannt wurden. Die Bezeichnungsweise ist nicht neu und erfolgt nicht in der Form einer Metapher, da sich diese 'Gruben' in nichts von den übrigen, zu anderen Zwecken gegrabenen Gruben unterschieden. Die an das Lautbild geknüpfte Vorstellung verändert sich erst schrittweise, Hand in Hand mit der Vervollkommnung der Bergwerksbauten. Im 16. Jh. erweckt *Grube* schon den Begriff eines komplizierten Systems von Stollen, Schächten, Schlägen.

Eine ähnliche Erscheinung trifft man auch im Wort *Haspel* 'Förderwinde'. Die bergm. Verwendung ist, wenn man von der mhd. Bedeutung 'Garnwinde' ausgeht, als eine Bezeichnungsübertragung auf Grund von Ähnlichkeit zu

²⁶ A. Zycha: Ein altes soziales Arbeiterrecht Deutschlands. Zeitschr. f. Bergrecht 41 (1900). S. 447.

werten. Die bei den Schächten angebrachte Fördermaschine hatte aber sicherlich wenig mit der Garnwinde zu tun, den *Haspel* als Werkzeug haben die Bergleute von anderen Berufen, vielleicht vom Hochbau übernommen und ihn ihren speziellen Zwecken entsprechend umgestaltet. Wenn es sich überhaupt um eine Übertragung oder um eine Ableitung aus *Haspe* 'Türangel' handelt, so ist dies allerdings nicht den Bergleuten zuzuschreiben.

Der Übergang gemeinsprachlicher Wörter in eine fachsprachliche Sphäre hat nicht immer eine völlige Bedeutungsveränderung, sondern oft nur eine Bedeutungsverschiebung zur Folge. Der Kern der Gesamtvorstellung bleibt unverändert, als neue Merkmale treten bloss einige Nebenvorstellungen hinzu.

Zahlreiche Beispiele lassen sich für diese Verschiebung oder Spezialisierung aufzählen: *Hauptleute* 'Aufsichtsbeamte und technische Leiter'; *Müllner* 'Arbeiter oder Vorsteher bei den Erzmühlen, Pochwerken'; *Schaffer, Verwalter* 'Bergwerksverwalter'; *Überreiter* 'Aufseher (bei mehreren Gruben zugleich)'; *Bahre, Tragbahre* 'Förderungskasten'; *Knebel* 'Fahrstange'; *Ofen* 'Schmelzofen'; *Schlägel* 'Berghammer'; *Feld* 'das unterirdische Grubenfeld'; *Wind, Wetter* 'Grubenluft'; *bauen, wirken, handeln* 'bauen, fördern, bergm. tätig sein'; *treugen* 'trocknen, die Gruben vom Wasser lösen'; *treiben* 'durch Hauen herstellen'; *sinken, senken* 'abteufen'; *hauen* 'Erze gewinnen'; *fahren* 'in die Grube steigen' usw. usf.

Als Beweismaterial haben wir rund vierhundert, in Schemnitz und Kremnitz vom 14. bis 16. Jh. belegte bergm. Wörter untersucht. Durch Bedeutungswandel wurde etwa 35—37% des gesamten Materials geschaffen; auf den historischen Bedeutungswandel entfallen 25—26%, auf die Metaphern 3%, auf die Metonymien 6%, auf die syntaktischen Verbindungen 2% der Gesamtzahl. Die überwiegende Mehrheit (55%) des fachsprachlichen Wortschatzes entstand durch Zusammensetzung und Ableitung, die fremden Entlehnungen machen 3,5% aus, 4—5% der Fälle sind nicht genügend geklärt worden.

Obwohl die Wortbildung durch einen sehr hohen Prozentsatz vertreten ist, tritt ihre Bedeutung doch hinter der des historischen Bedeutungswandels zurück. Der *grundlegende Bestand* des fachsprachlichen Wortschatzes von Kremnitz und Schemnitz kam auf dem Wege des historischen, psychologischen und sprachlichen Bedeutungswandels zustande, die zahlenmässige Stärke der Ableitungen und Zusammensetzungen darf uns nicht irreführen, denn diese sind erst später, aus den Grundlagen hervorgewachsen, die schon durch den Bedeutungswandel früher niedergelegt worden waren. In auffällig geringer Anzahl sind die Metaphern vertreten; die in der populärwissenschaftlichen Literatur übertriebene Betonung des Bildhaften in der Bergmannsprache erweist sich als Mystifikation und Schwärmerei. Es wäre falsch und völlig verfehlt, die Bergmannsprache als etwas Romantisches und Geheimnisvolles zu betrachten; von innen gesehen ist sie nüchtern und realistisch wie die Bergleute, die sie geschaffen haben.

К ИЗМЕНЕНИЯМ ЗНАЧЕНИЙ В ЯЗЫКЕ ШАХТЕРОВ

(Резюме)

Автор исследует терминологию немецких шахтёров XIV—XVI вв. в двух средневековых венгерских городах Шелмецбаня и Кёрмёцбаня (ныне оба города относятся к Чехословакии: Banská Štiavnica и Kremnica). Из исследуемых 400 слов 55% являются составными или производными, ими автор не занимается. В ходе анализа истории слов возникших в результате изменения значений, автор приходит к выводу, что лишь небольшую часть можно отнести к метафорам (3%), метонимиям (6%) или к прочим категориям изменения значения, возникшим, например, путем синтаксических связей (2%). Преобладающая часть (25—26%) терминологии шелмецких и кёрмёцких шахтёров возникла в результате исторических изменений самих объектов труда, в зависимости от чего изменялось и значение слов. Взгляды, распространённые в прежней специальной литературе, в особенности, в популяризирующей литературе, согласно которым язык шахтёров по сравнению с другими трудовыми арго и с разговорной речью, особенно богат образными выражениями, неверны или основаны на романтической мистификации.

Ш. Гардони

ZUR ORTHOGRAPHIE UND LAUTLEHRE DES »BUDAPESTER OSWALD«

Von
A. VIZKELETY

Der Auflösungsprozess der hochmittelalterlichen Kultur und Gesellschaftsordnung, seine Wirkung auf die einheitliche Struktur des klassischen Mhd. wurde oft und gründlich besprochen, obzwar die Normalisierung der edierten mhd. Texte diese alte „Einheit“, vor allem in orthographischer, aber auch in lautlicher Hinsicht von einem idealisierenden Irrlicht beleuchten liess. Durch die zentrifugalen Tendenzen, die das alte Gefüge verzerrten, wurden aber solche Keime herabgelöst, die Zentren für eine neue Kristallisation bildeten. So entstanden die Sondersprachen des 14. und 15. Jhs., die nicht mehr nach Stämmen und Ständen, wie das Mhd., sondern nach Territorien des spätmittelalterlichen Staates und nach verschiedenen Aufgaben des bürgerlichen Lebens gerichtet waren.

Die Notwendigkeit, sich über diese Verschiedenheiten zu erheben, oblag vor allem manchen Kanzleien, welche sich mit solchen Untertanen verständigen mussten, die verschiedene Mundarten sprachen; und der religiös-lehrhaften Erbauungsliteratur; also den Faktoren der weltlichen und kirchlichen Macht. Besonders von letzterer wurde die einheitliche Sprache beansprucht, da die Kirche durch die Bettelorden öfter und unmittelbarer mit dem Volk verkehrte. Noch stärker bedurfte dieser Sprache die Reformation. — Durch Zusammenwirkung dieser beiden Faktoren (Luther bediente sich in seiner Propagandatätigkeit der sächsischen Kanzleisprache) entstand die neue deutsche Hochsprache. Ähnlicherweise entwickelte sich aus dem kaiserlichen Kanzleideutsch die von der süddeutschen Erbauungsliteratur gepflegte Sprache, das „Gemeine Deutsch“,¹ das längere Zeit hindurch mit dem meissnischen Lutherdeutsch wetteifern konnte. Ähnliche konfessionsbedingte lautliche, orthographische Unterschiede findet man auch im Ungarischen, die noch am Ende des 19. Jhs. aufweisbar sind.

Der Text, dessen Orthographie und Lautlehre hier untersucht wird, ist die Budapester Prosaauflösung des Spielmannsepos „Sankt Oswald“, die

¹ Vgl. Hugo Moser: Deutsche Sprachgeschichte. Stuttgart 1955². S. 138.

einzigste Fassung des Epos, die unveröffentlicht blieb,² nur Baesecke benutzte sie zum Variantenapparat seines „Münchener Oswald“.³

Die Sprache des Oswaldtextes musste nach einer gewissen oberdeutschen Allgemeingültigkeit streben. Erstens : in ihr wurde die Lebensgeschichte eines in ganz Süd- und Mitteldeutschland beliebten Heiligen dargestellt. Oswalds Kultstätte befanden sich von Trier durch ganz Bayern und Österreich⁴ bis Pressburg⁵ und Oberungarn.⁶ Zweitens : sind — wenn nicht das ganze — gewiss einzelne Teile des Epos, als altes Spielmannsgut bis zur Zeit der Abschrift (1471) in den Versen und Erzählungen der wandernden Sänger stark benützt und zersungen worden.

Auch die Provenienzen einer Handschrift sind oft von Bedeutung, und wenn wir die einzelnen Stationen ihrer Wanderung abstecken können, so bedeutet das nicht nur eine Kuriosität ; sondern dadurch wird der Kreis der sprachlichen und geistigen Aufnahme des Werkes umrissen. — Unser Oswaldtext wird heute in der Handschriftenabteilung der Ungarischen Széchényi-Nationalbibliothek zu Budapest aufbewahrt (Cod. germ. 31).⁷ Der Kodex wurde 1832 samt einer grösseren Sammlung von Handschriften und Inkunabeln von dem berühmten ungarischen Kunstsammler und Gelehrten, Nikolaus Jankovich von Vadass (1773—1846) dem Nationalmuseum verkauft.⁸ Nach seiner handschriftlichen Eintragung (f. 1^v.) erwarb er das in Kalbsleder gebundene Büchlein im Jahre 1793 zu Leutschau, in einem der wichtigsten Kulturzentren der ungarischen Zips. Auf Folio 2^r. steht eine radierte Zeile aus dem 17. Jh.: *Ex libris Jos. Wagener Kheri* (Kher = Kér, Name mehrerer Ortschaften in Ungarn, es handelt sich hier wahrscheinlich um Nemes-Kér im Ödenburger Komitat). Endlich auf der inneren Seite des Rückdeckels befindet sich ein überschmierter Text, scheinbar noch aus dem 15. Jh.:

*Caspär preumeister
zu munnich⁹ an der
Rössen gässen ist die hanntschrift.*

² In kurzem hoffe ich eine Textausgabe samt Bearbeitung erscheinen zu lassen. Die vorliegenden Ausführungen sind dieser Arbeit entnommen.

³ Georg Baesecke : *Der Münchener Oswald*. Germ. Abh. 28. 1907.

⁴ S. Schultze : *Die Entwicklung der deutschen Oswaldlegende*. Halle 1888. S. 15., und J. Pözl : *Der heilige König und Märtyrer Oswald Stadtpatron von Traunstein in der Geschichte, Sage und Verehrung*. Traunstein 1899. S. 16.

⁵ Dénes Radocsay : *A középkori Magyarország táblaképei*. (Mittelalterliche Altarbilder in Ungarn.) Budapest 1955. S. 36.

⁶ Radocsay, a. a. O. S. 357.

⁷ Die genauere Beschreibung der Handschrift: Vizkelety : *Az Országos Széchényi-Könyvtár 31-es számú német kódexe*. (Cod. germ. 31. der Széchényi-Nationalbibliothek.) Magyar Könyvszemle. 1958. 2. S. 158—160.

⁸ Kaufvertrag in der Handschriftenabteilung der Széchényi-Nationalbibliothek : Fol. lat. 2752.

⁹ In meinem Aufsatz (a. a. O.) liess ich die Stelle leer, da ich die Antwort aus München noch nicht erhalten hatte.

Aus dem Häuserbuch der Stadt München ergibt sich,¹⁰ dass ein Heinrich Preumeister (Ehefrau Anna) 1480 Besitzer des Hauses Nr. 5 der Rotterstrasse gewesen ist. 1501 erbt dieses Anwesen sein Vetter Kasper Preumeister (Ehefrau Katharina). Heinrich Preumeister erscheint am 3. Dezember 1498 auch als Besitzer des Hauses Rosenstrasse (früher Rosengasse) Nr. 2. Man darf vermuten, dass Kaspar Preumeister 1501 auch das Haus seines Vetters Heinrich in der Rosengasse geerbt hat. Der zitierte Eintrag dürfte demnach aus der Zeit nach 1501 stammen, vorausgesetzt, dass Kaspar Preumeister nicht schon früher in der Rosengasse gewohnt hat.

Die Handschrift wanderte also, in München, oder in seiner Umgebung entstanden, von Kaspar Preumeister vermutlich nach Westungarn und von dort in die Zips, da der Kult des Heiligen überall blühte.

Bei der Analyse der Rechtschreibung und Lautung des Oswaldtextes wollen wir nicht auf jede einzelne Erscheinung eingehen, besonders wenn es sich um allgemeingültige Regelmässigkeiten handelt. Durch das leider unvollendet gebliebene, grossartige Werk von V. Moser¹¹ wird das Bedürfnis nicht aufgehoben, ja noch stärker gefühlt, die Sprache einzelner Werke und Territorien zu untersuchen. Leider steht eine ziemlich geringe Zahl von Vorarbeiten und Textausgaben zur Verfügung, die einer jeden orthographisch-lautlichen Eigentümlichkeit der Handschrift Aufmerksamkeit schenken. Auch dort, wo die Verwendung eines abgeglätteten Druckes im Vorwort oder in den Anmerkungen nicht erwähnt wird, müssen wir einen starken Verdacht hegen.¹²

Der Schwerpunkt unserer Bemerkungen zur Sprache des Budapester Oswald liegt im Konsonantismus, da im Vokalismus nicht so durchgreifende Veränderungen eingetreten sind.

Nach der Zeitangabe des zweiten Schreibers entstand die Handschrift im Jahre 1471, also nach der Periodisierung Mosers in der zweiten Hälfte des älteren Frühneuhochdeutschen. In rein orthographischer Hinsicht (Interpunktion, Abkürzungszeichen, Trennung usw.) finden wir das allgemeine Bild der zeitgenössischen Denkmäler. Nur bei der Verwendung der grossen Anfangsbuchstaben richtet sich die Schrift oft ganz regelmässig nach dem Sprachrhythmus :

¹⁰ Für die wertvollen Angaben bin ich Herrn Paul L. Altschüler, Herrn Dr. Schatzenhofer, Oberarchivrat im Münchener Stadtarchiv und meinem Kollegen, Herrn Dr. Gedeon Borsa, Abteilungsleiter in der Széchényi-Nationalbibliothek äusserst verpflichtet.

¹¹ Virgil Moser: Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Bd. 1. Teil, Heidelberg, 1929; 3. Teil, Heidelberg 1951.

¹² Die öfters angeführten Belege stammen aus den folgenden Textausgaben: Denkschrift des Jörg Kazmairs über die Unruhen zu München. (Abgekürzt: J. Kaz.) In der Kindermannschen Sammlung, Deutsche Chroniken, hsg. von Dr. H. Maschek. Leipzig, 1936. — Die Klosterneuburger Chronik (Klosternb.), ebendort. — Ulrich Füetner: Bayerische Chronik (Füetr.), hsg. von R. Spiller, München 1909. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Neue Folge, II. Bd. 2. Abt. — Münchener Urkunden (Münch...) zitiert aus den „Monumenta Boica“. Edidit academia scientiarum elect. Vol. I—XLVII. Monachii 1763—1902.

„Da sprach der wild haiden Miltter künig Oswolt vnd macht du des erpitten deinen got des er die meinen haist auf sten von dem tod So wil ich vnd die meinen williglichen gelauben an deinem got Sand Oswolt knyet nÿder...“

Vokalismus¹³

Im Vokalismus treffen wir den entwickelten Lautbestand des Frühneuhochdeutschen.

1. Die Diphthongierung der mhd. langen Vokale ist bereits beendet und wird auch in der Schreibung konsequent durchgeführt; davon sind im 15. Jh. nur Nieder- und Südalemannien, einige Teile Hessens und Thüringens und Niederdeutschland unberührt geblieben.¹⁴

mhd. *i* > *ei* : *zeit*, *peleyben*, *weyßen*;

mhd. *ô*, *œ* > *oe* : widerspiegelt durch das zweideutige Zeichen *ô* : *frôlich*, *hôch*;

mhd. *û* > *au* : *hauß*, *pawet* ;

mhd. *ûi*(*û*) > *eu* : *euch*, *ewch*, *kreucz*, *neue*; manchmal auch als Flexionsendung bei Adjektiven fem. Sing. Nominativ und Pl. Nominativ : *die aller liebste w fraw mein*; *dar nach verschieden sÿ pedew*.

2. Bei den kurzen Vokalen erscheinen wenig mundartlich bedingte Formen. Nur mhd. *o* > *a*. Im Bairischen war *o* schon in der mhd. Zeit vor *r* und Nasal zu offenem *o* geworden, dann zu *a*. Im Budapester Oswald kommt dieses *a* noch in einigen Wörtern vor, was schon um die Jahrhundertwende (15/16. Jh.) ziemlich selten war. (§. 74.)¹⁵

Vgl.: *Pesarget*, *mit sargen*, *gewant* 'gewohnt'.

Altes *u*, *ü* bleibt auf dem ganzen oberdeutschen Gebiet erhalten. (Das schwäbische *o*, *ö* dringt in Bayern nur seit der zweiten Hälfte des 15. Jhs. ein, die südlichen Teile werden erst später erreicht. Vgl. §. 74.) Z. B.: *besunder*, *sun*, *künig*, *sunnen*.

3. *â*, seltener *ä* verwendet die Handschrift regelmässig als Umlautsbezeichnung. Das Zeichen geht von Bayern nach Norden und erreicht Mitteldeutschland nur um die Mitte des 16. Jhs. Z. B.: *Mächtigen*, *tât*, *mächtigen*, *wâr*.

An solchen Stellen finden wir manchmal auch *e* oder *ê*. Zwischen dem primären und sekundären Umlaut wird in der Schrift kein Unterschied gemacht. Z. B.: *tet*, *heten*, *pêldesten*.

¹³ Im weiteren soll beachtet werden : das halbfette Zeichen bedeutet den Laut (a, usw.), das kursive (a, usw.) den Buchstaben, das Lautzeichen.

¹⁴ Hugo Moser : Deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit. In : W. Stammler: Deutsche Philologie im Aufriss. Berlin, 1952. Spalte 946.

¹⁵ Die in Klammern gesetzten Angaben beziehen sich auf die Paragraphen der „Frühneuhochdeutschen Grammatik“ von V. Moser.

Die Bezeichnung des sekundären Umlauts ist noch recht schwankend, nur vor *-niss*, *-nüss* erscheinen immer die neuen Laute: *pegrebnüss*... usw.

Sonst: *hoflich* — *göttlichen*,
 trügner,
 untertanig — *untertänig*.

4. *ê* kommt oft als Längezeichen vor, statt Verdoppelung des Buchstaben, wie es in anderen zeitgenössischen bairischen Handschriften verwendet wird. Vgl.: *hêr*, *wêrten* 'wehrten'; J. Kaz.: *jee*, *geet*, *steend*. Eine ähnliche Lösung finden wir auch bei der Schreibung der Diphthonge: *oe*, *ue*, *üe*. S. u.

5. *j*, *i*, *y*, *ÿ*, *ÿ* erscheinen oft als Teile verschiedener Diphthonge. Als selbständiges Zeichen werden *i* für den kurzen, *y*, *ÿ* und *ÿ* für den langen Vokal verwendet, wohl deshalb kommt *ÿ* ~ *ÿ* öfter als das einfache Zeichen *y* vor. Z. B.: *wild*, *nit*, *kain*, *aigen*; *sÿ*, *grÿnen*, *klayden*, *gejaÿd*.

In anderen bairisch-österreichischen Quellen fand ich keinen solchen Unterschied bei der Verwendung der beiden Buchstaben.

6. Mhd. Diphthonge kommen in den dem Bairischen und dem ganzen oberdeutschen Gebiet entsprechenden Formen vor, nur im Südalemannischen finden wir die alten Zeichen. Vgl.:

ei > **ai**: *kain*, *haijm*, *aigen*;

ou > **au**: *an schawen*, *haubt*, *gelauben*. Auch das speziell bairische **a-** ist manchmal zu finden (§. 79.): *urlab*;

öu > **eu**: *frewden*;

uo > **uə** > **u**, **üe** > **uə** > **ü**, beide Laute gewöhnlich mit *û* bezeichnet: *tûn*, *mûter*, *hûb*, *fûern*; *mûd*, auch *mûed*. In anderen Quellen kommen *ue* und *u* vor: Münch. 1431: *mueter*, *tun*, *gut*, *fur*; Füetr.: *rüeff*, *muet*, *prueder*. *behueb*; J. Kaz.: *schueffen*, *muesst*, *muetter*.

Konsonantismus

1. Die unbegründete, das Wesen und Verstehen erschwerende Häufung und Verdoppelung der Konsonantenzeichen, womit hauptsächlich das zeitgenössische Kanzleideutsch behaftet ist, findet in Privathandschriften, auch im Oswaldkodex keinen weiten Raum. Die krassesten Beispiele sind: *kurczweil*, *purckh*, *helligklichen*, *senntten*, *hallff*. Es ist bemerkenswert, dass *mm* nur vereinzelt vorkommt, wie es in bairischen Handschriften üblich war: *komen*, *himlisch*; *bb* und *dd*, die ausschliesslich md. und nd. Zeichen, sind im Oswaldkodex nie zu finden. (§. 30. Anm. 3., 5.)

2. Der Einschub von *b*, *p* zwischen *m* und *t*; von *d* vor *-lich* findet eine beschränkte Verwendung (*nempt*, *sampt*, *mändlich*), der in sonstigen bairischen Handschriften oft bei jeder Gelegenheit benützt wird.

3. Das anlautende bairische **w** statt gemeindeutschem **b** ist nur vereinzelt belegt :

pesunder — *wezwang, wedarfft,*
erberben — *erwerben,*
steinbant — *steinwannt.*

Das inlautende *m*, das in Bayern zwischen Liquiden zu **b** (*w*) wurde, erscheint nur in *märbel*.

4 Für inlautendes **b** wird überall das im ganzen Süden gebrauchte **p** (unbehauchter Starklaut) benützt ; die Schreibung *b* (*w*) finden wir nur im Präfix *be-* (s. o.). In vorkonsonantischer Inlautstellung erscheint manchmal statt **p** das bairische **b** (*haubt*).

5. Anlautendes **t** bleibt erhalten und auch schriftlich konsequent beibehalten (*låg, tötten, tochter*), obzwar die Formen mit **d** auch in bairischen Quellen oft belegt sind : J. Kaz.: *dochter* ; Klostersnbg. *dieffen, dochter, dantzen*.

Der gesamtöberdeutsche Wandel : inlautendes **t-** nach Nasal > **d** trat im Bairischen nur sehr beschränkt ein und wurde nur im 15. Jh. unter alemanischem Einfluss vorherrschend (§. 143. 2. a.). In dem Budapester Oswald, wie in anderen bairischen Handschriften finden wir noch die beiden Formen nebeneinander :

vndertan — *unttertän,*
hinder — *varenter.*

Nach **l** oder **r** blieb aber das **t** im Oberdeutschen stets erhalten (*milten* usw.) Nach Vokalen finden wir immer das ursprüngliche **-t-**, dessen schriftliche Wiedergabe in anderen Handschriften nicht so regelmässig erfolgt. Eine beinahe ausnahmslose Regelmässigkeit unserer Handschrift ist noch das **-tt-** nach Langvokalen oder Diphthongen, das im allgemeinen nur in den späteren bairischen Drucken vorkommt. Z. B.:

leuttten, mültter, gütten ; J. Kaz.: *leuten, hieten, huet* ; Münch. 1431.: *müeter, lawttet* ; Münch. 1441.: *arbeiten, seiten, hüetter* ; Klostersnbg.: *lautter, weitt, rietten*, usw. wie in Budapester Oswald.

6. Im mittelbaren Auslaut nach Nasal finden wir **t**, obschon **d** im Laufe des 15. Jhs. allgemein wurde, was seit der zweiten Hälfte des Jhs. in der Schrift als **dt** immer häufiger benützt wird. Z. B.:

pehentlich, tugentlich ; Münch. 1441.: *kundtlich* ; Klostersnbg.: *goldtschmit*.

Im unmittelbaren Auslaut kommen aber alle drei Formen vor, vorwiegend ist aber auch hier das **t**.

hant — *land,*
wannt — *end,*
grunt — *mundt,*
engellandt — *endt.*

Ebenso schwankt der Schriftgebrauch auch nach **l, r** und nach Vokalen, wo das mundartliche **d** nur in den md. Schriftsprachen die Oberhand gewinnt (§. 143. 3. a. 3. b.). Z. B.:

Oswolt — *pald*,
golt, helt,
hundert, schwert — *gepurdt*,
stet, usw.

7. Anlautendes **k** wird immer mit dem gemeindeutschen Buchstaben (*k*) bezeichnet. Das speziell bairische **kχ** (schriftlich *ch* und *kh*) ist nie belegt. Vgl.:

komen, kunig, kostlichen; Münch. 1431.: *chomen, Chunrad*; Münch. 1441.: *khain, kost*; Klostersnbg.: *kham, khunden, chamberer*.

Im Auslaut wird aber das süd- und mittelbairische Zeichen *-kh, -ckh* (aber niemals *kch*) bevorzugt: *marckh, dickh, starckh*.

8. Dieselbe Entwicklung können wir auch bei auslautendem **g** > stimmlose Media > **kχ** (*ckh, gkh*) beobachten, die ebenfalls im Süd- und Mittelbairischen verbreitet ist. Sie hört aber im letzten Viertel des 15. Jhs. allmählich auf: *purckh, perckh, sibenzigkh*; aber auch: *perg*. Auch im mittelbaren Auslaut wird das bairische *gk* gegen das mitteldeutsche *c* bevorzugt (§. 148. 3. a. Anm. 38—40.). Z. B.:

künigkreych, nur: *andachtlicichen*.
helligklichen.
wolligkklichen.

9. *f, v* und selten *u* sind Zeichen für denselben Konsonanten. *v* erscheint nur im unmittelbaren oder mittelbaren Anlaut; *f* wird anlautend nur selten gebraucht, dann aber festhaltend an dem mhd. Schriftgebrauch, demnach *f* vor Konsonanten (**l, r**) und vor **u, ü** benützt wird. Entgleisungen, die in Handschriften des 15. Jhs. schon oft zu finden sind, sind selten. Z. B.:

davon — *dauon*,
vein, varenter, gevangen, vollenten;
frawen, fürdt, frid, fuessen, doch: vrid.

Vgl. Münch. 1431.: *fangen, farenden*; Münch. 1441.: *verfallen, fangen*; Füetr.: *vleiss, fliegenden*, sonst wie in Budapester O.; J. Kaz.: *vleischpennkh, forderet, fodert, fert*.

In den bairischen, nürnbergischen Handschriften werden *v* und *f* zwischen Vokalen seit Anfang des 15. Jhs. geschieden, indem man für altes *v* bzw. die Zeichen *f* bzw. *ff* verwendet. Vgl.:

grafen — *peschaffen*,
gefider — *tauffen*.

Aber : Klostersnbg.: *graffen*; J. Kaz. wie in B. O.

10. Im Inlaut zwischen Vokalen, bzw. zwischen sonoren Konsonanten (Nasal, Liquida) und Vokal werden die *s*-Laute der historischen Schreibung nach geschieden, während *s* und *f* für mhd. *s* und das *ss*, *ß* für mhd. *ʒ* (*ʒz*), *ss* gesetzt wird. Dieser Schriftgebrauch wird seit der zweiten Hälfte des 15. Jhs. allgemein. (§. 146. 2. a.) Z. B.:

besunder — *wissentlich*,
gewesen — *essen*,
weyßen — *stössett*,
verliesen — *große*.

Auch im vorkonsonantischen Inlaut (vor *t*) und im Auslaut treffen wir dieselbe Erscheinung, hier wird aber *ß* stark bevorzugt. Entgleisungen sind selten. Vgl.:

<i>groß</i>	doch : <i>grûs</i>	<i>haus</i>	doch : <i>hauß</i> ,
<i>ließ</i>	<i>mûst</i>	<i>speis</i>	<i>lasster</i> ,
<i>hieß</i>		<i>pest</i> ,	
<i>lass</i>		<i>peldesten</i> ,	
<i>isst</i>		<i>vast</i> .	

Auch J. Kaz.: *ließ*, *pueß*, *haiß*, *vasst*, *muessten*; Münch. 1480.: *lessten*, *stösst*; Klostersnbg.: *auß*, *hieß*, *piß*, *cosat*, *gasst*; Füetr.: *hass*, *hieß*. Nach Moser findet man seit Beginn des Frühneuhochdeutschen eine allgemeine Vertauschung der *s*-Zeichen, nur im Bairischen wird mhd. *s* > *s* und mhd. *ʒ*(*ʒz*) > *z*(*z*). (§. 146. 3. a.) In unserer Handschrift erscheint aber neben der oben beschriebenen Regelmässigkeit *z* nur ganz selten im Auslaut für *s*. Z. B.: *daz*, *auz*, *gotz*, *lôz*.

Auch in der Inlautstellung nach stimmlosen Konsonanten (besonders nach *ch*) bei folgendem Vokal behält der Budapester Oswald den auf der historischen Schreibung fussenden Schriftgebrauch: *verwachsen*, statt des allgemein geschriebenen *wachsen*. (Vgl. §. 146. 3. a.)

11. Für altes *s*- gebraucht die Handschrift auch vor sonoren Konsonanten (*w*, *m*, *n*, *l*) schon überall das neue *sch*. Bairische und schwäbische Privathandschriften bringen seit der zweiten Hälfte des 15. Jhs. das *sch*, aber nur vor *m*, *n*, *l*, vor *w* nur im 16. Jh. (§. 147. 1. a.) Z. B.: *schwert*, *schwang*, *schnê*.

12. *z* erscheint nur im Anlaut für die Dentalaffrikate (*zalt*, *zeit*, *bezeichnet*) und im Auslaut für *s* (*daz*, *awz*, *gotz*). *cz* und *tz* kommen für die Affrikate im Inlaut wie im Auslaut vor: *Zwaynczig*, *herczogen*, *gantzen*.

Der bairische, und zwar mittel-, südbairische Charakter der Handschrift tritt klar hervor, jedoch ohne allzu starke mundartliche Färbung. Bairisches *kh*-, *ch*-, *b* ~ *w*-, *au* > *a* usw. finden wir gar nicht, oder nur beschränkt. Bei der Bezeichnung mancher Laute (*t* ~ *tt*, *v*, *f*, *s*, *ss*, *ß*; *ue*, *üe*, *ü* = *û*) werden Regelmässigkeiten angewendet, die das Schriftbild ruhiger und einheitlicher gestalten und das Lesen und Verstehen des Textes erleichtern.

Das Angeführte wird vielleicht bestätigen, dass in manchen weitverbreiteten, dem Geschmack des bürgerlichen Lesepublikums entsprechenden Handschriften der spätmittelalterlichen Erbauungsliteratur eine gewisse sprachliche Einheitlichkeit, eine vorsichtiger Anwendung der mundartlichen Formen angestrebt wird. Manches Alte wird aus dem Mhd. beibehalten, und manches Neue wird konsequenter zur Geltung gebracht. Ob diese Bestrebungen auch noch räumlich, nach gewissen Themen, usw. genauer bestimmbar wären, wird man erst auf Grund guter textlicher Vorlagen und nach langer Forschung feststellen können.

ОБ ОРФОГРАФИИ И ФОНЕТИКЕ «БУДАПЕШТСКОГО ОСВАЛЬДА»

(Резюме)

В статье исследуются проблемы орфографии и фонетики одной немецкой литературной рукописи, датированной 1471 годом. Этот кодекс, никогда еще не изданный, хранящийся в библиотеке им. Сечени в Будапеште, излагает в прозе популярный народный эпос об Освальде. Рукопись, согласно примечанию владельца ее, была создана в Мюнхене или в его районе и оттуда попала на заселённую немцами территорию прежней Венгрии.

В работе доказывается, что рукопись написана на средне-баварском диалекте (*p*-, *b* ~ *w*-, *-gkh*-, *-chk*-, *au* > *a* и т. д.). В тексте мало слов, трудно разбираемых или мало понятных для говорящих на других немецких диалектах. Орфография данного памятника по сравнению с бессистемной произвольной орфографией других немецких литературных памятников XV века свидетельствует о стремлении к определённой последовательности в обозначении некоторых звуков (*s*, *ss*, *ß*, *v*, *f*, *t* ~ *tt* и т. д.). В формировании «Gemein Deutsch», уже существовавший во время деятельности Лютера, важную роль играли популярные в среде нарождающегося бюргерства и распространяемые народными певцами поучительные — приключенческие истории. Только лишь тщательное издание и подробное исследование этих литературных памятников позволило бы ясно очертить их тематику и место создания.

А. Визкели

CONFÉRENCE ONOMASTIQUE À BUDAPEST

Du 25 au 27 septembre 1958, la Société de Linguistique Hongroise a organisé, avec l'appui financier de l'Académie des Sciences de Hongrie, une conférence onomastique qui a eu lieu dans la salle du Conseil de la Faculté des Lettres de l'Université Loránd Eötvös, à Budapest.

La conférence était la première dans son genre en Hongrie. Cette avait, dans une certaine mesure, un caractère international, grâce à la participation de quelques représentants des peuples voisins : K. K. Celujko directeur adjoint de l'Institut de Linguistique de l'Ukraine, N. M. Tereščenko collaboratrice de l'Institut de Linguistique de Léningrad, l'académicien Z. Stieber, de Pologne, et O. Penavin, professeur d'école supérieure en Yougoslavie. Les participants de la conférence étaient surtout les linguistes vivant à Budapest, mais de nombreux chercheurs de province y prirent également part, surtout ceux qui travaillent dans le domaine de l'onomastique. Furent également présents quelques historiens et ethnologues, le représentant de l'Office Central de Statistique et enfin un petit nombre d'étudiants. Le nombre des participants était à peu près une centaine. Les discussions se déroulèrent dans la matinée et l'après-midi ; celles d'après-midi, un peu longues, ont duré chaque fois 5 heures. Dans le programme de la troisième journée figurait une excursion en bateau avec la visite de la ville d'Esztergom.

Sauf les trois communications principales la conférence n'avait pas de programme fixé d'avance ; un des participants n'a d'ailleurs pas manqué de critiquer l'organisation sur ce point. Le programme s'est constitué spontanément. Les rapporteurs invités d'avance et ceux qui demandaient la parole aux réunions même traitèrent les champs les plus divers de l'onomastique. Cette variété peut être considérée comme un manque regrettable de cohérence, mais nous sommes forcés de la considérer comme un signe de l'activité et de l'intérêt. On a eu raison, par contre — comme l'a aussi reconnu le discours de clôture présidentiel — en reprochant à la conférence d'avoir négligé les questions de méthode, des questions de ce genre n'ayant été abordées qu'en tant qu'enseignements à tirer de telle ou telle conférence. Quelques-uns ont regretté également qu'au cours de la préparation de la conférence et de la conférence elle-même,

on n'ait consacré que peu d'attention au programme des recherches onomastiques, aux tâches futures et au travail d'organisation que demande la réalisation de ces tâches. Après un long débat la conférence a décidé sur ce point de déléguer un comité de quelques membres chargé d'examiner les questions de principe et les questions pratiques touchant aux recherches onomastiques hongroises et d'accomplir des travaux d'organisation. Sur la proposition de l'académicien D. Pais, la conférence a délégué une commission composée des membres suivants : L. Deme, L. Lőrincze, F. Maksay, S. Mikesy, K. Mollay et L. Papp.

La communication d'ouverture fut prononcée par l'académicien G. Bárczi, qui rendit compte du VI^e Congrès International des Sciences Onomastiques à Munich, du 24 au 28 août 1958. Parmi les 350 participants du Congrès, venus du monde entier, la Hongrie était représentée par G. Bárczi, L. Lőrincze, et S. Mikesy. Après avoir dressé un tableau d'ensemble du travail du Congrès et souligné son excellente organisation, G. Bárczi rendit compte d'une façon plus détaillée des communications qu'il avait entendues personnellement. Les communications et les débats se déroulèrent simultanément au sein de dix sections spéciales (onomastique générale, noms de cours d'eau, onomastique germanique, onomastique allemande, contacts germano — romans, onomastique romane, slave, indoeuropéenne, onomastique grecque, onomastique non-indoeuropéenne, normalisation internationale des noms géographiques).

La communication suivante, celle de l'académicien I. Kniezsa, président de la Société Linguistique Hongroise, avait pour titre „La chronologie des types toponymiques slovaques”. Les résultats présentés par I. Kniezsa sont fondés sur la thèse de la genèse parallèle des noms de lieux. Cette thèse fut élaborée par I. Kniezsa dans son travail intitulé „Les noms de lieux parallèles” (A párhuzamos helynévadás, Budapest 1944). Selon cette thèse les noms de lieux slovaques et hongrois ayant la même valeur sémantique et désignant le même établissement (par exemple *Almás ~ Jablonok*, *Léva ~ Levice*, *Kassa ~ Košice*) sont à considérer non pas comme des traductions réciproques mais comme des toponymes ayant pour base des conceptions identiques et formés d'une façon parallèle, approximativement à la même époque. Si cette hypothèse est fondée, la chronologie de nombreux types toponymiques slovaques peut être éclaircie à l'aide de la chronologie des types hongrois. I. Kniezsa confronta trois types toponymiques hongrois et leurs corrélatifs slovaques : 1. Noms de lieux formés d'un nom de personne seul (noms de lieux d'origine nomade). L'usage de donner des noms de ce genre était vivant jusqu'au début du XIII^e siècle (*Bács*, *Csaba*, *Bagamér*, *Héder*, *Adorján* etc.). 2. Les noms composés d'un nom de personne et des mots *-háza*, *-telke*, *-falva* (maison, terrain, village de quelqu'un) ; ce type est productif depuis le XIII^e siècle jusqu'à nos jours. 3. Le type „patrocinium” (*Szentmiklós*, *Szentlászló*) en usage du début du XIII^e siècle jusqu'au début du XIV^e. A l'aide de ces types, I. Kniezsa constate

que les noms de lieux slovaques pourvus des suffixes *-ice* (*Bohunice, Dežerice*) et *-ovce* (*Bogdanovce, Ozorovce*) constituent un type productif pendant plusieurs siècles et encore vivant au XIII^e siècle. Il démontre en outre que les noms de lieux formés à l'aide des terminaisons *-ov* et *-ín*, remontent à une époque postérieure au XIV^e siècle. Il éclaircit de la même façon les problèmes chronologiques relatifs aux types toponymiques slovaques *Lubca, Nemce, Vlachy, Topoľčany, Svätý Martin* etc.

L'après-midi de la première journée de la conférence a été consacré aux interventions concernant la communication de I. Kniezsa et à des exposés indépendants. K. K. Celujko directeur adjoint de l'Institut de Linguistique de l'Ukraine fit connaître l'état actuel des recherches onomastiques en Ukraine et les tâches que les chercheurs ukrainiens se sont fixées. — L'académicien Z. Stieber ajouta un fait germano—serbe au dossier des noms de lieux parallèles, puis fit un compte-rendu succinct sur les travaux onomastiques en Pologne. — Gy. Györffy exposa une nouvelle théorie concernant la formation des noms de lieux dérivés des noms de tribus hongrois. — L. Hadrovics proposa une nouvelle étymologie pour le mot *telek* (terrain, parcelle), auquel il attribue une origine slave. — L. Makkai parlant lui aussi du nom commun *telek*, nom qui entre souvent dans des noms de lieux hongrois, fit ressortir un nouvel aspect de son évolution sémantique. — E. Moór souligna l'intérêt des idées présentées dans la communication de I. Kniezsa, permettant d'éclaircir des problèmes chronologiques impossibles à résoudre à l'aide de critères phonétiques historiques. — K. Mollay communiqua des noms de lieux parallèles germano—hongrois, expliqués jusqu'ici d'une manière différente. — J. Orlicsek, représentant de l'Office Central de Statistique s'occupa dans son allocution des noms de lieux officiels hongrois, parla ensuite de travail de l'organe officiel chargé jusqu'ici des questions toponymiques et esquissa les devoirs du Comité National Toponymique qui devra commencer son travail dans le proche avenir. Les participants de la conférence étaient satisfaits d'apprendre que des spécialistes de l'histoire et de la linguistique vont être appelés à collaborer au travail de ce comité. — B. Ila insista sur la nécessité d'un dictionnaire de la toponymie historique hongroise, c'est-à-dire un dictionnaire comprenant l'histoire des localités hongroises. Les matériaux concernant le département de Veszprém seront bientôt prêts à être publiés. — L. Gáldi fit connaître une variante française datant du XV^e siècle, jusqu'ici ignorée, du nom de Pest (*Paele*) et démontra qu'il s'agit d'un pendant du nom Ofen. — L. Deme reprocha à la conférence de ne pas avoir précisé les tâches de l'onomastique hongroise, puis fit quelques remarques sur les méthodes de recherche pouvant être appliquées aux noms de lieudits. — K. Reuter rendit compte de ses recherches relatives aux noms de lieudits dans le département de Baranya. — Á. Sebestyén développa les problèmes de la biologie onomastique que soulèvent l'origine et l'emploi des noms de lieudits.

La première communication de la deuxième journée de la conférence fut celle de l'académicien D. Pais : „Points de vue concernant l'examen des noms de personnes de l'époque des Árpáds". Dans la première partie de sa communication D. Pais s'occupa d'un des groupes des noms de personnes hongrois figurants dans le célèbre ouvrage de Constantin (L'administration de l'empire), des noms des descendants d'Árpád et mit en lumière des rapports de grand intérêt, jusqu'ici ignorés. Il démontra en effet par la comparaison des étymologies turques et hongroises déjà élaborées, le cas échéant par une certaine correction de celles-ci et en suggérant de nouvelles interprétations, que les noms des descendants d'Árpád forment, selon le motif de la dénomination, deux groupes : le premier groupe est en connexion avec l'idée de l'existence, le deuxième avec celle de l'alimentation. Il se trouve que *λιώντικα* et *ταρκαζούς* c'est-à-dire *Liüntik* et *Tarkacs(u)* désignent non seulement le même fils d'Árpád, — ce dont on se doutait précédemment déjà — mais qu'ils dérivent de mots communs ayant la même signification. Le nom *Liüntik* dérive du radical hongrois *lëv- ~ liü-* qui signifie l'existence, *Tarkacs(u)*, de son côté dérive du radical turc *tara* 'se disperser, émaner, tirer son origine' par l'addition du formatif *-qač*. On constate le même parallélisme sémantique en confrontant les noms *φαλίτζιν* ou *φαλής* — *ιοντοτζάς* — *έζέλεχ* : *Falicsi* ou *Fali* qui dérive du verbe hongrois *fal*, et signifie 'vorace, gourmand', *Jutocsa* dérive du participe turc signifiant 'celui qui aime avaler, gourmand', enfin *Ézelex* peut être ramené au participe de l'ancien verbe hongrois *ézel* 'goûter' (ces deux dernières étymologies sont communiquées dans l'ouvrage de Gy. Németh : L'Éthnogénèse des Hongrois qui conquièrent la Hongrie). D'après D. Pais c'est à ce groupe sémantique qu'appartient le nom *ιέλεχ* qui doit remonter au participe turc *Jäläx ~ Jälây* 'comestible'. Enfin c'est en se fondant sur les rapports sémantiques que D. Pais interprète, à l'aide d'une nouvelle idée, le nom *Tas* (chez L'Anonyme *Thosu*, *Tosu*, de nos jours *Tas* dans les noms de lieux) en le faisant dériver d'un participe turc *tošu* qui signifie 'rassasié'. D. Pais classe les noms appartenant à chacun de ces deux champs notionnels parmi les noms „prédestinant, gouvernant le sort", ces noms ayant le but d'assurer que „les personnes ainsi nommées aient toujours bon appétit, qu'ils soient gros et bien en chair, et en général qu'ils 'soient', c'est-à-dire qu'ils ne meurent pas". D. Pais considère l'existence des noms parallèles turco—hongrois comme une preuve du bilinguisme de la famille des Árpáds.

Dans la seconde partie de sa communication D. Pais mit en lumière les critères d'un principe méthodologique dialectique qui découle logiquement de ce qui précède. Ce principe, appelé par lui „la mise en lumière des rapports onomastiques" consiste selon D. Pais dans le fait que "dans une bonne partie des cas, c'est seulement en consultant le texte entier nous servant de source que nous pouvons arriver à résoudre les problèmes que pose le nom de personne examiné. En interprétant un nom de personne figurant dans telle ou telle

charte, tous les noms de personnes et aussi les noms de lieux qui s'y trouvent sont à prendre en considération ainsi que les diverses données concrètes conservées par le texte latin". D. Pais démontra d'une façon convainquante la praticabilité de ce principe; par exemple il devient clair grâce à son application que dans l'ancien nom de femme hongrois *Bibura* 'pourpre', nom qui était auparavant considéré comme nom de compliment, c'est le nom commun *bibor* signifiant 'petit lin' qui s'est changé en nom de personne; c'est ce que prouvent les autres noms figurant dans la charte *Lence: Lensze* et *Cuce: Szüsze* (dérivés des mots *len* 'lin' et *szösz* 'duvet'). D'ailleurs le texte lui-même de la charte nous apprend qu'il s'agissait de tisseuses et de fileuses.

Dans la dernière partie de sa communication, D. Pais souligna en se servant d'exemples instructifs que l'analyse des noms de personnes et des noms de lieux ne peut être effectuée méthodiquement que si l'on établit des liens étroits entre ces deux types de recherche.

La communication de D. Pais fut commentée par L. Tamás, par K. Czeglédy, E. Moór et par l'académicien G. Bárczi.

La communication suivante fut celle de N. M. Tereščenko collaboratrice de l'Institut de Linguistique de Léningrade qui avait pour titre „Les noms de clans chez les Nénetz". N. M. Tereščenko démontra que les noms de famille chez les Nénetz étaient primitivement des noms de clans. Ces noms étaient originairement plus restreints en nombre, ce dont il ressort que les clans se sont fragmentés plus tard. Elle commenta ensuite la genèse des noms de clans (il apparaît que la plupart possèdent une signification concrète), puis elle fit connaître les relations qui existent entre ces noms et les traditions populaires concernant la genèse des clans. La dernière partie de la communication fut consacrée aux influences étrangères, surtout russes sur les noms de familles Nénetz; enfin elle parla brièvement des surnoms Nénetz. N. M. Tereščenko présenta aussi une riche collection d'exemples pour illustrer chaque détail de sa communication.

La conférence fut terminée par les rapports et les allocutions suivantes du point de vues de la pratique aussi bien que des principes, L. Papp fit un compte-rendu détaillé sur les travaux préparatifs d'un dictionnaire des noms de personnes de l'époque des Árpáds. — L. Benkő souligna qu'en interprétant les anciens noms propres, les points de vues géographiques ne doivent aucunement être négligés. — L. Deme commenta le processus du changement des noms communs en noms propres. — É. B. Lőrinczy analysa les enseignements pouvant être tirés des anciens noms hongrois pourvus du formatif *-s*. — M. Kovalovszky attira l'attention sur le fait, que l'onomastique néglige de prendre en considération la valeur stylistique des noms. — E. Rác fit quelques remarques sur la fonction des suffixes diminutifs ajoutés aux noms. — E. Vértes présenta des types onomastiques ostiaks. — B. Büky présenta des conclusions tirées de la comparaison des prénoms du fin de siècle et de ceux d'aujourd'hui

à Budapest. — S. Zs. Karácsony rendit également compte de ses recherches sur les prénoms et la répartition géographique des noms au XVIII^e siècle. — F. Maksay fit des remarques sur les problèmes chronologiques et géographiques de la genèse des noms de familles hongrois à deux éléments. — De son côté S. Mikešy examina les causes de la formation des noms hongrois à deux éléments, en y apportant des points de vue nouveaux.

M. Kázmér

КОНФЕРЕНЦИЯ ПО ОНОМАСТИКЕ В БУДАПЕШТЕ

(Резюме)

Автор дает обзор конференции по ономастике, созванной Обществом венгерских языковедов, с 25 до 28 сентября 1958 года.

M. Казмер

COMPTES-RENDUS

Eckhardt Sándor : Magyar—francia szótár (Dictionnaire hongrois—français). Budapest, Akadémiai Kiadó (Editions Académiques). 1958. XVI + 2376 pages.

Une des plus belles réussites de la „linguistique appliquée” dans la Hongrie d'aujourd'hui est incontestablement l'essor de la lexicographie et, en particulier, de la rédaction de dictionnaires bilingues. Au cours de la dernière dizaine d'années on a vu paraître au Maison d'Édition de l'Académie de Budapest, pour ne parler que de quelques langues occidentales, le grand dictionnaire hongrois—anglais de L. Országh (1953), le dictionnaire français—hongrois de A. Eckhardt (1953) et les dictionnaires allemand—hongrois (1952) et hongrois—allemand (1957) de E. Halász. Ce volumineux dictionnaire hongrois—français, d'une présentation impeccable, se rattache donc à une tradition déjà solidement établie qui reflète bien un désir sincère de rapprochement intellectuel et la soif des Hongrois d'approfondir l'étude des langues les plus diverses. En même temps, ces nouveaux instruments de travail feront sentir leur effet, espérons-le, dans un autre sens aussi : grâce à eux, le hongrois réussira peut-être mieux à échapper aux désavantages de son isolement fatal dans la grande famille des peuples européens. A l'étranger, les traductions de poètes et de prosateurs hongrois se multiplient sans cesse ; quand viendra le temps où les traductions faites à l'aide d'un „mot-à-mot”, c'est-à-dire sans contact direct avec le texte à traduire disparaîtront définitivement de la scène de la littérature universelle ?

Dans ce qui suit nous allons examiner le nouvel ouvrage de M. Eckhardt, fruit d'une profonde connaissance de la langue française et d'une longue activité pédagogique à la chaire de langue et de littérature françaises de Budapest, selon les éléments lexicographiques dont se composent les articles de sa grande synthèse : nous avons donc à tenir compte d'abord du choix des mots-souche, ensuite tour à tour des indications concernant les principales formes grammaticales et la valeur stylistique des mots enregistrés, des principes guidant l'auteur aussi bien dans le groupement des significations que dans l'enregistre-

ment des exemples, enfin de la phraséologie admise, y compris les locutions figées, les proverbes, etc. Inutile de dire que dans tous ces domaines la tâche de l'auteur était — malgré la présence des dictionnaires de L. Országh et E. Halász — fort délicate, puisqu'il n'avait pas encore sous la main ce grand „dictionnaire d'usage” de la langue hongroise (A magyar nyelv értelmező szótára) dont le tome I^{er} paraîtra seulement en été 1959. Il n'est pas douteux que ce nouveau dictionnaire réglerait pour longtemps le choix des matériaux lexicologiques qui doivent figurer dans nos dictionnaires bilingues ayant des mots-souche hongrois. Essayons donc de caractériser les parties constitutives du présent dictionnaire dans l'ordre que nous nous sommes proposé.

I. *Le choix des mots-souche.* — Depuis 1935 (date de l'édition du premier dictionnaire hongrois—français de l'auteur) les progrès réalisés en matière de lexicographie sont incontestables. En 1935 le dictionnaire hongrois—français, publié par la maison d'édition Eggenberger ne comptait, en une disposition typographique héritée de l'époque des vieux dictionnaires de Ballagi (1843—1890), que 70.000 mots environ ; la présentation d'alors avec ses groupes de mots d'une impression extrêmement serrée, ne favorisait guère ni l'insertion d'abréviations servant à caractériser de plus près les mots-souche, ni l'admission d'un grand nombre de termes techniques. Dès la même époque, cependant, le vocabulaire hongrois qui devait être traduit en français fut dégagé de cet absurde lit de Procruste : le Dictionnaire hongrois—français de A. Sauvageot (1937) — de même qu'auparavant son Dictionnaire français—hongrois (1937) — rompit délibérément avec la fâcheuse habitude de placer au même alinéa des mots qui, sauf les caprices de l'ordre alphabétique, n'avaient souvent rien de commun entre eux. Après ces antécédents, l'évolution ultérieure ne pouvait s'engager que dans la voie de l'individualité du mot-souche ; seule cette méthode permettait aux lexicographes de qualifier, stylistiquement le mot placé à la tête d'un article et d'y ajouter, entre crochets, des indications concernant les désinences flexionnelles.

Essayons de comparer maintenant la richesse du vocabulaire enregistré par A. Sauvageot à la richesse de celui que M. Eckhardt, suivant à cet égard l'exemple de L. Országh et E. Halász, a admis dans son dictionnaire. Selon nos calculs approximatifs, au dictionnaire hongrois—français de Sauvageot il y avait un peu moins de 100.000 mots alors que les mots-souche admis par Eckhardt dépassent même l'important chiffre de 140.000 ce qui revient à dire que le vocabulaire hongrois, malgré certaines réformes orthographiques ne favorisant point l'accroissement des mots composés,¹ a augmenté d'un bon tiers ! Grâce à cet enrichissement, l'auteur a réussi à signaler presque tout ce qui caractérise non seulement la vie quotidienne, mais aussi le mouvement

¹ Nous pensons par exemple à l'obligation d'écrire en deux mots, depuis 1954, les composés ayant pour second terme l'adjectif *alakú* „-forme”, cf. les mots du type *korona alakú* „coroniforme”, *ék alakú* „eunéiforme” etc.

scientifique de nos jours ; tandis que A. Sauvageot s'était encore contenté de donner comme dérivés et composés du mot *atóm*,² *atom* 5 vocables,³ au dictionnaire de A. Eckhardt les vocables de ce genre, au nombre de 85, remplissent déjà une colonne et demie. Et que dire des familles de mots entièrement nouvelles comme *izotóp* 'isotope' et ses dérivés ? D'une manière générale, vu qu'on ne possède encore de dictionnaires spéciaux pour le hongrois et le français, l'admission des termes techniques a fait des progrès même dans des domaines plus traditionnels ; aux 21 dérivés commençant par *izom-* „musculaire” de M. Sauvageot on peut opposer désormais 68 dérivés analogues. Dans ces conditions, bien rares sont les mots-souche dont on puisse regretter l'absence ; signalons pourtant *bélflóra* „flore intestinale”, *címzés* 'muni d'étiquette, d'en-tête etc. (cf. *címzés* ou *céggelzéses levélpapír* „papier à lettre à en-tête”), *jukagir* 'youkaguir', *kapiskál* „comprendre, saisir” (en argot „piger”), *keresztesháború* „croisade”, *könnyelválasztás* „secrétion lacrymale”, *mikrofizikus* „microphysicien”, (v. Psyché, sept. 1958, fasc. 118—9, p. 259), *Művelődésügyi Minisztérium* „Ministère des Affaires Culturelles”, *paleoszibériai* „paléosibérien” et quelques autres. Comme on voit, dans la plupart des cas il s'agit de ces dérivés et composés dont le nombre est quasi illimité dans une langue comme le hongrois. Outre les mots autonomes, il n'aurait pas été sans intérêt d'admettre un nombre plus considérables de vocables comme *izom-* 'musculaire' (p. 983) ; si l'usager ignore qu'un des moyens d'adjectivation du substantif *charbon* consiste à employer le dérivé *charbonnier*, il lui sera malaisé de traduire par *crise charbonnière*^{3a} p. ex. l'expression *a szénellátás válsága*, au sujet de laquelle le dictionnaire n'offre actuellement aucun point d'appui.

II. *Indications servant à qualifier les mots-souche.* — Ces indications sont de deux espèces : les unes d'ordre lexicologique, les autres d'ordre grammatical. Quant aux premières, c'est surtout l'emploi de l'astérisque qui mérite d'être signalé. Comme dans son premier dictionnaire hongrois—français, l'auteur a marqué d'un astérisque les mots condamnés par les puristes ; il est pourtant regrettable qu'à l'intérieur de cette catégorie qui comprend surtout des germanismes, aucune distinction n'est faite entre un grand nombre de vieux termes de métier comme **vinkli* 'équerre', d'une part, et **kultúrbotrány* 'scandale pour la civilisation humaine', de l'autre (un peu plus haut, l'astérisque manque pourtant au mot **kultúrbarbárság* 'culture-barbarie' qui, évidemment, n'est point plus recommandable que les autres termes commençant par *kultúr-*). De cette liste on peut d'ailleurs rayer la dénomination officielle du *Kultúrkapcsolatok Intézete* („Institut des Relations (‘ulturelles’)) qui, heureusement, est déjà nommée *Kulturális Kapcsolatok Intézete*. Rappelons que dans

² Variante phonétique et orthographique plus tard évincée par *atom*, forme plus fidèle au prototype grec.

³ „*atómelmélet* atomisme, théorie atomistique”, *atómhő* „chaleur atomique”, *atomisztika* „atomique”, *atómmag* „noyau atomique”, *atómsúly* „poids atomique”.

^{3a} Cf. „*La crise charbonnière de la Petite Europe*” (*Humanité* 6 mai 1950, p. 3).

certains cas les mots marqués d'astérisque sont munis aussi d'un qualificatif stylistique : c'est le cas, par exemple, du terme familier *fater* (*a ~om* „mon paternel”) que l'auteur considère à juste titre comme un terme d'argot (cf. *mutter* 1. „maternelle, mémère” ; 2. „vis femelle”). Outre l'astérisque, une riche série d'abréviations sert à indiquer après le mot-souche l'appartenance de celui-ci soit à une certaine couche du lexique, soit au vocabulaire spécial d'un métier. Reste à voir si ces abréviations, déjà plus ou moins communes aux dictionnaires des Editions Académiques, seront reconnues aussi par notre nouveau „dictionnaire d'usage” (*Értelmező Szótár*). Il est évident qu'à cet égard, dans l'intérêt de „l'éducation lexicographique” des usagers, les divergences devraient être réduites au minimum.

La „grammaticalisation” des mots-souche, c'est-à-dire l'indication de quelques désinences flexionnelles est loin d'être une nouveauté dans l'histoire de la lexicographie hongroise. A ce propos nous n'avons qu'une remarque à faire : est-il absolument nécessaire que l'ordre de ces indications varie sans cesse d'un dictionnaire à l'autre et que même un substantif aussi banal que *dugó* 'bouchon' se présente dans les dictionnaires parus depuis une vingtaine d'années, au moins sous trois formes différentes : Sauvageot : **dugó** [-t] ; Halász : **dugó** [-t, -ja, -k] ; Eckhardt : **dugó** [-k, -t, -ja]. Rappelons que dans quelques cas les renvois aux formes fléchies font défaut : ainsi au mot *duplum* „double” l'auteur n'ajoute aucune indication, quoiqu'on puisse bien dire : *a duplumokat más könyvtáraknak adjuk át* 'nous cédon's les doubles à d'autres bibliothèques'.

D'une manière générale, les indications de ce genre reposent sur l'appartenance d'un vocable à telle ou telle catégorie de mots (*Wortart* ; en hongrois *szófaj*) ; il est dommage, surtout du point de vue de l'usager étranger, qu'à cet égard les indications soient beaucoup plus laconiques que par exemple au dictionnaire de E. Halász où chaque mot-souche est suivi d'un renvoi de la catégorie de mots à laquelle il appartient. En ce qui concerne les pronoms, on est un peu surpris de trouver par exemple au mot *én* les indications suivantes : I. (*szem nm* [pronom pers.]) II. (*fn* [subst.]) III. (*birt nm* [pronom poss.]) 'mon, ma, mes'. Cette disposition a le double inconvénient d'intercaler la forme substantive („le moi”) entre les deux acceptions pronominales et d'attribuer au mot *én* une fonction grammaticale qu'il n'a point ! En réalité, *én* (de même que *te, ő* etc.) ne peut revêtir la fonction possessive que dans le cas où le substantif qui le suit est munie d'une désinence possessive (type : *az én házam* „ma maison”). Cette rubrique de l'article devrait donc commencer par la formule *az én . . . -m*⁴.

III. *La structure des articles.* — On ne saurait qu'approuver la plupart

⁴ Quant à la critique de la présentation traditionnelle des pronoms personnels dans nos dictionnaires cf. les judicieuses remarques de M^{me} E. Vértes. NyK. LVII, p. 146 et ss.

des principes qui ont guidé l'auteur dans la rédaction des articles de son dictionnaire. Contrairement à un usage très douteux qui consiste à détacher les adjectifs substantivés des adjectifs proprement dits (cf. Halász : *jó** 'bon' *jó*** 'le bien'), M. Eckhardt accorde une importance primordiale au témoignage de la conscience linguistique : autrement dit, il croit à l'unité lexicale du mot *jó*, bien que celui-ci se présente tantôt comme adjectif, tantôt comme substantif (d'où son groupement : *jó* I. *mn* [adj.] 'bon' II. *fn* [subst.] 'le bien'). Dans d'autres cas, même l'étymologie commune ne suffit pas pour assurer l'unité lexicale à un support phonique qui, pour des raisons sémantiques, se rattache déjà à deux lexèmes différents : c'est le cas de I. *forrás* „bouillonnement” ; II. *forrás* „source”.⁵

Évidemment, dès qu'on renonce au respect de l'origine commune de certains mots, c'est surtout l'appréciation personnelle qui prévaut. MM. Országh et Halász — de même que le dictionnaire d'usage en préparation — s'en tiennent encore à l'unité du substantif *ér* et à celle du *ér* dans toutes leurs acceptions, alors que M. Eckhardt distingue, d'une part, I. *ér* „vaisseau (sanguin), artère” et II. *ér* „(petit) ruisseau”, d'autre part, III. *ér* „toucher” etc. et IV. *ér* „coûter”. Les cas de ce genre semblent prouver que les traditions de la lexicographie hongroise sont encore loin d'être établies dans tous leurs détails ; à bien des égards, l'uniformité n'est qu'apparente. Ces constatations valent aussi pour l'ordre des fonctions transitive et intransitive : alors que M. Halász commence par les fonctions transitives l'énumération des significations du verbe *ér*, M. Eckhardt (suivant l'exemple de M. Országh) renverse l'ordre (III. *ér*) et range dans la première rubrique les tournures où le verbe (dans son acception intransitive) a les significations d'„arriver”, „s'éteindre”, „toucher (à)” etc. Le second procédé est d'ailleurs justifié par la fréquence d'usage.

Un problème encore fort peu résolu par les lexicographes se rattache aux combinaisons de mots qui se composent de deux ou plusieurs termes : comment y découvrir le „mot plastique”, comment le reconnaître au moyen de principes solidement établis ? M. Eckhardt essaie de trancher la question d'une manière assez radicale : sauf les noms d'animaux et de plantes, il préfère enregistrer les syntagmes de ce genre sous la rubrique du premier terme, même si celui-ci n'est qu'une épithète adjectivale. *Ecetes uborka* „cornichons (au vinaigre)” est donc à chercher au mot *ecetes* et non au mot *uborka* ; *szabad vers* „vers libre” au mot *szabad* et non au mot *vers*, etc. Ce procédé, appliqué d'une manière absolument conséquente, présente incontestablement des avantages ; néanmoins on regrette un peu qu'au mot *uborka* on ne trouve pas ensemble *kovászos uborka*

⁵ L'emploi de chiffres romains placés devant les mots-souche est d'ailleurs plus ou moins discutable, puisqu'au dictionnaire il y a aussi d'autres chiffres romains qui, placés après les mots-souche, renvoient aux catégories de mots ou caractère transitif-intransitif d'un verbe. Aux chiffres romains placés devant les mots-souche on préférerait donc des indices du type *ferrás*¹, *forrás*².

„concombres aigries au levain” et *ecetes uborka* comme jadis, au dictionnaire de Sauvageot. La préférence du premier mot⁶ grossit considérablement les articles relatifs aux adjectifs et appauvrit — parfois d’une manière exagérée — les articles réservés aux substantifs. Il serait désirable que toute cette question, placée dans un large cadre international, soit bientôt réexaminée dans les colonnes d’une de nos revues de linguistique.

Sans nous attarder à la distinction des diverses acceptions — problème qui ne pourrait être abordé sans un grand nombre de citations — nous voudrions signaler le fait que dans la structure des articles l’ordre alphabétique (par ex. celui des syntagmes attributifs commençant par le même mot) joue un rôle essentiel ; il y a des articles où cette espèce de classement prévaut même sur les principes de classement sémantique.⁷

IV. *La technique de la traduction.* — La valeur d’un dictionnaire réside pourtant dans la richesse et la souplesse des équivalents qu’il offre à l’usager ; essayons donc de caractériser aussi à cet égard le dictionnaire que nous examinons et d’enrichir ici et là la série des équivalents. Nos remarques seront groupées selon l’ordre des mots-souches auxquelles elles se rapportent.

első. — Pour traduire l’expression *első látásra*, on pourrait ajouter à la tournure la plus générale („à première vue”) non seulement *au premier abord*, *de prime abord*, mais aussi *dès l’abord* (v. au mot *azonnal*), attestée dans cette acception, entre mille autres exemples, par la phrase suivante : „*Dès l’abord*, il la trouva toute changée, plus élégante, avec une franchise qui étonnait. . .” (Jouhandeau : *Léonora ou les dangers de la vertu*. Paris, s. d. [1951], 68).

elsötétítés. — Au sujet de terme *occultation (des lumières)* il ne serait pas inutile de faire état de la remarque de J. Hanse : „*Occultation*. Les Belges l’ont employé pour désigner ce qu’on a appelé ailleurs le *camouflage des lumières* ou *l’obscurcissement*” (Dictionnaire des difficultés grammaticales et lexicales. Amiens, 1949, 287). Selon toute probabilité, ce terme, d’une légère teinture régionale, est à mettre sur le compte de M^{me} Hélène Berner, personne ayant vécu en Belgique autour de 1940 et ancienne collaboratrice du dictionnaire.

elutazik. — Le dictionnaire n’offre comme régime du verbe *partir* que des constructions introduites par la préposition *pour* ; il n’en reste pas moins que d’autres constructions sont également possibles comme *partir à*, *en* ou *dans*. „J’étais *parti en* Angleterre”, écrivait R. Martin du Gard ; „nous *partions dans* le Midi” lisons-nous chez L. Daudet (cf. M. Grevisse : *Le bon usage*. 1949, 760).

⁶ Néanmoins le „culte du premier mot” ne s’étend point aux proverbes ; un proverbe comme *addig jár a korsó a kútra, amíg el nem törik* „tant va la cruche à l’eau qu’à la fin elle se brise” est enregistré au mot *korsó* et non sous *addig*.

⁷ Cf. l’article *szabad* où un grand nombre de syntagmes attributifs — malgré la diversité des acceptions de l’adjectif dans ces constructions — sont rangés sous une rubrique à *part* (dont le titre, pourtant, est à remanier : au lieu de *jelzős főnevekben* il eût mieux valu dire *jelzős szerkezetekben*).

érkező. — Comme substantif, seule la forme *arrivant* est offerte par le dictionnaire ; il existe pourtant aussi la forme féminine *arrivante*, enregistrée par ex. par le grand Quillet.

erénycsász, erkölcscsász. — Comme unique traduction possible, M. Eckhardt n'a enregistré que *dragon de vertu* (mais cf. Sauvageot : *erénycsász* „gardien de la vertu”). Les termes hongrois ne désignent pas nécessairement une femme, tandis que *dragon de vertu*, à en croire le dictionnaire de Robert, „se dit, par plaisanterie, d'une femme rigide, intraitable, affectant une vertu farouche” (II, p. 1386).

I. *fal*. — Soit ici, soit au verbe *fordul* il aurait été nécessaire de signaler aussi la locution figée *falnak fordul* „se tourner contre le mur” qui avait manqué aussi au dictionnaire hongrois—français de Sauvageot.

II. *fal*. — A ajouter *engloutir*, employable par exemple dans une phrase comme : „*il ne mange pas, il engloutit*” (Robert II, p. 1585).

főnök. — Ajoutons-y aussi *boss*, anglicisme attesté depuis 1869 (cf. Le français moderne, oct. 1958, p. 304).

háborús. — *Háborús uszítás* peut être traduite non seulement par *excitation à la guerre, bellicisme*, mais aussi par *agitation belliciste*.

hanglejtés. — Il eût mieux valu de ne pas identifier sans réserve *hanglejtés* „ton, intonation” avec *hanghordozás*. Ajoutons comme exemple phraséologique la construction *hanglejtés szerint*, puisqu'on peut la traduire au moins dans certains cas, par l'adverbe *tonétiqnement* (cf. „les radicaux, déterminés quantitativement, qualitativement et tonétiqnement, ont valeur sémantique”. Les langues du monde, 2^e éd. p. 851).

hangrendszer. — Outre les termes jusqu'ici proposés (*structure phonétique, système phonétique*, Eckh. 1935 ; *système de sons, système phonétique, phonétisme*, Sauv. 1937 ; *structure* ou *système phonétique, système des sons*, Eckh. 1957) ajoutons aussi *système phonique*, terme cher à F. de Saussure (cf. Godel : Les sources manuscrites du Cours de Linguistique Générale de F. de Saussure. Genève—Paris, 1957, p. 273).

hangszín. — Comme terme linguistique, ce mot n'est traduit que par „qualité” ; le terme *couleur* ne figure que dans l'expression (qualifiée de *zen* [musicale]) *la couleur du son*. Néanmoins, si l'on tient compte de l'usage courant des linguistes (cf. par ex. „la couleur de la voyelle radicale peut se modifier”. Les langues du monde, l. c.), on peut ajouter à l'acception linguistique au mot aussi bien *timbre* que *couleur*.

hangtest. — En parlant du mot, c'est bel et bien le *support phonique* (cf. par ex. A. Rosetti : Mélanges de linguistique et de philologie. Buc. 1947, p. 17) qui s'oppose au côté logique, c'est-à-dire à la signification.

hátratett. — Vu qu'une série de langues, y compris le suédois, le roumain et le bulgare, connaissent l'*article postposé* ou *enclitique*, on aurait été heureux de trouver au dictionnaire soit *hátratett artikulusz* ou *főnévmeghatározó*, soit

(moins bien) *hátratett névelő*. A noter aussi l'absence du terme *hátratétel* au sens de *postposition* (p. ex. de l'article).

ideges. — Dans la terminologie des revues de psychologie et de psychiatrie un *ideges ember* est simplement un *nerveux*. Comme substantif, ce mot manque aussi au dictionnaire français—hongrois.

induló. — La dénomination française de la marche connue sous le nom de *Rákóczi-induló* est évidemment marche de *Rákóczi* et non de *Ragotsky* (forme très vieillie!), quoique les deux variantes soient enregistrées par l'auteur sans aucune distinction.

késő. — Les traducteurs se cassent souvent la tête pour trouver un équivalent au terme hongrois *késő középkor*. D'une manière singulière cette construction manque à tous nos dictionnaires hongrois—français ce qui est d'autant plus regrettable que la traduction normale de *késő* („tardif”) n'est point susceptible de laisser entrevoir — le *Moyen Age finissant*.

kiábrándít. — Aux traductions non périphrastiques („désillusionner, désenchanter. . .” etc.) ajoutons aussi une périphrase du type *arracher les illusions à qn.* (cf. à l'appui : „je n'ose pas t'arracher les illusions brutalement”, Jouhandeau : op. cit. p. 59).

kommersz. — Le terme *kommersz* est traduit par „marchand, -e” ; néanmoins p. ex. *kommersz film* est incontestablement *film commercial*. Selon l'ingénieuse définition de J. Baratier : „Un *film commercial* rapporte de l'argent. Un film non commercial rapporte de l'estime” (Lettres françaises. 7—13 mai 1959, p. 1.).

kulturális. — Un *kulturális egyezmény* est incontestablement un *accord culturel* ; l'épithète *intellectuel* serait donc à supprimer.

makacsul. — L'expression ~ *ragaszkodik egy* (mieux : *valamely*) *véleményhez* pourrait être traduite non seulement par „soutenir mordicus une opinion”, mais aussi par „s'entêter dans une opinion” (cf. Hanse : op. cit. 287). Selon l'aimable communication de mes collaborateurs français, le mot *mordicus* est trop familier pour figurer p. ex. dans un acte diplomatique.

megver. — En parlant d'un enfant, on peut dire aussi *taper* ; déjà le Dictionnaire de l'Académie offre l'exemple : „Si vous désobéissez, je vous *taperai*”.

mér. — On aurait voulu retrouver quelque part l'expression familière *méri az utcát* ; le terme d'argot *soúlographe*⁸ (cf. H. Bénac : Dictionnaire de synonymes. Paris, s. d. [1956], 513) exprime quelque chose d'analogue.

nyelvcsoport. — Est-il certain que c'est simplement un „groupe de langues” ? Dans le cas où il s'agit de la notion de *Sprachbund*, on peut recourir aussi au terme *faisceau de langues*, déjà admis par la Terminologie standardisée des phonologues de l'école de Prague (cf. Travaux, IV.).

⁸ Le dictionnaire français—hongrois ne donne ce terme que sous forme de renvoi à *saoúlographe* ; celui-ci, par erreur, manque à sa place alphabétique.

nyelvmélek. — Il est presque superflu de noter que l'expression a *legrégibb magyar* ~ ne peut être traduit par *le plus ancien texte hongrois* que dans le cas où s'agit réellement d'un texte et non de quelques mots épars intercalés dans un texte de langue non-hongroise (cf. la charte de fondation de l'abbaye de Tihany, etc.).

nyelvhasonlítás. — L'interprétation *linguistique* ou *grammaire comparée* ou *comparative* mériterait d'être élucidée au moyen de mots explicatifs : il est évident que l'étude comparative des langues en tant que méthode n'est pas identique à la grammaire comparée. A ajouter, en guise d'exemple, le syntagme *magyar nyelvhasonlítás* (v. Sauv.), devenu célèbre comme titre d'un des principaux ouvrages de J. Szinnyei.

nyelvművelés. — M. Sauvageot traduit ce terme important par *culture de la langue* ou *du langage* ; M. Eckhardt propose, comme en 1935, *culte de la langue*. Il est difficile de se prononcer ; en tout cas, la traduction de Sauvageot s'appuie sur des modèles classiques comme l'expression latine *cultura linguae* que nous avons relevée dans un des ouvrages de Nicolas Révai.⁹

ötödik. — Pour des raisons chronologiques, M. Eckhardt n'a pu encore enregistrer la dénomination de la *Ötödik Köztársaság* qui n'est pas seulement *Cinquième République*, mais aussi *la Cinquième* tout court.¹⁰

pad. — Ni ici, ni aux lettres S ou U nous n'avons retrouvé l'expression *sétatéri* ou *utcai pad* qui, bien entendu, est à traduire par *banc public* (cf. une chanson divulguée principalement par Patachou : „Les amoureux qui se bécotent sur les *bancs publics*. . .”).

piás. — Ce terme argotique (très répandu aussi dans le langage familier) ne signifie pas seulement *plein*, c'est-à-dire „ivre”, mais aussi „ivrogne”, avec tous les synonymes argotiques de *pochard* à *soûlard*. A ajouter comme mot-souche le dérivé *bepiál*, synonyme de *berüg* „se saouler”.

rétoromán. — Comme adjectif, à ajouter *rhétique*, très fréquent par ex. dans le syntagme *idiomes rhétiques* (cf. Bourciez, etc.) Le *ladin* est à proprement parler la branche orientale de ces parlers, autour de la ville d'Udine.

uráli. — A ajouter *uráli nyelvek* c'est-à-dire *langues ouraliennes* ; comme nom collectif : *l'ouralien* (Langues du Monde, 2^e éd. p. 273).

valaha. — Il n'eût pas été superflu d'ajouter aussi quelques exemples phraséologiques comme p. ex. *a legtisztességesebb ember, akivel valaha találkoz-tam* „le plus honnête homme que j'aie jamais rencontré”.

versforma. — On regrette que la différence essentielle qu'il y a entre *mètre* et *rythme* fût plus ou moins effacée par une série synonymique d'une

⁹ Cf. L. Gáldi : *A magyar szótáriródalom a felvilágosodás korában és a reform-korban* (La lexicographie hongroise au Siècle des Lumières et à l'Ere des Réformes). Budapest, 1957, p. 124. En russe on dit également : культура языка.

¹⁰ Cf. la phrase : „Le ministre de l'Information, dans ce style comice agricole qui caractérise *la Cinquième* . . .” (Lettres Françaises, 1. c.).

cohérence assez douteuse : „vers, mesure, mètre, rythme, métrique”. Des distinctions beaucoup plus précises ont été proposées, il y a plus d'un quart de siècle, par A. W. de Groot dans sa célèbre étude : *Le mètre et le rythme du vers. Psychologie du langage*. Paris, 1933, p. 326 et suiv.

Mais ne prolongeons pas cette liste ; tout porte à croire que l'auteur lui-même, surtout si un séjour plus ou moins prolongé en France lui permet d'étudier sur place l'état actuel du vocabulaire français, ne manquera pas de réviser son texte pour y apporter sans cesse des retouches en vue d'une prochaine édition. Car le dictionnaire français—hongrois de M. Eckhardt est déjà depuis longtemps épuisé ; il n'est pas douteux que la partie hongroise—française remportera un succès analogue. Au surplus, ces dictionnaires sont déjà en train de féconder de la manière la plus heureuse la lexicographie des pays danubiens ; rappelons à ce sujet que le grand dictionnaire roumain—hongrois, rédigé actuellement à Cluj, compte — grâce aux affinités lexicales du roumain moderne et du français — parmi ses principales sources le dictionnaire français—hongrois et que le dictionnaire hongrois—français sert déjà de modèle à la rédaction de notre premier grand dictionnaire hongrois—italien. Les contacts de ce genre ne peuvent que nous réjouir, car ils témoignent de la vitalité de ces traditions qui se forment sous nos yeux pour servir de stimulus et même de — tremplin aux lexicographes du présent et de l'avenir.

L. Gáldi

А. ЭКХАРДТ : ВЕНГЕРСКО-ФРАНЦУЗСКИЙ СЛОВАРЬ.

Издательство Венгерской Академии Наук. Будапешт, 1958 г.

(Резюме)

После издания своего первого венгерско-французского словаря (1935 г), проф. А. Экхардт опубликовал французско-венгерский словарь большого объема (1953 г), второй и дополнительной частью которого является настоящий новый словарь, содержащий почти 2400 страниц. В рецензии проанализированы, как некоторые проблемы, относящиеся к заглавным словам, так и проблемы, связанные со системой грамматических и стилистических указаний. Во второй части рецензии сообщаются некоторые дополнения, а в заключении показано значительное влияние словарей, составленных проф-ом Экхардтом на другие словари нашего времени.

Л. Гальди

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Hrg. von Karl Mollay. Monumenta Historica Budapestinensia I. Edidit Magistratus Urbis Budapest. Akadémiai Kiadó, Budapest 1959, 240 S., 2 Karten und 14 Tafeln.

Historiker, Rechtswissenschaftler und Linguisten, die eine moderne und fachgerechte Ausgabe des Ofner Stadtrechts, eines der wichtigsten und ältesten deutschen Sprach- bzw. Rechtsdenkmäler des spätmittelalterlichen Ungarn

so lange vermissten, sahen der im vorigen Jahre vom Rat der ungarischen Hauptstadt und von der II. Klasse der Ungarischen Akademie der Wissenschaften beschlossenen Wiederausgabe vom „Rechtspuech nach Ofnerstat Rechten“ mit den grössten Erwartungen entgegen. Diese Erwartungen waren um so mehr berechtigt, als die philologische Verlässlichkeit des Herausgebers, Karl Mollay, sich während einer nunmehr jahrzehntelangen germanistischen Forschungsarbeit bewährt hatte, und es war vorauszusehen, dass er auch als Editor des historisch wie rechtsgeschichtlich (und dementsprechend auch rein sprachlich) vielfach sehr problematischen Rechtsbuches Tüchtiges leisten wird. Mollay hat unsere Erwartungen weitgehend erfüllt, ja in mancher Hinsicht übertroffen.

Der eigentlichen Textveröffentlichung schickt der Herausgeber eine *Einleitung* (S. 7—32) voraus, worin er Geschichte und weitere Aufgaben der Forschung bzw. der Deutung des Ofner Stadtrechts, sowie die Einrichtung der vorliegenden Ausgabe darlegt. Dann folgt der *Text* (S. 33—205) vollständig, in der Reihenfolge der Handschrift, genauer gesagt, der Handschriften: *Prologus* (Kap. I—X), *I. Teil*: Vorrede; König, Landherren und Edle von Ungarn (Art. 1—19), *II. Teil*: Richter und RATHERREN der Stadt Ofen (Art. 20—64), *III. Teil*: Kaufleute und Handwerker (Art. 65—403), *IV. Teil*: Kaufleute und Handwerker (Art. 404—422), *V. Teil*: Ausländische Kaufleute (Art. 423—441), *VI. Teil*: Ergänzung (Art. 442—445). Der Textveröffentlichung schliesst sich ein *Sachregister* (S. 207—226), ferner ein *Glossar* (S. 227—237) an.

Die *Einleitung* bietet eine kritische Besprechung der bisherigen Forschung. Bisher wurden zwei Handschriften benutzt: anfangs die sog. *Cromer* — Handschrift (*Cr*) aus den Jahren 1541—1559, woraus jedoch nur Proben mitgeteilt wurden,¹ später, als Andreas Michnay und Paul Lichner 1845 die kurz vorher entdeckte Pressburger Handschrift veröffentlichten, dieser sog. *Lyzcalkodex* (*Lyc*).² Mit Ausnahme zweier Forscher³ wurde bisher allgemein angenommen, *Lyc* sei eigentlich keine Abschrift, sondern das Original selbst.⁴ Ein noch grösseres Übel war jedoch, dass Michnay und Lichner, wie nach ihnen so viele, den Text nur von *historischer*, nicht aber auch von *sprachlicher* Seite her anfassten. Das bedeutete

¹ J. Podhradczky: Buda és Pest szabad királyi városoknak volt régi állapotjokról. Pest 1833.

² A. Michnay — P. Lichner: Ofner Stadtrecht von MCCXLIV — MCCCCXXI. Erläutert und herausgegeben von A. Michnay und P. Lichner, Professoren am evangelischen Lyzeum zu Pressburg. Pressburg, Druck und Verlag von Carl Friedrich Wigand. 1845.

³ Franz Salamon und Andreas Scheiner.

⁴ So ausser Michnay und Lichner auch A. Karvasy: A Buda-városi jogkönyv, leginkább jogi és államgazdászati szempontból. Magyar Akadémiai Értesítő, Pest 1859, S. 965 ff; N. Relković, Buda város jogkönyve. Budapest 1905; B. Czvengros 1913/14 in einer seitdem verschollenen Handschrift; G. Didovác, A Budai Jogkönyv (Ofner Stadtrecht) hangtana. Budapest 1930.

freilich, dass man auf den wichtigsten Hebel zur chronologischen (und auch sonstigen) Einstufung der Handschriften verzichten musste. Ausserdem hatten zwar Michnay und Lichner nebst Zugrundelegung des Lyzealkodexes auch die Abweichungen der Cromer-Handschrift mit herangezogen, aber es waren nur Abweichungen im *W o r t l a u t*, nicht in der Sprache bzw. in der Orthographie. Es braucht uns also nicht wunderzunehmen, wenn die dritte, bisher bekannte Handschrift des Ofner Stadtrechts (*Bp*), die wohl eine Abschrift für die siebenbürgische Stadt Klausenburg war und erst 1938 von der Budapester Stadtbibliothek erworben wurde, im Sinne der Originalität von *Lyc* willkürlich als eine Abschrift derselben aufgefasst werden musste.⁵

Mollay ist der erste, der sich von dieser alten vorgefassten Meinung befreit, die drei vorhandenen Handschriften mit Rücksicht auf die verschiedensten Einzelheiten chronologisch richtig einordnet und ihr Verhältnis zueinander klarstellt. Seine Ergebnisse bestätigen den schon 1885 von dem ungarischen Historiker Franz Salamon⁶ geäußerten und später von dem Siebenbürger Sachsen Andreas Scheiner⁷ vertieften Zweifel an der Originalität bzw. Priorität von *Lyc*. Es wird auch jene Ansicht widerlegt, *Bp* sei eine Abschrift von *Lyc*: Mollay setzt hier eine ältere gemeinsame Vorlage voraus, die — wie er vermutet — wahrscheinlich die Originalhandschrift selbst war.

Aus der Überprüfung der bisherigen Forschung ergeben sich auch die weiteren Aufgaben, die Mollay in fünf Punkten zusammenfasst. Dem ersten dieser Punkte, nämlich der kritischen Neuausgabe des Ofner Stadtrechts mit Berücksichtigung der zur Zeit bekannten drei Handschriften (*Lyc*, *Bp*, *Cr*) ist er mit dieser Publikation nachgekommen. Die nächsten Aufgaben sind nach Mollay die Klärung der Verfasserfrage des Originals bzw. die Bestimmung der Entstehungszeit des Rechtsbuches, die Feststellung des Verhältnisses der drei Handschriften untereinander und zur verschollenen Originalhandschrift, die Erschliessung des Ofner Stadtrechts für Sprach- und Rechtsgeschichte, sowie eine sprach- und sachgeschichtliche Auslegung nebst Übersetzung (S. 20). Diesem Programm können wir vorbehaltlos zusagen und hoffen, dass bei den zuständigen Stellen das Verständnis für die Wichtigkeit einer möglichst baldigen Verwirklichung dieses gut überlegten Planes nicht ausbleibt. Der erste Schritt ist nun getan, es mögen bald folgen die anderen, damit sich uns ein so wichtiges Stück ungarisch—deutscher und ungarndeutscher Geschichte und Sprachgeschichte endlich auftut!

⁵ N. Relković: A budai jogkönyv (Ofner Stadtrecht) harmadik kézírata a Fővárosi Könyvtárban. — Die dritte Handschrift des Ofner Stadtrechtes in der Budapester Stadtbibliothek. A Fővárosi Könyvtár Évkönyve — Jahrbuch der Stadtbibliothek Budapest. Bd. 11 (1941), Budapest 1942, S. 121 ff, mit deutschem Auszug.

⁶ Budapest története. Budapest 1885, Bd. 3, S. 83 f.

⁷ Eine Aufgabe deutscher Sprachforschung im Ostland. Siebenbürgische Vierteljahrschrift 54 (1931), S. 255 ff.

Zur Verwirklichung dieses grosszügigen Programms, das letzten Endes zur Klärung der historischen und sprachlichen Stellung des Deutschtums im vortürkischen Ungarn führen soll, stösst Mollay in einzelnen Gebieten schon in der besprochenen Arbeit vor. Er nimmt den Text der ältesten Handschrift (*Lyc*) zur Grundlage der neuen Ausgabe, gibt diesem aber zugleich einen starken kritischen Apparat bei, der alle wichtigen Varianten der beiden anderen Handschriften (*Bp*, *Cr*) registriert, u. zw. nicht nur jene des Wortlauts, sondern auch im Hinblick auf Rechtschreibung, Sprachgebrauch und Sachgeschichte. Dadurch wird dem Forscher auch die Untersuchung von Sprache und Orthographie der einzelnen Handschriften ermöglicht, woran bei der Michnay-Lichnerschen Ausgabe so gut wie nicht zu denken war. Es seien an dieser Stelle nur einige Beispiele angeführt. In *Lyc* heisst es *des kunigs Bele* 'des Königs Belae', in *Bp* jedoch *wele* (Art. 25; S. 68 bei Mollay). *Lyc* hat *gebalt*, *Bp* dagegen *gewalt* (Prologus: zu Art. 245; S. 51 bei Mollay), *Bochen* in *Lyc* steht *Wochn* in *Bp* gegenüber (Prologus: zu Art. 227; S. 51 bei Mollay), 'tun' wird in *Lyc* *tain*, in *Bp* *thuen*, in *Cr* aber *thun* geschrieben (Prologus: zu Art. 298; S. 56 bei Mollay), usw., usf. Ebenso interessant sind die Parallelen *monder* ~ *munter* 'munter', *nonn* ~ *nunn* 'Nonne', *off* ~ *auf* 'auf', *kummen* ~ *chümen* ~ *quemen* ~ *chömen* 'kommen', *wullen* ~ *wollen* ~ *wellen* 'wollen', *waffen* ~ *waphen* ~ *wapen* ~ *wopen* 'Waffen', sowie die wortgeographisch auszuwertenden Belege, z. B. *krambitperr* 'Wacholder'. *lagel* ~ *lagil* 'Lägel', *her* 'er' in *Lyc*, aber *Er* in *Bp* (Art. 322 und 392; S. 166 und 186 bei Mollay), die Bezeichnung für den Friedhof, die abwechselnd als *freythauf*, *Freihaus* und *kirchhoff* ~ *kirchoff* vorkommt u. dgl. Die Verwertung solcher Formen zur Bestimmung der Ofner Mundart im Mittelalter bzw. vor den Türkenkriegen erfordert natürlich ein äusserst vorsichtsvolles Verfahren, vor allen Dingen die Klärung des Verfassers, der möglichen Einflüsse anderer Rechtsbücher — das Ofner Stadtrecht „helet in etlichen dingen oder stugken Maidpurgerischem rechten“! (S. 58 bei Mollay) —, sowie der Ofner Kanzleisprache überhaupt u. ä. Mit Recht warnt also der Herausgeber davor, die Sprache des Ofner Stadtrechts ohne weiteres als *die* Ofner Kanzleisprache oder sogar als *die* Ofner Mundart hinzunehmen (S. 21). Trotzdem scheint eben die Mollaysche Ausgabe auch für derartige Unternehmen eine solide Grundlage zu sein.

Was die Frage nach dem Verfasser des Rechtsbuches anbelangt, ist Mollay wohl auf dem rechten Wege, wenn er den Verfasser in *J o h a n n e s S i e b e n l i n d e r* (nach seinem Heimatort Siebenlinden, heute Lipiany in der Slowakei, nahe Eperies) vermutet. Dazu müssen sich auch noch die Historiker äussern, allerdings sind die von Mollay angeführten Gründe triftig und annehmbar, wie auch die Richtigstellung der alten (Michnay-Lichnerschen) Auflösung jener Stelle, wo man im Kontext eben den Namen des Verfassers erwartet: es handelt sich um die Abkürzung *Johes*, die früher in *Jehovas* aufgelöst wurde, was im Textzusammenhang ganz sinnlos ist. Mollays Auf-

lösung der Stelle in *Johannes* ist auch paläographisch berechtigt (S. 9 und 22). Aus ebenso stichhaltigen Gründen setzt er die zur Zeit feststellbare kürzeste Zeitspanne, in welcher das Rechtsbuch redigiert wurde, zwischen den Jahren 1403—1439 an. Eine bestimmtere Chronologie erwarten wir — wie auch Mollay — von dem Kommentar zu den einzelnen Kapiteln des Prologs und den Artikeln des Rechtsbuchs. An Hand der Kritik der bisherigen Kommentare gibt der Herausgeber auch hierzu gute Anhaltspunkte (S. 24 ff).

Mit besonderer Spannung erwarten wohl alle Forscher, die sich mit Problemen der mittelalterlichen deutschen Siedlungen in Südosteuropa beschäftigen, den sprachhistorischen Kommentar zu der neuen Ausgabe, den uns Mollay „in vielleicht nicht unabsehbarer Zeit“ zu liefern verspricht. Die Klärung der mittelalterlichen Ofner Mundart würde zugleich den Schlüssel geben zu den meisten Fragen der räumlichen Gliederung, ja der historischen Sprachgeographie der deutschen Mundarten im alten ungarischen Raume schlechthin und liesse vielleicht auch die Lücken schliessen, die trotz den grossen Errungenschaften der Forschung in den letzten Jahren und Jahrzehnten⁸ noch immer nicht erledigt werden konnten. Dasselbe gilt für die Klärung vieler Fragen der alten sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Ungarn, in erster Linie der gegenseitigen Entlehnungen. Mollays Beispiele⁹ bestätigen wieder einmal die Unerlässlichkeit der lexikographischen und sprachgeographischen Bearbeitung bzw. Ausbeutung der alten ungarndeutschen Sprachdenkmäler eben auch für die ungarische Sprach- und Kulturgeschichte. Einem Wörterbuch der deutschen Sprache in Ungarn im Mittelalter bzw. in der angehenden Neuzeit, woran Mollay, soviel uns bekannt ist, schon ziemlich lange arbeitet, wäre nicht nur die deutsche, sondern mindestens in dem Masse auch die ungarische Wissenschaft verbunden.

Sehr zu begrüssen ist Mollays Verfahren bei der Einrichtung des Buches. Nicht nur die Anführung der wichtigen Varianten der Handschriften *Bp* und *Cr*, sondern auch die Heranziehung der in Frage kommenden ungarländischen Quellen und der im Rechtsbuch verwendeten Bibelzitate bedeuten für die weitere Forschung eine grosse Erleichterung bzw. Zeitersparung. Man wird dem Herausgeber beipflichten müssen, dass er im eigentlichen Texte nicht die paläographische, sondern die orthographische Treue anstrebt. Ein restlos einheitliches Prinzip ist dabei kaum zu erreichen, jedoch das Allerwichtigste: die Möglichkeit der weiteren sprachlichen Untersuchung, die mit der Michnay-Lichnerschen Ausgabe undenkbar ist. Es wird auch kaum Leute geben,

⁸ Z. B. E. Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. München 1957; J. Hanika: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes in der Mittelslowakei. München 1952; H. Weinelt: Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Brünn — Prag — Leipzig — Wien 1938 u. ä.

⁹ S. 29 f in der Ausgabe, ferner: A Budai Jogkönyv magyar szórványai — Die ungarischen Wörter des Ofner Stadtrechtes. Magyar Nyelv — Ung. Sprache 1958. 461 ff.

die auf Grund veralteter Grundsätze dem Herausgeber übelnehmen, dass er eine „Normalisierung“ der Sprache des Denkmals im Sinne Lachmanns unterliess. Im Gegenteil: der Sprachler fühlt sich dafür Mollay gegenüber besonders verpflichtet, denn damit hat er ihm praktisch die Handschrift bzw. die Handschriften selbst in die Hand gegeben. Und ganz gewiss ist Mollay im Recht, wenn er annimmt, die Verwendung der Grossschreibung — wir möchten sagen: die Konsequenz bei der Grossschreibung in den Handschriften — kann für die chronologische Bestimmung aufschlussreich sein (S. 30). Wir können uns dadurch zweifelsohne eine weitere Stütze erarbeiten für die Zeitpunkte *post* bzw. *ante quem* in bezug auf die Entstehung der einzelnen Handschriften.

Es sei zugleich eine überaus wichtige methodologische Neuerung Mollays hervorgehoben: er ist der erste, der bei der Behandlung dieses unüberschätzbaren sprach- und rechtsgeschichtlichen Denkmals (wozu sich hoffentlich auch die Historiker und die Rechtswissenschaftler äussern werden) die richtige Haltung findet. Bisher hat die Forschung das Sprachliche vernachlässigt oder wenigstens stark in den Hintergrund gestellt, und jedenfalls falsch interpretiert. Mollay geht hier mit dem feinen Gefühl des Linguisten und des Historikers — er ist ja doch beides — ans Werk, und leitet damit eine neue, komplexe sprachlich-historische Methode bei der Erforschung von derartigen Denkmälern ein. Diese grundsätzlich neue Haltung kommt auch beim Sachregister bzw. beim Glossar sehr schön zum Ausdruck. Bei der Zusammenstellung hielt Mollay stets die Handhabung des Materials vor Augen und nahm alles auf, was in sach- oder in sprachgeschichtlicher Hinsicht, bzw. für das bessere Verständnis des Textes wichtig sein kann. Den bairischen und mitteldeutschen mundartlichen Eigentümlichkeiten wird dabei weitgehend Rechnung getragen. Das Sachregister erleichtert nicht nur die Arbeit des Rechtshistorikers, sondern es stellt in mancher Hinsicht einen Spiegel des Glossars dar, wodurch sich der Leser beim Suchen nach einzelnen Wörtern, Ausdrücken usw. leicht und schnell orientieren kann. Hier werden auch die herangezogenen bzw. heranzuziehenden sonstigen Quellen des Ofner Stadtrechts berücksichtigt. Die Aufnahme der im Texte belegten geographischen Namen in das Register war glücklich, allerdings ist es in rein formaler Hinsicht nicht ganz logisch, wenn neben den übrigen deutschen Bezeichnungen (z. B. *Ödenburg* — *Sopron* — im Text: *Edenburg*; *Kaschau* — *Košice* — im Text: *Kascha* usw.) der Name der Stadt *Eperies* (slowak. *Prešov*) nur in ungarischer Form (*Eperjes*) erscheint, zumal im eigentlichen Texte auch *Epries* (Art. 442) steht — wenn es sich hier nicht um einen Fehler des Satzes handelt. Es wäre überhaupt sehr wichtig, eine bessere Einsicht in die mittelalterliche Toponymik der Ofner Umgebung zu gewinnen, was aber nur auf Grund des Ofner Stadtrechts nicht möglich ist. Es müssten hier, wie auch bei der Analyse der Ofner Mundart, sämtliche Archivalien herangezogen werden, die in diesen Beziehungen etwas zu sagen

haben. Das wäre in erster Linie auch für die endgültige Lösung der Frage von Belang, *was* in Ofen die Türkenzeit überdauerte und *was* nicht?

Zum Schluss möchten wir den Herausgeber nur bitten, beim folgenden Kommentar an Hand des Sprachlichen auch dem Volkskundlichen ein gleich-grosses Gewicht beizulegen. Das um so mehr, als die bairisch—mitteldeutsche (wir würden vorsichtshalber nicht sofort sagen: „ostmitteldeutsche“) Symbiose zwischen Volkskundegut und Mundart vielseitige Spannungen entstehen lassen kann, wie wir es bei den mittelalterlichen Siedlungen in Nordungarn beobachten können.¹⁰ Eine gegenseitige Ergänzung der Ergebnisse auf beiden Gebieten könnte also bei der Bestimmung des vortürkischen Ofner Deutsch-tums ausserordentlich wichtig sein.

Die schöne und sorgfältige Ausstattung des Bandes verdient (trotz der wenigen Druckfehler) besonders hervorgehoben zu werden. Es ist endlich ein Buch, mit dem die ungarndeutsche Germanistik nach einem ziemlich langen Schweigen wieder gehobenen Hauptes vor die wissenschaftliche Welt-öffentlichkeit treten kann.

Cl. Hutterer

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtsammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Hrg. von Karl Mollay. Monumenta Historica Budapestinensia I. Edidit Magistratus Urbis Budapest. Akadémiai Kiadó, Budapest 1959, 240 str., 2 карты и 14 илл. (= *Городское право Буды.* Изд. К. Моллай.)

(Резюме)

Рецензент знакомит новое издание средневекового городского права Буды (западной части венгерской столицы). Издание, являющееся трудом К. Моллай, использует новые приемы при обработке старописьменных памятников немецкого языка в Венгрии. В рецензии особое внимание выделяется глоссарию, предметному указателю и, прежде всего, введению издателя, в котором изложены практические и теоретические проблемы данного памятника.

Кл. Хуттерер

¹⁰ Vgl. K. Horak: Das weltliche Volkslied in Deutschpilsen — Nagyörzsöny. Neue Heimatblätter, Budapest, Jg. 1 (1935), S. 254 und 266 f, ferner A. Karasek — Langor: Das Sagengut der Deutschpilsner Sprachinsel (Nagyörzsöny) im Honter Komitat. Deutschungarische Heimatblätter, Budapest, Jg. 4 (1932), S. 210 ff.

INDEX ALPHABÉTIQUE

I. LANGUES OURALIENNES

A) Langues finno-ougriennes

a) Finnois					
hämärä	60	bű	179	fogoly	118
jyvä	169	cafrang	159	folyófü	244
kanta-pää	104	csáprág	159	forraszt	256
kasvaa	94	csikó	150, 353	fő, fej	104
koira	124	csotár	159	fürész	173
kurkku	124	derekalj	259	fürj	174
kylmä	60	dészno	167	füst	171
pimeä	77	Egrestő	243	gabona	169
poski-pää	104	egy 'sanctus'	179	gácsér	353
pyy	118	egyenes	122	ganaj	255, 256
pää	104	éh	152	gonoszulni	257
rinta-pää	104	eke	169	guba	174
sile-va	58	él	44, 45, 46, 85	gulya	165
sisilisko	118	Elekes	243	gunár	353
tevana	165	Élesd	243	gyalu, gyaló	242
vilu	60	ellen	243	Gyarmat	179
		ellik	153	gyújt	171
		előpénz	242, 243	hadnagy	183
		emészt	243	hajtó	242
		erdő	149	halastó	242
		ered	243	harang	170
		ereszt	243	harapófogó	244
		ernyő	173, 242, 243	harcsa	170
		Esztermény	123	haricska, hariska	258
		ev	85	hársfa	181
		evet	122	has-ad, has-ít	94
		ézel	388	hasonmása	94
		Ézelez	388	haszon	94, 242
		ezüst	66, 142, 172	hëgy	122
		ja	148, 149	hëja	170
		jagy	41	here	122, 124, 125
		jaj	168	herél	122, 124, 125
		Fali, Falicsi	388	hermec-szij	159
		jalunagy	183	heveder	159
		fazék	173	hideg	60
		jeér, fejér	252	him 'acupictum'	174
		jegyver	173	hiv	122
		jehérítő	253	hó	122
		jehérke, fejerke	252, 255	hordó	256
		jejezdjő	105	horog	169
		fejni	165, 166, 167	húg	175
		Feketeügy	181	húr, hurka	124
		felemás	105	huruba	258
		felpénz	243		
		ferstóg	242	ige	179
		figyelmez	123		
b) Hongrois					
alkotni	250, 252				
alkudni	250, 251				
ánizslag	241				
ara	175				
arat-	141				
árkus	242				
átalag	241				
azsag	256				
babona	244				
bácsi	353				
báj	179				
bakancs	256				
becé, becéz	246				
bekecs	174				
beteg	60				
boci	246				
bőjt	179				
bu(j)dosó	242				

<i>igéz</i>	179
<i>ihlet</i>	179
<i>in</i>	184
<i>ing</i>	174
<i>inség</i>	184
<i>isten</i>	121, 179
<i>istennyila</i>	121
<i>jéggalóca</i>	59
<i>jégvirág</i>	59
<i>jonh</i>	152
<i>juh</i>	152
<i>Jutocsa</i>	388
<i>kalap</i>	259
<i>kanál, kalán</i>	173
<i>kúpa</i>	154, 159
<i>kard</i>	130
<i>kecske</i>	168
<i>kelme</i>	174
<i>kén</i>	171
<i>kenéz</i>	257
<i>kengyel</i>	160
<i>kenyér</i>	140
<i>kereskedő</i>	259
<i>kereszt</i>	353
<i>keresztül</i>	259
<i>kés</i>	173
<i>konda</i>	168
<i>kosz</i>	168
<i>kova</i>	171
<i>köpcé, köpöce</i>	249
<i>krispán</i>	242
<i>kusza</i>	353
<i>kút</i>	168
<i>küszöb</i>	141
<i>láb</i>	122
<i>lajbi, lábli</i>	242
<i>lát</i>	122
<i>legel</i>	168
<i>legény</i>	175
<i>Lensze</i>	389
<i>les</i>	41
<i>liszt</i>	169
<i>Lüüntik</i>	388
<i>lopólok</i>	244
<i>lovagol</i>	153
<i>madár</i>	245
<i>magyar</i>	136, 137, 138, 139
<i>makk</i>	168
<i>Mavagy</i>	44, 45
<i>mégyék</i>	123
<i>menyét</i>	123
<i>mérték</i>	249
<i>meszelő</i>	242
<i>moh</i>	152
<i>mony</i>	125
<i>Morágy</i>	117
<i>moslók</i>	242, 256
<i>mozog</i>	122
<i>munorau</i>	138

<i>nagy</i>	183
<i>nap-levő</i>	46, 47, 49
<i>nász</i>	175
<i>násznagy</i>	175, 183
<i>nem 'genus'</i>	175
<i>Némél</i>	44, 45
<i>nemez</i>	180
<i>Némvagy</i>	44, 45
<i>néni</i>	353
<i>név</i>	175
<i>nyáj</i>	168
<i>nyél</i>	154
<i>nyereg</i>	154
<i>nyerít</i>	153
<i>nyom</i>	41
<i>nyomorgat</i>	123
<i>nyű-</i>	141
<i>nyűg</i>	153
<i>ó</i>	122
<i>olló</i>	168
<i>olt</i>	166
<i>oltó</i>	166
<i>orr</i>	148
<i>orvos</i>	179
<i>ör</i>	183
<i>ördög</i>	179
<i>örnagy</i>	183
<i>öszvér</i>	158
<i>öv</i>	141
<i>pléh</i>	242
<i>ponty</i>	170
<i>porozó</i>	256
<i>pruszlik</i>	242
<i>rojt</i>	174
<i>rüh</i>	152, 168
<i>sahtu</i>	132
<i>sajt</i>	165, 166, 167
<i>sajtalan</i>	132
<i>sárlík</i>	153
<i>sarló</i>	140
<i>sebes</i>	248
<i>sír</i>	175
<i>só</i>	132
<i>Sófalva</i>	244
<i>Sohhteluk</i>	132
<i>sólyom</i>	170
<i>sörény</i>	153
<i>süllő</i>	242
<i>szádok, száldob</i>	181
<i>szakács</i>	256
<i>szakállas</i>	248
<i>szamár</i>	156
<i>szán</i>	122
<i>szántani</i>	169
<i>szapora</i>	247, 248
<i>szarka</i>	248

<i>szarv</i>	169
<i>szekér</i>	173
<i>szemfájó</i>	105
<i>szén</i>	171
<i>szerszám</i>	248
<i>szigony</i>	169
<i>szőr</i>	153
<i>szűgy</i>	122
<i>Szűsze</i>	389
<i>táltos</i>	179
<i>tanács</i>	353
<i>tapló</i>	171
<i>Tarrkacs(u)</i>	388
<i>Tas</i>	388
<i>tehén</i>	164
<i>teher</i>	152
<i>tej</i>	165, 166, 167
<i>tekergő</i>	242
<i>tolvaj</i>	125, 182
<i>tor</i>	179
<i>tőgy</i>	165, 166, 167
<i>tőgy</i>	117
<i>tromf</i>	243, 244
<i>tűsz</i>	184
<i>úr</i>	246
<i>üget</i>	153, 165
<i>ügy</i>	181
<i>üst</i>	172
<i>üsző</i>	153, 165
<i>úz</i>	153, 165
<i>üzekedik</i>	153, 165
<i>vad</i>	148
<i>vadász</i>	148
<i>vagy</i>	44, 45, 46
<i>vájol</i>	249
<i>vajtikó</i>	249
<i>vajtó</i>	249, 250
<i>vagyon</i>	94
<i>vályú</i>	168
<i>várnagy</i>	183
<i>vas</i>	130, 172
<i>vászon</i>	173
<i>vehem</i>	152
<i>vemhes</i>	152
<i>vér</i>	59
<i>véralma</i>	59
<i>vérbelű körte</i>	59
<i>vérbükk</i>	59
<i>vérjű</i>	59
<i>vérjuhar</i>	59
<i>vérkeszeg</i>	59
<i>vérliliom</i>	59
<i>vérpinty</i>	59
<i>vig</i>	247
<i>(v)imdd</i>	179
<i>víz</i>	181
<i>Zilah</i>	242

c) Lapon

<i>jabmet</i>	81
<i>piñña-</i>	123
<i>šučče</i>	78
<i>vuou^utē</i>	148

d) Mordve

<i>ača</i>	58
<i>etške</i>	183
<i>kirga</i>	124
<i>piže</i>	58
<i>povo</i>	118
<i>šija, šije</i>	66

e) Ostiak

<i>čar</i>	124
<i>khon-</i>	173
<i>kart, karta</i>	129
<i>lamba</i>	72
<i>Lo.Amač</i>	182
<i>noyar</i>	154
<i>ňamak</i>	122
<i>pengh</i>	118
<i>səran</i>	137
<i>šəloy, šəloy</i>	66
<i>unt</i>	148

Samoyède-Iénisséin

<i>aija</i>	82
<i>bese</i>	130
<i>eli, ele</i>	58
<i>fei</i>	77
<i>fode², jore</i>	58
<i>fóne, -ñero</i>	123
<i>forāro, fodādo</i>	81
<i>je²oabo</i>	81
<i>lota</i>	75
<i>tarebo</i>	125
<i>tefi</i>	78
<i>tō</i>	76
<i>tibā</i>	85

Samoyède-Kamassin

<i>baz</i>	130
<i>eši</i>	58
<i>kəm</i>	59
<i>Kuumu</i>	59
<i>sil</i>	58
<i>s², sō</i>	67
<i>šišə</i>	78
<i>thali</i>	125
<i>theŋa</i>	76
<i>tibega</i>	82
<i>uja</i>	83

f) Tchérémissé

<i>azar; äzä</i>	58
<i>čəgət</i>	166
<i>kañə, yañə</i>	72
<i>kerdo, kerde</i>	130
<i>körŋə</i>	124
<i>kürt-ñö</i>	129
<i>sarla</i>	140
<i>ši, šiž</i>	66

g) Vogoul

<i>jāñk-ñol</i>	59
<i>jāñk-puñk</i>	59
<i>jarəŋ</i>	137
<i>khär</i>	124
<i>čün-</i>	173
<i>kēñš</i>	160
<i>kēr</i>	129
<i>kiucer</i>	124
<i>māñši</i>	136
<i>moš, moš</i>	136
<i>näl</i>	154
<i>nēmənt</i>	180
<i>nefrä</i>	154
<i>ňämək</i>	122
<i>pāli</i>	153
<i>saran</i>	137
<i>šəlt</i>	58
<i>šūč</i>	132

B) Langues Samoyèdes

Samoyède-Koibal

<i>syl</i>	58
------------	----

Samoyède-Motor

<i>dzobuka</i>	82
----------------	----

Samoyède-Ostiak

<i>kues</i>	130
<i>pad, pače</i>	58
<i>porua -ŋ</i>	83
<i>sile</i>	58
<i>tagge, tāŋ</i>	76
<i>wac</i>	83

Samoyède-Taighi

<i>beiše</i>	130
<i>körü</i>	124

Samoyède-Tavghi

<i>basa</i>	130
<i>jaemei²</i>	77
<i>feai, feae</i>	104

<i>täpleč</i>	171
<i>tolmač</i>	182
<i>üt</i>	181
<i>βeəiy</i>	165

h) Votiak

<i>aral-</i>	141
<i>azveš</i>	142
<i>girk</i>	124
<i>kač</i>	72
<i>kenir, kenir</i>	140
<i>kim</i>	122
<i>kort</i>	129
<i>sara-kum</i>	137
<i>sil</i>	122
<i>šurlo</i>	140

i) Zyriène

<i>eziš, eziš</i>	142
<i>girk</i>	124
<i>gumal-</i>	173
<i>i.čičid</i>	183
<i>jaran</i>	137
<i>jomtinij</i>	81
<i>kač</i>	72
<i>kört</i>	129
<i>šilj</i>	122
<i>šarla</i>	140
<i>ššib</i>	150

<i>fate</i>	58
<i>foda'am</i>	81
<i>jama-</i>	81
<i>sela</i>	58
<i>tara</i>	76

Samoyède-Yourak

<i>acea</i>	58
<i>beä</i>	104
<i>-därəp, -därəm</i>	71, 72
<i>hava</i>	122
<i>höra</i>	124
<i>hurkku</i>	124
<i>jāmau</i>	81
<i>jei, jēi</i>	49
<i>jemhe</i>	49
<i>jesea</i>	130
<i>jibi</i>	78
<i>jie², jiei²</i>	49
<i>jičpada</i>	82
<i>jik</i>	76
<i>jileadm</i>	85
<i>jilibeä</i>	85
<i>juna</i>	150
<i>labtahy</i>	75
<i>lapt</i>	75
<i>ñä²</i>	75
<i>mäkkä</i>	75

<i>ηae</i>	46	<i>pihi</i>	75	<i>siĵēsea, siĵēe'</i>	66
<i>ηāja</i>	83	<i>pi-n''</i>	75	<i>ta'</i>	76
<i>ηale-ky</i>	58	<i>pōdādm</i>	81	<i>iāle-u</i>	125
<i>padea</i>	58	<i>pohāej</i>	75	<i>tīti, tīti</i>	78
<i>paeβi</i>	77	<i>puijembeā</i>	104	<i>ty, te, tō</i>	165
<i>pae''ηau</i>	123	<i>sauwa-ĵilea</i>	45	<i>tībeai, tībei</i>	85
<i>parā-dm</i>	83	<i>sē, šē, šlē</i>	67	<i>voj-ile</i>	45

2. LANGUES INDO-EUROPÉENNES

A) *Langues indo-iraniennes*a) *Langues indiennes*

Vieil-indien

<i>dhēnú-</i>	165	<i>rāsana-</i>	173
---------------	-----	----------------	-----

b) *Langues iraniennes*

Avestique

<i>daenú-</i>	164
<i>ġara-</i>	157
<i>karōta</i>	129

Ossète

<i>kard</i>	129
<i>nāmig, nāmug</i>	175
<i>uās</i>	165

Vieux perse

<i>aspa-</i>	157
--------------	-----

Pehlevi

<i>kārt</i>	129
-------------	-----

Persan

<i>āsp</i>	157
<i>kārd</i>	129

B) *Arménien*

<i>ēs</i>	157
-----------	-----

C) *Langues slaves*

Slave

<i>gnojβ</i>	255
<i>kapa</i>	159
<i>spora</i>	247

Russe

<i>rog</i>	169
------------	-----

D) *Grec*

<i>σάγμα</i>	156
--------------	-----

E) *Latin*

<i>cappa</i>	159
<i>sauma</i>	156

F) *Langues néo-latines*

Roumain

<i>a alcătui</i>	250, 251, 252	<i>fercheș</i>	252, 253, 255	<i>iute</i>	247
<i>alău</i>	243	<i>gunoi</i>	255, 256	<i>naramză</i>	253
<i>a mădări</i>	245	<i>hajlău</i>	241	<i>portocală</i>	253
<i>a se alcătui</i>	250, 251, 252	<i>hașleu</i>	241, 242	<i>saparișe</i>	246, 248
<i>a ferchezui</i>	252, 253, 255	<i>hirișcă</i>	258	<i>tromf</i>	243, 244
<i>a se ghilosi</i>	254	<i>hrubă, hurubă</i>	258, 259	<i>văitău</i>	249

G) *Langues germaniques*

Allemand

<i>Draufgeld</i>	244	<i>Sauntier</i>	156
<i>Einschlag</i>	241	<i>Trumpf</i>	243
<i>Grube</i>	259		

3. LANGUES TURQUES

Turc		Tchouvache	
<i>âr</i>	138	<i>măjâr</i>	138
<i>jar-</i>	140	<i>sîsna</i>	167
<i>kazan</i>	170	<i>șurla</i>	140
		<i>tăăGăt</i>	165
Osmanli		Yakoute	
<i>cultar</i>	159	<i>moinoyon</i>	138

4. LANGUES MONGOLES

Mongol		Bouriate	
<i>mojil</i>	138	<i>moihon</i>	138

Akiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki felelős: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1959. VII. 4. — Terjedelem: 15,50 (A/5) ív

1959/49287 — Akadémiai Nyomda Budapest, V. Gerlőczy u. 2. — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with „Kultúra” Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante :

ACTA LINGUISTICA, Budapest 62, Postafiók 440.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу :

«ACTA LINGUISTICA», Budapest 62, Postafiók 440.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Текущий счет №: 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

- Lakó, Gy.*: Zum 75. Geburtstag von Dr. David Fokos-Fuchs — *Лако, Дь.*: К 75-летию рождения Д. Фокоша-Фукса 235
- Tamáš, L.*: Zum ungarisch-slawisch-deutschen Wortgut des Rumänischen — *Тамаш, Л.*: К венгерско-славянско-немецкому словарному фонду румынского языка 241
- Herczeg, Gy.*: Sintassi delle proposizioni subordinate nella lingua italiana — *Херцег, Дь.*: Синтаксис подчиненных придаточных предложений в итальянском языке 261
- Hutterer, Cl.*: Randbemerkungen zu Eberhard Kranzmayers Historischer Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes — *Хуттерер, Кл.*: Примечания к книге Э. Кранцмайера об исторической географии фонем баварского диалекта 335
- Gárdonyi, S.*: Zum Bedeutungswandel in der Bergmannssprache — *Гардо́ни, Ш.*: К изменениям значений в языке шахтеров 361
- Źizkclcty, A.*: Zur Orthographie und Lautlehre des „Budapester Oswald“ — *Визкелети, А.*: Об орфографии и фонетике „Будапештского Освальда“ 375
- Kázmér, M.*: Conférence onomastique à Budapest — *Казмер, М.*: Конференция по ономастике в Будапеште 385

Comptes-Rendus

- Eckhardt Sándor: Magyar-francia szótár (Dictionnaire hongrois-français) (Gáldi, L.)* — Эххардт, Ш.: Венгерско-французский словарь (*Гальди, Л.*) 391
- Das Ofner Stadtrecht. Herausgegeben von Karl Mollay. (Hutterer, Cl.)* — *Das Ofner Stadtrecht* — (Городское право Буды.) Изд. К. Моллай (*Хуттерер, Кл.*) 400
- Index Alphabétique* 407